

Puebla

oder

Die Franzosen in Mexiko.

Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart.

von

Von Sir John Retcliffe.

(Verfasser des Romans »Sebastopol.«)

Erste Abtheilung: Der Schatz der Ynkas.

Erster Band.

ERSTER ABSCHNITT.

DER NEUE ARGONAUTENZUG.

EINE SPIELPARTHIE.

Der Kanonendonner auf den Boulevards und an der Kirche St. Eustach schwieg seit vier Stunden. Die gräßliche Nacht war vorüber und Paris erwachte, um zitternd und besiegt seine Todten unter den Leichenhaufen zu suchen, welche noch die Trottoirs und die Schwellen der Häuser bedeckten, an deren Thüren die Unglücklichen vergebens Hilfe und einen Rettungsweg gesucht hatten.

Es war ein entsetzlicher, grauenhafter Anblick, der sich in der sonst so prächtigen Straßenreihe bot. Viele Häuser waren von den Vollkugeln und Kartätschen äußerlich fast ganz demolirt, ja einzelne drohten den Einsturz. Alle Fensterscheiben waren zerschmettert, in den Vertiefungen um die Bäume her stand faktisch das geronnene Blut zollhoch, auf den Trottoirs selbst konnte man nur mit Mühe den rothen Lachen ausweichen; an einzelnen Stellen hatten die rohen Hände der Soldaten die Todten über einander geworfen, an anderen lagen sie noch in derselben Stellung, wie die verderbliche Kugel sie getroffen; Männer in Blousen und im feinen Rock des Flaneurs, – ein armer Wasserverkäufer mit seinem Horn; – Frauen aus dem Volk, daneben ein junges, schönes Mädchen in glänzender Toilette, der eine Kugel Hut und Kopf von der Seite durchbohrt hatte; – eine todte Frau, deren kaltes Gesicht ein kleines Kind weinend und hungrig streichelte; – Bürger und Beamte, die in irgend einem Geschäft zufällig vorüber gekommen – jene furchtbare Gemeinschaft des Todes, die alle Stände gleich macht!

Weiterhin über dem Boulevard Poissonnière nach St. Denis hin, an der Porte Saint Martin, mehrten sich die Zeichen der Zerstörung. Hier hatten die Barrikaden gestanden, auf denen sich die Rothen – Männer, Knaben und Frauen – bis zum letzten Augenblick geschlagen, und die von den Jägern von Vincennes zuletzt mit dem Hirschfänger auf den Büchsen genommen worden waren. Die Balken, Bohlen, Möbel und Steine, die man dazu benutzt – das Volk hatte selbst ein ganzes Baugerüst an einer Stelle zusammengestürzt – waren bei Seite gebracht, um die Passage für das Militär und das Publikum wieder frei zu machen.

Das letztere bestand aus zitternden, weinenden Frauen, die durch die Nebel des December-Morgens schlichen, um ihre Gatten oder Söhne zu suchen; aus Männern, die nach ihren Frauen, aus Kindern die nach ihren Eltern jammerten; aus jenen Neugirigen, die selbst in

den Schrecken des Todes, in dem starren Auge der Leiche ein Schauspiel suchen, jeden Schritt mit Zittern der Furcht und dem Erbeben der Nerven tuend und dennoch niemals von solchen Szenen zurückbleibend!

Auf der Mitte der breiten Straßen bivouacquirten noch die Truppen, welche die schreckliche Menschenjagd gehalten, die am Nachmittag des vergangenen Tages auf die Ordre des Kriegs-Ministers Saint Arnaud begonnen und bis lange nach Mitternacht gedauert hatte. Andere Bataillone kamen mit klingendem Spiel, eine furchtbare, höhnende Leichen-Musik, heran, um die von Blut, Wein und Pulverdampf erschöpften Kameraden abzulösen. Paris war besiegt, zerschmettert, der rebellische Geist auf Jahrzehnte von der furchtbaren Lection unterdrückt, die künftige Kaiser-Krone für das Haupt des Präsidenten Louis Napoleon durch den Staatsstreich des 2. December und die Massacre vom 4. aus Blut und Eisen geschmiedet! —

Es war sieben Uhr Morgens, das Wetter kalt und unangenehm; ein feuchter, widriger Nebel lag noch zwischen den Häuserreihen, und die auf der Mitte der Straße noch immer brennenden Wachtfeuer leuchteten unheimlich durch den Nebelschleier, der sich nur langsam hob.

An den Seiten des Straßendamms hielten von zwanzig zu zwanzig Schritten Kavalerieposten, die Faust mit der gespannten Pistole auf dem Schenkel.

Allmählig begann sich der Nebel zu lichten und die Personen, die das Trottoir entlang zogen, wurden erkennbarer.

Aus der Rue Richelieu kamen zwei Männer, ihrer Kleidung nach den wohlhabendern Ständen angehörend, und blieben an der Ecke stehen, um die Zerstörungen zu betrachten, welche durch Erbitterung der Soldaten auf einen Schuß, der angeblich aus den Fenstern des Café Anglais auf die Truppen gefallen war, hier an den elegantesten Etablissements des modernen Paris angerichtet hatte.

Das halbtrunkene Militair war in das Café Tortoni und das Café Frascati eingedrungen und man sah deutlich von außen die Spuren der Verwüstung. Selbst bis in die Wohnung des bekannten Musikhändlers Brandis, die sich in dem Eckhaus der Rue Richelieu befindet, hatte man die Geflüchteten verfolgt und es hatte der größten Anstrengungen der Officiere bedurft, um die Hausbewohner zu retten.

Dennoch, trotz der schrecklichen, auf jedem Schritt sichtbaren Spuren begann in den demolirten Kaffeehäusern bereits das gewöhnliche Leben sich wieder zu zeigen. Die Garçons mit den weißen, zum Theil noch blutbespritzten Schürzen und den gleichen Barrets lauschten aus dem Inneren hervor, wagten sich heraus, öffneten die verschlossenen, von Kugeln durchbohrten Jalousieen und versuchten wieder einigermaßen Ordnung herzustellen. Officiere und Sergeanten, von dem langen Halt ermüdet, vom Pulverdampf geschwärzt, von dem seinen Sprühregen durchnäßt, holten selbst die Stühle und Tische herbei und lagerten sich, um von der Cantinière sich mit einem Glas Absynth oder Wein oder noch lieber, wenn es zu erreichen war, von den Garçons mit einer Tasse heißen Kaffee bedienen zu lassen.

Die beiden Männer, die aus dem Boulevard aus der Straße Richelieu erschienen, waren, obschon gut gekleidet, doch offenbar sehr verschiedener Stellung. Der Erstere war ein Mann von einigen dreißig Jahren und von einer hohen kräftigen Gestalt, die trotz ihrer Contouren und der militärischen Haltung etwas Elastisches, Elegantes hatte, wie es der bloß rohen Kraft selten eigen ist. Der zugeknöpfte Paletot zeigte eine breite, hohe Brust, die Hüften waren schmal, die mit hellen Glacées bedeckte Hand und der Fuß, dessen Glanzstiefel sich sorgfältig vor einer Berührung mit den Blutlachen der Trottoirs hüteten, waren überaus klein und

bestätigten durch ihre Form den aristokratischen Typus der Persönlichkeit. Der Kopf zeigte eine breite kräftige Stirn, von gelocktem dunklem Haar umgeben, das Gesicht verrieth einen verwegenen, entschlossenen Ausdruck, und nur das schiefe Zusammenstehen der beiden inneren Augenwinkel, die sich an der schmalen Nase zu begegnen schienen, gab dem grauen Auge etwas Unstütes und Unheimliches. Sein Mund war voll und materiell, das Kinn auffallend, stark, einen kräftigen energischen Charakter verkündend, und erinnerte in seiner Form an den bekannten Typus der Familie, die zwei Jahrhunderte lang den Thron von Frankreich besessen.

Sein Begleiter war in den Körperformen gerade das Gegentheil von ihm; Alles an der kleinen, mageren Figur schien Sehne, Muskel und Beweglichkeit. Die tiefe Bräunung des hageren Gesichtes, das feurige dunkle Auge, das pechschwarze, doch hin und wieder schon mit Grau gemischte Haar zeigten den Sohn des Südens an. Er war um mindestens zehn Jahre älter, als sein Begleiter, und obschon er wie dieser einfach gut gekleidet war, lag doch in seinem ganzen Wesen, in seinen Bewegungen Etwas, als fühle er sich genirt in der modernen Tracht und erinnere sich mit Sehnsucht an die freie luftige Kleidung des Lazaroni oder des Fischers vom Golf von Lion und den weißen Küsten von Marseille.

»*Ventre saint-gris*, Bonifaz,« sagte der offenbar Vornehmere der Beiden, indem er mit dem leichten Reitstock, den er in der Hand hielt, nach drei kaum zwanzig Schritte entfernt über einander liegenden Leichen wies, »das scheint hier ziemlich scharf hergegangen. Monsieur Le Petit versteht sein Handwerk so gut, wie einst der Große.«

»Was wollen Sie, Herr Graf,« meinte der Andere in dem weichen Dialekt von Avignon. »Jeder thut, was er kann. Hätten Ihre hohen Vettern ein Bischen solcher Energie gezeigt, ich will einen Spanier mit Haut und Haaren verschlucken, wenn nicht Frankreich noch an diesem gesegneten Tage gut königlich wäre.«

»Ich meine, es wird in sehr kurzer Zeit eine neue Auflage des Kaiserthums erleben; aber still, man liebt die Politik auf den Straßen nicht mehr. Ich hoffe nur, daß Mademoiselle Suzanne sich nicht zu sehr geängstigt und Monsieur Louis die Nase nicht vorlaut aus dem Fenster gesteckt hat. Es war nicht möglich, diese Nacht zu ihnen zu gehen.«

»Ich habe es zwei Mal versucht, Herr Graf, doch das ganze Quartier war abgesperrt. Aber Madame Suzanne wohnt zwanzig Häuser weit von den Boulevards und sie liebt den kleinen Louis wie ihren Augapfel und hat ihn während der ganzen Nacht sicher nicht von ihrer Seite gelassen.«

»Ich will es hoffen. Sieh da, *bon jour*, Kommandant! Ich komme, um mir Ihr Stück Arbeit von dieser Nacht anzusehen. Es sieht verteufelt blutig aus!«

Er war zu einem älteren Officier der Linie getreten, der einige Schritte entfernt auf der Seite nach den Boulevards vor der Thür des Café's saß.

»*Parbleu!* Graf, was wollen Sie hier? Das ist keine Stunde für einen der Löwen des Faubourg Saint-Germain. Oder kommen Sie hierher, um uns legitimistische Moral zu predigen für das, was Sie da sehen? Ich sage Ihnen, wir können Nichts davon brauchen, die Rothen haben es selbst verschuldet.«

»Ich danke, lieber Rousselin, Sie kennen mich von Avignon und Marseille her, daß ich mich nicht gerade vor Blut scheue. Hätte Karl X oder selbst Louis Philipp es verstanden, sich bei Zeiten auf ähnliche Weise in Respekt zu setzen, sie wären wahrscheinlich heute noch in Paris.

Eine tüchtige Lektion kann den Parisern zu keiner Zeit schaden, zu bedauern ist nur das unschuldig geflossene Blut.«

Er wies auf die Leichen der Kinder und Frauen.

Der Officier nahm ihn am Arm und führte ihn einige Schritte auf dem Damm hin. »Glauben Sie, daß wir das weniger fühlen? Aber der Bürgerkrieg ist das Entsetzlichste und wenn die Furien einmal losgelassen, ist kein Halt. Erinnern Sie sich an das, was der erste Napoleon gesagt. Mit Hundert, die fallen, rette ich Tausend das Leben, mit Tausend – Zehntausenden. Die Revolution hatte es darauf angelegt. Sie haben keinen Begriff, wie seit Tagen und Wochen der Soldat von diesen Kanaillen, die sich dann immer wieder in der Menge verkriechen, gehetzt und gereizt worden ist. Wer hat den Kampf begonnen? Nicht das Militär. Man hat gestern Morgen und Mittag die einzelnen Soldaten und Gensdarmen in den Nebenstraßen meuchlerisch überfallen und ermordet; man hat das anrückende Militär von den Barrikaden, aus den Fenstern der Häuser mit Schüssen empfangen – was wundert man sich jetzt, daß, nachdem der Befehl gegeben war – der Soldat schonungslos verfahren ist! Ich sage Ihnen, die Officiere hatten alle Gewalt über sie verloren, es war nicht möglich Einhalt zu thun, bis der grimmig geschürte Haß gesättigt war. Wer kann in solchen Augenblicken für Unglück; oder soll sich die bewaffnete Macht offenen Trotz bieten lassen? Nicht auf uns komme das unschuldig vergossene Blut, sondern auf Jene, denen die Ruhe des Bürgers, die Ordnung und Sicherheit des Staates ein Gräuel sind und die mit dem Blute des thörigsten gaffenden Publikums ihre verruchten Pläne ins Leben setzen.«

Der Graf zuckte die Achseln. »Kennt man die Zahl der Opfer?«

»Es müssen an dreihundert Personen auf den Boulevards gefallen sein. Man ist noch beschäftigt, die Todten und Verwundeten zu suchen. An den Hallen und in der Straße Rambuteau soll es schlimmer hergegangen sein, dort haben die Kanaillen wenigstens Courage gezeigt und es ist zum mörderischen Kampfe gekommen.«

»Kann man die Boulevards passiren?«

»Ich hoffe; nöthigen Falls berufen Sie sich auf mich. Wo wollen Sie hin?«

»Nach dem Faubourg Saint-Denis. Ich bin besorgt um theure Personen, die dort wohnen und zu deren Schutz ich gestern durch meine Abwesenheit in Versailles und die Absperrung der Straßen während der Nacht nicht gelangen konnte.«

»Dann darf ich Sie nicht länger aufhalten, Herr Graf. Soll ich Ihnen vielleicht eine Sauvegarde mitgeben? Ich fürchte, das Trauerspiel ist mit der militärischen Aktion noch nicht zu Ende und die Polizei hält jetzt ihre Nachlese. Das Erscheinen eines so bekannten Legitimisten könnte Verdacht und Ihnen Unannehmlichkeiten erregen. Das Kriegsgericht ist auf dem Quai d'Orsay in Permanenz und die erste Hitze ist gefährlich.«

Der Graf lächelte spöttisch. »Das Blut der Bourbons ist jetzt etwas rar,« sagte er leicht. »Zu einem Experiment à l'Enghien in den Schloßgräben von Vincennes dürfte Ihr künftiger Imperator doch wohl keine Courage haben, wenn in meinen Adern auch nur ein Nebenstrom rinnt. Besten Dank, Freund, aber sobald die Passage nur gestattet ist, komme ich schon durch und lasse mich nicht gern eskortiren. Auf Wiedersehen in diesen Tagen, wenn es Ihr Dienst erlaubt.«

Er reichte ihm die Hand und ging, vom seinem Begleiter gefolgt, so rasch vorwärts, als es die überall in den Weg tretenden Hindernisse erlaubten.

Der feuchte, mit Sprühregen vermischte Nebel war noch immer nicht ganz gewichen, als der Graf über den Straßendamm ging und in die Rue St.-Denis einbog.

Das Militär war hier bereits zurückgezogen und nur einzelne Posten der Mobilgarden ritten auf und nieder, und eine Anzahl der Sapeur-Pompiers war beschäftigt, die Trümmer der Barrikade, die hier gestanden und genommen worden war, vollends bei Seite zu schaffen.

Der Graf ging ungeduldig und rasch weiter, ohne angehalten zu werden.

Er war beinahe am Ende des ersten Viertels der Straße, wo die Gerüste eines Neubaus standen, der erst bis zum ersten Stock sich erhob, als das Weinen einer Kinderstimme und ein schwerer stöhnender Seufzer ihn unwillkürlich verweilen ließen.

»*Santa Virgen Maria!* wenn Ihr ein Christenmensch seid, so kommt mir zu Hilfe!« stöhnte eine Stimme.

Der spanische Ausdruck fesselte das Interesse des Grafen. Da er aus dem Süden Frankreichs stammte, sprach er die Sprache des Landes jenseits der Pyrenäen ganz geläufig. Es waren wahrscheinlich während des Morgens schon viele Personen an der Stelle vorüber gegangen und hatten den gleichen Klageruf gehört; der Schrecken und die Furcht waren aber noch zu groß gewesen, als daß Jemand es gewagt gehabt hätte, der Stimme des Mitleids Gehör zu geben und hier zu verweilen.

Der Graf trat einen Schritt näher. In diesem Augenblick hörte er eine helle Kinderstimme im Innern des Hauses sagen: »Sei still, guter Feund, ich verlasse Dich gewiß nicht! Wenn es erst ganz hell geworden, werde ich Dich zu Mama führen. Ich weiß ganz gut unser Haus – nicht weit um die Ecke – sie wird Dich gewiß heilen – Du blutest ja auch nicht mehr!«

Der Graf erstarrte, als wäre er von Stein. Um Himmelswillen, Bonifaz, diese Stimme!«

Der Mann mit der pariser Kleidung und dem Lazaroni-Wesen war mit der Behendigkeit des Panthers in einem Sprung an ihm vorbei und über die Bretter, die vor den Eingang gelegt waren. Einige Augenblicke darauf stieß er einen Jubelruf aus.

Der Graf eilte vorwärts und stieg in den Raum, aus dem die Stimmen und der Ruf seines Gefährten erklangen waren. Im nächsten Augenblick hing ein Knabe von etwa zehn Jahren an seinem Halse.

»Louis, um Gotteswillen wie kommst Du hierher? Wo ist Deine Mutter? Du blutest, Du bist verwundet?«

»O nicht ich, Onkel Graf, der arme Mann da, der mir das Leben gerettet, er hat leider einen Schuß auf der Barrikade erhalten. Nicht wahr, Onkel Graf, es wäre schlecht gewesen für einen Edelmann und künftigen Officier, wenn ich ihn hätte verlassen wollen in seiner Noth?«

»Aber Deine Mutter, Kind, wo ist Deine Mutter?«

»Bah, damit hat es keine Noth; sie war gestern Mittag in die Probe gegangen – Du weißt gewiß, daß die Polizei befohlen hat, daß die Theater alle Abende spielen müssen, wenn auch kein Zuschauer darin sein sollte. Als der Spektakel auf den Boulevards losging, wollte ich die Mama abholen. *Pardious*[*Pardioux*] – wie Du immer sagst – die alte Françoise wollte mich mit Gewalt zurückhalten und gar einsperren; aber ich bin in einem Monate zehn Jahre und komme im nächsten auf die Militär-Schule. Sie hätte andere Kräfte haben müssen, ehe sie mich halten konnte, ich habe sie selbst eingeschlossen in die Küche und bin davon gelaufen.«

»Leichtsinniges Kind! Deine arme Mutter« –

»Mama wird sich freilich geängstigt haben, als sie nach Hause gekommen ist,« unterbrach ihn schmeichelnd der Knabe, »aber dafür habe ich auch Alles aus erster Hand gesehen, und Du und Bonifaz Ihr werdet es schon wieder in Ordnung bringen, daß sie nicht zu sehr schilt.«

»So warst Du auf den Boulevards?«

»Gewiß, Onkel Graf, hinter der Barrikade an der Porte Saint Denis, als die Jäger von Vincennes das erste Mal angriffen. Ich sage Dir, es war verteufelt hübsch, all' der Pulverdampf und das Geknalle. Schade nur, daß ich die Vogelflinte nicht bei mir hatte, die Du mir geschenkt; als wir dann flüchten mußten und die Lanziere kamen, da ging es drunter und drüber. Onkel Graf, Kavalerist muß ich werden, das sage ich Dir!«

»Aber jener Mann?«

»Wir hatten neben einander hinter der Barrikade gestanden – jetzt sehe ich ein, wie gut es ist, wenn man Etwas lernt und daß Du immer mit mir spanisch sprichst. Er versteht nur wenig französisch, aber ich konnte mich ganz gut mit ihm unterhalten. Er kommt aus Mexiko, wie er mir gesagt hat und hat Muth gehabt wie ein Löwe.«

Der Graf näherte sich dem Verwundeten, welcher in dem Winkel der vier ein künftiges Gemach bildenden Mauern am Boden lag.

Bonifaz kniete bereits neben dem Mann und war bemüht, ihm einen Verband anzulegen.

»Sie sind verwundet, Señor?« fragte der Graf spanisch.

»*Carajo*, ich sollte es meinen! Der Stich in den Arm hat nicht viel zu bedeuten, als daß er ihn gelähmt hat, aber die Kugel des grünen Schurken ist tiefer gegangen, als mir lieb ist.«

»Er hat sie erhalten, Onkel Graf, als er mir das Leben rettete.«

»Einmal muß der Mensch sterben, nur hätte ich es lieber dort drüben gethan in meinem sonnigen Vaterland auf der freien Prairie oder in meinem Beruf unter den goldenen Adern eines mächtigen Placero im Kampf mit meinen natürlichen Feinden, den Rothhäuten. Der Teufel hat mich verblendet, daß ich diesem spitzbübischen Yankee getraut und mich von ihm hierher führen ließ, und noch mehr, daß ich mich in einen Streit eingelassen, der mich Nichts anging.«

Der Graf wandte sich zu dem Knaben. »Wie ging es zu, Louis, sprich!«

»Als die Soldaten die Barrikade stürmten und Alles niedermachten, was nicht davonlief, riß mich der Mann da mit sich fort. Ich glaube, es war in dem Augenblick schon, daß er den Schuß erhielt oder gleich darauf, denn sie schossen hinter uns drein, als wenn wir Hasen wären, und eine Kugel riß mir die Mütze vom Kopf. Mama wird schön schelten, denn sie hat sie mir erst vor drei Tagen gekauft – nun ist sie fort, heidi! Auch die Lanciers kamen hinter uns drein und ein Bursche mit einem großen Bart verrannte uns den Weg und stieß mit der Lanze nach mir. Aber der gute Mann hier fing den Stich mit seinem Arm auf und deshalb will ich ihn auch nicht verlassen, bis er geheilt ist.«

»*Caramba*,« sagte der Verwundete. »Wer so oft die Pfeile der Apachen mit der Hand parirt hat, wird wohl einen solchen Stock bei Seite schlagen können. Unsere Lanzenreiter verstehen ihr Handwerk besser. Ich schoß den Schurken vom Pferde mit der letzten Kugel, die ich hatte.«

»Ja und dann warf er die Pistole fort und wir flüchteten weiter, aber nur eine kurze Strecke, Onkel Graf; denn er sagte mir, er könne nicht weiter und ich solle ihn seinem Schicksal überlassen, Gott wolle nicht, daß so viel Gold in die Hände der Menschen falle! Aber er wäre gewiß von den wüthenden Soldaten getödtet worden, die von allen Seiten durch die Straße tobten. Und da ich ihn nicht bis zu Mamas Hause bringen konnte, obgleich es so nah ist,

so fiel mir der Bau ein; ich führte ihn hierher und wir versteckten uns, bis die Soldaten fort wären. Aber so oft ich auch hinausgelugt, sie blieben die ganze Nacht da und überall standen Posten und wurde geschossen.«

»Du hast wacker gethan, Louis,« sagte der Graf, »ich bin mit Dir zufrieden. »Señor,« wandte er sich zu dem Verwundeten, »nehmen Sie vorläufig meinen Dank für die Rettung des Kindes. Was zu Ihrem Beistand geschehen kann, soll sofort geschehen, die Gefahr ist, denke ich, vorüber. – Bonifaz!«

»Herr Graf?«

»Wir müssen diesen Mann in die Wohnung von Madame schaffen, es ist der nächste Ort, ihn zu verbergen, er soll das Zimmer des Knaben nehmen. Laß uns ihn so behutsam als möglich aufheben und die wenigen Schritte tragen.«

»*Mordioux*, Graf,« meinte der Provençale, »wenn ich auch nicht Ihre Riesenkraft habe, die drei solche Bursche in der Rocktasche forttragen könnte, so habe ich doch auch meine Muskeln. Sehen Sie ihn nur an und Sie werden mir ihn allein überlassen.

Die Gestalt des Verwundeten war allerdings klein und hager, noch magerer als die des Provençalen. Er trug die vom Knie ab aufgeschlitzten Calzoneras seiner Heimath, aus grünem Sammet gefertigt, und über seiner Jacke eine der gewöhnlichen leichten Blousen, wie sie die Arbeiter in Paris oder die französischen Landleute zu tragen pflegen. Um die Hüften hatte er einen jener leichten Shawls von chinesischer Seide geschlungen, deren sich die Seeleute bedienen, welche die südlichen und westlichen Meere befahren. Sein Gesicht war schmal, tief gebräunt, aber intelligent, und aus den großen schwarzen Augen funkelte trotz seiner Schwäche durch den Blutverlust, wenn er sprach, ein lebhaftes Feuer.

»So nimm ihn auf, Bonifaz,« sagte der Graf, »ich werde mit Louis vorangehen.«

Der Provençale hob den mageren Körper des Verwundeten, der ein tiefes Stöhnen nicht unterdrücken konnte, empor und legte ihn über seine Schulter. Er trug die Last so leicht, daß man sah, er sei gewohnt, weit schwerere auf sich zu laden.

Der Graf hatte den Knaben an die Hand genommen und ging mit ihm voraus; so verließen sie den Bau und traten auf die Straße. Dieselbe war in diesem Augenblick fast leer, nur am Eingange des Boulevards zeigte sich eben eine Patrouille der berittenen Gensdarmen (*garde de Paris*) und einer derselben setzte, als er die drei Personen in so verdächtiger Stellung sah, sein Pferd in Galopp.

Der Graf rief seinem Begleiter zu, mit seiner Last und dem Knaben vorwärts nach dem Hause zu eilen, wohin sie den Verwundeten bringen wollten, und das in geringer Entfernung in der nächsten Querstraße lag. Er selbst deckte ihren Rückzug, um jedes Hinderniß zurückzuweisen.

Der Provençale lief vorwärts und hatte mit dem Knaben die Hausthür erreicht, als der Gardist mit geschwungenem Säbel heransprengte.

»*Halte-là!* Ergebt Euch!«

Der Graf stellte sich ihm in den Weg; er hatte keine andere Waffe in der Hand, als seinen dünnen Spazierstock.

»Zieh die Schnur, Bonifaz, hinein mit Dir! – Was wollen Sie, mein Herr?«

»Was ich will? Den Rebellen dort will ich, den Ihr fortschleppt, und Euch dazu; denn Ihr seid seine Helfershelfer und sollt der Strafe nicht entgehen! Fort da!«

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr,« sagte fest der Graf, den Kopf des Pferdes zurückstoßend, das der Gardist gegen die Thür drängte, die sich in diesem Augenblick öffnete und den Gefährdeten einließ. »Ich bin der Graf *Raousset Boulbon* und bekannt genug in Paris, wenn man Etwas von mir will. Jener Mann ist ein unglücklicher Verwundeter, den wir aufgehoben. Es ist des Mordens genug geschehen; ich werde ihn beschützen und nicht herausgeben.«

»Dann sind Sie ein verdammter Rebell, wie er! Rufen Sie auf der Stelle *vive Napoléon!* oder ich spalte Ihnen den Kopf!«

Der Graf blickte lachend in das von Wein und Dienstleifer geröthete Gesicht des Gardisten.

»Es lebe die Verfassung, wenn wir einmal eine haben sollen!« sagte er spöttisch. »Zum Henker mit der Diktatur Napoleon!«

Der Gensd'arme holte zum Hiebe aus, als der Edelmann mit Gedankenschnelle Bein und Sattel des Reiters packte und mit einem Ruck Beide: das Pferd und den Reiter, auf das Straßenpflaster warf.

»*Ventre saint-gris!* Bursche, sei ein andres Mal höflicher, wenn Du mit dem Blut Deiner alten Könige sprichst!«

Er trat in die Thür, da er sah, daß einige Kameraden des Gestürzten herbei eilten, und drückte diese in das Schloß.

Dann, indem er dem Portier befahl, sich nicht um die Lärmenden zu kümmern, sprang er die Treppe hinauf und öffnete die Thür eines Vorzimmers.

Eine Scene, die sein tiefes Mitgefühl in Anspruch nahm, zeigte sich ihm durch die offen stehende Thür des anstoßenden Salons.

In der Mitte desselben auf dem Teppich kniete eine junge Frau von 27 bis 28 Jahren mit langen aufgelösten Haaren und derangirter Kleidung. Die Augen waren vom Weinen geschwollen und geröthet, glänzten aber jetzt in dem freudigen Entzücken, mit dem sie den Knaben umschlungen hielt, der an ihrem Halse hing und ihr noch von den Spuren der Thränen entstelltes hübsches Gesicht mit Küssen bedeckte und ihr hundert Schmeichelnamen gab.

Daneben stand eine alte Frau, offenbar die Dienerin, welcher der Bube am Nachmittag vorher entwischt war, und die bald weinend, bald lachend die Hände vor Schrecken über all' die Gefahren zusammenschlug, von denen der Kleine munter schwatzte.

Bonifaz hatte den Verwundeten in einen Lehnstuhl niedergelassen und machte jetzt mit vergnügtem Gesicht durch eine Bewegung die Glücklichen auf die Anwesenheit des Grafen aufmerksam. Die junge Frau ließ den Knaben los und stürzte auf den Grafen zu, der sie in seinen Armen empfing.

»O Aimé,« schluchzte sie an seiner Brust, »wo bist Du so lange geblieben in dieser schrecklichen Nacht? Wenn Du wüßtest, welche Angst ich gelitten, als uns der Direktor gestern Mittag besorgt nicht nach Hause zurückkehren lassen wollte, wie gern ich jeder Gefahr getrotzt hätte, um hierher zu unserem Liebling zu eilen, den ich sicher im Schutze seiner alten Wärterin glaubte! – welche Verzweiflung mich erfaßt hat, als einer der Beamten mich endlich vor zwei Stunden auf Umwegen hierher geleitete und ich Françoise wehklagend traf und den Knaben fort, fort, vielleicht getödtet auf den blutschwimmenden Straßen! Hätte nicht eine tiefe Ohnmacht alle meine Sinne befangen und mich willenlos zu Boden geworfen, ich wäre wahnsinnig geworden vor Angst.«

Der Graf machte sich freundlich aus ihren Armen los. »Gott ist mit ihm gewesen und hat ihn beschützt, theure Suzanne; beruhige Dich, er ist ja jetzt glücklich und gesund in unseren Armen, und einem künftigen Soldaten muß Du schon den tollen Streich nachsehen. Aber ein Anderer hat jetzt alles Anrecht an unsere Sorge. Diesem Manne da haben wir es wahrscheinlich allein zu danken, daß Louis uns wieder gegeben ist. Er ist bei seiner Rettung schwer verwundet worden, richte so schnell als möglich des Knaben Stube für ihn ein und laß Françoise den Hausmeister nach dem nächsten Arzte senden. Schleunige und stille Hilfe ist dringend nothwendig.«

Die Theilnahme der Schauspielerin für den Fremden, der ihr Kind gerettet, war sofort erregt. Während die Dienerin nach der Bestellung des Arztes eilte, flog sie selbst nach dem kleinen Hinterzimmer, wo das geräumige Bett des Knaben stand, breitete frische Linnen über dasselbe und brachte mit eigener Hand Alles in Ordnung. Dann trugen die beiden Männer vorsichtig den Kranken in dem Lehnstuhl nach dem Gemach, hoben ihn auf das Lager und entledigten ihn der belästigenden Kleider.

Während Bonifaz bei dem Verwundeten blieb und den Arzt erwartete, kehrte der Graf in den Salon der Schauspielerin zurück.

Louis Aimé, Graf Raousset de Boulbon war zu jener Zeit etwa 32 Jahre alt und das vollkommene Bild jener eben so muthigen und Nichts scheuenden als leichtsinnigen, abenteuersüchtigen und glänzenden Edelleute, die Frankreich vor mehr als einem Jahrhundert, zur Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans, berühmt und berüchtigt gemacht hatten. Er war in der Provence, in der alten Papststadt Avignon, geboren, sein Stammherr ein natürlicher Sohn des Prinzen Louis von Bourbon-Condé und Bruder des großen Condé. Für die Uebertragung reicher Güter verstand sich der Ahnherr der Familie damals zur Veränderung des Namens Bourbon in Boulbon, aber das unruhige Blut des ritterlichen Connetable Carl von Bourbon und seiner Enkel blieb unverändert in ihren Adern und trieb sie, als sie nicht auf den Schlachtfeldern ihres Vaterlandes zur Zeit der republikanischen und napoleonischen Herrschaft ihrer Abstammung wegen es verspritzen konnten, zu vielen anderen abenteuerlichen Thaten und Extravaganzen. Die Familie war eine der reichsten der Provence und als der junge Graf Aimé sein väterliches Erbe antrat, besaß er noch 40,000 Francs Renten.

Jung, reich, von einer großen stattlichen Figur, einer besonderen männlichen Schönheit und einer wahrhaft herkulischen Stärke, die ihm unter den unteren Volksklassen seiner Heimath den Ruf und das Ansehen eines Rolands verschafften und von der er so eben noch in dem Rencontre mit dem Gardisten eine Probe abgelegt, stürzte er sich mit aller Leidenschaftlichkeit seines Blutes und allem Uebermuth der Jugend in das Leben und verschwendete in wenigen Jahren Zinsen und Kapital seines Vermögens bis auf einen geringen Rest. In jener Zeit ging er, schon ruiniert, nach Algier, erwarb sich dort die Freundschaft des Marschalls Bugeaud und zeichnete sich in verschiedenen Treffen gegen die Araber, namentlich in der Schlacht am Isly, aus. Mit Bugeaud kam er nach Frankreich zurück. Der Mangel an Energie, der ihn in den Februartagen dem alten geprüften Feldherrn den Oberbefehl der Truppen von Paris entziehen ließ, stürzte den Thron Louis Philipp's. Nachdem die Februar-Revolution und die Republik ein *fait accompli* geworden, trat der Graf bei den Wahlen zur Assemblée als Candidat für den Comtat Venaissin, die der Kirche gehörende Grafschaft, auf, reiste umher und betheiligte sich an den Clubs. Das Volk hatte eine fanatische Anhänglichkeit für ihn, namentlich war es die gefürchtete Gilde der Lastträger von Avignon, welche ihm unbedingt gehorchte und die

ihn gleich einer Garde stets umgab. Man nannte ihn nur *Monsieur le Comte*, gerade wie man früher nur gewohnt war, zu sagen: der König. Es gab für diese Männer keinen andern Grafen, als ihn, auf der Welt. Seine Freigebigkeit, sein ritterliches Wesen, die alte Tradition, seines Namens, endlich seine furchtbare Körperkraft hatten diese Leute schon in seiner Jugend an ihn gefesselt; aus ihnen stammte Bonifaz, der seit achtzehn Jahren sein steter Begleiter gewesen war, bald Diener, bald Freund, Vertrauter seiner zahlreichen Liebeshändel, Gefährte und Schützer seiner Abenteuer, Genosse seiner Kämpfe und seiner Verschwendungen. Der Avignote hätte Jeden auf der Stelle zu Boden geschlagen, der es gewagt hätte, in seiner Gegenwart Uebles von seinem Herrn zu reden. Er besaß die Treue eines Hundes, die Kühnheit eines Bären und die Zärtlichkeit einer Mutter für ihn.

Diese Treue hatte er auch auf den Sohn seines Herrn, den kleinen Louis, übertragen. Vor zwölf Jahren, als Mademoiselle Suzanne als junge Anfängerin die Bühne in Marseille betrat, hatte der Graf ihre Bekanntschaft gemacht und zwischen den beiden jungen Herzen sich ein zärtliches Verhältniß entsponnen. Das junge Mädchen hing mit aufopfernder Liebe an ihm, und auch der Graf, in allen Verirrungen und Zerstreuungen seines Lebens, hatte nie aufgehört, ihr seine Anhänglichkeit und seinen Schutz zu bewahren. Für den Knaben selbst aber zeigte er die größte Zärtlichkeit und erklärte, ihn, sobald er in die Armee eingetreten wäre, adoptiren zu wollen. Durch seine Protection war Mademoiselle Suzanne schon seit mehreren Jahren bei einem der kleinen Boulevard-Theater engagirt und es verging selten ein Tag, an dem der Graf, seit er wieder in Paris war, Mutter und Kind nicht besuchte. Mit Bonifaz war der Knabe ein Herz und eine Seele und führte unter seinem Schutze alle munteren Streiche aus. Zugleich bildete dieser in allen körperlichen Uebungen seinen Lehrmeister.

Der Graf war beschäftigt, sich nochmals von dem Knaben seine Abenteuer erzählen zu lassen und die Mutter desselben über die schrecklichen Ereignisse der Nacht zu beruhigen, als Françoise eintrat und meldete, daß der Doktor angekommen sei und sich bereits im Zimmer des Verwundeten befinde.

Der Graf verließ die Frauen und begab sich dahin. Er kannte den Arzt, da er ihn mehrmals schon bei der Schauspielerin gesehen, und fand ihn mit der Untersuchung des Kranken beschäftigt. Der Stich im Arm war wenig gefährlich, der Schuß im Rücken schien aber die volle Besorgniß des Mannes der Wissenschaft zu erregen.

Der Kranke hatte sich von Bonifaz eine Cigarette geben lassen und rauchte mit der Ruhe eines Stoikers, als ginge ihn die Sache Nichts an, während der Doktor mit der Sonde die Wunde untersuchte.

Die Ränder derselben hatten eine braune, verdächtige Farbe.

»Wie lange hat der Mann die Kugel im Rücken?« fragte der Arzt.

»Seit gestern Abend. Man darf Ihnen vertrauen, Doktor, er erhielt sie, als er von der Barrikade an der Porte Saint-Denis floh. Ich hoffe, die Heilung ist, wenn auch schwierig, doch nicht unmöglich. Er hat Louis aus dem Getümmel gerettet und Beide waren leider gezwungen, die Nacht in dem Keller eines Neubaus ohne Beistand zuzubringen.«

Der Doktor zuckte die Achseln. »Sie waren in Algerien, Herr Graf, und haben Schußwunden gewiß viele gesehen. Das Aussehen dieser hier ist nicht besonders; wäre ärztliche Hilfe sofort in Anspruch genommen worden, so hätte sich die Kugel leichter entfernen lassen und doch

—«

»Sprechen Sie.«

»Doch ist die Entfernung der Kugel nothwendig und die einzige Möglichkeit der Rettung.«

»Dann muß sie versucht werden.«

Der Arzt zögerte.

»Was haben Sie?«

»Herr Graf,« sagte der Doktor entschlossen, »ich wage die Operation nicht allein zu unternehmen. Der Unterschied von zwei oder drei Stunden kann keine sonderliche Veränderung in den Zustand dieses Herrn mehr herbeiführen. Da Ihnen so viel an seiner Erhaltung liegt, werde ich mich sofort zu Boisset, unserem geschicktesten Operateur, begeben und ihn bitten, die Operation unter meiner Assistenz zu übernehmen. Der Verwundete muß jedoch von der Gefahr unterrichtet werden, die er dabei fährt. Der Tod kann –« er senkte die Stimme zu leisem Flüstern – »ja, er wird vielleicht bei der Operation erfolgen. Die Kugel ist in dem Rückenknochen stecken geblieben.«

»Und wenn die Operation nicht erfolgt?«

»So stirbt er unrettbar.«

Der Graf bedachte sich einige Augenblicke. »Er muß es erfahren,« sagte er endlich, »er scheint mir ein Mann zu sein, der dem Tode oft in das Auge gesehen.«

»Señor,« sagte er auf Spanisch zu dem Verwundeten, der während des Gespräches ruhig die Cigarette weiter geraucht hatte, »ich habe Ihnen eine böse Mittheilung zu machen, die jedoch keineswegs die Hoffnung ausschließt. Der Doktor benachrichtigt mich, daß Ihre Wunde unbedingt tödtlich ist, wenn Sie sich nicht einer Operation unterwerfen wollen, deren Ausgang – ich darf es Ihnen nicht verschweigen – zweifelhaft ist. Gelingt sie, so sind Sie gerettet, aber –«

»Nun, Señor?«

»Sie kann eben so gut einen schlimmen Ausgang zur Folge haben.«

»*Carrajo!* reden Sie klar, Señor – ich könnte dabei sterben?«

»Wenn Sie darauf bestehen, es zu wissen: ja!«

»Und wenn ich mich weigere, wie lange habe ich dann noch zu leben?«

Der Graf übersetzte die Frage dem Doktor.

»Acht bis zehn Stunden,« sagte dieser.

»*Caramba!* Das lohnt allerdings nicht der Mühe. Und ich könnte durchkommen, wenn ich den Doktor bohren und schneiden lasse?«

»So sagt er.«

»Sie wissen vielleicht, Señor, wir Mexikaner sind leidenschaftliche Spieler. Betrachten Sie die Sache als Würfelspiel und fragen Sie ihn, wie die Chancen stehen würden. Sechs zu sechs?«

Der Graf mußte unwillkürlich, trotz der traurigen Veranlassung, lächeln, indem er die Frage dem Doktor wiederholte.

Dieser zuckte die Achseln. »Bewahre, das wäre Täuschung. Rechnen Sie höchstens drei zu sechs! Wir müssen dem Manne die Wahrheit sagen, wenn er als Fremder etwa Bestimmungen zu treffen hat.«

Der Graf wiederholte dem Verwundeten den wenig tröstlichen Ausspruch.

»Das ist verteufelt wenig Aussicht,« sagte der Mexikaner, »indeß ich habe sie oft noch schlimmer gehabt, kaum eins zu zwanzig, wenn die Hunde, die Apachen am Rio del Norte, uns auf der Fährte waren. Bah! ich erinnere mich noch eines Abends, wo ich Joaquin anbot,

Eins gegen Hundert zu spielen, daß unsere Scalpe am nächsten Morgen an dem Sattel einer Rothhaut hängen würden. – Ich nehme den Vorschlag des Doktors an, Señor; man kann nur ein Mal sterben. Aber ich habe als vorsichtiger Mann noch einige Bedingungen zu stellen.«

»Reden Sie; jeder Ihrer Wünsche soll erfüllt werden, wenn es irgend in unseren Kräften liegt.«

»Es wird Sie nicht viel Mühe kosten. Fragen Sie den Doktor, wenn er das Schneiden beginnen will.«

»Sagen wir, daß die Operation um elf Uhr diesen Vormittag statthaben soll.«

»Also noch über zwei Stunden – gut, ich werde bereit sein. Er hat doch Nichts dawider, wenn ich sie hinbringe, so gut ich kann? Ich bin ein mäßiger Mann und trinke nur Wasser.«

»Der Herr mag über seine Zeit disponiren, vorausgesetzt, daß er sich ruhig im Bette hält.«

»*Gracias*, Doktor, dafür haben Ihre Landsleute gesorgt. Ich muß Sie dann bitten, Señor Conde – so nennt man Sie ja wohl – einen zuverlässigen Mann, etwa diesen guten Freund hier« – er wies auf Bonifaz – »nach der Rue de Barbitte zu schicken. Er wird dort in dem Logirhaus nach einem Amerikaner fragen, einem Schuft vom Scheitel bis zur Sohle. John Brown ist sein Name. Er ist mein Begleiter, oder vielmehr ich bin durch eine Art Handel sein Compagnon, und er wird mich sicher über das Ohr hauen, wenn er es möglich machen kann. So zahlt ihm mein Tod vielleicht die Rechnung; aber ich muß ihm doch wenigstens Nachricht geben, damit er sich keine unnöthigen Kosten mit Nachforschungen nach meiner Person macht. Nur Eines müssen Sie mir versprechen: der Kerl darf nicht eher erfahren, wo ich bin, und nicht eher hier eintreten, als bis der Doktor fertig zum Schneiden ist. Er würde mir vorher die Seele aus dem Leibe calculiren und mir jede Minute mit seinen Rechnungen und seinen Klagen verbittern.«

»Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Bonifaz selbst wird den Mann herbeiholen. Haben Sie sonst noch eine Bestimmung zu treffen über Ihre Habe oder dergleichen für den, wie wir hoffen, gewiß nicht eintretenden Fall eines unglücklichen Ausganges?«

»Ich bin ein armer Mann, Señor Conde, obschon ich wahrscheinlich mehr Schätze gesehen habe, als der König von Spanien je besessen. Ich habe nicht Kind noch Kegel und nur zwei Freunde, die sich in diesem Augenblicke vielleicht am Colorado oder Rio Grande umhertreiben und zeitig genug merken werden, daß ich nicht mehr auf der Welt bin, wenn ich an dem bestimmten Tag nicht an der Quelle des Buonaventura mit ihnen zusammentreffe. Aber es fällt mir etwas Anderes ein. Sagen Sie, Señor, ist der Knabe, der so tapfer die Nacht bei mir aushielt und lieber seine schöne Mutter in Angst ließ, als daß er einen armen Fremden verlassen wollte, Ihr Verwandter?«

»Er ist mein Sohn.«

»Gut, Señor Conde. Ich möchte ihm gern meine Dankbarkeit beweisen und mir zugleich noch ein Vergnügen bereiten. *Caramba!* ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich kann den Gedanken nicht los werden, daß diese Indianer von Doktoren am Ende doch noch meinen Skalp bekommen werden, obschon die Partie drei zu sechs steht, also gar nicht so schlecht für mich. Wollen Sie mir nicht eine Bitte, Señor Conde, sondern einen Wunsch erfüllen?«

»Mit Freuden.«

»Spielen Sie Monte?«

Der Graf lächelte. »Da ich nicht weit von der spanischen Gränze zu Hause bin, gewiß – ein wenig. Aber es würden sich hier, wenn Sie etwa mit mir zu spielen beabsichtigten, schwerlich Monte-Karten auftreiben lassen.«

»Dafür ist gesorgt,« sagte der Kranke. »Wenn Sie in die Seitentasche meiner Hose fassen wollen, werden Sie ein Spiel darin finden. Es ist zwar ein wenig schmutzig und abgenutzt, aber ich versichere Sie, ich habe schon manche Million damit gewonnen und verloren.«

Der Graf sah den Mann erstaunt an, der eben sich noch arm genannt hatte, dessen Aeußeres eher auf bedrängte Umstände, schließen ließ und der doch in demselben Athem von Millionen sprach, die er gehabt und verloren haben wollte.

Der Mexikaner mußte wohl das Erstaunen und die Zweifel seines Beschützers bemerken, denn er lächelte und sagte:

»Ich sehe, Sie glauben mir nicht recht; aber ich will es Ihnen sogleich erklären, wenn Sie mir erst gesagt haben, ob Sie mir die Ehre erzeigen wollen, mit mir eine Partie zu spielen.«

»Ich stehe ganz zu Ihrer Disposition, Señor – doch ich weiß Ihren Namen noch nicht.«

»José, Señor Conde, José Marillos. In meiner Heimath nennt man mich ganz einfach den *Oyo d'Oro* oder das Goldauge.«

»Also, Señor Don José, Sie sehen mich bereit.«

»Dann haben Sie die Güte, etwas frisches Wasser und neue Cigarren bringen zu lassen, Señor Conde, und diese Leute alle zu entfernen, bis das Schneiden beginnt. Ich habe mit Ihnen zu plaudern, ehe wir unsere Partie anfangen. Vergessen Sie den Amerikaner nicht.«

Der Doktor hatte sich bereits entfernt. Der Graf gab Bonifaz einen Wink, die Karten aus den schmutzigen Beinkleidern des Verwundeten zu ziehen, und befahl ihm dann, den Amerikaner aufzusuchen, den der Fremde zu sehen gewünscht hatte.

Sie waren jetzt allein. Der Graf hatte einen Stuhl zu dem Bett des Patienten gerückt und ein Kissen vor ihm niedergelegt.

»Nun, Señor Goldauge, ich bin bereit zu Ihrer Unterhaltung. Um was spielen wir?«

»*Caracho*, Excellenza, das ist es eben! Euer Gnaden sind so gefällig gegen einen armen Kerl, daß ich mir schon den Kopf zerbrochen habe, was ich gegen Sie einsetzen könnte. Ich weiß nur Eines. Gehen Euer Excellenz vielleicht einmal nach Amerika?«

»Daß ich nicht wüßte,« sagte der Graf lachend; »bis jetzt habe ich keineswegs die Absicht.«

»Oder wird Ihr Herr Sohn, der junge Herr – Don Louis heißt er ja wohl – vielleicht einmal dorthin gehen?«

»Mein Lieber, in einer Zeit, wie die jetzige, kann Niemand sagen, dorthin werde ich gehen und dahin will ich nicht gehen. Die Politik, die Eisenbahnen und die Agiotage haben die Welt reformirt. Seit Monsieur Louis Bonaparte, wie Sie sagen, sechs gegen drei Procent Aussicht hat, Kaiser von Frankreich zu werden, ist es sehr leicht möglich, daß auch der letzte Bourbon in meiner Person noch einmal den Boden von Frankreich verlassen und nach Californien auswandern muß!«

»*Par Dios* – das ist es gerade, auf was ich kommen wollte. Haben Sie je gehört, Señor Conde, was ein Gambusino ist?«

»Ein Goldsucher, so viel ich weiß.«

»Richtig, Señor, aber nicht etwa ein Mann, der das Gold in den Taschen Anderer sucht, sondern Einer, der es den Geheimnissen der Wildniß entreißt. Der Gambusino treibt kein

Handwerk, das er erlernt, sondern ihn treibt die Gabe Gottes, die ihn für die Wildniß bestimmt hat. Den Gambusino bewegt zu seinem gefährlichen Werk nicht Geiz und Habgier – denn seine Schätze, die er gefunden, streut er im nächsten Augenblick mit vollen Händen aus – sondern der innere Drang treibt ihn rastlos, sein Leben einzusetzen für das gelbe Metall, das doch für ihn keinen Werth hat.«

»Aber wie kamen Sie denn hierher nach Paris?« fragte der Graf, der unwillkürlich ein größeres Interesse an dem seltsamen Fremden nahm.

»Hören Sie mich an, Señor Conde. Ich bin ein Gambusino. Mein Vater war ein Gambusino und starb am Marterpfahl der Apachen; mein Bruder war ein Gambusino und sein Scalp bleicht seit zehn Jahren in dem Wigwam des grauen Bärs jener Nation. Mir, dem Jüngsten der Familie, hat Gott in seinem unerforschlichen Willen seine reichsten Gaben in dieser Richtung gegeben. Wie ich da stehe – ich wiederhole es Ihnen bei dem großen Augenblick des Todes, der mir vielleicht näher ist, als Sie denken. – habe ich mehr als einmal Placeros entdeckt, für die ich eine Million hätte fordern können, und ich habe sie bei der ersten Gelegenheit vergeudet, verschenkt oder verspielt.«

Der Graf sah den seltsamen Erzähler, der kaum eine ganze Jacke getragen, mit immer größerem Erstaunen und Interesse an.

»Wenn Gott Ihnen jene Lebensbestimmung angewiesen hat und diese Ihre ganze Seele erfüllt, so begreife ich wohl, daß Sie sich deshalb jeder Gefahr aussetzen mögen, um Ihr Ziel zu erlangen. Im Grunde sind die unseren dieselben. Der Banquier und der Geizhals plagen sich ihr ganzes Leben hindurch, das gemünzte Geld zusammen zu scharren; der Soldat setzt sein Blut ein für Ruhm und Ehre; aber das Alles erklärt mir noch nicht, weshalb wir Sie, tausend Meilen von den Goldlagern, die Sie suchen, hier an den Ufern der Seine gefunden haben?«

»Hören Sie weiter, Señor,« sagte der Mexikaner. »Es sind jetzt gerade acht Monate, als wir, ich und meine beiden Freunde, uns mitten im Lande der Apachen, in ihren wildesten Einöden befanden, wohin wahrscheinlich zum ersten Male der Fuß eines Weißen gedrun- gen war. Ich will Sie nicht ermüden, und meine Zeit ist zu kurz dazu, mit der Erzählung der tausendfachen Gefahren, unter denen wir mit Hunger und Durst, mit den wilden Thie- ren, reißenden Strömen und den noch schlimmeren Feinden, den Rothhäuten, kämpfend, bis dahin vorgedrungen waren. Genug, Sie mögen wissen, daß unter den alten Männern vom Stamme Wonodongah's, des »großen Jaguars«, meines Blutbruders, eine alte Sage lebt von ihrer Väter Vätern, aus einer Zeit, die über jene hinausreicht, in der die Spanier ihren Fuß in das Land gesetzt haben, und die von einer großen Goldhöhle erzählt, welche in der wildesten Schlucht der Gebirge, in den Einöden, sich aufthut und in der das Gold in großen Klumpen so offen zu Tage liegt, daß der Bergmann nicht erst seine Hacke in das Gestein zu schlagen braucht. Aber das Feuer und das Wasser, die Wüste und der Wilde bewachen diese Schätze, und nur das Auge der Auserwählten hat sie von langen zu langen Zeiten ein Mal geschaut, damit die Erzählung von ihren Wundern nicht untergehe in dem Gedächtniß der Menschen. Zu erfahren, ob diese Sage Wahrheit oder Fabel sei, hatten drei entschlossene Männer sich mit ihrem Worte verbunden – denn in der Einöde bedarf es nicht des Schwurs – und sich aufgemacht, die Goldhöhle zu suchen.«

»Und Sie haben dieselbe gefunden?«

»Ich habe die Höhle gesehen, ich und vier Augen mit mir. Die Hand Gottes ist gewaltig, gewaltiger noch in der Wildniß als in dem Leben der Civilisation. Wie und wo wir sie entdeckt zu sagen, Señor, verbietet uns ein heiliger Eidschwur. Nur dem letzten Ueberlebenden von uns Dreien wird es gestattet sein, davon zu sprechen. Aber das mag ich Ihnen sagen, Señor, wenn Sie den Herrn dieses Landes fragen, was ganz Frankreich mit all' seinen Städten und Palästen kostet, und Sie zahlen ihm den Preis, ohne zu feilschen, in gediegenem Golde, so werden Sie noch nicht die Schätze der Goldhöhle erschöpft haben.«

»Sie übertreiben in der bilderreichen Sprache Ihrer Heimath, Señor Don José,« sagte lächelnd der Graf.

»Lachen Sie nicht und zweifeln Sie nicht, Señor,« erwiderte ernst der Verwundete. »Ich bin ein Mann, dessen Lippe noch niemals eine Unwahrheit ausgesprochen hat, obwohl ich von Geburt ein Mexikaner bin, und es ist mein Handwerk, das Gold zu schätzen. Ich wiederhole Ihnen, die Wunder Gottes offenbaren sich nur in der Wildniß.«

Der Graf stützte das Haupt in die Hand, seine Brust wurde beklommen. Er hatte Hunderttausende verschwendet und für seine Launen fortgeworfen, ohne daß ihn je ein Gedanke der Habsucht oder des Bedauerns überkommen war. – Dennoch fühlte er jetzt bei der Erzählung des Gambusino vor seinen Augen ein Funkeln wie von lauter Goldblitzen, die Wände des kleinen Gemachs um ihn her schienen sich auszudehnen und zu einem goldstrahlenden Horizonte zu werden, der seine Seele verwirrte.

Er mußte sich mit Gewalt von diesem Gedanken losreißen.

»Sie sind also nach Paris gekommen unter dem Scheine der Armuth, um den Antheil, den Sie von jener geheimnißvollen Schatzkammer genommen, in den Genüssen dieser Stadt zu verwerthen?«

»Ich habe bereits die Ehre gehabt, Euer Excellenza zu sagen, daß ich ein mittelloser Mann bin und niemals lüge. Wir sind so arm von jenem Platze wieder fortgegangen, nachdem wir drei Tage und drei Nächte dort verweilt und unser Auge an den Wundern Gottes geweidet hatten, wie wir ihn betreten.«

Der Abkömmling der Bourbonen sah den Gambusino sprachlos, erstaunt an. »Wie, Señor,« sagte er endlich nach einer längeren Pause, »Sie hätten nicht einmal eine Probe dieses Goldes mit sich genommen, um dadurch die Wahrheit Ihrer Erzählung beweisen zu können?«

»Doch, Señor Conde. Nach gegenseitiger Uebereinkunft unter uns Dreien habe ich mit meiner eisernen Lanze eine Spitze von etwa zwei Pfund Gewicht von einem, großen Block gediegenen Goldes losgesprengt und diese als Beweis mit uns genommen. Wir haben sie abwechselnd getragen, denn sie war unser gemeinschaftliches Eigenthum, wie der Placer es ist, den wir gefunden.«

»Und haben Sie dieselbe noch?« fragte der Graf.

»John Brown, mein Begleiter, derselbe, zu dem ich Ihren Diener gesandt, hat sie in seinem Besitz. Sie müssen wissen, Señor Conde, daß ich mit dem Spitzbuben in New-Orleans einen Kontrakt eingegangen bin. Um den Placer der Goldhöhle ausbeuten zu können, bedarf es einer Schaar entschlossener und tapferer Männer, die sich auf Tod und Leben verbinden. Auch müssen sie mit ganz anderen Mitteln ausgerüstet sein, als wir arme Schelme aufzubringen vermögen. Die Mexikaner – es thut mir leid, daß ich dies von meinen eigenen Landsleuten sagen muß – sind Lügner, es ist ihnen nicht zu trauen; die Engländer und Amerikaner hasse ich als unsere natürlichen Feinde. So hat denn Le Bras-de-fer oder Eisenarm, wie ihn die

Indianer nennen, der Dritte in unserem Bunde, vorgeschlagen, daß wir uns an das tapfere und unternehmungslustige Volk der Franzosen wenden und dem großen Kaiser derselben, dessen Name und Ruhm selbst in unsere Einöden gedrungen war, dieses Geheimniß anbieten sollten. Da ich aber zu arm und in der Welt der Civilisation zu unerfahren war, um allein die Reise zu unternehmen, so habe ich in New-Orleans einen Mann engagirt, der aus Texas stammt und alle Sprachen der Welt spricht. Er ist ein verteufelt geriebener Bursche und hätte mir gern mein Geheimniß abgelauert; er hat aber davon nicht mehr erfahren, als nothwendig war, um ihn begierig zu machen, mich hierher zu bringen, und ich denke, Oyo d'Oro ist ein zu alter Schlaukopf und hat zu oft selbst die besten Spurfunder der Apachen auf eine falsche Fährte geleitet, um sich von einem ganz- oder halbblütigen Yankee seine Geheimnisse stehlen zu lassen.«

Dem Grafen schienen alle diese Mittheilungen des Verwundeten so seltsam und wunderbar, daß er mit dem größten Interesse aufhorchte.

»Welche Schritte haben Sie hier gethan? Haben Sie Ihr Ziel erreicht?« fragte er endlich.

»*Carrajo!* Als wir hier ankamen, habe ich mich überzeugt, daß die Spitzbuben auf dem Schiff doch Recht hatten und der große Kaiser Napoleon wirklich todt ist. Man hat mir zwar gesagt, daß der Onkel einen Neffen hat, der auch nicht zu verachten sei, und wenn er auch noch nicht Kaiser der Franzosen geworden, doch große Lust hat, es zu werden. Aber ich weiß doch nicht recht, ob es Le Bras-de-fer genehm sein wird, wenn ich den Neffen für den Onkel nehme, und überdies habe ich, wie Sie sehen, keine Zeit behalten, mit ihm zu unterhandeln.«

Der Graf war in tiefes Nachdenken versunken.

»Darf man wissen,« fragte er endlich, »welche Bedingungen Sie dem Kaiser der Franzosen oder der Person, welche auf die Expedition eingehen würde, stellen wollten?«

»Warum nicht, Señor Conde? Nach dem, was ich Ihnen bereits anvertraut, habe ich kein besonderes Geheimniß mehr. Wir verlangen eine Expedition von wenigstens dreihundert wohl- ausgerüsteten und entschlossenen Männern, denn so viel müssen es mindestens sein, da wir es mit der ganzen Nation der Apachen zu thun haben würden.«

»Ich denke, dreihundert bewaffnete Franzosen würden mit diesen Wilden nicht viel Feder- lesens machen.«

»Schätzen Sie dieselben nicht zu gering, Señor Conde. Es ist kein Spaß, dem »Grauen Bären« oder der »Rothen Schlange« ins Weiße des Auges zu sehen. Es sind wahre Teufel an List und Verschlagenheit, und kühn genug, um jedem Manne den Skalp zu nehmen, der unter ihren Tomahawk geräth! Aber um in unserer Sache weiter fortzufahren, so ist es nöthig, daß die Expedition mit Lebensmitteln auf zwei oder drei Monate ausgerüstet und von einem Paar Bergleuten begleitet ist. Vor Allem muß ein tüchtiger Anführer an der Spitze stehen, der sich Gehorsam zu verschaffen weiß und die Liebe und das Vertrauen seiner Leute besitzt, damit diese blindlings thun, was er ihnen befiehlt. Jeder Zwiespalt in der Wildniß wäre ihr Verderben.«

»Aber ich dünke, Sie selbst oder Einer der Ihrigen würde die Leitung des Ganzen übernehmen?«

»Die Heiligen mögen uns bewahren vor solchem Hochmuth, Señor Conde. Wir sind schlichte Goldsucher und Jäger, aber keine Officiere. Man würde uns auslachen, wenn wir die Anmaßung hätten; wir begnügen uns, der Expedition als Wegweiser zu dienen und sie zu der Goldhöhle zu führen, die sie ohne uns in hundert Jahren nicht finden würde.«

»Weiter!«

»Was meinen Euer Excellenza?«

»Nun, die Hauptsache!«

»Welche Hauptsache, Señor Conde?«

»Ei, zum Henker, was Sie und Ihre beiden Gefährten für den Verkauf des Geheimnisses und die Ueberlieferung dieser mythischen Schätze für sich selbst fordern!«

»Für uns, Señor Conde?«

»Nun ja, für wen sonst? Sie sind doch die Eigenthümer?«

»Ei richtig, das hätte ich bald vergessen. Nun, Señor, ich denke, wir haben Anspruch auf dieselben Rationen wie jeder Andere, und Sie werden uns bei der Theilung auch denselben Antheil zugestehen. Da aber Eisenarm und der Große Jaguar niemals Gold anrühren, so denke ich, es wird nicht zu viel sein, wenn wir verlangen, daß man ihnen Jedem eine der neuen schönen Büchsen statt ihres Antheils zugesteht, von denen wir gehört haben, daß sie niemals versagen und stets zuverlässig schießen, nebst einem Vorrath von Pulver, Blei und neuen Decken. Was mich anbetrifft, Señor Conde, so ist die Büchse nicht gerade mein Handwerk, obschon ich nicht übel schieße, und die meine noch gut genug ist. Der Jaguar bedient sich ihrer einstweilen, so lange ich fort bin, und hat versprochen, sie zu schonen. Ich werde meinen Antheil daher lieber verspielen, wenn die Heiligen wollen, daß ich mit dem Leben davon komme.«

Der Graf sah mit immer größerem Erstaunen, in das sich unwillkürlich eine Art von Bewunderung mischte, auf diesen Mann, der für sich und seine beiden Mitwisser des Geheimnisses, für das Anerbieten der Ueberweisung unermesslicher Schätze nichts Anderes verlangte, als den Antheil jedes Soldaten oder ein Paar Büchsen und Decken.

Er hatte damals noch keinen Begriff von jener großartigen Einfachheit der Bedürfnisse, die den Luxus der Civilisation vollkommen verachtet.

Eine Menge von Gedanken wälzte sich in seinem Kopf bunt durcheinander. Er schwieg mehrere Minuten, ehe er den Mexikaner, der sich mit den Karten beschäftigte, wieder anredete.

»Haben Sie und Ihre Gefährten, Señor Don José, die Entdeckung dieses Schatzes und das Anerbieten der Expedition ausschließlich für den verstorbenen Kaiser Napoleon bestimmt, oder würden Sie geneigt sein, dem Blut der rechtmäßigen Könige Frankreichs das gleiche Anerbieten zu machen?«

»Was verstehen Sie darunter?«

»Ich meine, der Familie der Bourbons, die man ihres Erbes, des Thrones von Frankreich, beraubt hat.«

»*Caramba*, Señor Conde, ich weiß aus meinem Vaterland Mexiko, daß die Pronunciamentos sehr häufig sind; aber ich meine immer, Derjenige, der wirklich durch seine Tapferkeit und seinen starken Geist zu herrschen verdient, wird sich die Herrschaft auch nicht nehmen lassen. Indeß, da der große Kaiser Napoleon einmal todt ist, so ändert das allerdings die Sache und ich glaube, daß es meinem Freunde Bras-de-fer hauptsächlich darauf ankommt, die Goldhöhle seinen Landsleuten diesseits des Meeres und nicht einem schuftigen Yankee oder einem hochmüthigen Engländer zuzuwenden. Wenn sich also unter den Bourbons Einer finden sollte, der den Muth und die Mittel hat, bürge ich für seine Zustimmung. Aber mit dem Plaudern vergesse ich ganz meinen Zweck, um deßwillen ich Sie bemüht habe, und der

Doktor mit seinen Sägen und Messern wird hier sein, bevor wir mit unserer Partie zu Ende sind.«

»Es ist wahr, mein Freund, meine Neugierde hat Sie um Ihre Zerstreung gebracht. Wollen wir die Partie beginnen?«

»Zu Ihren Diensten, Excellenza! Nur —«

»Nun?«

»Entschuldigen Sie, aber ich möchte gern zuvor wissen, um welchen Preis Sie geneigt sind, mit mir zu spielen.«

»Bah, ich will Sie nicht geniren, bestimmen Sie selbst den Preis.«

»Sie sind ein ächter Caballero, Excellenza! Wohlan denn, es wäre eine Schande für mich, wenn ich Ihnen vorschlagen wollte, mit mir um die Paar Piaster zu spielen, die ich noch in meiner Tasche habe, denn dieser Schurke hält mich in der That kurz mit dem Geld. Ich will Ihnen daher einen andern Vorschlag machen.«

»Lassen Sie hören.«

»Ich war einmal in einem kleinen Hause unweit der Seine, in der Nähe von Notre Dame, in dem man die Leichen unbekannter und verunglückter Personen ausstellt.«

»Die Morgue?«

»Richtig, so heißt der Ort. Ich habe da die nackten Leichname von zwei Männern und einer Frau gesehen und man hat mir gesagt, daß wenn sich Niemand dazu meldet, dieselben von den Studenten zerschnitten würden.«

»Das ist richtig, sie kommen in die Anatomie und dienen der Wissenschaft.«

»*Carrajo!* Das ist schlimmer als skalpirt werden. Selbst die heidnischen Wilden sind nicht so barbarisch und gönnen dem anderen Körper die Ruhe, wenn sie nur die Kopfhaut haben. Ich glaube zwar, daß nach der Metzelei von gestern Ihre Herren Studenten genug Vorrath an Leichen haben werden; aber sie könnten doch der Seltsamkeit halber auf die meine, als die eines Ausländers – vorausgesetzt, daß ich an dieser verdammten Kugel sterben muß – ein besonderes Gelüst verspüren und das würde mir, offen gestanden, sehr unangenehm sein.«

»Ich verspreche Ihnen, daß der Leiche des Retters meines Kindes ein ehrliches Begräbniß zu Theil werden und sie nicht unter das Messer der Anatomen kommen soll. Es versteht sich das von selbst.«

»Bei der heiligen Jungfrau, Sessor Conde, Sie sind ein Ehrenmann; doch das würde Ihnen viele Kosten in dieser großen Stadt verursachen. Ich kann das unmöglich annehmen.«

»Aber was wollen Sie denn eigentlich?« sagte halb lachend, halb ungeduldig der Graf.

»Ich will mit Ihnen um mein Begräbniß spielen.«

»Um Ihr Begräbniß?«

»*Caramba* – ja, und es soll Ihnen nicht billig zu stehen kommen für den Preis, den ich dagegen setze. Ich möchte ein so schönes Begräbniß mit einer Trauerkutsche, die Bursche mit Flor an dem Hut und die Pferde mit Federn an den Köpfen haben. Es ist wenigstens Etwas, um einen armen Kerl dafür zu trösten, daß er nicht unter dem Rasen der einsamen Prairie oder am Ufer des Rio Grande in seinem Vaterlande liegen kann, sondern auf einem Ihrer Kirchhöfe, die so bevölkert sind wie die Alameda zu Mexiko nach Sonnen-Untergang.«

»Auf mein Ehrenwort, Sie sollen ein solches Begräbniß erhalten, wenn sich der traurige Fall ereignen sollte, und einen Leichenstein dazu.«

»Nun müssen Sie aber auch wissen, was ich dagegen setze. Kommen Sie näher, Señor Conde.

Der Graf rückte dicht an das Lager.

»Sehen Sie her!«

Der Mexikaner öffnete mit der gesunden Hand sein Hemde am Halse und zeigte dem Grafen ein ledernes Säckchen, das an einer Schnur aus Aloefasern um seinen Hals hing.

»Bitte, helfen Sie es mir abnehmen,« sagte der Kranke, den Kopf vorbeugend. Der Graf hob die Schnur über seinen Hals und legte es auf den kleinen Tisch vor dem Bett.

»Wissen Sie, was Sie soeben in der Hand gehalten, Excellenza?«

»Ein Amulet! Man trägt dergleichen auch bei uns, namentlich im Süden. Sie können ein ähnliches bei Bonifaz finden.«

»Euer Excellenza irren. Es ist das Geheimniß der Goldhöhle.«

Der Graf nahm das schmutzige Säckchen in die Hand, betrachtete, es vergeblich auf allen Seiten und legte es dann wieder nieder.

»Ich verstehe das nicht!«

»Diese unscheinbare Tasche,« sagte der Kranke, die glühenden Augen auf dieselbe gerichtet, »birgt ein Stück Haut mit der genauen Zeichnung der Lage der Goldhöhle und des Weges dahin vom Rio Grande und den Ufern des Bonaventura aus. Nur wer in dem Besitz dieses Planes ist und die Bedeutung desselben kennt, vermag ihn in der Wüste aufzufinden. Wir haben drei Exemplare dieser Zeichnung gefertigt und Jeder von uns besitzt eine derselben. Sie ist zugleich der Beweis unseres Anrechts an die Entdeckung, die wir gemeinschaftlich gemacht, und Jeder ist berechtigt, sie und damit sein Anrecht zu verkaufen oder zu verschenken.«

Er hielt inne, der Graf sah ihn mit athemloser Spannung an.

»Wohlan, Señor Conde, ich setze das Säckchen und mein Anrecht daran gegen Ihr Versprechen des Begräbnisses, wenn Sie zwei Bedingungen eingehen wollen.«

»Nennen Sie dieselben.«

»Die erste ist, daß Sie für den kleinen Don Louis, Ihren Sohn, spielen. Ich möchte dem Knaben gern ein Andenken hinterlassen dafür, daß er in jenem Hause bei mir geblieben ist.«

Der Bourbone nickte.

»Dann verlange ich Ihr Ehrenwort, daß, wenn ich die Operation glücklich überstehen sollte, Sie mir das Säckchen uneröffnet zurückgeben. Sie sind dann auch des Begräbnisses überhoben.«

»Ich verpfände Ihnen mein Wort. Aber warum wollen Sie diesen wichtigen Gegenstand nicht lieber bei sich behalten, bis die unangenehme Frage entschieden ist?«

Ein boshaftes Lächeln überflog das verwitterte Gesicht des Gambusino.

»Euer Excellenza werden das seiner Zeit erfahren. Jetzt nehmen Sie die Tasche an sich und lassen Sie uns unser Spiel beginnen. Also – wenn ich verliere, gewinnen Sie die Erbschaft und müssen mich begraben lassen; wenn ich gewinne, erhalten Sie Nichts – und ich?«

»Sie gewinnen das Leben, und ich bezahle den Doktor,« sagte lächelnd der Graf.

»*Caramba*, so soll es sein! Lassen Sie uns anfangen.«

Der Graf mischte die Karten.

»Aber, Señor José, wie sollen wir uns in dem unangenehmen Fall, daß Sie verlieren, mit den Associés der Firma abfinden, da ich sie nicht kenne?«

»Euer Excellenza meinen Wonodongah und Le Bras-de-fer?«

»Richtig! Es möchte etwas weitläufig sein, ihre Adressen zwischen Veracruz und Californien ausfindig zu machen.«

»Die Sache ist nicht so schwer, wie Sie glauben. Wir haben wie ich bereits die Ehre hatte Ihnen zu sagen, für die nächsten zwei Jahre uns ein Rendezvous gegeben. Aber zum Teufel! ich finde, daß mein Arm im Halten der Karten mich gewaltig genirt. Sie sind zu sehr im Vortheil. Sollten Sie vielleicht Würfel besitzen, das würde uns das Geschäft erleichtern.«

»Louis muß sie dort in seinem Spielkasten haben.«

Der Graf öffnete denselben und nahm einen Becher mit Würfeln heraus.

»Euer Excellenza sind die Höflichkeit selbst. Drei Partien denn, Señor Conde, wenn es Ihnen gefällig ist.«

»Ich stehe zu Ihrer Disposition. Haben Sie die Güte anzufangen.«

Der Mexikaner hatte seine Karten weggelegt und schüttelte den Becher.

»Euer Excellenza müssen wissen, daß unsere erste Zusammenkunft für den ersten Tag des ersten Vollmonds im Monat September, gerade um zehn Uhr Abends, angesetzt ist. *Carajo*, ich glaube, ich habe *Siebzehn* geworfen!«

»Richtig! – Da ist der meine – *Neun!*«

»Ich hoffe, Señor Conde, Sie werden künftig besseres Glück haben. Die nächste Zusammenkunft findet demnach schon in neun Monaten statt. – *Dreizehn!*«

»Den Teufel! ich habe Unglück. – *Sieben!*«

»Die erste Partie ist verloren: aber trösten Sie sich. Unglück im Spiel ist Glück in der Liebe. *Zwölf!*«

»*Zehn!* Sie sind mir um sechszehn Augen voraus!«

»Der Ort, den wir für das nächste Jahr zu unserer Zusammenkunft bestimmt hatten, ist San Francisco. Im Fall ich zu dieser Zeit noch nicht eingetroffen oder verhindert sein sollte, haben wir grade sechs Monate später ein zweites Rendezvous in der Wüste selbst festgesetzt, an der Quelle des Bonaventura. Sie finden die Stelle auf dem Pergament, das in jenem Säckchen ist, mit einem rothen Punkt bezeichnet. – Aber lassen Sie uns die zweite Partie beginnen, Señor Conde, wenn es Ihnen gefällig ist. Sie wissen, daß ich Ihnen sechszehn Points voraus bin.«

»Fangen Sie an.«

»*Zwölf!* – es ist kein schlechter Wurf. Das erste Rendezvous also ist – kennen Sie San Francisco?«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nur in Afrika, nicht in Amerika war. *Zehn!*«

»Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, Excellenza. Jenes Rendezvous ist also auf dem Piazza mayor von San Francisco und zwar – *Neun!* *Carrajo*, das ist ein schlechter Wurf!«

»Ich hoffe, es besser zu machen. *Mordieu!* nur *Acht!* Nun also, Señor?«

»In dem Augenblick, wo die Uhr der Kathedrale, welche an der Ostseite des Platzes liegt, die zehnte Stunde verkündet, werden Eisenarm und der Große Jaguar genau auf der Stelle sein, wohin die Thurmspitze jener Kirche ihren Schatten wirft. – *Dreizehn!* Das macht vier und dreißig, Señor Conde! Es thut mir leid, aber Sie werden die Begräbniskosten zahlen müssen.«

»*Elf!* – Sie haben nochmals fünf Points, im Ganzen also ein und zwanzig voraus! – Sollten Ihre Freunde wirklich so genau Wort halten? Bedenken Sie, daß, so viel ich beurtheilen kann, die Entfernung von dem zweiten Rendezvous ein paar hundert Meilen betragen muß!«

»Sie werden zur Stelle sein, wenn sie noch am Leben sind. Sollten sie fehlen, so ist der Anwesende Erbe ihres Antheils. – Man klopft, Excellenza. *Carrajo!* Sollte das schon der ver-teufelte Doktor sein?«

Der Graf fuhr aus dem tiefen Sinnen auf, in das er wieder versunken war, und ging nach der Thür.

»Wer ist da?«

Die Stimme der Schauspielerin antwortete ihm. »Der Doktor mit seinem Kollegen ist so eben angekommen, sie befinden sich im Salon und lassen fragen, ob sie eintreten können; der Doktor Boisset hat nur wenig Zeit.«

»Oeffnen Sie, Señor Conde, öffnen Sie! Es muß einmal entschieden sein.«

Der Graf öffnete die Thür, der Hausarzt der Schauspielerin trat mit einem korpulenten Herrn ein, dessen rothes rundes Gesicht von einem Kranz weißer Haare halb umrahmt war. Ueber eine goldene Brille hinweg funkelten ein Paar kleine gutmüthige graue Augen. Im Knopfloch des blauen Fracks hing ein goldenes Kettchen mit wenigstens zehn verschiedenen Miniatur-Orden.

»Sieh da, Doktor *Boisset!*« sagte Boulbon, der den berühmten Operateur in verschiedenen Salons getroffen hatte. »Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie sich zu uns bemüht und uns mit Ihrer Kunst verpflichten wollen.«

»Doktor *Connard* schilderte mir den Fall als einen interessanten und Ihr Name, lieber Graf, bewog mich, das Lazareth zu verlassen. Sie können nach den gestrigen Ereignissen denken, daß meine Zeit sehr beschränkt ist; also lassen Sie uns ans Werk gehen. Wo ist der Patient, für den Sie sich so lebhaft interessiren?«

»Hier, Doktor!«

»Ein Fremder – er versteht nur spanisch – wie mir *Connard* sagt. Desto besser, so sind wir in unserem Meinungs-austausch ungenirt. Lassen Sie mich sehen.«

Er untersuchte den Verwundeten genau, dann sagte er: »Ich stimme der Meinung meines geehrten Kollegen *Connard* vollkommen bei. Der Mann ist noch zu retten, wenn es gelingt, die Kugel, die am Rückgrat sich festgeklemmt hat, herauszuziehen. Aber es ist unmöglich, für die Operation einzustehen; denn eben so gut kann auch bei der geschicktesten Hand augenblicklich der Tod erfolgen. Ist der Mann davon in Kenntniß gesetzt und darauf gefaßt?«

»Vollkommen, Doktor!«

»So lassen Sie uns zum Werk schreiten. Madame, dies ist kein Anblick für Sie; haben Sie nur die Güte, mir etwas Wasser, altes Leinen und Aether bringen zu lassen. Ist ein Mann in der Nähe, der den Kranken halten kann?«

»Ich werde jeden Dienst verrichten, den Sie mir auftragen,« sagte der Graf.

»Dann haben Sie die Güte uns zu helfen, das Bett in die Mitte des Zimmers zu stellen, so daß ich frei zu demselben treten kann.«

Es geschah. Während der Operateur sein Besteck herausnahm und auf einen Nebentisch auslegte, wandte sich der Mexikaner zu dem Grafen.

»*Caramba*, Señor Conde, lassen Sie uns unsere Partie nicht vergessen.«

»Wie? Denken Sie wirklich noch daran? Wollen Sie nicht lieber diese wichtigen Augenblicke dem Gedanken an Gott widmen?«

»Ich habe dreißig Jahre lang in der Wildniß Veranlassung genug gehabt, an Gott zu denken, wo mein Leben oft um keinen Grashalm sicherer war als jetzt. Aber wenn ich selbst gewußt

hätte, daß die Hunde von Apachen auf meiner Fährte wären, würde ich ein so schönes Spiel nicht im Stich gelassen haben. Bedenken Sie, Señor Conde, ein und zwanzig gegen Nichts und noch drei Würfe! Ich müßte verteufeltes Unglück haben, wenn ich nicht gewinnen sollte.«

Der Operateur hatte das Instrument gefunden, das er suchte, es glich einem doppelten Kugelzieher. Er prüfte die scharfen Spitzen gegen das Licht, dann reichte er es seinem Kollegen und nahm die gewöhnliche Sonde und ein kleines Messer mit haarscharfer Spitze.

»Wir können beginnen!«

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür nochmals und Bonifaz trat ein, gefolgt von einem Mann.

»Gnädiger Herr, hier bringe ich Monsieur Brown.«

Der Fremde hatte ein ziemlich merkwürdiges Aussehen. Er war von mittlerer Größe und hagerer Gestalt, die mit einem braunen, mit zahlreichen Taschen versehenen Rock bekleidet war. Ein ziemlich schäbiger Hut bedeckte eine niedere, im scharfen Winkel vorspringende Stirn, die in eine lange spitze Nase überging. Er hatte Augen von verschiedener Farbe und einen schielenden Blick. Das vorspringende starke Kinn verrieth Habsucht und Energie.

Diese höchst unliebenswürdige Persönlichkeit blieb, die Hände bis an den halben Ellenbogen in die Rocktaschen vergraben, den Hut auf dem Kopf, auf der Thürschwelle stehen und warf einen Schielblick auf die Gesellschaft.

»Ich habe gehört, Master Joseph, daß Ihr Euch in eine saubere Geschichte da eingelassen habt,« sagte der Mann, »und ich kalkulire, daß das gegen unseren Vertrag ist. Ihr seid mir Euer Leben schuldig, und wenn diese Windbeutel, die Franzosen, Euch todt geschossen haben, so habt Ihr mich um mein Geld betrogen.«

»*Caramba!*« erwiderte unwillig der Verwundete, »Ihr seht ja, daß ich noch nicht todt bin. Ich wollte Euch nur das Suchen nach mir ersparen, deshalb schickte ich zu Euch und ließ Euch hierher bitten.«

»Mich will gemuthen, daß dies ziemlich rechtschaffen von Euch ist. Der Doktor will Euch also in's Fleisch schneiden?«

»So ist's.«

»Dieser Mann hat mir gesagt, daß Ihr daran sterben könntet?«

»Das ist unser Aller Loos.«

»Ich kalkulire, es würde Euch eine verteufelte Erleichterung sein, wenn Ihr mir vorher ein wenig das Herz ausgeschüttet hättet so von wegen der Dinge, die Ihr wißt.«

Er machte eine bezeichnende Pantomime nach der übrigen Gesellschaft. Der Mexikaner sah ihn mit spöttischer Miene an.«

»Was meint Ihr, Gevatter?«

»Zum Henker, ich meine wegen der Nachrichten über eine gewisse Höhle, die Ihr mir undankbarer Weise bisher immer vorenthalten habt. Wollt Ihr mir nicht lieber das Dings da geben, das Ihr immer bei Euch tragt, um es in sicheren Händen aufbewahrt zu wissen? Mich will gemuthen, es wäre mein Recht.«

»Ich danke,« sagte ruhig der Verwundete, »Euer Recht habt Ihr bereits in der Tasche und mich dafür geizig genug behandelt. Unser Kontrakt bedingt Euch nur hunderttausend Dollar Belohnung, wenn Ihr, versteht mich wohl, das Geschäft zu Stande bringt; sonst habe ich keine Verpflichtungen gegen Euch, worüber ich diese Señores zu Zeugen nehme.«

Der Doktor schritt hier ein.

»Bitte, sagen Sie dem Mann, daß wir nicht länger zögern können. Sie dürfen uns hier nicht stören, mein Freund, oder müssen sich entfernen. Bringen Sie den Kranken in die geeignete Lage, Doktor Connard.«

Der Assistenz-Arzt war sofort damit beschäftigt; der Mexikaner wurde auf den Leib gelegt und durch Kissen unterstützt, so daß sein Rücken der Operation frei blieb. Sein Kopf lag über dem Ende des Bettes, so daß er die Anwesenden sehen konnte; ebenso war seine Hand frei.

»Darf ich sprechen bei der Geschichte? Ich muß doch meine Partie zu Ende spielen.«

Der Graf übersetzte dem Operateur das Verlangen des Kranken.

»Meinetwegen, ich habe Nichts dawider, vorausgesetzt, daß er sich nicht zu sehr bewegt. Irgend eine solche Beschäftigung ist oft sehr gut und macht den Kranken, wenn er sich nicht ätherisieren läßt, den Schmerz dabei vergessen. Ich habe einem Manne das Bein abgenommen, der dabei eine Sonate von Beriot auf der Geige spielte. Es wird am besten sein, dem armen Burschen den Willen zu thun.«

Der Graf rückte das Tischchen mit den Würfeln an das Kopfende des Bettes, so daß es unter dem Auge und unter der Hand des Kranken war, dann zog er einen Stuhl an die andere Seite und setzte sich.

Der Amerikaner stellte sich hinter seinen Stuhl, die Operation und das Spiel zugleich beobachtend. An der rechten Seite des Bettes stand der Assistenz-Arzt mit den Instrumenten und einem starken Reizmittel. Bonifaz hielt am Fußende Schwamm und Becken, die linke Seite blieb frei für den Operateur.

»Sind Sie bereit?«

»Ja! – Fangen Sie dies Mal an, Señor Conde, Sie wissen, daß ich Ihnen ein und zwanzig voraus bin.«

»Ich kalkulire, Ihr habt ein unverschämtes Glück, Master José,« sagte der Amerikaner. »Ich möchte eine halbe Dublone wetten, daß Ihr auch dies Mal wieder gewinnt.«

Ein Zug des Spottes flog über das hagere Gesicht des Goldsuchers. »Meint Ihr, Gevatter? Es könnte mir wahrhaftig dies Mal Vergnügen machen, wenn Ihr gewinnen solltet! – *Caramba*, ich glaube, Sie haben Achtzehn geworfen, Señor Conde?«

Der Operateur begann in diesem Augenblick den Kreuzschnitt über der Wunde. Der Gambusino war so beschäftigt mit seinem Spiel, daß er den Schnitt gar nicht, zu fühlen schien.

»*Demonio!* ich habe nur *fünf* Point,« rief er, indem seine Augen zu funkeln begannen. »Weiter, Señor Conde, weiter!«

Der Graf warf *Fünfzehn*.

»*Sieben!* Verdammt – lassen Sie uns rechnen! *Vamos!* ich glaube, die Partie steht sich jetzt gleich! – Haben Sie die Kugel noch nicht, Doktor? Sie arbeiten ja seit fünf Minuten in meinem Rücken umher, als wollten Sie mir alles Fleisch von den Knochen schinden. Ich glaubte bisher, das verstanden nur die Schufte, die Apachen, wenn sie Einen am Marterpfahl haben.«

Doktor Boisset winkte dem Hausarzt. »Ich fühle mit der Sonde die Kugel, sie ist zwischen dem zweiten und dritten Wirbel von unten eingeklemmt und die Zange wird nicht genügen. Reichen Sie mir das Instrument, das ich mitgebracht.«

Doktor Connard gab seinem Meister eines jener Werkzeuge, die der Schrecken der Verwundeten auf den Schlachtfeldern und auf den Amputationstischen der Lazarethe sind. Es hatte wie erwähnt die Gestalt eines doppelten Kugelziehers für die Büchsenläufe, nur war es kürzer und mit einem Handgriff versehen. Die Zuschauer sahen die Vorbereitungen nicht ohne ein

tiefes Grauen und Mitleid für die Schmerzen des Unglücklichen an, bis auf den Amerikaner, der mit gefühlloser Neugier das Instrument betrachtete.

»Halten Sie den Mann jetzt fest,« befahl der Operateur an Bonifaz. »Fassen Sie die Füße an, damit er nicht durch Zuckungen die Operation stört.«

Er setzte die Doppelspitze des Instrumentes in das Fleisch.

»*Ein und zwanzig, Fünf und Sieben* sind Drei und dreißig,« sagte der Verwundete. »Wahrhaftig, Señor Conde, Sie haben mich eingeholt; aber nun gilt's! Wollt Ihr noch auf mich wetten, Freund Brown?«

Der Yankee bedachte sich. »Eine halbe Dublone ist viel Geld,« sagte er endlich. »Wenn ich nur wüßte, um was es sich handelt?«

»*Caramba*, Ihr wißt, daß ich nicht gewohnt bin um Kleinigkeiten zu spielen. Wettet immerhin auf mich, aniiio,« und ich verspreche Euch, Ihr sollt die Hälfte meines Gewinnes erhalten.«

»Euer Wort?«

»Das Wort eines Caballero darauf.«

»*Very well*, so will ich eine halbe Dublone darauf wagen. Hier ist sie – ich bin neugierig, wer die Wette halten wird?«

Er holte aus der Tasche ein schmutziges Papier, wickelte es auf und legte die darin enthaltene Münze auf den Tisch.

»Die Leute hier vertrauen verteufelt auf Euer Glück, Master José,« brummte er. »Ihr seht, es will Niemand gegen Euch wetten.«

Er war im Begriff, sein Geldstück wieder einzuziehen als Bonifaz vom Ende des Bettes her rief: »*Mordieu*, Ihr sollt nicht sagen, Bursche, daß ein Franzose sich gescheut hätte, eine Herausforderung anzunehmen. Ich halte Eure Wette!«

»Angenommen!« erwiderte phlegmatisch der Amerikaner. »Aber Ihr seht, Mann, daß ich das Geld baar eingesetzt habe. Es muß gleiches Spiel sein.«

»*Pardioux*, seht Ihr nicht, daß ich keine Hand frei habe? Monseigneur, Sie bürgen gewiß für mich?«

Der Graf warf einen Louisd'or neben die spanische Münze.

In diesem Augenblick stieß der Leidende einen furchtbaren Schrei aus und machte eine so krampfhaftige Bewegung, daß es der ganzen Kraft des Avignoten bedurfte, um ihn fest zu halten. Sein gelbes hageres Gesicht färbte sich mit einer dunklen Röthe.

»Ruhig, ruhig, Mann, oder Ihr stört die Operation,« sagte der Arzt. »Sehen Sie, Doktor Connard, ich habe glücklich die Kugel gefunden, die Doppelspitze faßte das Blei. Einige Augenblicke noch und die Sache wird entschieden sein.«

Der Kranke hatte die Zähne auf die Unterlippe gebissen, daß das Blut in hellen Tropfen hervordrang. Plötzlich richtete sich sein Kopf in die Höhe und sah den Grafen an.

Das Weiße der Augen schien blutig geröthet, von seiner Stirn perlte dick ein kalter Schweiß; trotzdem machte er, indem er seinen Gegenspieler ansah, ein energisches Zeichen, daß dieser werfen solle.

Erschauernd in seinem Innern konnte sich derselbe doch dem fast magischen Einfluß nicht entziehen. Er ergriff den Würfelbecher und warf.

»*Siebzehn!*«

Es war der Yankee, der den Ausruf gethan, indem er nur Augen für die Würfel, nicht aber für die Leiden seines Gefährten hatte.

Die Blicke des Mexikaners hefteten sich förmlich krampfhaft auf die Würfel; das nervöse Zucken des Spielers durchlief sein Gesicht und die Finger, die er nach dem Becher ausstreckte, zitterten vor Aufregung.

Der Graf hatte die Würfel in den Becher geworfen; jene zitternde Hand erfaßte ihn und stülpte ihn um; Aller Augen waren auf den Wurf gerichtet.

Plötzlich unterbrach die Stille ein Ruf des Arztes. Er hielt das Instrument in die Höhe – an den Spitzen desselben hing die blutige Kugel.

»Triumph! Wir haben sie!«

Der Oberkörper des Kranken richtete sich langsam empor, ein Strahl von Freude zuckte aus seinen blutunterlaufenen Augen und lief über seine verzerrten Züge.

»Achtzehn! *Caramba*, ich habe doch gewonnen!«

»Ihr wißt, Master José, die Hälfte des Gewinnes ist mein,« schrie auf den Tisch zustürzend der Amerikaner. »Was ist der Preis?«

Der Mexikaner sah ihn starr an, ein Ausdruck von Hohn lagerte sich auf seinem Gesicht und er öffnete den Mund.

»Ein Begräbniß!«

Der Kopf des Kranken fiel vorne über – der Mann war todt.

Der Graf sprang erschrocken auf, in den Gesichtern aller Anwesenden malte sich eine tiefe Bestürzung.

»Um Gottes willen, Doktor, was ist das? Helfen Sie, retten Sie!«

Der Doktor Connard hatte bereits den Körper gefaßt und ihn auf den Rücken gewendet. Die Augen waren weit geöffnet und starrten gläsern empor; die Farbe wich langsam aus dem verwitterten Gesicht und die Glieder verloren erst nach und nach ihre Elasticität. Zwischen den schmalen Lippen glänzten die weißen Zähne wie die eines Schakals fest auf einander gebissen.

»Schnell ein Flacon – den Schwamm! Soll ich ihm zur Ader lassen. Doktor Boisset?«

»Warum denn? es ist unnöthig. Ich sagte es Ihnen ja, wenn er die Operation nicht überstände, würde es im Augenblick mit ihm zu Ende sein. Sehen Sie hier, da sitzt die Ursache, die wir nicht wissen konnten. Hätte die Kugel ihre regelmäßige Form behalten, so war er gerettet; aber der Mann hat so harte Wirbel gehabt, daß sie sich abgeplattet hat. Hier diese scharfe Ecke hat die Rückenmarksnerven zerrissen.«

Der gelehrte Operateur kümmerte sich sehr wenig um den Tod des Mannes, wenn er nur die Ursachen desselben und das wissenschaftliche Interesse des Falles konstatiren konnte.

Doktor Connard hatte die Hand auf das Herz des Opfers gelegt, hielt ihm den scharfen Salmiakgeist unter die Nase und versuchte verschiedene andere Mittel.

»Es ist vergebens,« sagte er nach einer kurzen Pause, »der Mann ist todt. Ihre Freundlichkeit, Herr Graf, ist vergebens gewesen.«

»Das thut mir aufrichtig leid. Wenigstens soll es mir Pflicht sein, seine letzten Wünsche zu erfüllen. Mein Herr, ich bin nichts desto weniger in Ihrer großen Schuld für die Hilfe, die Sie dem Unglücklichen zugewendet haben.«

»Bah, das ist die Pflicht der Wissenschaft,« meinte der große Arzt. »Aber wenn die Operation auch nicht glücken konnte, das Subjekt wird nichts desto weniger nützlich für die Wissenschaft sein. Ich denke, Sie werden Nichts dawider haben, daß ich den Kadaver für die Anatomie abholen lasse. Bei diesem Bau und der Eintrocknung des Fleisches wird er ein

vortreffliches Präparat abgeben, an dem ich meinen nächsten Vortrag über die Rückgrats-Verletzungen halten kann.«

Der Amerikaner, der bis jetzt durch die Beschäftigungen der Aerzte um den Todten von diesem zurückgedrängt worden war, machte sich jetzt bemerklich.

»Ich kalkulire, Doktor,« sagte er, »der Bursche ist immer seine zwanzig Dollar werth für das Zerschneiden. Wenn Sie eine Kleinigkeit zulegen wollen, sollen Sie da meinen Freund haben, sobald ich ihn ausgezogen; denn wenn die Sachen auch nicht viel werth sind, so hoffe ich doch immer noch ein Paar Franken daraus zu machen. Was die Wette anbetrifft, so denke ich, Masters, ich kann mein Geld mit Recht einstreichen.«

Dem Wort folgte die That und er wollte sich eben an den Todten machen, als sich die Hand des Grafen zwischen ihn und diesen streckte.

»Einen Augenblick noch, mein Freund. Was die Leiche da betrifft, so haben Sie Alle gehört, daß ich auf den Wunsch des Verstorbenen mit ihm um sein Begräbniß spielen mußte, und da ich verloren habe, so denke ich als Gentleman ihm mein Wort zu halten.«

»Ich bitte Sie, liebster Graf,« sagte der Operateur, »es wäre ein Verlust für die Wissenschaft.«

»Ich kalkulire,« meinte der Yankee, »es kann dem armen Kerl jetzt sehr gleich sein, ob er in die Erde gelegt oder dem sehr würdigen und verständigen Herrn hier übergeben wird. Wenn Sie mir die Hälfte der Kosten geben wollten, die Sie auf das Begräbniß zu verwenden gedenken und ich die zwanzig Dollars dazu thue, so hätte ich doch einigermaßen meinen Schaden ersetzt. Ich vermuthete, es wird mir Niemand das Recht der Erbschaft streitig machen.

Er legte die Hand auf den Todten.

»Was Ihr Recht ist, mag Ihnen werden. Die Leiche aber wird auf meine Kosten bestattet und Sie haben jetzt hier Nichts mehr zu thun.«

»Meinetwegen denn, aber ich sage Ihnen, Sie hätten ein Einsehen haben und einen armen Mann nicht um einen kleinen Verdienst bringen sollen. So will ich denn nehmen, was mein ist und dann meine Füße weiter setzen.«

Er beugte sich über die Leiche, die noch immer mit den offenen starren Augen dalag, und öffnete ihr den Hemdkragen.

Plötzlich fuhr er mit einem lauten Aufschrei zurück. Sein häßliches Gesicht war fast so fahl wie das des Todten geworden und er warf seine Schielblicke wie verwirrt umher.

»Das Säckchen, wo ist das Säckchen? Verflucht, man hat mich bestohlen!«

Seine behaarten hageren Finger griffen krampfhaft auf dem Leichnam umher und durchwühlten die blutige Bettdecke.

»Wo ist das Säckchen? Gott verdamme meine Seele, ich muß das Säckchen haben!«

Die in jeder Falte des Bettes, in jedem Zimmerwinkel umherforschenden Augen quollen ihm im Schreck betrogener Habgier förmlich aus dem Kopf. Mit zitternden Händen hob er die alten Kleidungsstücke des Mexikaners in die Höhe und durchsuchte die Taschen; dann wieder stürzte er sich auf die Leiche und warf und schüttelte sie so roh umher, daß selbst die beiden schon an der Thür stehenden Aerzte, die doch an schreckliche Auftritte gewöhnt waren, ein Gefühl des Grauens empfanden und der jüngere zurückkam, um den todten Körper vor dieser Entweihung zu schützen.

»Das Säckchen! ich muß das Ding haben, das der Schurke am Halse trug, es ist mein!«

Seine drohenden habgierigen Augen wandten sich auf den Grafen; er krallte die Finger beider Hände in dessen Arm.

»Sie haben es – ich sehe es Ihnen an! Geben Sie mir mein Eigenthum zurück oder ich begehe einen Mord an Ihnen!«

Mit einer einzigen kurzen Bewegung seiner Hand schleuderte der Edelmann den Elenden zurück, daß er an die entgegengesetzte Wand taumelte.

»*Ventre saint-gris!*« sagte er kalt, »ich glaube, das Vieh wagt mich zu berühren. Meine Herren, um Ihnen den Auftritt zu erklären, bemerke ich Ihnen, daß es sich ganz einfach um eines der indianischen Amulets handelt, das der Verstorbene mir überlassen, oder vielmehr im Würfelspiel gegen meine Verpflichtungen eingesetzt hat, für sein Begräbniß zu sorgen. Hier ist das Ding! Sie werden sich überzeugen, daß es keinen reellen Werth hat.«

Er öffnete das Säckchen, das er bisher in der geschlossenen Hand verborgen gehalten hatte, und zog den Inhalt heraus.

Dieser bestand allein in einem Streifen Haut, mit allerlei Linien und Punkten bemalt.

Nachdem er es den Aerzten gezeigt, steckte er den Hautstreifen wieder in das Säckchen und dies selbst in die Tasche.

»Man hat mich bestohlen, ich bin ein unglücklicher Mensch, wenn ich mein Eigenthum nicht erhalte!« schrie der Amerikaner von der Wand her. »Es wird noch Gerechtigkeit in diesem Lande geben, die Gerichte müssen mir zu meinem Eigenthum verhelfen.«

»Narr! Diese Herren haben gehört, wie der Mann da noch wenige Augenblicke vor seinem Tode erklärte, daß er keinerlei Verpflichtung an Sie habe.«

»Die Tasche, die Tasche!« heulte der Yankee. »Sie nützt Ihnen nichts, während Sie mich um Millionen bestehlen. Jener Lederstreifen ist –«

Der Graf trat auf ihn zu. Seine Stirn war finster zusammengezogen, seine Auge so drohend wie eine Gewitterwolke. Er hatte die geballte Faust erhoben.

»Still, Schurke! Ein Wort noch und ich zerschmettre Dir den Schädel! Sieh her, Du kennst mich noch nicht!«

Neben ihm stand ein Tisch von Mahagoni. Die Platte war mehr als einen Zoll stark. Ohne auszuholen, fuhr die Hand des Edelmanns auf die Platte nieder und die Ecke sprang wohl eine Hand breit ab, als wäre sie von einer Säge abgetrennt.

»Jetzt packe Dich.«

»Der Mensch ist verrückt und muß nach Charenton gebracht werden,« sagte Doktor Boisset. »Da Sie durchaus Nichts für die Wissenschaft thun wollen, Graf, so begraben Sie immerhin Ihren Mexikaner und leben Sie wohl!«

Er verließ mit einem Gruß das Zimmer, Doktor Connard folgte ihm und Bonifaz begleitete auf einen Wink seines Gebieters die Herren die Treppe hinab.

Der Graf und der Yankee blieben allein zurück bei dem Todten.

DIE VERHAFTUNG.

Der Amerikaner stand zitternd an der Wand, wohin die Hand des Grafen ihn vorhin geschleudert. Seine Stirn und seine Haare waren von einem kalten Schweiß befeuchtet, seine häßlichen Schielaugen irrten rathlos in dem Zimmer umher; er schien einen Augenblick die Absicht gehegt zu haben, sich auf den Grafen zu werfen und ihm mit Gewalt die verhängnißvolle Zeichnung zu entreißen; aber die Probe von Kraft, welche der Edelmann ihm gegeben, überzeugte ihn sofort, daß es ein vergebliches und gefährliches Beginnen sein werde.

Der Graf blieb vor dem Lager des Todten stehen, mit einem Blick stolzer Verachtung den erbärmlichen Gegner messend, die Arme über die Brust gekreuzt.

Plötzlich fiel der Amerikaner auf die Knie nieder, streckte die Hände flehend nach dem Edelmann aus und rief in jämmerlichem Tone: »Gnade, Herr! Ich sehe, Sie wissen Alles und ich Narr habe Sie beleidigt. Aber Sie werden es mir verzeihen, Sie sind ein mächtiger vornehmer Herr, ein Fürst oder Graf, wie ich höre, und Sie werden einen armen Kerl nicht seines Glücks berauben wollen. Haben Sie Erbarmen mit mir und geben Sie mir die Tasche.«

Der Graf schwieg einige Augenblicke. »Wenn ich es auch thun wollte, obschon es gegen das Versprechen ist, das ich dem Manne hier gegeben, es würde Ihnen wenig nützen, wenn Sie nicht wissen, wie Sie das Geheimniß verwerthen sollen.«

»O ich werde es finden, ich werde die Spur verfolgen, ich werde Freunde finden, die mir helfen – nur das Geheimniß, das Geheimniß! Es ist mein Eigenthum, ich habe mich in Schulden gestürzt, um ihm zu dienen und er hat es mir versprochen und verkauft!« Er rang die Hände.

»Wohlan, geben Sie mir den Beweis Ihres Anrechts daran und Sie sollen erhalten, was Sie verlangen.«

»Alles, Alles! Euer Gnaden wissen, daß er es mir verkauft hat, daß ich sonst Alles weiß, nur der Plan fehlt noch.«

»Dann beantworten Sie mir eine Frage. Nennen Sie mir Zeit und Ort, wo Sie die Mitberechtigten zu dem Schatz finden sollen.«

Der Yankee sah ihn mißtrauisch an. »Ich verstehe Euer Gnaden nicht. Ich bin der einzige Erbe des edlen Don José; er hat ihn allein gefunden.«

»Schurke! Ich dachte es mir. Du weißt Nichts von der Sache, als was Deinen Handel mit ihm betrifft und dafür bist Du durch die Goldstufe reich entschädigt, die er in Deinen Händen gelassen hat. Der Todte hat mich in sein Recht eingesetzt«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»Mein letztes, Bursche, und nun verpeste diesen Ort nicht länger mit Deinen Lügen.«

Der Yankee sprang auf, seine schielenden Augen warfen einen Blick des tiefsten tödtlichsten Hasses auf seinen Gegner.

»So wahr ich John Brown heiße und meine Mutter meines Vaters Weib war, das sollen Sie mir büßen! Der Sohn eines freien Landes wird sich an die Fersen des diebischen Edelmanns hängen gleich der Schlange, und ihr Biß soll ihn treffen, wenn er es am wenigsten denkt! Ich will verdammt sein, wenn Ihre Augen je die Goldhöhle sehen sollen! Verdorren soll Ihre Zunge, die das Wort der Weigerung ausgesprochen, und in den Staub will ich Alles treten, was Ihnen lieb und werth! Fluch dem vornehmen Räuber, sein Herzblut will ich haben für die heutige Stunde! – Triumphiren Sie nicht zu früh, denn Sie sollen sehen, daß John Brown nicht der Mann ist, der sich sein Recht und sein Eigenthum nehmen läßt!«

Die kalte Ruhe, die der Graf diesen Drohungen gegenüber bewahrte, reizte den Wüthenden noch mehr, und die Faust gegen ihn schüttelnd rannte er nach der Thür.

Eben, als er dieselbe erreichte, wurde sie von außen aufgerissen und Bonifaz stürzte offenbar in großer Erregung herein, während die Schauspielerin zitternd und mit bleichem Gesicht folgte.

Zugleich hörte man auf dem Vorplatz der Wohnung das Aufstampfen von Gewehren und das Klirren von Waffen.

»Die Gensdarmen, Herr! Man fragt nach Ihnen, Herr Graf, man will Sie verhaften!«

Die junge Frau warf sich in seine Arme. »Um Gottes willen, Aimé, was bedeutet das? Was ist geschehen?«

»*Ventre saint-gris!* Was wird es sein? irgend eine Nachfrage oder eine Verwechslung! Sei ruhig, Suzanne, es hat in keinem Falle viel zu bedeuten.«

Er ging dem Officier entgegen, der eben, den Amerikaner vor sich herstoßend, in das Gemach trat. Durch die offene Thür sah man auf dem Flur die blitzenden Bayonnete und die bärtigen, noch vom Pulverdampf der Nacht geschwärzten Gesichter der Garden, welche die Treppe und jeden Ausgang besetzt hielten.

»Kein Mensch verläßt das Haus, bis ich es erlaube,« sagte barsch der Officier. »Wer von Ihnen nennt sich Graf Raousset Boulbon?«

»Ich habe die Ehre, mein Herr,« sagte vortretend der Graf. »Was steht zu Ihren Diensten?«

Der Officier wandte sich zu einem der Gensdarmen um. »Ist dies der Mann, Jérôme?«

»Ja, Lieutenant,« sagte der Gardist, der den Kopf verbunden und einen Arm in der Schlinge trug. »Ich erkenne ihn deutlich wieder.«

»Mein Herr,« fuhr der Officier fort, »Sie haben diesen Morgen einen nichtswürdigen Rebellen, einen Barrikadenkämpfer der verdienten Strafe entzogen. Sie haben sich selbst als Rebellen gezeigt, indem Sie der bewaffneten Macht Widerstand geleistet. Wo ist der Mann, den Sie in diesem Hause verborgen haben?«

»Sie meinen einen armen Fremden, der von Ihren Soldaten bei der Rettung meines Sohnes auf den Boulevards schwer verwundet worden ist?« fragte der Graf gelassen.

»Ich meine den Rebellen, den dieser Mann verfolgt hat, als er von Ihnen an seiner Verhaftung verhindert wurde. Geben Sie ihn auf der Stelle heraus!«

Der Graf trat zur Seite. »Sehr gern, wenn Sie dafür die Verpflichtung übernehmen wollen, ihn anständig begraben zu lassen, denn ich habe darauf mein Ehrenwort gegeben!«

»Es ist gut,« sagte der Officier, indem er zu dem Bett tretend sich von dem Tode des Bedrohten überzeugte. »Der Bursche hat, was er verdient, und ich habe also Nichts mehr mit ihm zu thun. Jetzt zu Ihnen, mein Herr! Sie gestehen also zu, Hand an einen Diener des Gesetzes gelegt zu haben?«

Der Graf lachte. »Wenn Sie diese Herren in der vergangenen Nacht als Diener der französischen Gesetze betrachten,« sagte er mit Humor, »und es als ein Verbrechen ansehen, wenn sich Jemand von ihnen nicht den Kopf spalten lassen will, dann habe ich allerdings ein großes Vergehen begangen, indem ich mich in meinem Samariterdienst zur Wehre gesetzt!«

»Ohne Umschweife, kurz und gut! Haben Sie den Gensdarmen hier vom Pferde gerissen?«

»Bewahre! ich habe bloß ihn und sein Pferd in den Rinnstein geworfen, um ihn ein wenig Höflichkeit zu lehren, mein Herr!«

»Dann verhafte ich Sie im Namen der Regierung!«

»Wie, mich? Man wagt es?«

»Wenn Sie der Graf Raousset Boulbon sind – gewiß und ich glaube, man wird noch mehr wagen!«

»*Mordioux!* Darauf bin ich neugierig! und wer ist es, der den Befehl zu meiner Verhaftung gegeben hat?«

»Se. Excellenz der Kriegsminister, General St. Arnaud selbst,« sagte der Officier.

Der Graf ließ ein leichtes Pfeifen durch die Zähne hören. »Ah, *parbleu*, das ist etwas Anderes. Ich sehe, die Sache wird ernst. Man hofft vielleicht bei der Gelegenheit der allgemeinen Massacre sich auch einigen guten Blutes zu entledigen, das dem Herrn Präsidenten der glorreichen französischen Republik für die Zukunft unbequem ist! Und wohin wollen Sie mich führen?«

»Vor das Kriegsgericht in der Kaserne am Quais d'Orsay!«

Ein Schrei des Schreckens antwortete auf die Ankündigung, zugleich mit einem höhnischen Triumphruf. Den Schrei hatte die junge Schauspielerin ausgestoßen, den frohlockenden Ruf der Amerikaner.

Der Officier war dadurch auf diesen aufmerksam geworden. »Wer ist der Mensch?« fragte er.

»Oh, bloß ein Herr, der sich sicher ein großes Vergnügen daraus machen würde, mich hängen oder füsiliren zu sehen; aber ich hoffe, daß er es dies Mal noch nicht haben wird. – Fassung, Suzanne, und keine weibische Angst! ich wiederhole Dir, die Sache hat Nichts zu bedeuten. Die Kaserne d'Orsay ist nicht weit vom Kriegsministerium, und ich denke, man wird einen Mann meiner Abkunft nicht so mir nichts dir nichts behandeln wie den ersten besten Straßen-Vagabonden!«

Die Schauspielerin warf sich in seine Arme. »Um Gottes willen, Aimé, gehe nicht fort von hier, sie werden Dich ermorden – ich lasse Dich nicht!«

»Machen Sie ein Ende, Herr Graf, oder ich muß Gewalt brauchen,« sagte barsch der Officier.

Der Graf sah ihn mit Verachtung an. »Sie haben wahrscheinlich noch nicht lange die Ehre, die Epaulets zu tragen, sonst würden Sie sich eines passenderen Benehmens befleißigen. Ruhe, Suzanne, ich will, ich befehle es! Trage Sorge für das Kind und sei selbst unbesorgt. Schicke nach dem Leichenbestatter und laß für den armen Burschen da ein anständiges Begräbniß bestellen, sofern der Herr Präsident der Republik Frankreich ein solches in diesen Tagen gestatten wird. Bonifaz!«

»Ich begleite Sie natürlich, Herr Graf,« sagte mit entschlossener drohender Miene der Avignote.

»Du wirst hier bleiben und für Madame und Louis Sorge tragen – ich befehle es; zunächst aber wirf den Schurken dort aus dem Hause. Sie erlauben doch, mein Herr Lieutenant?«

Ehe dieser noch antworten konnte, hatte der ehemalige Sackträger den sich sträubenden und zeternden Yankee beim Kragen des Rockes und dem Hintertheil seiner Unaussprechbaren gefaßt und aufgehoben und trug ihn durch die sich willig öffnende Reihe der über den Anblick lachenden Soldaten bis an die Treppe. Ohne sich im Geringsten um die Gliedmaßen des würdigen Amerikaners zu kümmern, warf er ihn im Bogen gleich einem Wollsack die Stufen hinab und die umher postirten Soldaten, rasch auf die Sache eingehend, setzten die Beförderung nach der Straße fort.

Der Officier, in der That ein Mann, der aus den niedersten Chargen hervorgegangen und deshalb um so brüsker und rauher aufzutreten gewohnt war, wo er zu kommandiren hatte, wurde durch das ungenirte Verfahren des Hausherrn und seine vornehme Ruhe doch etwas außer Fassung gebracht und glaubte einhalten zu müssen, um nicht etwa zu weit zu gehen und sich dadurch einer Rüge bei seinen Vorgesetzten auszusetzen. Er murmelte Etwas, das wie eine Art Entschuldigung klang, und fragte, ob er einen Wagen holen lassen solle, um in diesem den Gefangenen nach der Kaserne d'Orsay zu bringen.

Der Graf sah ihn mit einem scharfen Blick an.

»Wie? Sie haben keinen Wagen bereit?«

»Ich habe keine besondere Ordre deshalb erhalten; aber es wird sich der Fehler sogleich verbessern lassen. Sergeant Lacroix!«

Ein Blitz spöttischer Ueberlegenheit und der Gewißheit des Erfolges flog über das Gesicht des Aristokraten. »Bitte, bemühen Sie sich nicht,« sagte er rasch. »Ich bin an der Spitze französischer Soldaten so oft in den Schluchten des Atlas marschirt, als ich noch die Ehre hatte, unter meinem Freunde, dem Marschall Bugeaud in Algerien zu dienen und bei Isly mein Kreuz zu erwerben, daß es mir nur Vergnügen machen kann, in der Mitte meiner Kameraden einer kleinen Gefahr nochmals entgegen zu gehen. Herr Lieutenant, der Oberst Raousset Boulbon steht zu Ihrem Befehl.«

Die wie zufällige Erwähnung seines früheren militärischen Ranges und der Freundschaft des in der ganzen französischen Armee auch nach seinem am 9. Juni 1849 erfolgten Tode hochgeehrten Marschalls machte den Officier noch mehr verwirrt und er salutirte, als er mit einer Bewegung nach der Thür seinen Gefangenen einlud, voranzugehen.

Ein bedeutungsvoller befehlender Blick fesselte die weinende und zitternde Frau an ihre Stelle und streifte zugleich bezeichnend den treuen Diener. Dann schritt der Graf mit jenem elastischen und eleganten Schritt, der wie jede seiner andern Bewegungen seine vornehme Geburt bekundete, aus dem Zimmer, es dem Officier und der Wache überlassend, ihm zu folgen.

Draußen vor dem Hause sah er mit einem flüchtigen Blick den Yankee gegenüber in einem Winkel hocken und seine schmerzenden Glieder reiben; doch ohne Notiz von seinen Flüchen und Drohungen zu nehmen ging er weiter, den Boulevards zu. Der Officier der Wache war an seiner Seite und die Gensdarmen folgten in kurzer Entfernung.

Die Verhaftungen waren so zahlreich an diesem Tage und der Schrecken über die Ereignisse des Abends und der Nacht war noch so groß, daß Niemand auf diesen einzelnen Fall achtete, bis sie auf die Boulevards selbst und zu den dort noch immer aufgestellten Truppen kamen.

Wir haben außer beim Beginn unserer Erzählung auch bei einer andern Gelegenheit (Zehn Jahre. II. Theil.) das Aussehen der Boulevards an diesem Tage näher beschrieben. Ueberall noch zeigten sich die Spuren des gräßlichen Gemetzels vom Nachmittag und Abend vorher und obschon die Leichen jetzt größtentheils fortgeschafft waren, zum Theil von den unglücklichen Hinterbliebenen, zum Theil von der Polizei, ragten doch noch an ein paar Stellen die Füße von Erschossenen, zu einem gräßlichen Wall über einander gethürmt, aus der Thür der kleinen Buden auf den Boulevards, wo man sie einstweilen niedergelegt, bis die Reihe des Transportes an sie käme. Die Barrikaden am Boulevard Poissonnière und St. Denis waren fortgeräumt, die Passage war wieder frei, auf den Befehl der Polizei waren die Magazine und Kaffeehäuser sämmtlich wieder geöffnet. Aber die Menge, die sich mit jener Neugier, welche bei den Parisern selbst die größten Schrecken überwindet, an den Häusern hindrängte, trug noch vollständig das Gepräge der Scheu und Besorgniß und wurde von der Polizei und den Wachen immer im Gange erhalten.

An vielen Häusern sah man deutlich die Spuren des Geschütz- und Gewehrfeuers, an den Mauern Blutflecken, und wo die vertrockneten Lachen auf den Trottoirs oder in den Vertiefungen um die Bäume standen, machten die Leute scheu einen Umweg und warfen nur

entsetzte Blicke auf die schrecklichen Zeugnisse eines Willens, der verstanden hatte, dieses Volk geborener Revolutionäre zu bändigen und einzuschüchtern.

Von Zeit zu Zeit hörte man aus dieser dahin treibenden Menge ein lautes Aufschluchzen, den Angstschrei eines gefolterten Herzens, und dann sah man vielleicht die Gestalt eines armen Weibes mit fliegenden Haaren und den hohlen Augen der Angst, die sich durch die Menge drängte, und die Polizei, die Soldaten oder das Publikum in jammernden Worten fragte, ob sie nicht einen Todten oder Verwundeten gesehen, dessen Aussehen am Morgen vorher, als er noch ein kräftiger, rüstiger Mann gewesen war, sie beschrieb. Oder es drängte sich ein Mann durch die Menge, oft den besseren Ständen seiner Kleidung nach angehörend, dem die hellen Thränen über die bleichen Wangen liefen – ein Kind an der Hand, dessen Mutter er seit zwanzig Stunden vergeblich von ihrem zufälligen Gange nach den Boulevards zurückerwartete.

Es lag ein schwerer blutiger Nebel über dem sonst so munteren und bewegten Leben von Paris. Selbst die Officiere der frischen Truppentheile, die ihre vom Blutbad erschöpften Kameraden abgelöst hatten und auf den Straßendämmen der Boulevards aufmarschirt waren, standen flüsternd bei einander oder saßen vor dem nächsten Kaffeehause im leisen Gespräch beisammen. An die Stelle des finsternen Hasses, des Uebermuthes, der am Tage vorher noch das Militär beseelt und zu entsetzlichen Szenen geführt hatte, war eine Stimmung getreten, die den Empfindungen beim Erwachen nach einem wüsten Gelage glich.

Der Graf, eine Cigarre zwischen den Lippen, in der Hand die leichte Badine, die er am Morgen getragen, ging auf der freien Seite des Straßendamms, mit seinem Lorgnon von Zeit zu Zeit die Gruppen des Publikums oder die Officiere der Truppen musternd, gefolgt in der Entfernung von einigen Schritten von drei Gardisten und neben sich den Officier derselben, der seine Verhaftung vorgenommen.

Erst jetzt bemerkte dieser den großen Fehler, den er begangen, indem er seinem Gefangenen gestattet hatte, den Weg durch die Straßen zu Fuß zu machen, statt ihn in einem verschlossenen Wagen zu transportiren.

Die bedeutende Persönlichkeit des Grafen konnte selbst in einem Augenblick, wo Jeder mit sich und mit dem allgemeinen Schrecken der furchtbaren politischen That zu thun hatte, nicht unbemerkt bleiben.

Ueberdies nahm der ehemalige Deputirte die Gelegenheit wahr, wo er einen Bekannten unter der Menge oder dem Militär bemerkte, diesen auf das Freundschaftlichste zu grüßen.

Aber noch immer schien er nicht das Rechte, was er offenbar im Stillen suchte, gefunden zu haben. Vergebens hatte sein Begleiter bereits zwei Mal ihm den Vorschlag gemacht, einen Wagen zu besteigen. Der Graf lehnte es mit irgend einem Scherze ab und Gewalt wagte Jener nicht mehr zu brauchen, um kein unnützes Aufsehen zu veranlassen.

Plötzlich an der Ecke der Rue Lepelletier gegenüber von Marivaux blieb der Graf stehen. Sein Adlerauge war auf eine Gruppe gefallen, die gegenüber vor dem Café sich gebildet.

Es waren mehrere Officiere; vor ihnen, vom Sattel herabgebeugt, um ein Glas heißen Grogk zu nehmen, den ihm einer der Kameraden bot, hielt ein Stabsofficier von eleganter Haltung, im mittleren Alter.

»Ah!« murmelte der Graf, »vortrefflich! Da ist Edgar Ney! Die Sache konnte sich nicht besser treffen. Herr Leroy ist den Brüdern ein Dorn im Auge – er ist grade der Mann, den ich brauche.«

Er wandte sich zu seinen Begleitern. »Sie erlauben wohl, daß ich mit dem Herrn Kommandanten dort einige Worte spreche.« Und ohne die Antwort abzuwarten, ging er hinüber nach der andern Seite der Straße und legte die Hand auf die Kruppe des Pferdes.

»Guten Tag, bester Ney! Ich hoffe, Ihr Dienst ist in der vergangenen Nacht nicht so strenge gewesen, daß Sie zu ermüdet sind, um für einen alten Freund einen kleinen Weg zu machen. Ueberdies sehe ich, Sie reiten ja den »Matador« und dem ist es von hier bis zum Hôtel des Herrn Kriegsministers nur ein Sprung.«

Der Angeredete wandte sich um und streckte ihm erfreut die Hand entgegen. »Ah! Sie sind es, lieber Raousset! Ich freue mich herzlich, Sie zu sehen, denn ich fürchtete schon, Sie wären mit den Herren Lamoricière, Cavaignac und Barras in Vincennes!«

Graf *Edgar Ney*, dritter Sohn des berühmten Marschalls, der 1815 hinter dem Luxemburg an der Stelle erschossen wurde, der gegenüber jetzt die berühmte Cluserie de Lilas die Elite des Quartier Latin alle Montag zum tollsten Cancan versammelt, – war damals 39 Jahre, Kommandant und Ordonnanz-Officier des Präsidenten, zu dessen Hauptstützen sein ältester Bruder, der Prinz von der Moskwa gehörte. In Folge des Staatsstreiches wurde er ein Jahr darauf Kavalerie-Oberst und Flügel-Adjutant des neuen Kaisers. Er war ein Mann von liebenswürdigem Benehmen und stattlicher Persönlichkeit.

»Sie sehen, lieber Graf,« sagte Boulbon, indem er auf seine Begleiter wies, »wenn man mir auch nicht die Ehre angethan hat, mich mit den Herren Cavaignac und Thiers zu rangiren, so giebt man mir doch jetzt meine Adjutanten.«

Ney sah erst jetzt die Gardisten und deren Officier. »Was zum Teufel!« rief er aus, »Sie sind doch nicht im Ernst verhaftet?«

»Seit einer halben Stunde, gewiß, mein lieber Graf.«

»Und wohin bringt man Sie, um Sie besuchen zu können?«

»Nach der Kaserne d'Orsay vor das Kriegsgericht.«

Der Kommandant nahm die Cigarre aus den Lippen. *Corbleu!* Das wird Ernst! Kommen Sie hierher, Boulbon, zwei Schritte weiter, daß man uns nicht hören kann. Wissen Sie, was am Quai geschieht?«

»Wie sollte ich? Ich bin gestern von einem Ausflug nach Versailles zurückgekehrt, als die Geschichte hier schon zu Ende war und bin seit heute Morgen in der Wohnung meiner kleinen Frau gewesen. In dieser Situation durch Paris geführt zu werden, wird mich populär machen und ist schon des Opfers einiger Stunden Haft werth.«

»Täuschen Sie sich nicht über die Gefahr,« sagte ernst der Officier. »Renaud präsidiert dem Kriegsgericht und hat ohne Weiteres schon drei und vierzig Verhaftete, die ihm zugeführt wurden, verurtheilt, auf dem Marsfelde erschossen zu werden. Man hat vor einer Stunde die erste Exekution an der Hälfte vollzogen.«

Eine leichte Röthe flog über das Gesicht des Bedrohten. »Es würde ein offenbarer Mord sein,« sagte er. »Indeß, ich gestehe, an einen solchen Ausgang habe ich nicht gedacht.«

»Was haben Sie gethan, welche Veranlassung haben Sie zu Ihrer Verhaftung gegeben?«

»Bah! Nichts! Ich habe einen armen Kerl in meine Wohnung gebracht, der verwundet auf der Straße lag, und einen Gardisten, der mir dafür einen Hieb versetzen wollte, in den Rinnstein geworfen.«

»Zum Henker, das waren Sie? Man hat davon gesprochen. Ich hätte mir es denken können, denn Niemand anders besitzt diese Herkulesstärke; aber ich will sogleich – Wissen Sie, wer Ihre Verhaftung befohlen hat?«

»General Saint Arnaud selbst.«

»*Pesth!* Dann ist Absicht dabei und die Sache sieht schlimm aus. Er hat unbedingte Vollmacht und der Präsident hat sich seit 24 Stunden eingeschlossen und Niemand im Elysée hat Zutritt zu ihm. Was ist da zu machen?«

Der Name des Kriegsministers hatte seine volle Wirkung gethan. Die Brüder Ney haßten seinen Einfluß ebenso, wie die beiden Canroberts; aber in diesem Augenblick hatte er die unbedingte Macht in Händen.

Die Unterredung wurde durch den Officier der Gardes de Paris unterbrochen, der in steigender Verlegenheit ihre Dauer beobachtet hatte und endlich näher trat. »Ich muß Sie bitten, Herr Graf, unseren Weg fortsetzen zu dürfen, meine Ordre befiehlt Eile.«

Der Kommandant fuhr ihn barsch an. »Gehen Sie zum Henker, Herr, sehen Sie nicht, daß ein vorgesetzter Officier mit diesem Herrn spricht? Treten Sie zurück, Lieutenant! – Sagen Sie mir schnell, Boulbon, stehen Sie gut mit Saint Arnaud?«

»Er liebt mich ungefähr, wie der Wolf den Hund, obschon er nicht zur Hälfte die gute Ursache kennt, die er dazu hat.«

»Dann steht Ihre Angelegenheit in der Wahrheit schlimm. Die Thatsache des gewaltsamen Widerstandes gegen die bewaffnete Macht läßt sich nicht leugnen. Kann ich irgend Etwas thun, Ihnen aus der Klemme zu helfen? Befehlen Sie ganz über mich.«

»Sie erinnern sich meiner Junggesellen-Wohnung?«

»Gewiß, Rue St. Honoré – wenn es noch diese ist, wo Sie uns vor vierzehn Tagen das vortreffliche Dejeuner gaben.«

»Sie ist es. Eilen Sie sofort dorthin und lassen Sie sich – mein Diener ist abwesend – von der Hausmeisterin meine Zimmer öffnen. In meinem Schlafkabinet links steht ein Sekretär – hier ist der Schlüssel. In der zweiten unteren Schublade desselben werden Sie ein altes Portefeuille von grünem Saffian finden, verschlossen. Nehmen Sie dasselbe an sich und geben Sie mir Ihr Ehrenwort, wenn ich es in zwei Mal vier und zwanzig Stunden von Ihnen nicht selbst oder schriftlich durch eine vertraute Person zurückfordern sollte, dasselbe zu öffnen und die Dokumente der nächsten Deputirtenkammer vorzulegen.«

»Mein Ehrenwort darauf!«

»Dann befehlen Sie noch dem Lieutenant dort, sobald er mich in der Kaserne abgeliefert, dem Minister die Karte zu überbringen, die ich ihm geben werde.«

»Das soll geschehen. Haben Sie sonst noch Etwas?«

»Nichts, als daß Sie mir versprechen, übermorgen, wenn es Ihr Dienst erlaubt, nebst einigen Freunden mit mir bei Véry zu diniren.«

»*Parbleu!* Sie müssen Ihrer Sache sicher sein, lieber Graf,« lachte der Ordonnanz-Officier. »Aber ich will das Kreuz nicht tragen, wenn es mir nicht aufrichtiges Vergnügen machen soll, mit Ihnen eine Flasche alten Béaune zu leeren, statt nach Ihrem Grabe auf dem Marsfelde zu suchen!«

»Ich bin überzeugt davon und deshalb habe ich mich an Sie gewandt« sagte der Graf. »Aber jetzt kann ich den Herrn dort wirklich nicht länger aufhalten, ich bitte deshalb, geben Sie ihm seine Instruktionen.«

Der Kommandant ritt zu dem Officier. »Mein Herr, ich hoffe, Sie kennen mich. Ich bin der Graf Ney und im Stabe Seiner Kaiserlichen Hoheit des Prinz-Präsidenten. Sie könnten mich durch einen Dienst sehr verbinden.«

»Wenn es Meine Ordre gestattet, mit Vergnügen, Herr Graf.«

»Sie müssen diesen Herrn an das Kriegsgericht abliefern?«

»Zu Befehl Herr Graf.«

»Wohl, ich will Sie auch in Ihrer Pflicht nicht hindern. Aber, nachdem dies geschehen?«

»Ich habe Befehl, Seiner Excellenz dem Herrn Kriegsminister selbst über die Ausführung der Verhaftung zu rapportiren!«

»Das trifft sich ja vortrefflich und kommt meiner Bitte zuvor. Graf Boulbon wünscht sobald als möglich eine Karte mit einigen Worten in die Hände des Herrn Ministers gelangen zu lassen. Wollen Sie die Güte haben, dies zu übernehmen?«

»Ich sehe keinen Grund, warum ich dies nicht thun sollte. Meine Ordre lautet nur auf die Verhaftung.«

»So bitte ich Sie darum, dem Herrn Grafen gefällig zu sein, und wenn ich Ihnen irgend wieder dienen kann, so wenden Sie sich dreist an mich.«

Der alte Lieutenant, der herzlich wenig Aussicht auf Avancement hatte, salutirte auf das Höflichste. »Verlassen Sie sich auf mich, mein Kommandant.«

Ney wandte sich zu dem Gefangenen. »Jetzt, lieber Freund, ist Alles geschehen, was ich thun konnte. In Betreff Ihres Auftrages seien Sie unbesorgt, in zehn Minuten soll er vollführt sein. Ich hoffe, Ihr altes gutes Glück wird Sie nicht verlassen.«

Der Graf reichte ihm unbekümmert die Hand. »Vielen Dank, vergessen Sie übermorgen Véry nicht. Das Einzige, was ich Sie noch bitte, ist ein wenig Eile.«

Ney grüßte mit einem Wink nach der Officiergruppe vor dem Gafs. »Auf Wiedersehen, meine Herren, mein Dienst ruft!« Dann winkte er dem Grafen bedeutsam zu und sprengte den Boulevard im Galop dahin.

Der Graf sah ihm einen Augenblick mit ernstem Blick nach; er wußte sehr wohl, daß Tod und Leben für ihn von der zuverlässigen Ausführung des Auftrages abhängen konnte, wenigstens war er der Rache jetzt sicher. Dann wandte er sich zu seinem Wächter: »Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir weiter gehen.«

Die kleine Gruppe mit dem Gefangenen setzte ihren Weg durch die Rue de Luxembourg über den Platz und die Brücke de la Concorde fort an dem Palast der Deputirtenkammer vorüber, auf dessen Stufen jetzt Militär lagerte, und kam ohne weiteren Aufenthalt zu der Kaserne, in welcher seit dem Morgen das Kriegsgericht sich in Permanenz erklärt hatte.

Bevor sie die Kaserne betraten und der Officier seinen Gefangenen an die Wache ablieferte, hatte der Graf auf seine Visitenkarte einige Worte geschrieben und dem Lieutenant nochmals das Versprechen abgenommen, sie sofort dem Minister zu überbringen.

Die Ceremonien der Uebergabe waren sehr bald erledigt. Von allen Seiten schleppten Militär- und Polizei-Patrouillen Verhaftete herbei und nach einer kurzen Notirung des Namens und der Umstände der Verhaftung wurden sie in den vorderen Hof gesperrt, dessen Ausgänge und Seiten durch starke Wachtposten mit geladenem Gewehr besetzt waren.

Der Officier der Gardes de Paris, der die Verhaftung des Grafen vollzogen, machte sich alsbald auf den Weg nach dem Kriegsministerium in der Universitätsstraße, von dem in diesem Augenblick die militärische Diktatur in Paris und Tod und Leben seiner Bürger abhing;

denn nur unter der Bedingung der unbedingten und unverantwortlichen Machtvollkommenheit hatte St. Arnaud den Auftrag des Präsidenten Louis Napoleon zu jener furchtbaren, in die Geschichte Frankreichs mit Blut eingeschriebenen Ausführung des Staatsstreichs vom 2. December übernommen, der Jenem zum Kaiserthum und ihm zum Marschallsstabe und zu einem ruhmlosen Ende in der Krim verhalf.

Der Lieutenant schickte seine Meldung an den General und erhielt nach wenigen Minuten den Befehl, einzutreten.

Unterdeß hatte das Kriegsgericht in der Kaserne seine Verhandlungen fortgesetzt, die äußerst summarisch waren und den Angeklagten kaum mehr Gelegenheit zur Vertheidigung gaben, als die berüchtigten Schreckensgerichte unter Fouquier-Tinville. Es waren etwa fünf oder sechs Fälle seit der Ankunft des Grafen verhandelt und hatten sämmtlich mit dem Spruch »Zum Tode durch Erschießen verurtheilt« geendet, als der Name des Grafen aufgerufen wurde.

Der Graf trat mit der vornehmen Ruhe in den dicht mit Militärs, Gardisten und Polizeipersonen gefüllten Saal und vor den Tisch, an dem das Gericht saß. Ein Blick genügte, ihm die unangenehme Ueberzeugung zu geben, daß unter den Mitgliedern des Gerichtes kein Einziger war, mit dem er in vertraulicher Beziehung gestanden und auf dessen Beistand er hätte rechnen können. Selbst der General, der dem Gericht präsidirte, war ihm nur vom Sehen und durch das Gerücht als ein enragirter Bonapartist und unbeugsamer harter Charakter bekannt.

»Ihr Name?« fragte der Präsident.

»*Aimé, Graf von Raousset Boulbon Bourbon*,« sagte der Verhaftete, in dem letzten Worte das alte Recht seiner Familie auf die Königliche Abstammung wählend, »Oberst in der Königlichen Armee von Frankreich und Mitglied der Assemblée für den Komtât Venaissin. Als solches protestire ich gegen meine ungesetzliche Verhaftung.«

»Wir kennen hier weder eine Königliche Armee, noch eine noch bestehende Assemblée. Die Armee ist die der französischen Republik und die Assemblée ist durch das Dekret des Präsidenten aufgelöst. Ihre Berufungen, mein Herr, sind schlecht genug.«

»Die Auflösung ist ein Gewaltstreich und ungesetzlich. Meine Kollegen haben vor Frankreich, vor ganz Europa gegen diesen Mißbrauch der Gewalt protestirt!«

»Ich habe nicht Lust, mit Ihnen darüber zu streiten. Ihr Protest beweist Ihre hochverrätherische Gesinnung. – Sie sind angeklagt, einen Barrikadenkämpfer der Verhaftung entrissen und die bewaffnete Gewalt selbst angegriffen zu haben. Wo ist der Zeuge?«

Der Gardist, den der Graf zu Boden geworfen, trat vor. Er hinkte und hatte den Kopf und den Arm mit Binden umwickelt.

»Ist dies der Mann, welcher Euch bei Verübung Eures Dienstes überfallen und zu Boden geworfen und einen verwundeten Rebellen gewaltsam befreit hat?«

»Der Teufel hole seine Faust,« sagte mürrisch der Gardist, »ich habe bei dem Sturz den linken Arm gebrochen und mein Knie ist kaum in besserem Zustande. Ich werde mein Lebelang ein Krüppel bleiben.«

»Dann habt Ihr nur die verdiente Lektion für Eure Impertinenz empfangen, mein Bursche,« sagte der Graf. »Wer hieß Euch, den Säbel gegen mich erheben? Ich habe einzig Nothwehr geübt.«

»Zeuge, antwortet bestimmt auf die Frage. Ist dies der Mann, der Euch diesen Morgen angegriffen und verwundet hat?«

»Gewiß, mein General, ich erkenne ihn genau wieder.«

»Tretet ab. Angeklagter, Sie sind überwiesen des Angriffs auf die in der Unterdrückung des Aufstandes begriffene Macht und des Einverständnisses mit den Rebellen. Haben Sie noch Etwas zu sagen, das den Spruch des Gerichtes ändern könnte?«

»Da Sie wahrscheinlich Ihre Instruktionen über meine Person von Herrn von Saint Arnaud oder noch weiter hinauf haben,« sagte der Graf mit kaltem Hohn, »so würde Alles unnütz sein, was ich Ihnen zu sagen hätte. Ich verzichte darauf.«

Das finstere Gesicht des Generals wurde bei der tief verwundenden Ironie dunkelroth und der grimmige Blick den er auf den Angeklagten schleuderte, verkündete im Voraus den Spruch des Gerichtes.

Ohne auch nur den Grafen aufzufordern, zurückzutreten, holte der Vorsitzende diesen ein. Die Entscheidung währte keine zwei Minuten. Der General winkte dem Protokoll führenden Auditeur.

»Schreiben Sie, mein Herr: Durch einstimmigen Beschluß des Kriegsgerichtes ist der frühere Oberst Aimé Graf Raousset Boulbon wegen Betheiligung am Aufruhr und thätlichen Angriffs gegen die bewaffnete Macht . . .

»Graf *Raousset Boulbon!* Wo ist Herr Graf?« unterbrach eine helle laute Stimme den Spruch des Gerichtes. Die Zuhörer-Menge an dem Eingange öffnete sich und ein Stabsofficier, der so eben eingetreten, schritt hastig vor.

»Entschuldigen Euer Excellenz die Unterbrechung. Hier ist eine Ordre des Oberst-Kommandirenden. Ich bin beauftragt, den Herrn Grafen von Raousset Boulbon augenblicklich zum Herrn Kriegsminister zu führen.«

Der General biß wie ein Bulldogg, dem die gefaßte Beute aus den Zähnen gerissen werden soll, die Lippen, indem er das Billet las.

»Nehmen Sie den Gefangenen, Herr Kommandant, die Verkündigung des Urtheils ist vorläufig ausgesetzt. – Man führe den nächsten Angeklagten vor.«

Der Graf machte dem Gericht eine hochmüthige Verbeugung. »Es wäre ungeschickt, meine Herren, wenn ich sagen wollte: auf Wiedersehen! Ich empfehle mich Ihnen also und wünsche Ihnen einen angenehmen Nachmittag. Mein Herr, ich bin zu Ihrer Disposition.«

»Dann erlauben Sie mir, Herr Graf,« sagte höflich der Officier, »Sie durch die Kaserne zu führen, es wird unsern Weg bedeutend abkürzen und ich habe deshalb bei der Eile, die der Herr Kriegsminister hatte, Sie zu sprechen, unterlassen, einen Wagen mitzubringen.«

Der Graf winkte lachend mit der Hand. »Lassen Sie uns gehen. Die Promenade zu Fuß, die ich heute bereits gemacht, scheint mir recht gut bekommen zu sein.«

Er ging dem Officier voran aus dem Saale. Obschon seine Miene mit keiner Spur es verrieth, mochte doch seine Brust von einer schweren Last erleichtert sein. Der arme Subaltern-Officier hatte seine Schuldigkeit gethan; er aber wußte, daß er jetzt das Spiel in seiner Hand hatte.

Zehn Minuten später befanden sich der Graf und sein Führer im Kriegsministerium, das zwischen der Rue de l'Université und der Rue Saint Dominique liegt.

Die Höfe, Korridore und Bureaux waren mit Ordonnanzen, Adjutanten, Militärs jeden Grades und Polizeibeamten gefüllt, die unaufhörlich kamen und gingen, um Rapporte zu bringen oder Befehle zu holen von dem Manne, der in diesen Tagen das Schicksal von Paris und das Leben seiner sämmtlichen Bewohner in Händen hielt; denn wenn auch erst später jene

furchtbare Klausel seiner Bereitwilligkeit zur Uebernahme der Unterdrückung des Widerstandes bekannt wurde, welche ihm gestattete, ganz Paris in Asche zu legen, so wußte man doch bereits, daß General Saint-Arnaud nur unter der Bedingung den Oberbefehl übernommen habe, daß der Präsident sich in keiner Weise einmische und er jede Vollmacht über Leben und Tod habe.

Der General hatte sein Wort gelöst, der Aufstand war niedergeworfen, die Hauptstadt zitterte vor diesen furchtbaren Maßregeln und war gebeugt für lange Zeit; aber das Blutbad, das dieses Resultat herbeigeführt, und das schreckliche Gericht, das ihn fortsetzte, waren so ungeheuerlich, daß kaum die Geschichte etwas Aehnliches aufzuweisen hat.

In einem der Korridore, die zu den Haupt-Bureaux und der Antichambre des Ministers führten, begegneten der Graf und sein Begleiter dem Officier des Kommandos der Gardes de Paris, welcher die Verhaftung des Grafen vollzogen hatte. Die Rollen schienen jetzt gewechselt zu haben, denn der Mann war offenbar selbst in Haft und ein anderer Officier trug den ihm abgenommenen Degen in der Hand. Der Verhaftete warf im Vorübergehen dem Grafen einen grimmigen Blick zu und murmelte eine wilde Verwünschung; aber ehe sich dieser nach der Ursache seines Unglücks erkundigen konnte, waren sie getrennt und der Adjutant führte seinen Gefangenen vorwärts. Gleich darauf traten sie in die Antichambre des Ministers, die mit Beamten und Stabsofficieren gefüllt war.

Der Adjutant, der den Grafen mit der größten Höflichkeit behandelt hatte, bat ihn, sich hier niederzulassen und zu warten, indeß er dem General seine Ankunft zu melden gehe. Dennoch bemerkte jener recht gut, wie ein Augenwink des Officiers die Umstehenden auf ihn aufmerksam machte und ihn ihrer Wachsamkeit empfahl.

Der Graf brauchte jedoch nicht lange zu warten, der Adjutant erschien schon nach fünf Minuten wieder und ersuchte ihn zu folgen, da der General ihn sofort empfangen wolle.

Sie gingen durch ein zweites Vorzimmer, in dem mehrere Sekretäre eifrig beschäftigt waren, und am Ende desselben öffnete der Adjutant die Thür zum Arbeitskabinet des Ministers und ließ seinen Gefangenen eintreten.

Die Thür schloß sich hinter ihm und der Graf sah sich allein mit dem Minister.

Jacques Arnaud oder wie er jetzt hieß *Leroy de Saint-Arnaud* war zu dieser Zeit bereits fünfzig Jahre, denn er war 1801 geboren, der Sohn einer wohlhabenden Bürgerfamilie von Paris. Der Gamin kannte das Pflaster seiner Vaterstadt vollkommen, und ebenso die Schwächen und Neigungen ihrer Bewohner. Seine Jugend war eine äußerst stürmische und wilde gewesen, von jeder Leidenschaft bewegt, und sein Alter nicht viel besser. Er trat 1816 in die Königliche Leibgarde, aus welcher er jedoch bald toller Streiche wegen als Unterofficier in das 49. Linienregiment versetzt wurde. Auch hier mußte er aus gleichen Ursachen den Dienst quittiren und trat erst 1831 wieder in das 64. Linienregiment, wo er Fechtmeister und bald zum Lieutenant befördert wurde. Im Jahre 1836 ging er zur Fremdenlegion, – jenem Sammelpfad aller Unbändigkeit und des Auswurfs der Nationen, und hier begann für ihn durch rücksichtslose Verwegenheit und Gewissenlosigkeit jene glänzende Laufbahn, die ihn zu den höchsten Stellen und Würden führen sollte.

1837 zum Kapitän und Ritter der Ehrenlegion, 1840 zum Bataillonschef ernannt, diente er ein Jahr bei den Zuaven und war 1844 bereits Oberst. Jeder seiner afrikanischen Feldzüge im Lande der Kabylen und in den Gebirgen des Atlas war durch glänzende Waffenthaten und Energie, aber auch durch seine furchtbare Grausamkeit und Strenge bezeichnet. Im Jahre

1847 wurde er Brigade-General und erhielt das Kommando der Division von Konstantine. 1851 als Bonapartist nach Paris berufen, vertraute der Präsident ihm das Kommando der zweiten Division der Armee von Paris und ernannte im Oktober ihn zum Kriegsminister.

Als solcher war er der unbedingte Anhänger des Prinzen, weil in dessen Erhebung allein sein unbeschränkter Ehrgeiz und seine tiefe Verschuldung ihn die Ziele seiner Zukunft erkennen ließen. Louis Napoleon erkannte ganz die Nothwendigkeit eines solchen Werkzeugs ohne Furcht und Gewissen, aber das Werkzeug selbst kannte auch seine Unentbehrlichkeit und ließ sich seine Dienste schwer bezahlen.

Aber selbst die bedeutenden Summen, mit denen dies geschah, waren nicht im Stande, seine Verschwendung zu decken, denn er war ein sehr leidenschaftlicher Spieler und immer in Schulden. Es ist später nicht verborgen geblieben, mit welchen Mitteln Louis Napoleon ihn für die Ausführung der December-Tragödie gewonnen hat und wie der General sich dabei zu sichern wußte.

Als der Graf in das Kabinet trat, saß der Minister vor seinem Arbeitstisch, anscheinend mit dem Lesen eines dringenden Rapportes beschäftigt und ohne dem Eintretenden die geringste Aufmerksamkeit zu widmen. Es war offenbar, daß er ihn seine Abhängigkeit fühlen lassen und ihn demüthigen wollte. Sein ohnehin finsternes breites Gesicht mit den schlappen Wangen und der grauen ungesunden Farbe war in strenge Falten gelegt und nicht sehr geeignet, Vertrauen und Muth zu machen. Auch die Umgebung des Generals hatte wenig Gefälliges, sondern war mehr als einfach, seiner rauhen, an Strapazen und Anstrengung gewöhnten Soldatennatur entsprechend: ein spärliches Meublement mit einigen lederbezogenen Stühlen, Karten und Waffenmodelle und einige Schränke mit ähnlichen Gegenständen.

Zu seinen Füßen lag ein großer arabischer Wolfshund mit gelbem, zottigen Fell, wie man sich deren zu den Panther-Jagden in den Wildnissen des Atlas bedient.

Das Thier hob bei dem Eintritt des Grafen den Kopf, zeigte ein etwas morsches Gebiß und stand auf, indem es ein dumpfes Knurren hören ließ.

Der Graf entschloß sich sogleich, welches Betragen er anzunehmen habe. Er trat mit voller Unbefangenheit dem Hunde einen Schritt entgegen und klopfte ihn furchtlos auf den Kopf.

»Oh Nero, guter Freund, ich hoffe doch, Du wirst Deinen alten Bekannten nicht vergessen haben, seit Du der Hund eines Ministers geworden bist. Guten Tag, General, ich sehe, Sie haben das treue Thier noch immer, obschon es gewiß seine fünfzehn Jahre auf dem Rücken haben muß. Er erinnert Sie sicher an lustigere Tage, als wir sie jetzt haben.«

Der Minister hatte gezwungen bei dieser indolenten Anrede den Rapport weggelegt und sah den Redner mit einem finsternen Blick an.

»Es scheint, mein Herr,« sagte er ärgerlich, »Sie beschäftigen sich überhaupt lieber mit den Erinnerungen der Vergangenheit, als daß Sie den Pflichten und Forderungen der Gegenwart Rechnung tragen.«

»*Ventre saint-gris*, General, da haben Sie Unrecht. Ich kann Sie versichern, ich bin das reine Kind des Augenblicks, ich genieße das Leben, wie es sich mir bietet und quäle mich nicht mit Sorgen für die Zukunft.«

»Ich glaube, daß Sie das auch nicht besonders nöthig haben werden, Herr Graf,« bemerkte höhlich der General.

»Ah bah, Sie meinen, weil Sie mich in einer Stunde auf dem Marsfeld erschießen lassen wollen mit einigen Dutzend armer Teufel, die wahrscheinlich so wenig Lust haben wie ich

in die Ewigkeit zu spaziren. Aber das Verdikt ist noch nicht ausgesprochen und daher so gut als existirte es nicht. Ihr Adjutant kam gerade zur rechten Zeit, lieber General, er ist ein liebenswürdiger Mann, der mir alle Höflichkeit bezeugte, gerade wie der Officier der Gardes de Paris, den Sie mir heute Morgen schickten, und der die Güte hatte, alle meine Wünsche auf das Freundlichste zu erfüllen.«

»Der Henker hole den Einfaltspinsel,« brach der General los. »Ich glaube, Sie wollen noch Ihren Spott mit mir treiben. Ich habe den Dummkopf nach Vincennes geschickt und er soll sofort in ein Regiment nach Cayenne oder an die marokkanische Gränze gesteckt werden, weil er wie ein Narr Sie durch Paris geführt und der halben Stadt gezeigt hat, statt Sie auf die kürzeste Weise nach der Kaserne zu spediren.«

Der Graf lachte und zog einen Stuhl an die andere Seite des Tisches. »Das sollte mir herzlich leid thun um den Mann, lieber General, und ich bitte um Gnade für ihn. Sie erlauben – es läßt sich besser so plaudern. Also Sie haben im Ernst vor, General, mich erschießen zu lassen?«

»Ich pflege nicht viel Federlesens zu machen mit Rebellen, vornehm oder gering. Dussoubs und Madier, die auch sogenannte Volksvertreter waren, sind gleichfalls erschossen.«

»Auf den Barrikaden, General!«

»Das ist gleich. Sie sind ebenfalls beim Widerstände gegen die bewaffnete Macht und die Regierung betroffen. Das Kriegsgericht ist über Ihr Urtheil einig.«

»Man wird es ändern oder zurücknehmen, General,« sagte der Graf kalt, »es bedarf ebenso nur eines Winkes von Ihnen, wie es der in Betreff meiner Verurtheilung war.«

»Wie? Sie denken doch nicht –«

»Ich weiß, daß ich auf den speciellen Befehl Seiner Excellenz des Herrn Kriegsministers, General Leroy de St. Arnaud verhaftet worden bin. Indeß, mein Herr, mögen Sie und der Prinz wohl bedenken, daß man im Jahre 1851 nicht ohne weniger Aufsehen einen Mann erschießt, in dessen Adern das Blut der legitimen Könige von Frankreich fließt, als es am 20. März 1804 im Schloßgraben von Vincennes geschah. Der Prinz Louis Napoleon scheint mir, selbst nach den Vorgängen des letzten Tages noch nicht so fest zu sitzen wie damals sein Oheim, und ganz Paris weiß in diesem Augenblick bereits, daß der Graf Raousset Boulbon verhaftet worden ist, weil er sich von einem Gensdarmen nicht gutwillig den Kopf spalten lassen.«

Der künftige Marschall antwortete nur mit einem Knurren wie ein Hund, dem man droht, den geraubten Knochen zu entreißen.

»Lassen Sie uns aufrichtig mit einander reden, General« fuhr der Graf fort, »liegt Ihnen gar so viel daran, daß ich erschossen werde?«

»Ich sichere nur dem Gesetz und der Ordnung ihren Gang. Was dem Einen gebührt, ist dem Andern Recht.«

»Ich acceptire das. Da Sie als Minister mit den Gesehen so vertraut sind, werden Sie mir gewiß auch sagen können, was auf Fälschung von Quittungen steht, die in amtlicher Eigenschaft ausgestellt sind – z. B. ich setze den Fall, über Lieferungen für ein Regiment in Algerien, von denen das Depot nie ein Stück zu sehen bekommen hat. So viel ich weiß, verjähren dergleichen Dinge wohl erst in zehn Jahren?«

Das Gesicht des Ministers färbte sich dunkel und er warf einen wilden drohenden Blick auf sein Gegenüber. »Was soll das heißen?« sagte er barsch, »wollen Sie mich beleidigen?«

»Gott bewahre, General, Sie wissen, daß ich ein großer Verehrer Ihres Muthes und Ihrer Talente bin, noch von Algerien her, wo wir zusammen dienten. Aber, wie gesagt, ich lasse mich gern belehren, selbst in meiner Todesstunde.«

Der General erhob sich, kurz, kalt. »Wenn das Alles ist, Herr Graf, was Sie mir zu sagen hatten, so bedaure ich, daß wir Beide unsere Zeit verloren haben. Fügen Sie sich in das Unvermeidliche, das Urtheil muß in einer Stunde vollstreckt werden, ich bin außer Stande, es zu ändern.«

Er machte eine kalte Verbeugung und griff nach der Klingelschnur über seinem Arbeitstisch.

»Einen Augenblick noch, General. Ich habe noch eine Kleinigkeit auf dem Herzen. Wissen Sie, daß ich die Ehre habe für 10,000 Franken Ihr Gläubiger zu sein?«

»Wie so?«

»Ich kaufte bei Gelegenheit einen von Ihnen ausgestellten Wechsel.«

»Nun, wenn die Sache in Ordnung, wird man ihn an Ihre Erben zahlen, mein Herr« sagte der Minister höhnisch, indem er die Bewegung wiederholte.

»Es hat keine so große Eile, der Wechsel ist längst verfallen und ich kaufte ihn nur aus leidenschaftlicher Liebhaberei für Autographen. Er datirt noch vom Jahre 1846 – ich glaube, es war damals, als Sie das Kreuz der Ehrenlegion erhielten, General.«

Der General hatte die erhobene Hand sinken lassen. »Ich erinnere mich nicht – ich war damals allerdings etwas verschuldet – indeß, das kann Jedem passiren.«

»Sie hatten Unglück im Spiel und Monsieur Renneville, der Intendant, war ein sehr glücklicher Spieler.«

»Wie? Sie haben den Wechsel von Renneville gekauft? Er sagte mir doch, daß er ihn vernichtet habe?«

»Ich kaufte ihn einen Tag vor seinem unglücklichen Duell mit dem Baron d'Estalet. Wie gesagt, es handelte sich mir nur um das interessante Autograph des Acceptanten.«

Der General fuhr mit der Hand über die Stirn, auf der ein kalter Schweiß perlte.

»Ich bin bereit, das Papier einzulösen – sogleich – auf der Stelle!« sagte er.

»Ich bedaure, General, ich führe meine Autographensammlungen nicht bei mir. Sie befinden sich in einem besonderen grünen Portefeuille in der linken Schublade meines Schreibtisches in meiner Privatwohnung in der Rue St. Honoré.«

Eine dämonische Freude blitzte über das finstere Gesicht des Ministers und er erhob rasch die Hand.

»Oder *befanden* sich vielmehr,« fuhr der Graf fort, ruhig mit einer Feder auf dem Tisch vor ihm spielend. »Ich habe das Présens mit dem Imparfait verwechselt – Sie haben doch meine Karte erhalten, General, in der ich um die Audienz bat?«

»Hier ist sie; aber ich muß gestehen, daß mir die drei Worte unverständlich waren. Das bewog mich, Ihnen die Audienz zu gewähren.«

»Ich glaube es Ihnen gern, ich schreibe schlecht, meine Erziehung ist darin merkwürdig vernachlässigt worden. Wenn ich mich nicht selbst irre – ich kann oft meine eigenen Hieroglyphen nicht entziffern – so ist das erste ein Datum.«

Der General hatte sich wieder auf seinen Sessel fallen lassen, er trocknete sich die Stirn.

»Richtig, es ist das Datum der Lieferungs-Quittung für das Gouvernement Constantine vom 6. März 1844, von dem ich Ihnen vorhin sagte. Das Andere sind zwei Namen – Freunde von

mir, nur ist der Eine leider todt, Renneville, von dem wir vorhin sprachen; der Andere aber erfreut sich der besten Gesundheit – Herr Edgar Ney.«

»Und was bedeutet sein Name hierbei?«

»Nur so viel, daß Sie sich wegen der Einlösung des Wechsels gefälligst an ihn wenden wollen. Seit einer Stunde befindet sich der liebe Graf im Besitz jenes grünen Portefeuilles. Aber ich habe sein Ehrenwort, daß er es erst öffnen wird, wenn ich in den nächsten 48 Stunden es nicht selbst von ihm zurückfordere.«

Der General rückte unruhig in seinem Sessel umher. Er hielt seine Augen fest auf den Boden gerichtet und biß seine Unterlippe, daß der weiße Kranz der Zähne darauf sichtbar war.

Beide schwiegen kurze Zeit.

»Es ist gut« sagte endlich der Minister, »Sie werden natürlich nicht erschossen werden. Aber Sie müssen Frankreich verlassen. Ich kann es nicht anders machen dem Prinzen gegenüber.«

»Pardioux, ich erbat die Audienz hauptsächlich, um Ihnen meine Abreise anzuzeigen und um einige Empfehlungen des Gouvernements zu bitten.«

»Wie? Sie wollen Frankreich gutwillig räumen?«

»Pah, glauben Sie etwa, General, daß sich das Blut der Bourbons hier auf die Dauer mit dem des Herrn Flahault vertragen kann?«

»Aber wohin wollen Sie? Sie werden sich mit unseren Feinden verbinden, Sie werden zu Chambord gehen oder nach Richmond?«

»Ich denke nicht daran. Ich beabsichtige, da die Abkömmlinge des heiligen Ludwig doch nicht gut Privatleute bleiben können, den Bourbonen ein anderes Königreich jenseits des Meeres zu erobern.«

»Sie sind toll, Graf.«

»Es ist mein voller Ernst. Wenn Sie die Güte haben wollen, mich einigermaßen bei der mexikanischen Regierung zu accreditiren, das heißt nur so lange, bis ich festen Fuß gefaßt habe, und den französischen Konsul in San Franzisco anzuweisen, mir keine Hindernisse in den Weg zu legen, so denke ich binnen hier und zwei Jahren vielleicht die Sonora zu einem recht hübschen Königreich unter bourbonischer Flagge gemacht zu haben. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß die Flagge Frankreichs jede Begünstigung in meinem Hafen Guyaquil erhalten soll.«

Der Minister schüttelte den Kopf. »Man weiß in der That nie, wie man mit Ihnen daran ist« sagte er. »Der tollen Streiche haben Sie schon genug gemacht und am Ende, was geht's uns an, wenn Sie irgendwo anders sich den Kopf einrennen wollen. Aber um auf jene Papiere zurückzukommen –«

»Der Graf Raousset de Boulbon giebt dem Herrn Leroy de St. Arnaud sein Ehrenwort, daß in dem Augenblick, wo er sich in Hâvre nach Amerika einschiffen wird, der geheime Gegenkontrakt vom 6. März 1844 und jener Wechsel, dessen Bezahlung ich freilich in Anspruch nehmen muß, da meine Kasse etwas derangirt ist, in die Hände der Person gelegt werden soll, die Euer Excellenz die Güte haben werden, zu bestimmen.«

Der General sann einige Augenblicke nach. »Wann können Sie abreisen?«

»Ich habe übermorgen ein Diner bei Véry an Ney und einige Freunde verloren und kann natürlich nicht absagen. Es ist nothwendig, General, in Betreff des Portefeuilles; aber am Tage darauf werde ich bereit sein.«

Der Minister war an eine Wandkarte getreten. »Der Dampfer von Hâvre nach New-Orleans geht am 8. ab. Ich werde durch den Telegraphen Befehl senden, Plätze für Sie zu reserviren. Wie viel bedürfen Sie deren?«

»O Excellenz, ich reise ohne großes Gefolge, ich und mein alter Freund und Diener Bonifaz, ein treuer Avignote.«

»Und damit wollen Sie der mexikanischen Regierung die Sonora entreißen?«

»Warum nicht? Aller Anfang ist klein.«

»Gut, es ist nicht meine Sache. Sie werden die nöthigen Empfehlungen an Monsieur Levasseur, unseren Gesandten in Mexiko, und an Monsieur Dillon, den Konsul in San Francisco an Bord finden. Bedürfen Sie sonst noch Etwas?«

»Nichts, als daß Euer Excellenz mich wissen lasse, an wen ich jene Papiere auszuhändigen habe.«

»Sie kennen Madame Saint Arnaud?«

»Ich habe die Ehre gehabt, schon Fräulein Trazegnies d'Ittre meine ehrerbietigste Huldigung darzubringen.«

»Gut, ich werde ihr schreiben, daß sie ihre Rückreise von London über Hâvre macht.«

»So befindet sich also Madame de Saint Arnaud in London? Ich habe sie doch noch am Sonntag auf der Promenade von Longchamps begrüßt?«

»Still, Sie brauchten das nicht zu wissen, es war unvorsichtig von mir, darüber zu sprechen und ich bitte Sie, der Sache keine Erwähnung zu thun. Genug, es ist so, und Sie werden Madame zur Stunde der Einschiffung auf dem Dampfer finden. Sie wird Ihnen den Betrag des Wechsels aushändigen und die Papiere dafür in Empfang nehmen.«

Der Graf verbeugte sich zustimmend.

»*Cordieu!*« sagte der General, »ich hätte kaum gedacht, daß wir als so gute Freunde scheiden würden. Aber nun, lieber Graf, Sie werden sich denken, daß meine Zeit kostbar ist, daher leben Sie wohl. Ich bin ein zu guter Franzose, um Ihnen nicht aufrichtig alles Glück zu wünschen, auch wenn Sie für die Bourbonen spekuliren sollten, obschon mir der Erfolg etwas problematisch erscheint.«

»Und ich, General, bin ebenfalls zu guter Franzose, um nicht bei meinem Unternehmen den Gedanken an den Ruhm und den Vortheil Frankreichs allen anderen Interessen voranzustellen. Deshalb sage ich Ihnen, wenn die Sache gelingt, so habe ich hier in dieser meiner Hand – so unscheinbar diese Ledertasche aussieht – ein Mittel, um die 700 Millionen der französischen Staatsschuld zu bezahlen. Doch das ist mein Geheimniß. Nur ehe ich Sie verlasse, bitte ich Sie noch um zwei persönliche Gefälligkeiten.«

»Sprechen Sie,« sagte der Minister ganz erstaunt und mit zweifelhaften Blicken für den Verstand seines Besuches das Amulet verfolgend, das der Graf wieder in seine Brusttasche schob.

»Zunächst« fuhr dieser fort, »da ich gehört habe, daß alle Leichen-Ceremonien in diesen Tagen verboten sind, bitte ich Sie um die schriftliche Erlaubniß, einen armen Fremden, der in Folge einer Operation bei mir gestorben ist, anständig auf dem Père Lachaise begraben zu lassen.«

»Ich werde den Präfekten anweisen, die Erlaubniß zu ertheilen.«

»Dann, General, – ich weiß nicht, ob Sie von meinem Verhältniß zu der kleinen Suzanne, der Soubrette am Saint Martin-Theater, gehört haben.«

»Ich erinnere mich. Pah, für einen Don Juan wie Sie ist das doch etwas Alltägliches.«

»Nicht so ganz, ich habe einen Sohn mit ihr und liebe den Knaben. Ich werde morgen bei meinem Notar ein Instrument niederlegen, um ihn zu adoptiren; doch soll er meinen Namen aus Gründen nicht vor seinem zwanzigsten Jahre tragen. Er und Frankreich sind meine Erben, deshalb vertraue ich den Einen dem Anderen. Sie haben mich vorhin, als ich mit einer Milliarde um mich warf, während Ihnen sehr wohl bekannt sein muß, daß ich mich längst ruiniert habe, wie einen Verrückten angesehen. Ich kann Ihnen das nicht verdenken, aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wenn mein Unternehmen glückt, ich die Gewißheit habe, daß ich wahrscheinlich noch reicher bin. Ich will, daß mein Sohn im Dienste Frankreichs erzogen werde und, wenn ich falle, meine Erbschaft mit ihm theilt. Das Ganze ist ein Geheimniß, aber ich werde Sorge tragen, daß – tritt der Fall ein – selbst aus den Wildnissen der Sonora heraus mein Testament an das Ohr Frankreichs schlägt. Das Kind und seine Mutter bleiben hier, aber da ich jetzt mein Vaterland wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen verlasse, würde dem Knaben, der bereits einen tapferen muthigen Sinn zeigt, die männliche Leitung der Erziehung fehlen. Ich bitte Sie deshalb um eine Stelle für ihn in einer Militär-Erziehungsanstalt.«

Ohne eine Antwort zu geben, ging der Minister zu einem der offenen Repositorien und nahm ein Formular heraus, das er ausfüllte und dem Grafen reichte. Es war die Ordre zur Aufnahme des Knaben in die *Ecole militaire*.

»Leben Sie wohl, General,« sagte der Graf, indem er ihm die Hand reichte, »und empfangen Sie meinen Dank. Ich werde mich freuen zu hören – wenn wir uns nicht Wiedersehen sollten – daß *Marschall* Saint Arnaud die französischen Fahnen zum Siege geführt hat, auch wenn statt der königlichen Lilien die Tricolore oder die kaiserlichen Adler diese Fahnen bilden.«

Sie schüttelten sich die Hände und schieden.

Sie haben einander nicht wieder gesehen.

LEBE WOHL, FRANKREICH!

Es war ein heller frischer Decembermorgen. Der »Washington«, der gewaltige atlantische Steamer, hatte zur Abfahrt geheizt und aus den beiden großen Schornsteinen stiegen die dunklen Rauchwolken in die blaue Luft empor.

Ein reges Leben war trotz der Jahreszeit auf dem prächtigen Quai und in dem schönen Hafen, aus dem nicht weniger als 40 Dampfer allein nach den wichtigsten Seehäfen des nördlichen Europas gehen. Die Abfahrt des Newyork-Steampfers, die damals alle Monate ein Mal erfolgte, war stets das Signal zu vermehrtem Verkehr. Seeleute von allen Küsten der Erde lungerten an den Ballustraden des Quais oder an den Bollwerken und in den Wanten der umher ankernden Schiffe, oder waren mit dem eintönigen Singsang der Seeleute an irgend einer Arbeit des Ein- und Ausladens und der Ausbesserung beschäftigt. Keuchende Lastträger schleppten noch Koffer und Kisten über die breiten Planken an Bord des Dampfers, der mit seinem zweistöckigen Hinterdeck, von Galerien umgeben, wie ein riesiges schwimmendes Haus aussah. Die Stewards und Küchenjungen kamen eilig mit ihren Vorräthen gerannt; die Kommiss und Agenten tauschten und berichtigten ihre Fakturen; Polizei-Sergeanten des Hôtel de Ville kontrollirten die Pässe der Reisenden, die aufs Eifrigste mit dem Wegpacken – Stauen, wie der Seemann sagt – ihrer Effekten beschäftigt waren; Abschied wurde genommen und Aufträge wurden gegeben, kurz überall war das lebhafteste Treiben und die größte Verwirrung in der größten Ordnung.

Die Glocke des Schiffes hatte bereits das erste Signal gegeben. Der Kapitän, das Sprachrohr in der Hand, stand auf der Treppe seiner Bank und betrachtete gleichgiltig das unruhige Treiben in dem Bewußtsein seiner Macht, die mit dem Befehl zur Lösung der Taue und der Brückenplanken sofort Ordnung und Gehorsam in dies Chaos bringen würde.

Auf der obersten Galerie des Hinterdecks, wo der Seewind kalt und scharf daherstrich, ging, in seinen Plaid gehüllt, der Graf *Raousset Boulbon* unruhig hin und her. Er hatte sein Wort gehalten und war am Morgen nach dem Diner bei Véry von Paris abgereist, nachdem er den kleinen Louis noch in das Militär-Institut gebracht hatte. Der Mutter des Knaben, die damals während seiner Verhaftung die furchtbarste Angst um ihn ausgestanden und kaum von Bonifaz, der sie dem strengen Befehle gemäß nicht verlassen durfte, in ihrer Wohnung zurückzuhalten gewesen war, hatte er nur einen Theil der Wahrheit gesagt und sie damit zu beruhigen gesucht, daß er ihr erklärte, seine persönliche Sicherheit erfordere unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, daß er für kurze Zeit Frankreich verlasse. Dennoch, und trotz aller Versprechungen bald zurückzukehren oder sie nachkommen zu lassen – denn als Ziel seiner Reise hatte er nur New-York angegeben – hatte der Abschied bei dem hingebenden Charakter der jungen Schauspielerin zu einer schrecklichen Scene geführt und er hatte sie ohnmächtig in den Armen seines alten Freundes und Dieners zurückgelassen, der noch einen Tag in Paris bleiben mußte, um das Gepäck seines Herrn zu ordnen und mit diesem nachzukommen.

Am Abend vor der Abfahrt des Dampfers war Bonifaz eingetroffen. Der Graf hatte bis zum letzten Augenblick im Hôtel Frascati zugebracht, um dort den Besuch der bevollmächtigten Person zu erwarten, welche für Saint Arnaud jene Papiere in Empfang nehmen sollte; aber es hatte sich zu seiner Verwunderung Niemand bei ihm gemeldet. Jetzt ging er ungeduldig umher, im Zweifel, ob er die in Couvert an den Minister adressirten Dokumente irgend einer fremden Person zur Beförderung mit der Post anvertrauen sollte, und erwartete die Ankunft seines Dieners, der aus dem Hôtel die letzten Reise-Effekten zum Schiff bringen sollte.

Der scharf pfeifende Wind ließ den Grafen ziemlich allein im Besitz der Galerie, von deren Höhe aus er die Stadt und den Hafen mit seinem Mastenwald und seinem regen Treiben übersehen konnte. Die rechtwinklich in einander gebauten Straßen gruppiren sich um die Bassins und Docks und sein Blick schweifte abwechselnd von der Mündung der Hauptstraße, die von dem Theaterplatz bis zu dem runden Thurm Franz I., des Gründers von Hâvre, am Eingang des Hafens führt nach der Umgebung der Stadt, dem Hügel von Ingouville und Galvados und den Höhen von La Hive mit den 300 Fuß hohen Zwillings-Leuchthürmen.

»Er ist selbst schuld, wenn ich abreisen muß, ohne mein Wort gehalten zu haben,« murmelte der Graf, unfern der Treppe stehen bleibend und sich über die Galerie lehnd, wo er die Verbindungsbrücke übersehen konnte. »Dieser alte Narr läßt mich auch warten, statt mir Nachricht zu bringen, ob vielleicht noch im Hôtel Nachfrage nach mir gewesen ist. Ich kann unmöglich die Sache fremden Personen aufs Gerathewohl anvertrauen. *Pardioux*, es ist wirklich unangenehm!«

»Hat der Herr Graf Raousset de Boulbon vielleicht Etwas nach Paris zu bestellen?« sagte da plötzlich eine wohlklingende jugendliche Stimme neben ihm. »Es würde mir zum Vergnügen gereichen, seinen Liebesboten zu machen.«

Der Graf sah sich erstaunt um; neben ihm stand eine sehr einfach in Schwarz gekleidete Frau mit dichtem Schleier.

»Wie, Madame? Diese Stimme? —«

»Ist die einer alten Bekannten, wenn das ehemalige Fräulein Trazegnies d'Ittre auf die Ehre Anspruch machen darf.«

Er führte ihre freie Hand an seine Lippen. »Wo auch der Graf Raousset Boulbon weilen und welches Schicksal ihm auch werden mag,« sagte er galant, »er wird sich stets mit Vergnügen und Dank der reizenden Abende in den Salons der Chaussée d'Antin erinnern. Aber ich hätte Sie sicher nicht in dieser Verkleidung wieder erkannt, besonders unter so dichtem Schleier.«

Die junge schöne Frau, die später so oft den Prinzen Plonplon verleiten sollte, das Dampfschiff in Varna heizen zu lassen, um ihren Salon in Buyukdere zum großen Aerger des Marschalls zu beehren, statt einen militärischen Ruf und die Cholera in der Dobrudscha zu suchen, schlug mit liebenswürdiger Koketterie einen Augenblick den Schleier zurück. »So, mein Herr, nun haben Sie Ihren Willen gehabt und nun geben Sie mir die Papiere, die ich meinem Manne überbringen soll und die ihm so wichtig scheinen, daß er eine junge Frau vier Tage länger von Paris entfernt und für ihre zahlreichen Anbeter auf der leidigen Krankenliste hielt. In der That, es müssen höchst merkwürdige Dinge sein.«

»Nicht merkwürdiger als die, welche die künftige Frau Marschallin nach England geführt haben,« bemerkte mit scharfem Blick der Graf. »Aber hier sind sie! Ich erfülle mein Versprechen, indem ich dies versiegelte Couvert in Ihre Hände lege, und bitte Sie, Ihren Herrn Gemahl daran zu erinnern, daß wir von diesem Augenblick ab keine politischen Gegner mehr sind.«

»Gewiß, ich hoffe es, und Sie recht bald in meinen Salons wiederzusehen. Sie wissen, ich empfangen jeden Mittwoch. Wann kehren Sie zurück von Ihrem Ausflug, lieber Graf?«

»Von dort?« Er wies hinüber über die endlose Fläche des Meeres.

»Nun, New-York ist mit den Dampfern, wie ich mir habe sagen lassen, ja nicht weiter als zehn bis zwölf Tage, und diese leidigen politischen Streitigkeiten werden gewiß bald zu Ende sein. Mein Mann soll alles Mögliche thun, Ihre baldige Zurückberufung zu bewirken. Sie haben ja so viele Freunde . . . «

»Ich gehe freiwillig, Madame« sagte der Graf ernst, indem er ihr seinen Arm bot, sie die Treppe hinunter zu führen, »und wenn ich je nach Frankreich zurückkehren sollte, hoffe ich der Erlaubniß eines Bonaparte nicht zu bedürfen. Wo ist Ihre Begleitung?«

»Ich bin allein und ich fürchte mich durchaus nicht, wie Sie gesehen haben. Ich will, daß Sie mich nicht zu weit begleiten, denn es könnte mein Inkognito gefährden. Auf dem Platze halten ja genug Fiakre. So leben Sie denn wohl, lieber Graf, und lassen Sie wenigstens Etwas von Ihren Abenteuern hören, denn ich kenne Sie und weiß, daß es ohne diese nicht abgehen wird.«

Der Kavalier lächelte. »Ich hoffe, die Zeitungen werden Ihnen bald davon melden. Denken Sie daran, Madame, wenn man mich allzu sehr verläumdet, daß Sie einen Freund jenseits des Meeres zu vertheidigen haben.«

Er küßte nochmals ihre Hand und blieb an der Schiffbrücke stehen, während sie eilig unter der drängenden Menge darüber schritt, denn so eben hatte die Glocke des Steamers das zweite Signal gegeben und Alles, was nicht an Bord gehörte, mußte jetzt diesen verlassen.

Er sah, wie sie auf dem Platz am Eingang des Hafens noch einmal stehen blieb, mit dem Tuch ihm zuwinkend, und dann einen Fiakre bestieg. Unwillkürlich hob ein Seufzer seine breite männliche Brust, denn es war ihm, als schiede mit der flüchtigen Erscheinung der

jungen vornehmen Frau erst jetzt jenes Leben voll Glanz, Leichtsinn und Lust, das so verlockende, unvergleichliche Paris mit all' seinen Herrlichkeiten von ihm.

Zwei Paar Augen hatten diese Scene mit dem größten Interesse, aber mit sehr verschiedenen Gefühlen beobachtet.

Der Graf, als er von der Landungsbrücke zurückkehrte, machte einen Gang über das Hauptdeck und traf hier bereits seinen getreuen Bonifaz, dessen Ankunft er nicht bemerkt hatte, mit Hilfe eines Schiffsjungen beschäftigt, sein Gepäck unterzubringen. Die saubere, reinliche Kleidung des Knaben fiel ihm auf, obschon er sein Gesicht nicht sehen konnte, da derselbe sich eifrig mit den Koffern und Reisesäcken zu thun machte, und er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um auf solche Nebendinge viel zu achten. Aus diesem Grunde entging es ihm auch, als er – nachdem er einige Worte mit Bonifaz gewechselt hatte – an dem Logis der Mannschaft und der dort dicht gedrängten Menge der Vorderdeck-Passagiere vorüber zu seiner früheren Stelle auf der Galerie zurückkehrte, welcher häßliche, feindselige Blick ihn aus dieser Menge verfolgte, nachdem er ihn schon seit seiner Ankunft an Bord unaufhörlich beobachtet hatte.

Der Graf stand wieder auf der Galerie, um das bewegte Schauspiel der Abfahrt zu beobachten. Zum dritten Male läutete die Glocke des Steamers, von dem Vorderkastell donnerte ein Schuß und an dem Mast flog das Sternenbanner Amerikas in die Höhe und flatterte lustig hinaus in die frische Winterluft.

Der Kapitän rief von seiner Bank zwischen den mächtigen Radkasten seine Befehle herab, die gelösten Taue flogen durch ihre Oesen und rüstige Hände schoben die Verbindungsplancken zur Landungsbrücke zurück.

Mit mächtigen Stößen begann die Maschine zu arbeiten und aus den beiden Schloten stieg in dunkler Wolke der zischende Dampf; unter den Schlägen der Räder schob sich der gewaltige Bau von dem Quai und begann sich um sich selbst zu drehen, das Bugspriet hinaus gewandt nach der unermesslichen Fläche des Meeres.

Ein tausendstimmiger Ruf: »*Adieu! Adieu! Bon voyage! Au revoir! Vive la France!*« scholl unter dem Schwenken der Tücher und der Hüte vom Ufer her und wurde vom Bord wiederholt, so lange man die Freunde sehen, ihre Stimme nur zu hören vermochte. Dann schoß der »Washington«, die Salutschüsse des Kastells erwiedernd, an dem Fort und den Hafen-Batterien vorüber hinaus auf die offene See. –

An seinem Platz auf der oberen Kajüte stand lange noch ein einsamer Mann, zurückschauend nach der immer mehr verschwindenden Stadt und stürmische Gedanken, die Erinnerung an Alles, was er verlassen, der unbekannte Kampf, dem er entgegenging, hoben seine breite Brust.

So lange er sie sehen konnte, hingen seine Augen an der Fahne Frankreichs, die lustig von dem Thurm des Forts wehte. Und waren es auch nicht die Lilien seines alten Königs-Geschlechtes, war es auch nicht die weiße Fahne der Bourbonen, unter der Frankreich zwei Jahrhunderte groß und mächtig gewesen; auch diese Tricolore war die Flagge seines *Vaterlandes* und hatte seine Söhne in vier Welttheilen so oft zum Siege geführt.

»Lebe wohl, Frankreich! Lebe wohl, mein Vaterland! – *Adieu! Adieu!!*«

Eine leise sanfte Stimme an seiner Seite wiederholte den letzten Ruf. Eine weiche Hand faßte die seine, die andere deutete hinauf zu dem klaren Decemberhimmel.

»*Adieu!* wenn Er es will!«

Er sah erstaunt, betroffen auf die schlanke kleine Gestalt des Schiffsjungen, den er schon vorhin bemerkt und der sich jetzt leise weinend an seine Schulter schmiegte. Der Matrosenhut von schwarzem Glanzleder war von den braunen Locken gefallen, bittende, flehende Augen, von Thränen umschleiert, hoben sich unverhüllt zu ihm empor.

»Suzanne – um Himmels willen – was willst Du hier?«

»Dich begleiten, Aimé, Dein Schicksal theilen, sei es Glück oder Tod,« flüsterte die junge Frau. »Ich habe Kind und Heimath, Alles, was mir dort lieb und werth, verlassen, um Dir zu folgen; denn mein Herz hat mir gesagt, daß Du mich getäuscht über Deine Zukunft und daß Du unbekanntem und großen Gefahren für die unsere entgegengestehst. So laß sie mich denn theilen und erhöre meine Bitten und Thränen, wie Bonifaz ihnen nicht widerstehen konnte. Laß mich mit Dir gehen als Deine Dienerin, als Deine Sklavin wenn Du willst und meine Brust zwischen Dir und der Gefahr sein. Stoße mich nicht von Dir, denn Du würdest Deinen guten Engel von Dir stoßen.«

Sie hielt ihn fest umschlungen und er sah lange auf sie nieder, unentschlossen, was er thun sollte und doch gerührt von solcher Liebe.

Dann endlich siegte diese Rührung in ihm, er machte sich sanft aus ihrer Umschlingung los und indem er den in einiger Entfernung nicht ohne Besorgniß harrenden Bonifaz herbeiwinkte, reichte er Beiden die Hand.

»Sei es denn« sprach er fest, »es geschehe, wie Ihr wollt. Die Treue und die Liebe sollen mich begleiten, der Freund, die Mutter meines Sohnes, und wenn ich je ihrer Hingebung vergesse, möge die Liebe und die Treue mir zum Verderben werden. Seid willkommen! Hand in Hand mit Euch, auf Deine Kraft, Bonifaz, und auf Dein Herz, Suzanne, gestützt, fürchte ich Nichts, was die Zukunft birgt und werde mein Ziel erreichen!«

Er hob das Auge und als wenn es auf ein giftiges Reptil getroffen, bebte er unwillkürlich zurück. Sein Blick hatte dem begegnet, der vorhin aus der Menge der Deckpassagiere ihn heimlich verfolgt.

Jetzt stand der Mann frei und offen am Mittelmast an der Gränze des Vorderdecks, welche die niederen Passagiere nicht überschreiten dürfen. Er stand, die Arme über die Brust gekreuzt und hielt sein schielendes Auge mit dem Ausdruck des Hasses und der rachsüchtigen Bosheit auf den Grafen gerichtet.

Ein Blick hatte diesem genügt, den Mann zu erkennen – es war der *Amerikaner*, der den armen Gambusino nach Paris geführt.

Da waren sie in dem engen Raume vereint, der gute und der böse Gngel seiner Zukunft. Wer von ihnen wird den Sieg davontragen?

Hinter ihnen im Nebel der Ferne verschwand die Küste.

Lebe wohl, Frankreich!

IN SAN FRANCISCO.

Der Leser, dem der Roman des Autors »Nena Sahib« nicht unbekannt ist, wird sich erinnern, in dem ersten Theil desselben ein Kapitel unter der Ueberschrift »Ein Duell in San Francisco« gefunden zu haben.

Er wird sich ferner erinnern – obschon dort aus Gründen die Erzählung ein Jahr zurückdatirt – dabei von der Sonora-Gesellschaft des Grafen Raousset Boulbon gelesen zu haben und der Person des berühmten Abenteurers in den Spielzelten des *plaza mayor* und im Circus der

Stiergefachte begegnet zu sein. Er wird wissen, unter welchen Umständen die projektierte Expedition des Grafen wieder aufgegeben oder vielmehr verschoben werden mußte, da bei der großen Feuersbrunst, welche zwei Drittheile von San Francisco in Asche legte, sämmtliche bereits angeschaffte Vorräthe der Expedition mit verbrannt waren.

Dies war im Juni 1852 geschehen.

Für Diejenigen, welche jene Scenen nicht gelesen oder kein Interesse daran finden, die Lektüre nachzutragen, werden die obigen kurzen Andeutungen genügen.

Der Graf, der sich im December – auf den Erlös aus dem Verkauf seiner Einrichtung und einiger alter Familien-Juwelen und die 10,000 Franken aus dem Wechsel des Ministers beschränkt – in Havre eingeschifft hatte, war im April in San Francisco eingetroffen und hatte dort alsbald seine Thätigkeit mit der Gründung einer Aktiengesellschaft für die »Expedition nach der Sonora und dem geheimen Schatz der Azteken am Rio Gila«, wie er sein Unternehmen nannte, eröffnet.

Er erfand jene Bezeichnung, weil er bald eingesehen, daß in diesem Lande der Goldgräber und Abenteurer nicht mehr die Aussicht auf das Aufsuchen unbekannter Goldquellen in unbekannter Ferne locken könne, sondern daß ihnen eine positivere Erfindung als Köder gegeben werden müßte. Eine solche war die durch das ganze westliche Amerika seit Jahrhunderten verbreitete Erzählung von den verborgenen Schätzen des alten Herrscher-Geschlechtes der Ynkas, die sie bei der Eroberung des Landes aus dem Osten nach dem Westen und den Ufern des großen Oceans geflüchtet und hier in den letzten Zufluchtsstätten der Urbewohner, den in den Wildnissen von Neu-Mexiko vielfach zerstreuten Ruinen der alten Aztekenstädte verborgen haben sollten. Zahlreiche Versuche zu deren Auffindung waren bereits vor dem Unternehmen des Grafen gemacht worden und angeblich an den mangelhaften Vorbereitungen, der geringen Zahl und den Zwistigkeiten der Theilnehmer oder an den Mühseligkeiten und Gefahren gescheitert, ohne daß die golddurstige Phantasie den Glauben an das Vorhandensein jener Schätze deshalb aufgeben hätte.

Indem er denselben wieder anregte und zum Deckmantel seines Unternehmens machte, sicherte der Graf zugleich sein eigenes Geheimniß und seine besonderen Zwecke.

Die letzteren hatten zugleich an Ort und Stelle mancherlei Erweiterungen und Ausdehnungen erfahren und die Verzögerung seines Unternehmens durch die große Feuersbrunst von San Francisco war ihm im Grunde nicht unwillkommen gewesen, abgesehen davon, daß er in jedem Fall den Monat August noch dort hätte zubringen müssen, um die Zusammenkunft mit Eisenarm und Wonodongah, dem »Großen Jaguar«, abzuwarten, denen nicht bloß das Geheimniß der Goldhöhle, sondern auch das Eigenthumsrecht an derselben gehörte.

Ueberdies hatte der Graf die Verhältnisse bald genügend kennen gelernt, um zu wissen, daß eine so große bewaffnete Expedition in das Innere ihres Landes von der mexikanischen Regierung nicht mit Gleichgültigkeit angesehen werden würde und daß es daher eines gewissen Einverständnisses mit ihr bedurfte.

Dieses Einverständniß war nicht schwierig herbeizuführen.

Der Leser weiß selbst aus der oberflächlichsten Kenntniß der Geographie der nördlichen Hälfte Amerikas, daß Californien einen Theil der westlichen Küste bildet und gegenwärtig aus zwei verschiedenen Staaten besteht: *Neu-Californien* in unmittelbarem Zusammenhange mit dem nordamerikanischen Kontinent und von diesem nur durch die Sierra Nevada getrennt, deren Ausläufer mit ihren Placers seit der zufälligen Entdeckung des Kapitän Sutter

im Flußgebiet des Sacramento im Februar 1842 einen so wahnsinnigen Golddurst und eine neue Völkerwanderung aus allen Welttheilen hervorrief, – und *Alt-* oder *Nieder-Californien*, das Gebiet der großen Halbinsel von 1800 Quadratmeilen Größe, die sich an der Einmündung des Colorado von dem Festlande trennt und den Golf von Californien ober das *Mar Bermejo* – das rothe Meer – bildend, über 260 deutsche Meilen lang mit der Küste parallel laufend in den stillen Ocean erstreckt.

Neu-Californien, durch die Revolutionen von 1836 bis 1848 von Mexiko getrennt, war mit seiner Hauptstadt San Francisco, dem Eldorado der Goldgräber und Abenteurer, ein Jahr vor dem Beginn unserer Erzählung am 7. September 1850 als besonderer und unabhängiger Staat in die nordamerikanische Union aufgenommen worden. Alt-Californien mit den in Verfall gekommenen Silberminen von Moleje und Real-San-Antonio und den berühmten und ergiebigen Perlenfischereien von Cerralbo und Espiritu Santo bildet noch eine Provinz oder ein Gouvernement der mexikanischen Republik.

Dieser Halbinsel gegenüber an der Küste des Festlandes erstreckt sich die Provinz *Sonora* mit der Hauptstadt Hermosillo und dem Hafen San José de Guyamas, dem größten der konföderirten Staaten Mexikos.

Sie wird im Osten von der Sierra Verde und der Sierra des los Tegesianes, der Cordillerenkette, begrenzt; im Norden größtentheils durch den Rio Gila und seine Nebenflüsse von Neu-Mexiko, das in Folge des amerikanisch-mexikanischen Krieges an die vereinigten Staaten abgetreten wurde, getrennt.

In diesem Norden ist es, wo sich jene ungeheuren Einöden und Wildnisse ausdehnen, die von den wilden Apachen- und Comanchen-Stämmen bewohnt werden.

Zur Zeit, da wir unsere Erzählung wieder in San Francisco aufgenommen haben, also im Frühjahr und Sommer 1852, hatten die Comanchen und Apachen wiederholte Einfälle in die Sonora gemacht und die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet. Ja, es verlautete, daß ein großer Bund der beiden sonst stets einander feindlichen Völkerschaften mit ihren zahlreichen Stämmen zu einem allgemeinen Raubzug gegen das mexikanische Gebiet geschlossen worden sei.

Vergeblich hatten die reichen Küstenstädte der Sonora und die großen Hacenderos oder Grundbesitzer im Innern von der Centralregierung Hilfe und Beistand gegen die räuberischen Indianer und die drohende Gefahr verlangt. Die fortwährenden inneren Revolutionen und Pronunciamentos, die Rebellion einzelner ehrgeiziger Führer gegen die Föderal-Regierung, die kühne Zoll-Reduktion des Gouverneurs Avalos, der drohende Einfall des Generals Carbajal aus Texas und die Erbitterung gegen die neue dekretirte Konsumtionssteuer von 8 Procent hatten die Kräfte der Regierung gelähmt und das ganze Fortbestehen der Föderation in Frage gestellt. Jeder Staat war auf sich selbst und seine Kräfte verwiesen und die Sonora zersplitterte die ihren in Einzelkämpfen gegen die immer kühner vordringenden Indianer und in Vorbereitung neuer Revolutionen.

Unter diesen Umständen war es, daß Graf Raousset Boulbon seinen Vertrauten, den Avignoten Bonifaz, nach Mexiko schickte, um mit der Regierung zu unterhandeln und ihr seine Hilfe anzubieten.

Aber bei aller Treue, die Bonifaz für den Grafen und seine Interessen besaß, wußte dieser doch sehr wohl, daß er nicht die Person war, um eine diplomatische Verhandlung zu leiten.

Der Geist, der ihn influirte, mußte ein anderer sein – Suzanne begleitete daher den Avignoten und hatte von dem Grafen ihre bestimmten Instruktionen erhalten.

Es geschah dies in Männertracht, die sie überhaupt während der ganzen Zeit beibehalten hatte. Nach jenem Wiederfinden an Bord des »Washington« hatte eine Berathung unter den drei Betheiligten stattgefunden, in welcher Weise am sichersten die Begleitung der Schauspielerin erfolgen könne, ohne die Pläne des Grafen zu hindern, und es war festgesetzt worden, daß sie die Rolle eines männlichen Verwandten des Grafen spielen solle, was ihr bei ihrer Kunst ohnehin nicht schwer werden konnte. Nur unter dieser Bedingung hatte der Graf, der sie Anfangs von Newyork nach Frankreich zurückschicken wollte und alle Hindernisse und Beschränkungen voraussah, die ihre Anwesenheit ihm bereiten mußte, sein Wort gegeben, sie sein Schicksal theilen zu lassen.

Das Geheimniß der Goldhöhle kannte jedoch selbst Suzanne nicht; sie wußte nur, daß ein wichtiges Interesse und die Erreichung ungeheurer Vortheile es ihm nöthig machte, in das Innere jener Wüsteneien zu dringen.

Uebrigens hatte die Begleitung und treue Anhänglichkeit der Schauspielerin in ihrer Verkleidung ihm bereits mannigfache Vortheile gebracht. Ihr scharfer aufgeweckter Verstand, ihre Schlaueit und Gewandtheit hatten ihn in vielen Verhandlungen unterstützt und wesentlich dazu beigetragen, mit den geringen Mitteln, die er zu Anfang besaß, die Aktiengesellschaft zur Expedition nach der Sonora und dem angeblichen Schatz der Azteken zu gründen und eine Anzahl kühner Abenteurer für diesen Zweck anzuwerben, ein Material, woran es allerdings in San Francisco niemals fehlte.

Die Verhandlungen mit der mexikanischen Regierung waren zu wichtig und mußten zu geheim und geschickt betrieben werden, als daß der Graf nicht alle seine Macht über seine Geliebte hätte aufbieten sollen, um diese zu bewegen, sich von ihm für kurze Zeit zu trennen und den Avignoten nach Mexiko zu begleiten.

So war es gekommen, daß Suzanne und der treue Bonifaz während jener furchtbaren Katastrophe, die wir im ersten Bande des Romans »Nena Sahib« erzählt haben, von San Francisco abwesend waren.

Diese Abwesenheit hatte jetzt über drei Monate gedauert und der Graf erwartete seine Boten mit Ungeduld zurück.

Er hatte die Zeit von dem Brande der Stadt und der Abreise des Maharadscha Srinath Bahadur (Nena Sahib) mit der Gesellschaft der kühnen Männer, die ihm ihm derselbe angeblich zur Tigerjagd nach Indien entführte, nicht unbenutzt verstreichen lassen.

Mit jener wunderbaren Schnelligkeit, mit welcher sich die aus den leichtesten Materialien, oft nur aus Leinwand und Brettern erbaute Stadt wieder aus den Verheerungen des Brandes erhob, war auch das Projekt der Sonora-Company wieder hergestellt.

Zwei Tage nach der Abfahrt der »Sarah Elisa« war bereits ein neues großes Zelthaus auf dem Platze der früheren Sonora-Gesellschaft errichtet und an ihm prangte in noch riesigerem Maßstab ein neu gemaltes Schild mit dem Wappen des Grafen, den drei Saracenenköpfen, den Lilien Frankreichs und dem schrägen Bastardbalken nebst der Abbildung der neuen Armee, einer flüchtenden Indianerhorde und den Ruinen mit der Ueberschrift: »Eingang zu dem geheimen Schatzgewölbe des *Itze-Cate-Cäulas*, Enkel Montezumas, des letzten Aztekenfürsten,« nebst der weiteren Inschrift in ellengroßen Buchstaben:

Haupt-Quartier

von Horace Aimé, Grafen von Raousset Boulbon
Marquis de Tremblay aus dem fürstlichen Hause Lusignan,
General en chef
der Expedition nach Sonora und dem geheimen Schatz
der Azteken am Rio Gila.
Cours der Aktien $268\frac{1}{4}$.

So weit waren in wahnsinniger Steigerung die Aktien des Unternehmens bereits in die Höhe gegangen auf die Nachricht, daß die verbrannten Vorräthe doppelt versichert seien und auf die von dem Banquier Don Enriquez, dem rechtlichsten Mann in ganz San Francisco, öffentlich bestätigte Kunde, daß der Graf hunderttausend Dollar aus seinem geretteten Vermögen baar und in besten Papieren für das Unternehmen bei ihm deponirt habe.

Viele der zuerst für die Sonora-Expedition Angeworbenen hatten sich allerdings die großmüthige Erklärung des Grafen zu Nutze gemacht, daß mit dem Brande jede Verbindlichkeit erloschen und das empfangene Handgeld ihr Eigenthum sei, um nach einer anderen Richtung zu verschwinden oder in den Placeros wiederum ihr Heil zu versuchen; Andere aber waren geblieben, hatten aufs Neue Werbegeld genommen und jedes Schiff, jeder Zug aus den Bergen brachte ein Kontingent von Abenteurern, bereit, für die Aussicht auf die leichte und abenteuerliche Erwerbung von Gold und anderen Besitzthümern willig jeden Augenblick ihr der bürgerlichen Gesellschaft sonst völlig werthloses Leben in die Schanze zu schlagen.

Der Graf war jedoch jetzt etwas strenger in der Auswahl als früher geworden und wünschte vor Allem jenen eigenthümlichen Generalstab von tapferen, kühnen und erfahrenen Männern wieder zu ersetzen, der ihn früher umgeben und den er auf so geheimnißvolle Weise dem indischen Fürsten überlassen hatte. Dieser Ersatz war ihm bis jetzt jedoch nur zu geringem Theil gelungen, denn außer dem Torero *Antonio Perez*, dem Sekundanten des unglücklichen Hillmann bei dem Stiergefecht im Circus von San Francisco, dessen Anmeldung er mit Vergnügen angenommen und den er zu seinem Lieutenant gemacht hatte, waren unter der ganzen Gesellschaft, die sich bereits wieder auf 150 Köpfe belief und einstweilen in den Schänken und Spielhäusern San Franciscos ihr Wesen trieb, keine, die ihm den Verlust der Franzosen Delavigne, Cordillier und Vaillant, Ralphs des Bärenjägers, Joaquin Alamos, des Pfadfinders, und des Kanadiers Adlerblick ersetzen konnten. Noch weniger waren Personen in der Gesellschaft, die an die Stelle des irischen Geschwisterpaares, des jungen Edward und der hochherzigen und schönen Margarethe O'Sullivan hätten treten können.

Um so sehnlicher wünschte er jetzt die Rückkehr seiner beiden treuen Boten von Mexiko.

Es war am Abend des 3. Septbr., des ersten Tages des Vollmondes in diesem Monat, die Stunde etwa 8 Uhr.

Der *Plaza mayor*, an welchem das Zelthaus des Grafen lag, war um diese Stunde sehr belebt. Alles benutzte den frischen Seewind zu einer erquickenden Promenade auf dem Platz oder strömte bereits den Spielhäusern zu. Vor dem Eingang des Lokals der Sonora-Company hatte sich gleichfalls eine zahlreiche Menge gesammelt und tauschte ihre Bemerkungen über zwei kleine Kanonen von glänzend polirtem Metall aus, die der Graf mit einem der letzten Schiffe von New-Orleans erhalten und zu beiden Seiten des Eingangs aufgestellt hatte, um dem Publikum zu zeigen, daß sein Unternehmen selbst mit Artillerie ausgerüstet sein werde.

Die beiden Kanonen – vierpfündige Karonaden auf leicht beweglichen improvisirten Lafetten – hatten einen großartigen Eindruck auf die Phantasie der Amerikaner und der unbeschäftigten Abenteurer gemacht. Niemand zweifelte seitdem mehr an dem glücklichen Ausgang des Unternehmens; zur Zeit der Ankunft der Kanonen waren die Aktien der Gesellschaft um 5 Procent gestiegen, und an dem Tage, an welchem wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, hatten sich nicht weniger als vierzehn Personen zur Einreihung in die sogenannte Armee der Expedition gemeldet.

Der Graf war den ganzen Tag über auffallend unruhig und zerstreut gewesen. Wohl hundert Mal hatte er nach der Uhr gesehen, als könne er den Gang der Zeit damit beschleunigen, und auch jetzt wieder, während er rastlos in dem ziemlich großen Gemach umher ging, wiederholte er häufig jenes Zeichen von Ungeduld.

Draußen auf dem Platz warf der aufsteigende Vollmond sein glänzendes Licht auf die Stadt und wurde von dem hellen Glanz unterstützt, der aus den Fenstern der zahlreichen Trink- und Spielhäuser rings umher das Halbdunkel erhellte.

Während der Graf so ungeduldig auf und nieder ging, saß an einem Tisch an der Wand des Zimmers der Lieutenant *Antonio Perez*, mit einer Liste beschäftigt, in welche er die Namen der vierzehn Abenteurer eintrug, die sich an dem Tage zur Theilnahme an der Expedition gemeldet hatten. Er las sie einzeln vor und machte dazu seine Bemerkungen.

»*Diego Muñoz*, Excellenz. Er war damals Capataz der Lastträger von Guyamas und mußte flüchten, weil er in der Uebereilung einem Vater und zwei Söhnen sein Messer in den Hals gestoßen hatte. Die Sache machte einiges Aufsehen, da die Verstorbenen nicht zu den Leperos gehörten, sondern einiges Vermögen besaßen, das bei ihrem Tode mit Donna Juanita, der Tochter des Hauses, verschwunden war. Man beschuldigte Señor Muñoz, dabei die Hand im Spiel gehabt zu haben, weil er Doña Juanita die Ehre erzeigt hatte, ihr den Hof zu machen, was die Brüder nicht leiden wollten. Aber ich bin überzeugt, daß man ihm Unrecht gethan hat, denn Señor Muñoz war ein Mann von Ehre und der schuftige Alkade hatte bloß einen Zahn auf ihn, weil er einmal seinem Sohn drei dergleichen eingeschlagen. Darum mußte er denn Guyamas auf einige Zeit verlassen.«

»Der Kerl ist ja ein offener Mörder und Dieb. Man schneidet drei Männern nicht den Hals ab, außer des Nachts durch Meuchelmord.«

»Entschuldigen Sie, Excellenza, aber es geschah bei hellem Tage während der Siesta und als sie sich zu unvorsichtig in einer Cabaña am Strande dem Schlaf überlassen hatten. Es war ein Unglück, daß Señor Muñoz grade an der offenen Hütte vorübergehen mußte und übler Laune war, weil sie ihn kurz vorher beleidigt hatten. Er war seither am Sakramente, aber die Placeros scheinen nicht mehr ergiebig genug. Soll ich ihn in die Liste eintragen?«

»Gewiß nicht. Wir haben genug offenbare Schurken.«

»Ich erlaube mir nur die ehrerbietige Bemerkung,« beharrte der Sekretär, »daß Señor Muñoz hoffte, unter Euer Excellenz Schutze nach Guyamas zurückkehren zu können, um sich von dem üblen Verdacht des Diebstahls zu reinigen, der auf ihm lastet. Er hat einen großen Anhang in Guyamas und könnte uns dort sehr nützlich sein.«

»Meinetwegen, so nehmen Sie ihn an. Ein Schuft mehr oder weniger ist im Grunde gleich. Haben Sie noch mehr von dem Gesindel?«

»Zwei Matrosen von dem englischen Schiff »Jane« sind von Bord entlaufen und bestehen darauf, sich der Expedition anzuschließen.«

»Aber ihr Kapitän wird sie reklamieren?«

»Wir sind in einem freien Lande, Señor General, und es kann sie Niemand zwingen.«

»Dann nehmen Sie dieselben an; es sind zwar wahrscheinlich Trunkenbolde und Krakehler; aber in gewisser Beziehung kann man sich auf sie verlassen. Nur die Yankees taugen nicht.«

»Bei der sehr richtigen Bemerkung Euer Excellenz fällt mir ein, daß der Bursche aus New-Orleans, den Sie bereits drei Mal abgewiesen, heute zum vierten Mal da war und dringend um die Erlaubniß bat, den Zug mitmachen zu dürfen. Er behauptet, Sie seien ihm diese Erlaubniß schuldig und er befinde sich im tiefsten Elend.«

»John Brown?«

»Ich glaube, so heißt er.«

»Geben Sie dem Hallunken zehn Dollars und jagen Sie ihn zum Teufel, ich mag Nichts von ihm wissen.«

Der Lieutenant machte ein Kreuz bei dem Namen.

»Haben Sie noch mehr auf der Liste?«

»John Meredith, Excellenza, er hat sich entschlossen.«

»Wie? Der Bankhalter, der Besitzer des großen Spielzeltes?«

»Er hat in letzter Zeit bedeutende Verluste gehabt und man munkelt, daß all' seine Habe schon lange den Gläubigern gehört. Es ist heute der letzte Abend, daß er die Bank hält.«

»So müssen wir ihm doch noch einen Besuch machen. Wir haben viele unserer Leute ihm zu danken. Sind Sie zu Ende?«

»Zwei Personen noch.«

»Sagen Sie rasch die Namen, ich bedarf der Aufregung des Spiels, um mir ein paar Stunden hinbringen zu helfen.«

»Der Eine,« sagte der Lieutenant, den Gegenstand überreichend, »hat mir diese Karte übergeben, der Andere ist ein Trapper und führt den Namen der *Kreuzträger*.«

»Der Kreuzträger? Das ist ein eigenthümlicher Name, wie kommt der Mann dazu?

»Es ist ein französischer Kanadier und hat auf ein silbernes Kreuz, das er deshalb stets auf seiner Brust trägt, geschworen, jede Woche einen Apachen zu tödten. Ich kenne die Geschichte nicht, auf welcher das Gelübde beruht, aber es muß jedenfalls eine sehr traurige sein. Ich weiß nur, daß er von den Apachen gefürchtet wird, als wäre er der Teufel selber und ich glaube, sie haben nicht viel Ursache, ihn viel anders anzusehen.«

»Aber wenn der Mann ein solches Gelübde gethan hat, wie kommt er hierher?«

»*Carrajo!* Das ist sehr leicht zu erklären.«

»Nun?«

»Ei, er steht bei den Apachen in Vorschein. Er wird im Voraus gearbeitet haben und hat also Zeit. Wo kann er sie besser zubringen, als in San Francisco?«

Der Graf hatte gegen diese schlagende Erwiederung Nichts einzuwenden und betrachtete die Karte, die er zwischen den Fingern zerknittert hatte.

»Baron *Arnold von Kleist*,« sagte er, »Lieutenant außer Diensten. Also ein Deutscher – wenn ich nicht irre, dem Namen nach ein Preuße. Sind die Angemeldeten da?«

»Alle, mit Ausnahme des Kentuckiers. Ich habe sie hierher bestellt, um sie Euer Excellenz vorzustellen.«

»So lassen Sie dieselben eintreten.«

Der Mexikaner ging hinaus und öffnete bald darauf die Thür. Ein Haufen von dreizehn Männern trat in das Gemach und stellte sich nach einem kurzen Gruß vor den Grafen auf. Es fiel natürlich Keinem ein, in dem Lande der Freiheit seinen Hut oder die sonstige Kopfbedeckung abzunehmen. Freilich war sie bei Zweien oder Dreien in so desolatem Zustande, daß jede nicht durchaus nothwendige Berührung den Besitzer der Gefahr aussetzte, künftig ganz baarhaupt zu gehen.

Die Gesellschaft bildete überhaupt die merkwürdigste Musterkarte, die man sich denken kann. Vaterland, Gesichtsfarbe, Kleidung, Stand und Besitz: Alles war hier verschieden, und Pistols berühmter Rekrutenzug konnte kaum bunter zusammengesetzt sein. Außer den beiden englischen Theer-Jacken, die schwer betrunken waren, aber durch die Macht der Gewohnheit sich standfest hielten, und dem ehemaligen Capataz, einem kräftigen, sonnverbrannten Mann mit schönen Zügen, krausem schwarzen Haar und dem Auge eines Tigers, befanden sich in der Gesellschaft zwei verkommene Europäer, flüchtige Bankrottirer aus der Heimath, die vergeblich sich an den Placeros nach Gold abgemüht hatten; ein Schwede von riesiger Gestalt, der früher als Harpunirer auf einem Walfischfahrer gedient; ein Chinese mit langem Zopf und geschlitzten Augen, der bei der Expedition Handel zu treiben hoffte; ein Spanier von blauem Blut, wie er behauptete, und zerrissenem Mantel, wie der Augenschein lehrte; einer jener kühnen und abgehärteten Perlenfischer von Espiritu Santo, der wegen Unterschlagung einer kostbaren Perle aus seiner Zunft gestoßen war; ein älterer Mann von herkulischem Körperbau, mit brutalem Gesicht, dem man den Seemann, aber zugleich den Piraten auf den ersten Blick ansah und der in seinem rothen Leibgurt ein ganzes Arsenal von Pistolen und Messern trug, und ein Mensch von eigenthümlichem und lächerlichem Aussehen. Derselbe trug einen Hut, dessen große Ränder sein Gesicht tief beschatteten und überdies ein breites schwarzes Pflaster auf dem rechten Auge, das fast die Hälfte der ganzen Visage einnahm. Seine Bekleidung rührte offenbar aus einer alten Theater-Garderobe her, denn sie bestand aus einem feuerrothen langen Mantel, wie ihn auf den wandernden Bühnen etwa der Bandit Abällino oder der Samiel im Freischütz zu tragen pflegt, und der Inhaber war sorgfältig bemüht gewesen, seine überaus hagere Gestalt bis auf die defekten Schuhe herab darein einzuhüllen.

Der Graf überflog mit einem Blick die saubere Gesellschaft. Etwas abseits von ihr standen zwei Gestalten, die sich in ihrem Aeußeren und ihrer Haltung vortheilhaft von ihr unterschieden.

Der Eine war ein junger Mann von hoher schlanker Figur und militärischer Haltung. Sein schwarzer abgetragener, aber sauberer Rock war bis an den Hals zugeknöpft, die Handschuhe auf seiner Hand zeigten die Gewohnheiten der besseren Gesellschaft, der kleine Fuß die aristokratische Geburt. Er trug eine leichte Jagdmütze auf dem krausen hellbraunen Haar und ein gleicher kleiner Bart bedeckte die Oberlippe. Er konnte etwa vier bis sechs und zwanzig Jahre zählen; sein Gesicht war nicht schön, aber männlich offen und bieder, doch blaß und hager, als hätten Krankheit und Noth daran gezehrt, und in den ernsten blauen Augen lag ein Ausdruck von Schwermuth und Trauer.

Den Grafen zog das Aeußere des jungen Mannes auf den ersten Blick an und er fühlte, daß er hier einen Gefährten zu finden im Begriff stand, der ihm mehr Werth hatte, als ein Dutzend der gewöhnlichen, wenn auch noch so kecken und verwegenen Abenteurer.

Von ganz anderem Aeußern war der Mann, der neben Jenem, den Kolben seiner langen Flinte auf den Boden, die verschränkten Hände auf die Mündung gestützt, stand.

Es war ein Mann, schon weit über die Mitte des Lebens hinaus, vielleicht 55 oder 60 Jahre alt. Sein gebräuntes, durchfurchtes Gesicht mit einer schmalen Adlernase und blitzenden dunklen Augen verschwand zur Hälfte unter einem dichten weißen Bart, der Wangen und Mund umgab und bis auf die Brust herabfiel. Er trug eine rauhe Mütze von Otternfell, ein ledernes Jagdhemd wie die Indianer, nur daß die Näthe statt mit Menschenhaaren mit verblichenen Franzen besetzt waren, und hohe Ledergamaschen. Ueber der Schulter hing ihm eine große Jagdtasche und in dem Ledergürtel, der das Hemde zusammenhielt, steckte ein wie ein Maaß aussehendes viereckiges Holz und ein langes starkes Jagdmesser mit Horngriff. Auf der Brust aber hing ihm an einer Lederschnur ein etwa fingergroßes, sauber polirtes silbernes Kreuz.

Dies war demnach der »Kreuzträger«, von dem der ehemalige Matador dem Grafen gesprochen hatte.

Dieser begrüßte die Eintretenen mit einem vornehmen Kopfnicken und trat dann auf sie zu.

»Sie wollen also,« sagte er, »wie mein Sekretär mir meldet, Dienste nehmen in der Sonor-Expedition. Sind Ihnen die Bedingungen bekannt, unter welchen allein die Aufnahme stattfindet?«

Ein vielstimmiges »Ja« in verschiedenen Sprachen antwortete ihm. Nur der junge Deutsche begnügte sich mit einer stummen Verbeugung und der alte Trapper mit einem Kopfnicken.

»Sie verpflichten sich,« fuhr der Graf fort, »auf ein Jahr mir zu jeder Unternehmung zu folgen, zu der ich Sie führe oder die ich Ihnen auftrage. Sie erhalten fünfzig Dollars Handgeld und einen regelmäßigen Sold von vier Dublonen monatlich. Die erste Bedingung aber, die ich stelle, ist unbedingter Gehorsam gegen meine Befehle.«

»Vier Dublonen, Jack,« meinte der eine Matrose zu seinem Gefährten, »*Goddam*, das gieb 'ne hübsche Portion Rum.«

»Mit Euer Excellenz Erlaubniß,« sagte der Mann im rothen Mantel mit einer auffallend nselnden Stimme, »ich hoffe demüthig zum Herrn, daß bei unserem gottgesegneten Unternehmen das ewige Seelenheil dieser armen bethörten Wilden nicht vergessen werden wird und daß Alle, die zu Gefangenen gemacht werden, das Bad der gesegneten Taufe empfangen sollen. Euer Excellenz würden uns überdies sehr verbinden, wenn Sie Ihren ganz unterthänigsten Dienern mitzuthemen geruhen wollten, wie es mit dem Landbesitz und der Theilung des berühmten Schatzes Ihrer Majestäten der verstorbenen Ynkas gehalten werden soll?«

»Der fünfte Theil des Goldes, das wir finden oder erobern, soll unter die Mannschaft der Expedition zu gleichen Theilen vertheilt werden.«

»*Carrajo!* das ist wenig genug,« meinte der Kerl, der wie ein Korsar aussah. »Und wer bürgt uns dafür, daß wir zuletzt nicht noch um unser gutes Recht betrogen werden?«

»Ich, der Graf Raousset Boulbon!«

»Na, das klingt recht schön, aber ist wenig werth. Die beste Bürgschaft, denke ich, wird unsere eigene Faust sein, und ich wollte Niemandem rathen, mir meinen Antheil zu kürzen. Ich meine, es ist das Beste, man sagt dies von vorn herein.«

Der Graf trat ihm einen Schritt näher. »Wie heißt Ihr?«

Der Kerl grinste ihn mißvergnügt an. »Bah, ich denke, bei einem Unternehmen wie dem unseren und in diesem Lande wird es nicht viel auf einen Namen ankommen und einer ist so gut wie der andere. Aber da Jeder doch eine Handhabe haben muß, so könnt Ihr mich den »Rothen Hay« – *Squale rouge* – wie Ihr Franzosen sagt, nennen, der Name ist bekannt genug zwischen dem Kap Concepcion und dem chinesischen Meer.«

»Ihr seid also der berühmte Seeräuber, der diesen Namen führt?«

»Seeräuber hin, Seeräuber her, ein Jeder nährt sich so gut er kann, mein Gräflin. Wenn der Rothe Hay nicht Unglück auf dem Wasser gehabt und die verfluchten Engländer ihn nicht in letzter Zeit so gejagt und ihm sein Schiff verbrannt hätten, so würde er bei allen Stürmen, die der Teufel im Ocean aufwühlt, nicht hier sein. So will ich es einmal eine Zeitlang mit dem Lande versuchen. Aber das merkt Euch, der Hayfisch geht seinen eigenen Weg und ist nicht gewohnt, vor der Bö jeder Laune eines Junkers die Segel zu streichen.«

Der Graf fühlte, welchen Eindruck die trotzig Worte des Bösewichts auf die ganze Gesellschaft machten und daß Jeder Moment der Zögerung ihn um seine Autorität bringen könne.

»Nun wohl, Meister Hayfisch, wie Ihr Euch zu nennen beliebt,« sagte er kalt, »es wird meine Sache sein, mir den nöthigen Gehorsam von Eurer Seite zu verschaffen, im Fall ich Euch gestatten sollte, an meiner Expedition Theil zu nehmen. Vorläufig habe ich nur Eins zu bemerken.«

»Und das wäre?«

»Das ist, daß ich Euch um Eurer selbst willen rathe, niemals an dem Wort des Grafen Raousset Boulbon zu zweifeln, in dessen Adern das Blut der rechtmäßigen Könige Frankreichs fließt, sonst –«

Der Korsar sah ihn frech an, die Hand an den Griff des breiten türkischen Dolches legend, der aus seinem Gürtel ragte. »Sonst? –« wiederholte er höhnisch.

»Sonst geschieht Euch jedes Mal, was Euch jetzt geschieht!« Und die geballte Rechte des Grafen traf mit einem Faustschlag die Stirn des Seeräubers so gewaltig, daß er der Länge nach rücklings den Boden maß.

Der Getroffene, während seine Kameraden bei der plötzlichen Exekution erschrocken und betroffen zurückwichen, stieß ein Gebrüll aus wie ein verwundeter Tiger und, den Dolch aus der Scheide reißend, sprang er mit einer für sein Alter wunderbaren Behendigkeit empor und stürzte sich auf den Grafen.

Ein Schrei des Entsetzens erscholl durch das Gemach. Jeder glaubte den kühnen Franzosen verloren, denn der Ruf des Seeräubers war ein furchtbarer und er selbst jetzt noch, wo er sein Schiff und seine Bande, die lange der Schrecken beider Küsten des großen Oceans gewesen, verloren hatte und als ein Flüchtling in San Francisco sich umhertrieb, von Jedem gemieden und gefürchtet.

Nur der junge preußische Officier versuchte es, zwischen den Grafen und den Korsaren sich zu stürzen und den Mordstoß des Letzteren abzuwenden. Er wurde dabei von der scharfen Schneide der Klinge leicht am Arm verwundet.

In demselben Moment fühlte er sich ruhig, aber mit unwiderstehlicher Kraft zur Seite gedrängt.

Der Graf stand dem Mörder allein gegenüber, seine rechte Hand hielt den Arm des Korsaren etwa drei Finger breit oberhalb des Gelenkes umspannt.

Jetzt sah man eine eben so merkwürdige als schreckliche Scene.

Kein Zug in dem männlich schönen Gesicht des Edelmanns hatte sich verändert, es schien wie aus Marmor gemacht, nur mitten auf der Stirn zeigte sich ein rother Fleck.

Seine Augen dagegen hatten einen seltsamen starren Ausdruck angenommen. Wir haben bereits erwähnt, daß sie etwas nahe beisammen standen und es war, als ob aus beiden ein einziger unheimlicher Strahl hervorschösse und sich auf seinen Gegner bohre.

Man sah nicht, daß der Graf seinen Arm oder seine Hand bewegte; der ausgestreckte Arm war so starr und unbeweglich wie sein Blick und dennoch wand und krümmte sich die herkulische Gestalt des Seeräubers an dieser Hand und an diesem Arm, wie eine Schlange sich an dem Eisen windet, das sie festgenagelt, oder wie ein reiðendes Thier in der Falle, in die es seine Tatze nach der Lockspeise gesteckt hat.

Das finstere häßliche Gesicht des Korsaren färbte sich dunkelroth, seine Augen quollen hervor, ein weißer Schaum trat auf seine Lippen und er stieß ein Geheul aus, das erst grimmig und wild sich zuletzt in die Laute furchtbaren Schmerzes umwandelte.

Die Faust öffnete sich, der türkische Dolch entfiel den Fingern, vergeblich suchte die Linke den wie in eisernen Klammern gefangenen Arm zu befreien, man sah dichte Schweißtropfen aus allen Poren seiner Stirn treten und zuletzt die mächtige Gestalt in die Knie sinken.

Ein Aechzen bebte über die schaumbedeckten, blutig zerbissenen Lippen: »Gnade!«

Der Räuber, der Mörder, der vielleicht hundert Mal diesen Ruf der höchsten Angst mit kaltem Hohn vor sich hatte winseln hören, wenn seine Opfer von den rauhen Händen seiner Genossen gepackt, mit einer letzten Hoffnung auf Erbarmen sich an das Leben klammerten, – der so viele Flehende mit teuflischer Härte dem nassen Grab oder dem Messer überliefert hatte – er lag von dem furchtbaren Schmerz gebändigt jetzt selbst kniend und Gnade wimmernd vor einem Mann, dem er noch wenige Augenblicke vorher den übermüthigsten Trotz geboten, den er mit jähem Tode für seine Vermessenheit hatte strafen, wollen.

Der Graf ließ den Arm los und stieß den rothen Hay zurück.

»Steh auf!« sagte er ruhig, »laß Dich kuriren auf meine Kosten, und wenn Du hergestellt bist, so melde Dich bei Don Perez. Ich ertheile die Erlaubniß zu Deiner Aufnahme in die Sonora-Compagnie.«

Der Seeräuber machte eine vergebliche Anstrengung zu sprechen. Nur ein heiseres Stöhnen kam aus seinem Munde. Er versuchte den Arm zu bewegen, aber derselbe hing kraftlos an seiner Seite nieder und er mußte ihn mit der Linken heben.

Der Arm war aus dem Gelenk gedreht. Auf einen Augenwink des Grafen führte der Lieutenant den Korsaren hinaus.

Eine tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Aechzen des Leidenden, hatte die merkwürdige Scene begleitet; die Zuschauer betrachteten einander mit scheuen verstohlenen Blicken und Keiner wagte ein Wort. Selbst der Capataz hatte plötzlich seine übermüthige hochfahrende Haltung verloren – der Graf sah, daß er seinen Zweck erreicht hatte – er hatte diese verschiedenen gefährlichen, aber ihm nothwendigen Elemente eingeschüchtert.

Jetzt trat er zu dem Preußen und reichte ihm die Hand.

»Sie waren der Einzige,« sagte er, »der sich zwischen mich und die Gefahr zu werfen die Entschlossenheit hatte. Daraus habe ich erkannt, daß Sie ein geborner Soldat sind. Wenn Sie den Posten annehmen wollen, mein Herr, so ernenne ich Sie hiermit zum Adjutanten der Expedition.«

»Aber Sie kennen mich nicht, Herr Graf; lassen Sie mich von vornherein dienen wie jeden Andern in Ihrer Schaar!«

»Ich denke,« entgegnete der Graf, »ich habe einige Menschenkenntniß und mich nicht getäuscht in meiner Wahl. Uebrigens seien Sie unbesorgt, wir Beide werden nicht bloß die Strapazen und Gefahren des geringsten Mitgliedes theilen, sondern mehr deren haben als jeder Andere. Wie ich aus Ihrer Karte sehe, Herr Baron, waren Sie Officier in der preußischen Armee? Ich achte und schätze diese Armee, denn sie war stets eine Schule soldatischer Ehre und Tapferkeit. Was Sie hierher geführt, geht mich Nichts an – das Schicksal spielt oft wunderlich genug mit unserem Willen und unseren Absichten, das sehen Sie an mir selbst.«

Der junge Preuße verbeugte sich. »Seien Sie versichert, Herr Graf, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt haben und lassen Sie mich Ihnen hier meinen Reisegefährten durch die Einöden der Felsgebirge vorstellen, einen Mann, hinter dessen schlichter Hülle sich das Herz eines Löwen und die Treue eines Freundes birgt.« Er wies dabei auf den Trapper an seiner Seite.

Der Kreuzträger schien ganz beschämt von dem Lob des jungen Mannes. »*Parbleu!*« sprach er, »wer wird so viel Aufhebens machen von einer Büchsenkugel, die ein Mann für den andern in der Einöde abschießt. Das kommt alle Tage vor und Sie hätten gewiß dasselbe für mich gethan. Sie haben mir mit dem kleinen Scharmützel, das wir hatten, zu drei neuen Kerben auf mein Holz verholpen.«

»Ich habe gehört, Meister Kreuzträger,« bemerkte der Graf, »daß Sie ein Gelübde gethan haben, alle Tage einen Apachen zu erschießen, weil die Nation Ihnen einst ein großes Leid angethan hat.«

Eine dunkle Wolke flog über die energischen Züge des Trappers und seine Augen schienen Feuer zu sprühen bei der Erinnerung an die Vergangenheit. »Verflucht sei das giftige Gewürm,« sagte er mit dem Ausdruck des tiefen Hasses. »Es wäre nicht zu viel gewesen, wenn ich so mit ihnen abgerechnet hätte, leider aber habe ich nur geschworen, alle Woche einem von ihnen das Lebenslicht auszublase und die Schurken haben so 600 Procent Vortheil gegen mich.«

Der Graf lachte. »Ich dünkte,« sagte er, »das Conto ist bereits hoch genug und die Herren Apachen werden keinen größeren Procentsatz wünschen. Wie viel haben Sie ihrer schon in diesem Jahr abgethan?«

Der alte Mann zog das viereckige Holz aus seinem Gürtel und reichte es dem Grafen. »Da ist meine Rechnung, Monsieur,« sprach er, »die Kerben bedeuten Einen und die Querschnitte Fünf. Ich glaube, ich habe noch Einige übrig, und was ich etwa versäume, denke ich nachzuholen, wenn wir erst am Rio Gila sind.«

»Den Henker auch, Meister Kreuzträger,« sagte der Graf, indem er das Kerbholz besah, »Ihr habt da ein ganz hübsches Register. Und wie viele rechnet Ihr, daß Ihr von den landstreichenden Hallunken schon in ihre ewigen Jagdgelände befördert?«

»Es sind im nächsten Frühling vier Jahre, Herr, daß ich den Krieg mit den Apachen führe,« erwiderte der Trapper so determinirt, als handle es sich um eine Kriegserklärung eines mächtigen Fürsten an einen andern. »Sie werden es demnach selbst berechnen können.«

»*Pardioux!* Das ist ja eine Zahl von fast zweihundert Rothhäuten. Wahrhaftig, Meister Kreuzträger, das Gouvernement von Sonora hat alle Ursache, sich bei Euch zu bedanken. Wenn wir einmal mehr Zeit haben, müßt Ihr mir die Geschichte erzählen, wie Ihr zu dem

etwas blutigen Gelübde gekommen seid. Wenn Ihr noch lange lebt, wird die Nation der Apachen nicht mehr ausreichen.«

»Es ist genug des Gewürms auf der Prairie, Herr; auch hoffe ich, daß mit diesem Zuge ich meiner Verpflichtung ledig werde.«

»Wie meint Ihr das?«

»Mein Gelübde dauert nur so lange, bis die Apachen einen ihrer Häuptlinge in meine Hände geliefert haben, damit ich an ihm die That sühne, zu deren Rächung mich Gott in die Prairie gesandt hat.«

»Und wer ist das, wenn man fragen darf?«

»Es ist der »graue Bär« der Apachen.«

»Mir ist, als habe ich den Namen schon nennen hören; aber ich erinnere mich nicht augenblicklich wo und wie.«

»Er ist der tapferste, aber auch der grausamste Krieger der Nation,« sagte der Kreuzträger. »Sein Herz ist das eines Jaguars, und seine Kraft die des Thieres, von dem er den Namen führt. Seine Stärke und die teuflische Schlaueit seines Genossen, der »rothen Schlange«, sind es, welche die Apachen zum Schrecken der Prairien und der Haciendas bis in das Herz der Sonora machen.«

Der zweite Name erinnerte den Grafen an die Gelegenheit, bei welcher er sie gehört hatte. Der Gambusino hatte sie ihm bei seiner Erzählung von der Goldhöhle genannt.

»Es sind nur Zwei in der Wüste, die außer mir ihnen Trotz bieten können,« sagte der Trapper mit selbstbewußtem Stolz. »Wenn Sie die Beiden gewinnen, Monsieur, werden Sie die ganze Nation der Apachen besiegen.«

»Wie heißen diese Männer, denen Ihr so viel zutraut, Meister Kreuzträger?«

»Es ist Le Bras-de-fer oder »Eisenarm« und Wonodongah, der »große Jaguar« der Comanchen.«

Der Graf schwieg betroffen bei diesen beiden Namen, die so große Wichtigkeit für ihn hatten, besonders am heutigen Tage. Dann fragte er hastig:

»Kennen Sie die Personen, die Sie genannt haben, Meister Kreuzträger, und wissen Sie, wo sie zu finden sind?«

»Nein, General, durch einen Zufall sind wir nie mit einander in persönliche Berührung gekommen, obschon unser Ruf uns gegenseitig bekannt genug sein mag. Sie lieben die Berge und ich liebe die Ebene; aber ich denke, hier ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Hier? sind sie also hier?«

»Wenn sie nicht hier sind, werden sie sicher kommen. Ich habe von Lopez, dem einäugigen Fallensteller gehört, daß sie auf dem Wege nach Californien waren, um einen alten Freund aufzusuchen.«

Der Graf unterdrückte mit Gewalt eine Bewegung der Befriedigung, er sah jetzt, nachdem er noch immer unwillkürlich an den Worten des verstorbenen Gambusino gezweifelt hatte, seine Pläne, seine Wünsche gesichert.

»Meine Herren,« sagte er mit einem stolzen befriedigten Ausdruck, »Sie können Ihren Kameraden sagen, daß die Sonora-Expedition in wenigen Tagen nach Guaymas unter Segel gehen wird. Jetzt begleiten Sie mich in den Spielsaal des Herrn John Merdith und Komp., der künftig Ihr Gefährte sein wird, und heute Ihnen einen Abschiedsschmaus auf meine Kosten geben soll. Herr Baron, kommen Sie.«

Er ging nach der Thür, aber der junge Preuße hielt ihn auf.

»Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie nicht begleite« sagte er mit einiger Befangenheit, »aber ich spiele niemals.«

»Ei Monsieurs wenn Ihnen die Karten Unglück gebracht haben früher, wie ich nach dieser Einwendung vermuthe,« lachte der Graf, »gut, so beschäftigen Sie sich nicht mit ihnen und Sie werden gut daran thun; denn diese höllischen Blätter sind in der That für einen Mann noch gefährlicher als die Weiber. Aber das schließt nicht aus, daß Sie uns begleiten können. Ich wünsche es und Sie werden der Unterhaltungen dort noch andere finden, wenn auch diese Herren nichts Eiligeres zu thun haben dürften, wie mir scheint, als ihre 50 Dollars Handgeld, die Señor Don Perez sofort auszahlen wird, zu verdoppeln oder los zu werden.«

Der neue Adjutant verbeugte sich schweigend zum Zeichen des Gehorsams und folgte dem Grafen, der nach seiner Gewohnheit die Melodie eines Chanson trällernd und mit der Reitpeitsche seinen Fuß schlagend, voranging. Die ganze Gesellschaft zog jubelnd hinterdrein, nachdem der Lieutenant und Sekretär Antonio Perez erklärt hatte, daß er Jedem in dem Spielzelt gegen Unterzeichnung des Vertrages das Handgeld von 50 Dollars auszahlen werde.

Das Spielzelt oder vielmehr der Spielsaal des Kentuckiers war von einer bunten Menge gefüllt: Handelsleute, Seefahrer, Grundbesitzer, Goldsucher aus den Placeros, die hier ihren mühsam und unter hundert Gefahren errungenen Erwerb in der Hoffnung, ihn vor der Rückkehr nach Europa zu verdoppeln, wieder verschleuderten; Auswanderer, die kürzlich erst angekommen, ihre letzte Habe auf dem grünen Tisch des Bankhalters opferten in der sicheren Erwartung, in den goldhaltigen Bächen der Sierra Nevada binnen wenigen Tagen mit leichter Mühe Alles nicht hundert-, sondern tausendfach ersetzen zu können; Abenteurer aller Art, von dem Wegelagerer und falschen Spieler ab bis zu dem politischen Flüchtling und dem einst in der Heimath in glänzender Equipage stolzirt habenden Bankrotteur; kecke Soldaten, die Unglück gehabt, oder welche die Lust nach Abenteuern umhertrieb; Spekulanten aller Art, verkommene Genies und emancipirte Loretten; Fremde und Einheimische, Personen aus fast allen Ländern der Erde und in zehn verschiedenen Sprachen redend – drängten sich hier zusammen.

Eben so verschieden wie Nationalität, Kleidung, Habe und Charakter, waren auch die Beschäftigungen, denen sich diese bunte lärmende, rauchende, lachende und zankende Gesellschaft hingab.

Der Spielsaal war derselbe oder vielmehr an der Stelle dessen erbaut, in welchem einige Wochen früher der Graf und sein damaliger Rival *Nena Sahib* zusammen getroffen und der, wie fast alle Gebäude des Piazza Mayor, von den Flammen des großen Brandes verzehrt worden war. Während aber zu dem Aufbau der Kathedrale noch herzlich wenig Anstalten getroffen, waren, stand das Spielhaus schon nach acht Tagen wie aus der Erde gewachsen wieder fix und fertig da, noch glänzender und luxuriöser ausgestattet als früher.

Die Einrichtung war so ziemlich dieselbe geblieben. Vorn das »tap« mit den Schankstätten von allerlei spirituellen Getränken, im Hintergrunde des langen Saales ein Orchester mit einer Anzahl männlicher und weiblicher Musikanten besetzt, vor demselben eine Estrade zu den besonderen Vorträgen und die Mitte des Saales von größeren und kleineren Tischen zum Pharo und Roulette eingenommen; eine Wolke von Tabacksqualm und Gingeruch, an die sich das Auge erst gewöhnen mußte, über dem Allen die Gasflammen der Kron- und Wandleuchter

verdüsternd, und aus dem Gelächter, dem Streit, den Verwünschungen und der Musik immer wieder der eintönige Ruf der Banquiers: »*gagné – perdu – faites votre jeu, Messieurs!*«

In diesen Lärmen klang gerade im Augenblick des Eintritts des Grafen ein Tusch des Orchesters und dann eine laute Stimme: »Ladies und Gentlemen, wir bitten einen Augenblick um Ruhe und Aufmerksamkeit. Ihre Excellenz die Frau Gräfin von Landsfeld alias Señora Lola Montez, eine der berühmtesten und reizendsten Damen der alten Welt, verbannt durch die Undankbarkeit der Potentaten und eines herrschsüchtigen Adels, wird die Ehre haben, Ihnen verschiedene Deklamationen in spanischer, französischer und deutscher Sprache vorzutragen!«

Ein donnerndes »Hört, Hört! *hip, hip!* Hurrah!« dröhnte durch den Saal, aber der Zudrang zu der Estrade, auf der in der That im Reifrock, mit Federhut und Peitsche die berühmte Abenteurerin erschien, schon ziemlich angegriffen und reducirt aussehend, und das Publikum mit einer Anrede haranguirte, blieb ziemlich gering. Lola Montez, die einst expreß nach Petersburg gereist war, um den Kaiser Nikolaus zu erobern, und für diese offen verkündete Absicht am Tage nach ihrer Ankunft durch einen Flügeladjutanten wieder bis an die preußische Gränze zurücktransportirt wurde, hatte selbst für die Yankees schon die Anziehungskraft verloren, obschon man dort auf die abgelegten Celebritäten der alten Welt mit Eifer spekulirt. Es ist bekannt, daß die Dame später in ein Beguinenkloster ging und im größten Elend starb.

Der Eintritt des Grafen mit seinem Gefolge erregte in der That mehr Aufmerksamkeit, als die Deklamation und der absurde Tanz der Spanierin, denn das Gerücht von der Bestrafung des bekannten und gefürchteten Piraten und dem nahen Aufbruch der Sonora-Expedition verbreitete sich mit Windeseile und die zahlreichen Angeworbenen, die im Zelt anwesend waren, sammelten sich sofort um den Führer und ihre neuen Kameraden.

Der Graf richtete seine Schritte nach dem großen Spieltisch in der Mitte des Saales, wo der Eigenthümer desselben mit seinem Partner selbst Bank hielt, während die kleineren Spieltische umher an verschiedene Unternehmer vermietet waren. Das Spiel an dieser Tafel war wie gewöhnlich sehr hoch und wurde namentlich von den Goldsuchern betrieben, die eben mit ihrem Erwerb aus den Placers zurückgekommen waren. Zu dem Zweck lag vor dem Bankhalter eine jener kleinen Waagen, auf welchen der Goldstaub oder die Goldkörner abgewogen wurden. Der Graf sah ungeduldig nach seiner Uhr; da er wahrscheinlich seine Zeit noch nicht gekommen fand, warf er einige Goldstücke auf die Tafel und betheiligte sich am Pointiren.

Im Nu war der grüne Tisch mit dem Handgeld der Neugeworbenen bedeckt, nur der Rothmantel hielt vorsichtig zurück, obschon er die Stelle grade gegenüber dem Bankhalter eingenommen hatte.

Der Kentuckier warf ihm mehrmals einen beobachtenden mißtrauischen Blick zu, aber der Abällino-Mantel des Fremden war so hoch heraufgezogen und der breite Rand seines Hutes beschattete so tief das Gesicht, daß an ein genaues Erkennen desselben nicht zu denken war.

Es waren bereits drei oder vier Tailen abgezogen, als der Rothmantel plötzlich seinen magern Arm ausstreckte, die Hand auf die Karten legte und das einfache Wort sagte: *Va banque!*

Die Ankündigung übte sofort eine elektrische Wirkung auf die ganze Gesellschaft und Aller Augen wandten sich auf den kecken Spieler.

»Ihr wißt doch, was Ihr thut, Fremder?« sagte etwas unruhig der Kentuckier. »Es stehen mehr als 2000 Dollars in diesem Augenblick in der Kasse.«

»Was sind 2000 Dollars gegen die Macht des Herrn,« sagte mit nieselnder Stimme der Rothmantel. »Ich halte sie, denn wenn Er es will, der das Meer bewegt und die Erde zu seinem Garten macht, können sie sich im Nu zu Gunsten seines demüthigen Dieners verdoppeln. Master Meredith wird einem alten Freunde gewiß den Dienst erweisen, für ihn Bürgschaft zu leisten und wenn es bis zur Höhe von 5000 Dollars wäre.«

Indem er diese Worte sprach, hatte er mit einer von den Umstehenden unbeachteten Bewegung den oberen Zipfel des Mantels fallen lassen, der sein Gesicht verhüllte, und wendete sich so, daß das Auge des Kentuckiers, der trotz all' seiner Frechheit bei dem Ton dieser Stimme zusammengefahren war und ihn noch aufmerksamer als zuvor betrachtete, dies Gesicht erblicken konnte. Sofort aber hatte er es wieder verhüllt.

Der Bankhalter wurde todtenbleich, seine Glieder zitterten und er mußte sich den kalten Schweiß von der Stirn trocknen.

Endlich, da er fühlte, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren, faßte er sich mühsam und stammelte: »Es ist gut, ich kenne den Herrn – das Spiel ist angenommen.«

»Ich protestire! ich protestire!« schrie auf einmal die Stimme seines Compagnons dazwischen und die Finger des kleinen Mannes mit spitzer jüdischer Physiognomie spreizten sich über den Gold- und Banknoten-Haufen. »Gentlemen, Master Meredith ist nicht bei Sinnen, er kann nicht annehmen ein Spiel um Geld, das ihm nicht mehr gehört!«

»Spitzbube, was unterstehst Du Dich? Erst morgen –«

»Spitzbube hin, Spitzbube her – mein Geld ist mein Geld! Wenn Sie mich zwingen doch, es zu sagen vor dieser hochachtbaren Gesellschaft, die mir lassen wird mein Recht, so muß ich es sagen schon heute, daß Sie sind ein bankerotter Mensch, dem Nichts mehr gehört als der Rock auf dem Leibe und daß Alles ist mein wohlerworbenes Eigenthum. Wenn Sie mir machen Flausen, werd' ich sagen noch mehr und werd' anrufen den Schutz vom Gesetz.«

»Schurke!« Der Kentuckier griff nach dem Revolver, der vor ihm auf dem Spieltisch lag, eine nothwendige Warnung in dieser Gesellschaft. Aber der Jude war nicht ohne seine Freunde und mehrere Personen fielen dem edlen John sofort in den Arm und entrissen ihm die Waffe.

»Nichts da, ehrlich Spiel! Wenn der Isak Sloman der Eigenthümer des Zelttes geworden, hat er Recht!«

»Meine Herren und Damen,« sagte der kleine Jude, eifrig mit der einen Hand gestikulirend, während die andere noch immer die Kasse bedeckte. »Es ist ein Ereigniß, das Sie erfahren sollten durch den Francisco-Advertiser erst morgen, aber die Umstände zwingen mich es zu verkünden schon heute. Die Firma Meredith, Sloman und Compagnie hat gemacht Bankerott, was, wie Sie wissen, passiren kann dem ehrlichsten Mann, wenn er haben soll Unglück. Aber Sie sollen nicht einbüßen Ihr Vermögen und die Gelegenheit, zu machen Ihr Glück. Isak Sloman, wie er die Ehre hat hier zu stehen vor Ihnen, hat übernommen auf sein Risiko das ganze Geschäft und wird sich machen eine Freude daraus, Sie zu bedienen von diesem Augenblick an. *Messieurs, faites votre jeu!* Wenn der Gentleman hier, der gesagt hat *va banque!* die Gewogenheit haben will zu deponiren 2000 Dollars baar, bin ich bereit zu ziehen die Taille.«

Aller Augen wandten sich auf's Neue von dem unglücklichen Bankerotteur, der mürrisch und besorgt, den Kopf in die Hand gestützt, dasaß, auf den verwegenen Fremden und erwarteten, ihn sich als irgend einen Crösus aus den Goldminen entpuppen und dem vorsichtigen Bankhalter einen gewichtigen Sack mit Goldkörnern entgegen halten zu sehen.

Statt dessen schlug der Rothmantel dieses bemerkenswerthe Kleidungsstück auseinander, zog höflich seinen Hut und machte der erstaunten Versammlung seine Verbeugung.

»Geliebte Brüder,« sagte er mit dem näselnden Ton, der den Kentuckier so sehr erschreckt, hatte, »der sündige Mammon ist nicht die Sache eines so demüthigen Dieners des Herrn, wie Ihr unterthänigster Heseiah Slong sich zu sein schmeichelt. Wenn ich im Besitz von baaren 2000 Dollars wäre, würde ich nicht diesen armen gebrechlichen Leib, der dem Dienste der Religion geweiht ist, vor einer Stunde an die Sonora-Expedition Seiner Excellenz, des berühmten Herrn Grafen General verkauft haben, obschon ich hoffen darf, auch in dieser Bahn durch den Geist der Gnade, der sich niederläßt auf die geringsten seiner Gefäße, das Wort zu verbreiten unter den Gottlosen und Lauen.«

Es war in der That Master Slong, der Methodist, den wir bei früheren Szenen¹ so spekulativ und thätig gesehen haben und der nach der Einkassirung des Honorars für sein Verbrechen das Schiff des indischen Fürsten mit seinem damaligen Freunde verlassen hatte, seitdem spurlos verschwunden war, und jetzt so plötzlich und unerwartet hier wieder zum Vorschein kam.

Ein schallendes Gelächter im Kreise der Spieler, von denen viele den ausgepichten Halunken kannten, antwortete der Blasphemie und zehn Hände streckten sich aus, ihn zu begrüßen, indem von allen Seiten Fragen an ihn gerichtet wurden, wo er denn so lange gewesen wäre. Nur der jetzige Eigenthümer der Bank zeigte sich äußerst erbittert über die Komödie des Methodisten und die dadurch veranlaßte Verzögerung in seinem Geschäft.

»Soll Euch doch holen der Dalles,« schrie er erobst, »Ihr psalmenplärrender Lump, daß Ihr kommt hierher zu stören ehrliche Leute in ihrem Vergnügen! Macht Platz den geehrten Gentlemen, wenn Ihr habt kein Geld. Was braucht Ihr zu schreien *va banque*, wenn Alles ist Stuß und kein Dollar in Eurer Tasche!«

»Ich bitte demüthig um Eure Verzeihung, würdiger Bekenner des alten Testaments,« sagte spöttisch der Methodist. »Meine Absicht war bloß zu prüfen, ob die erhabenen Gefühle der Freundschaft in dem Busen des würdigen Master Meredith so groß wären, daß er für einen alten Freund sich für 2000 Dollars verbürgen würde. Sintemalen ich nun zur innigen Befriedigung meines Herzens gesehen habe, daß in dieser gottlosen Welt noch das holdselige Blümlein wahrer Freundschaft blüht, bin ich zufrieden und reiche diesem werthen Freunde die Hand, ohne von seinem hochherzigen Anerbieten Gebrauch zu machen.«

Der Kentuckier, dem der Methodist, die Augen salbungsvoll verdrehend, in der That die Hand entgegenstreckte, sah ihn wie eine knurrende Dogge an, die nicht weiß, ob sie dem Hätschelnden an den Hals springen oder ihm die Hand lecken soll. Endlich legte er die Hand zögernd in die seines früheren Kameraden und sagte kleinlaut: »Wißt Ihr auch, Master Slong, daß ich in Wahrheit kein Geld mehr habe? Die 5000 Dollars sind auf und davon und Ihr mögt allerdings Ursache haben, Euch über mich zu beklagen, aber ich schwöre Euch zu, wenn Ihr nicht gar ein so geiziger Hund gewesen wäret und ich anders hätte an Euer Geld kommen können, ich würde einem braven Burschen wie Ihr wahrhaftig Nichts zu Leide gethan haben.«

Das würdige Paar war aus dem Spielerkreise getreten, der bereits wieder zur großen Genugthuung des Bankhalters die Karten besetzte, um seine vertraulichen Ergüsse ungestört abmachen zu können. Der Methodist schielte seinen würdigen Kameraden von der Seite an. »Dummkopf« sagte er grinsend, »glaubst Du, daß ich Dich nicht eben so gut ins Meer

¹In dem Roman: »Nena Sahib« 1. Thl.

geworfen hätte, wenn Du einen Sack mit Dollars bei Dir getragen? Der Teufel hole meine Albernheit, daß ich sie Dich sehen ließ! So habe ich sie verloren und meinen Antheil an dem Circus-Geschäft dazu. Die Spitzbuben in St. José spielen noch geschickter als wir und haben mich in den sechs Wochen rein ausgeschält.«

»Ich freue mich aufrichtig, Slong, daß Ihr wieder lebendig geworden,« meinte der Kentuckier. »Aber wie zum Henker! habt Ihr denn das angefangen und warum habt Ihr nicht früher wieder von Euch hören lassen?«

»Daß ich ein Narr gewesen wäre, nachdem ich Deine Hand an meiner Kehle gefühlt hatte,« sagte der Methodist. »Du wußtest wahrscheinlich nicht, daß ich schwimmen kann wie ein Fisch. Meine einzige Angst, als ich im Wasser lag, war vor den Haifischen. Aber der Herr verläßt seine Diener nicht; Ihr solltet das bedenken, John Meredith, bei Eurem leichtsinnigen Lebenswandel, der Ihr niemals in eine Kirche geht und die Heiligen verspottet. Ich schwamm eine Strecke unter dem Wasser fort und als ich weit genug entfernt zu sein glaubte, tauchte ich wieder empor und sah Dich mit meinem Gelde eifrig der Küste zurudern. So schwamm ich denn der Insel Yarba Buëna wieder zu, denn die »Sarah Elise« steuerte bereits mit vollen Segeln in das Meer und ein anderes Boot war nicht in der Nähe. Mit des Herrn Beistand kam ich auch glücklich an's Ufer, ohne dem Satan in Gestalt eines gefräßigen Haifisches begegnet zu sein, und hatte Zeit über meine Lage nachzudenken. Nach San Francisco zurückkehren und Dich vor Gericht stellen, Freund Meredith, das wäre sicher eine große Thorheit gewesen. Höchstens konnte man vom Schiff aus unsern kleinen Handel bemerkt haben, und das war längst auf dem Wege nach Indien, wenn dieser Spitzbube von Nena, der, wie ich Dir auf mein Gewissen versichern kann, ein ärgerer Schuft ist als wir, auch überhaupt Lust gehabt haben würde, sich meiner gerechten Sache anzunehmen. So hatte ich nicht den geringsten Beweis und überdies wäre auch die Neugier der Leute unangenehm gewesen, woher Hesekiah Slong, der immer ein armer Teufel war, die schönen goldenen Mohairs genommen hätte. Du hast sie doch nachgezählt, John, es mußten 5000 Dollars sein nach dem Cours, sonst hat dieser Indier mich betrogen.«

Der Kentuckier nickte. »Es waren gute 5000 Dollars und darüber; ich wünschte nur, ich hätte sie noch!«

»Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen,« meinte salbungsvoll der Methodist. »Ich will von dem Agio nicht reden und Dir nur die 5000 Dollars auf Dein Conto schreiben, John Meredith. Da ich nun wußte, daß Du sie gutwillig nicht herausgeben würdest und ich Deine verteufelte Geschicklichkeit kannte, mit der Du den armen Scharp an den Pfahl hingst, meinte ich, es wäre eben so gut, wenn ich San Francisco einige Zeit mit dem Rücken ansähe und anderswo mein Heil versuchte. Ich ließ mich daher erst am andern Abend nach dem Festlande übersetzen, grub meinen Theil an der Circus-Einnahme da wieder aus, wo ich ihn klüglich verscharrt hatte und machte mich auf den Weg nach San José und Monterey; aber ich habe Dir schon gesagt, daß die Schurken dort mich in sechs Wochen so rein ausgeschält haben, daß dieser schöne Mantel das Einzige ist, was ich mit zurückgebracht habe.«

Der Kentuckier sah ziemlich verächtlich auf das gepriesene Kleidungsstück. »Warum seid Ihr aber nun zurückgekommen, Slong?« fragte er.

»Warum? Das ist leicht gesagt. Wenn man keinen Cent mehr in der Tasche hat, faßt man selbst den Teufel bei den Hörnern. Ueberdies hatte ich gehört, daß Du von meinem Gelde den großen Spielsaal hier gebaut und auch, daß der französische Graf wieder seine Werbungen

eröffnet hätte. So wanderte ich denn hierher in der Hoffnung, daß Du einen alten Freund, der so nobel an Dir gehandelt, nicht ganz im Unglück sitzen lassen würdest, wenn wir uns nur erst verständigt hätten. Unter dem Schutz dieses Franzosen glaubte ich übrigens sicher zu sein, wenn es Dir etwa einfallen sollte, Deine Hand an mir zu versuchen.«

»Ich danke Euch schön, Freund Slong. Ihr wolltet diesen verteufelten Tollkopf auf mich hetzen, das war doch Eure Absicht. Nun, Ihr habt Euch überzeugt, daß ich so kahl bin wie Ihr, und daß selbst dieser Franzose nicht fünfzig Dollars aus mir herausholen würde.«

»Ich habe« sagte mit einem kläglichen Blick der Methodist. »Laß uns nicht mehr darüber reden, es wird das Beste für uns sein. Es bleibt mir nun weiter Nichts übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben und mit der Sonora-Compagnie nach Guyamas zu ziehen.«

»Dann« meinte der Kentuckier, »bleiben wir wenigstens Gefährten und es wird sich schon Etwas finden für uns.«

»Wie, John Meredith, Du hast Dich auch anwerben lassen?«

»Gewiß, was konnte ich Besseres thun, nachdem dieser jüdische Schurke mir Alles abgenommen hat. Ich helfe mit den Schatz des Ynkas suchen. Ueberdies habe ich einen alten Bekannten getroffen, der selber großes Interesse an der Sache hatte und mir eifrig zuredete.«

»Wer ist es?«

»Er heißt Brown. Ich lernte ihn in Texas kennen. Dort an dem Pfeiler muß er stehen, ich sah ihn vorhin noch, wie er kein Auge von unserem General verwandte. Aber, zum Henker! wo ist dieser selbst geblieben?«

Der Graf war in der That verschwunden.

In diesem Augenblick schlug die große Uhr des Spielsaales die zehnte Stunde.

Der Graf hatte die Gelegenheit benutzt, während die Aufmerksamkeit der ganzen um die große Tafel versammelten Gesellschaft auf den Methodisten und den bisherigen Bankhalter gerichtet war, um sich unbemerkt zurückzuziehen und den Saal zu verlassen.

Aber so ganz unbeachtet, wie er gehofft, war dies doch nicht geschehen.

Wir wissen bereits aus der Bemerkung des Kentuckiers, daß zwei böse Augen unverändert und beharrlich auf ihn gerichtet geblieben waren.

Kaum näherte sich demnach der Graf dem Ausgange des Saales, als auch der Mann seinen Platz hinter dem Pfeiler verließ und ihm in der nöthigen Entfernung, wie der Schakal dem Löwen, folgte.

Der Graf verließ das Gebäude, ging durch die vor dem Eingang permanent versammelten Gruppen und trat auf den Platz.

John Brown, der Yankee, folgte ihm.

Es war der erste Tag des Vollmondes. Die breite Scheibe des großen Gestirns der Nacht trat eben erst aus der Verdunkelung des Erdschattens und warf ihr volles Licht auf die Gegenstände.

Dasselbe bezeichnete scharf den Schatten aller Gebäude. Der Plaza mayor von San Francisco ist ein ziemlich weiter Raum. In diesen Gegenden wird noch nicht der Quadratfuß mit Gold bedeckt, wie in den Hauptstädten der alten Welt, obschon das Geld hier leicht genug rollt und das Terrain ziemlich noch der einzige Gegenstand, der nicht maßlos theuer ist.

Der Graf blieb einige Augenblicke stehen, um sich über den Mondschein und die Richtung der Schatten zu orientiren, dann schritt er langsam nach der Seite hin, wo vor dem Brande

die sogenannte Kathedrale von San Francisco gestanden hatte und wo bereits das Mauerwerk des neuen Baues wieder emporstieg.

Man darf sich unter dem hochklingenden Namen der Kathedrale von San Francisco nicht einen jener Prachtbauten der alten Welt oder auch Neu-Spaniens denken, wie z. B. die berühmten Dome von Puebla und Mexiko, in denen die religiöse Begeisterung vergangener Jahrhunderte sich ausspricht. San Francisco ist eine zu neue Stadt dazu, denn im Jahre 1847 zählte sie erst 459 Einwohner von allen Nationalitäten und war ein ganz unbedeutendes Nest. Zwar war die Anzahl 1849 schon auf 18,000 gestiegen und im Jahre 1852 auf mehr als 30,000; aber die meisten Häuser waren aus Holz erbaut gewesen und die Straßen anstatt der Pflasterung größtentheils mit Brettern belegt, so daß die drei früheren großen Brände vom 24. December 1849, dem 14. Juni 1850 und dem Mai 1851 die größten Verheerungen angerichtet hatten. Nach jedem dieser Brände erstieg die Stadt zwar gediegener und glänzender mit fabelhafter Schnelligkeit aus der Asche, aber das Gesagte wird genügen, um zu beweisen, daß die 24 Kirchen San Franciscos damals – und unter ihnen die sog. Kathedrale – nichts Anderes waren, als etwas größere Holzgebäude, höchstens mit einem Thurm darauf.

Indem der Graf sich dieses Thurmes vor der letzten Feuersbrunst erinnerte und in Gedanken abmaß, wohin etwa auf dem weiten Platz die Spitze seines Schattens bei dem augenblicklichen Stande der Mondsichel gefallen sein würde, wenn er noch gestanden, schien es ihm, als wenn er auf jener Stelle drei dunkle Gestalten sich bewegen sähe. Die Zahl drei war ihm auffallend, da er nach dem mündlichen Testament des unglücklichen Gambusino nur die zwei Mitwisser und Eigenthümer des großen Geheimnisses erwartete; aber ohne weiter zu zögern, ging er jetzt rasch auf jene Stelle los, denn so eben verkündete eine der öffentlichen Uhren die zehnte Stunde.

Plötzlich hemmte eine ihm bekannte Stimme seine Schritte.

»Hierher Señor Don Esteban, wenn es Ihnen und der schönen Doña gefällig ist,« sagte die rauhe Stimme, deren Klang den Grafen verweilen gemacht. »Dieser verteufelte Brand hat zwar Alles verändert, aber man hat mir gesagt, daß Seine Excellenz der Herr Graf seine Wohnung an der früheren Stelle hat und wir werden im Augenblick dort sein.«

Der Graf sah zugleich sechs oder sieben Reiter quer über den Platz kommen. Einer derselben war abgestiegen und führte sein Pferd am Zügel.

»Bonifaz!«

»*Cap de Bioux!* so wahr ich die ewige Seligkeit finden will, da ist Seine Excellenz selbst.«

Aber ehe der alte wackere Avignote noch sein Pferd einem der Diener übergeben und herbeieilen konnte, warf sich ein anderer der Reiter von dem seinen und stürzte auf den Grafen zu.

»Aimé! Gott sei Dank, daß ich Dich glücklich und gesund wieder habe!«

Zwei weiche Arme umschlangen seinen Hals und hoben die leichte zierliche Gestalt in spanischer Knabentracht an der seinen empor. Zwei warme weiche Lippen preßten sich im innigen Kuß auf die seinen.

»Suzanne!«

Es war in der That *Suzanne*, die treue Freundin, die Mutter seines Knaben, die ihn mit aller Freude der Liebe in ihre Arme preßte und ihn unter Thränen lächelnd küßte. Hinter ihr kam Bonifaz heran und faßte kaum weniger vergnügt wie die Schauspielerin die Hand seines Freundes und Gebieters.

Zwanzig rasche Fragen kreuzten sich, ohne daß eine einzige beantwortet wurde, dann aber, als Bonifaz sah, daß die junge Frau gar kein Ende in ihren Liebkosungen finden konnte, legte er seine Hand auf ihren Kopf und sagte:

»Kleiner Jean, vergiß nicht, daß wir nicht allein sind und daß der Herr Graf Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen hat. Man könnte doch hören und am Ende glauben, Du seist ein verkleidetes Mädchen.«

Die letztere Warnung war mit leiserer Stimme gesprochen, aber die Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, und die junge Schauspielerin, eingedenk der Rolle, welche sie zu spielen hatte, ließ den Hals ihres Geliebten los und begnügte sich, Bonifaz dessen Hand streitig zu machen.

Auch der Graf hatte sich von der freudigen Ueberraschung gefaßt und fühlte die Nothwendigkeit der Beherrschung seiner Gefühle; denn ein Paar Müßiggänger, die über den Platz schlenderten, waren bereits neugierig unfern der Gruppe stehen geblieben, und etwa 30 bis 40 Schritte entfernt hielten die Reiter, mit denen die beiden Vertrauten des Grafen angekommen waren.

»Von welchen Gästen sprichst Du?« fragte der Graf.

»Ei, das sollen Sie sogleich sehen,« meinte der Alte, »wenn Sie mir nur einige Schritte folgen wollen. Ich versichere Euer Gnaden, die Botschaft, die wir Ihnen bringen, verdient einige Höflichkeiten.«

»Dann sprich, alter Murrkopf, was giebt's?«

Der Avignote gab der Schauspielerin einen Wink, dann ging er auf die in einiger Entfernung haltenden Reiter zu und Jean-Suzanne zog auf seinen Wink den Grafen mit sich hinter ihm drein.

Da, wie gesagt, das Mondlicht sehr hell war, konnte der Graf bei der Klarheit der Nacht sehen, daß an der Spitze der kleinen Cavalkade ein Herr und eine Dame sich befanden.

Der Mann saß, in seine weite Sarape gehüllt, steif im Sattel und rauchte seine Cigarette von Maisstroh. Der breite Sombrero, der seinen Kopf bedeckte, ließ nicht einmal erkennen, ob er alt oder jung.

Die Dame an seiner Seite war in dunkler spanischer Kleidung. Sie saß auf einem Maulthier und trug auf dem Kopf einen kleinen kastilianischen Hut mit wehendem Schleier. Nach ihren schlanken eleganten Formen und ihrer Haltung mußte sie jung sein. Die Männer hinter den Beiden waren offenbar Diener.

Das waren die einzigen Bemerkungen, die der Graf machen konnte, indem er herankam.

Bonifaz trat alsbald vor und machte seine Verbeugung, so gut ihm dies möglich war.

»Señor *Don Esteban da Sylva Montera* und Sie, gnädige Señora *Doña Dolores da Sylva Montera*, ich bitte Sie um Erlaubniß, Ihnen in diesem Herrn meinen verehrten Gebieter, den Conde Don Raousset Boulbon, den Chef-General der Sonora-Expedition vorstellen zu dürfen. Monsieur Conde, ich habe die Ehre, Ihnen in diesen hochgeehrten Personen den General-Bevollmächtigten Seiner Gnaden des Herrn Gouverneurs der Sonora, den Vertrauten des neuen Präsidenten der Republik, des General Cavallos, den sehr honorablen Señor Don Esteban da Sylva Montera, einen der ersten und reichsten Würdenträger des Staates nebst seiner lebenswürdigen Mademoiselle Tochter vorzustellen, beauftragt, uns hierher zu begleiten, um mit Eurer Excellenz selbst das Weitere des Vertrages in Ordnung zu bringen.«

Nachdem der ehrliche Bonifaz diese für seine Kräfte allerdings etwas anstrengende Rede glücklich zu Ende gebracht hatte, stieß er ein lautes »Uf« aus, trocknete sich den Schweiß ab und verlor sich zwischen seinen Schutzbefohlenen.

Der Spanier war sofort bei der gegenseitigen Vorstellung mit aller jener Höflichkeit und Grandezza, welche einen Charakterzug seines Volkes bekunden, vom Pferde gestiegen und hatte sich dem Grafen genähert.

»Señor Conde,« sagte er mit einer steifen Verbeugung, »ich komme im Auftrage Seiner Excellenz des Generals Cavallos, um Ihnen die Antwort der gegenwärtig in Mexico allein rechtmäßigen Regierung auf Ihre Vorschläge an den Präsidenten Ansta zu überbringen. Mögen Euer Excellenz tausend Jahre¹ leben, um das große Werk der Befreiung der Sonora von diesen gottverfluchten heidnischen Apachen zu vollenden!«

Der Graf, bereits mit den Regeln der spanischen Etikette hinlänglich vertraut, unterdrückte sein Erstaunen über die neue Veränderung der mexikanischen Regierung und erklärte, daß die Fremden »sein Haus als das ihre ansehen möchten,« eine Redensart, die in den spanischen Ländern sehr häufig nur bedeutet, daß die Fremden sehen können, wo sie innerhalb von vier Wänden ein Unterkommen und Unterhalt finden mögen. So unangenehm ihm jedoch auch die so unerwartete Unterbrechung seiner Absicht war, besaß er doch zu viel Klugheit und Höflichkeit, um seine neuen Gäste eher zu verlassen, als bis er sie nach seiner Wohnung geführt und für ihre Bequemlichkeit alle Anstalten getroffen hatte.

Somit ergriff er denn mit einigen höflichen Worten den Zügel des Maulthieres, welches die Dame trug, und führte es selbst vor die Thür seines Hauses, wo er ihr zwischen den beiden dort aufgestellten Kanonen mit aller Ritterlichkeit eines ächten Franzosen die Hand bot, um sich aus dem Sattel zu schwingen.

Die Dame setzte die Spitze ihres zierlichen überaus kleinen Fußes in die Hand des Grafen, berührte leicht seine Schulter und sprang auf den Boden.

»Gracias, Señor!«

Ihre Stimme war ein schöner klangvoller Alt. Der Graf richtete jetzt – zum ersten Mal – im Schein der Gasflammen, die vor dem Eingange brannten, seine Augen auf das Gesicht der Dame und konnte ein deutliches Zeichen des Erstaunens nicht unterdrücken, das er über die eigenthümlich stolze Schönheit empfand, die sich ihm darbot.

Mit einer leichten Bewegung des Kopfes hatte die Señora den Rebozo zurückfallen lassen, der bisher ihre Schulter und den unteren Theil des Gesichts verborgen hielt. Sie mochte höchstens 16 oder 17 Jahre zählen, aber bei der frühen Reife der Frauen dieser Zonen waren ihre schlanke und dennoch im schönsten Ebenmaaß gerundete Gestalt und ihre Schönheit vollkommen entwickelt. Die Farbe ihres feinen ovalen Gesichtes war wie der matte Sammet eines Pfirsich, gehoben durch den dunklen Karmin eines schwellenden Lippenpaares, das die hochmüthig geschwungene Linie des Mundes bildete.

Die eigenthümlichsten und schönsten Theile ihres Gesichtes bildeten offenbar Augen und Nase. Diese war fein und von jener kühnen Biegung, die bei den Physiognomien der Frauen Stolz und Energie zu verkünden pflegt und dem Profil etwas Falkenartiges giebt; die Augen dagegen, von starken hochgewölbten Brauen umzogen, waren von so tiefem Dunkel, daß sie die Sage von dem schwarzen Diamanten zu verwirklichen schienen. Das Feuer ihres Blickes

¹»Mille annos,« eine gewöhnliche spanische Begrüßung.

war zugleich herrisch und verzehrend, eine unwiderstehliche Gluth der Leidenschaft und eine Gewohnheit der Herrschaft verkündend, die keinen Widerstand kannte.

Der Graf blieb einen Augenblick wie geblendet vor dieser eigenthümlichen Schönheit, während die Señora selbst seinen bewundernden Blicken mit festem siegesbewußtem Auge begegnete, ohne die mindeste Verwirrung zu zeigen.

Eine dritte Person aber beobachtete dies erste Zusammentreffen mit sehr verschiedenen Gefühlen.

Es war der Knabe Jean, die verkleidete Suzanne.

Die junge Frau, nachdem die erste leidenschaftliche Freude des Wiedersehens nach so langer Zeit befriedigt war, hatte offenbar mit großem Interesse dies erste Zusammentreffen des von ihr mit aller Hingebung und Aufopferung seit vielen Jahren geliebten und verehrten Mannes mit der jungen Spanierin, ihrer Reisegefährtin, erwartet. Ihr hübsches offenes Gesicht, dem die kurzen dunklen Locken, zu denen sie ihre schönen langen Haare hatte verurtheilen müssen, sehr hübsch standen, drückte eine gewisse ängstliche Erwartung und Besorgniß aus. Ueberhaupt, sei es durch diese Besorgniß, sei es durch die Strapazen der langen Reise oder die natürliche Sorge der Mutter um den fernen Sohn, war das hübsche Gesicht der Schauspielerin etwas blaß und hager geworden und zeigte nicht mehr jenen Ausdruck des leichten unbekümmerten Frohsinns und Vertrauens, der dem Grafen so manche Stunde erleichtert hatte.

Sie war bei der Ankunft vor dem Hause in den Schatten zurückgetreten und konnte so um desto unbemerkter den Auftritt, den wir bereits beschrieben haben, beobachten.

Als die Augen jener beiden Personen einander begegneten und der Eindruck, den die Schönheit der Spanierin auf den Grafen machte, so offen auf seinem männlichen Gesicht sich spiegelte, entfloh ein leiser Seufzer den Lippen der jungen Frau und ihre Hand zuckte unwillkürlich nach dem Herzen, als habe sie dort einen plötzlichen Stich empfangen.

Zugleich aber legte sich eine rauhe kräftige Hand auf die ihre und eine ernste tiefe Stimme flüsterte: »Muth, Kind! Sie wissen, daß er Sie liebt und – für den Nothfall, wozu wäre denn der alte Bonifaz da?«

Sie drückte dem wackeren Avignoten die Hand, aber sie konnte nicht verhindern, daß ein zweiter Seufzer ihrer Brust entschlüpfte.

»Nun, Señor – ich warte.«

Die stolzen Worte störten den Grafen aus seiner Ueberraschung auf, er entschuldigte sich gewandt und reichte der Dame, deren Mund ein leises Lächeln stolzer Befriedigung umspielte, den Arm, um sie in das Innere seiner Wohnung zu führen, indem er sein Bedauern aussprach, daß sie so wenig eingerichtet sei, um dem schönen unerwarteten Gast die gebührenden Bequemlichkeiten zu bieten.

Señora Dolores legte ihre feine Hand leicht auf den dargebotenen Arm des Grafen und überschritt die Schwelle.

Plötzlich, trotz ihrer festen und sicheren Haltung fuhr sie zusammen und erzitterte. Ein furchtbarer nie von ihr gehörter Ton, so nahe, daß er sie fast unmittelbar zu berühren schien, machte die Luft und das leichte Haus erbeben.

»*Santa virgo de Puebla!* Señor, was ist das?« flüsterte die Dame, indem sie unwillkürlich sich näher an ihren Begleiter drängte, und seinen Arm fester erfaßte.

»Beruhigen Sie sich, Señorita,« sagte lächelnd der Graf »ich vergaß, Sie darauf aufmerksam zu machen – es ist nur Bob, der Tiger!«

»Der Tiger, Señor? Aber ich habe mehr als ein Mal auf der Hacienda meines Vaters die Tigreros¹ begleitet, wenn sie auf den Anstand wider den Jaguar zogen, der unsere Heerden verwüstete, und sein Geheul gleicht diesem Ton hier wie das Winseln eines Schakals seinen eigenen Lauten.«

»Ah!« sagte lächelnd der Graf, »ich weiß, Sie nennen den Jaguar den amerikanischen Tiger, oder vielmehr kurzweg: Tiger. Aber, Señorita, wenn Sie ein mal meinen guten Freund Bob, mit dem ich vor einigen Wochen ein kleines Abenteuer zu bestehen hatte, gesehen haben, dann werden Sie den Unterschied zwischen einem amerikanischen und dem wirklichen Tiger von Bengalen erkennen.«

Wiederum erschütterte ein furchtbares Brüllen die Luft.

Dieses Mal blieb die Spanierin fest und unerschrocken stehen.

»Nun, Señor?«

»Was meinen Sie, Señorita?«

»Ich warte. Ich denke, Sie wollten mich mit Ihrem Freunde Bob bekannt machen?«

»Wenn Sie sich nicht fürchten, Señora –«

Die Spanierin lächelte verächtlich. »Sie ziehen aus meiner Schwäche von vorhin einen falschen Schluß, wie es scheint, Señor Conde« sagte sie stolz. »Ich kann vielleicht einen Augenblick erschrecken, das liegt in meiner Natur als Weib; aber es giebt Nichts in der Welt, was ich fürchten könnte.«

Der Graf verbeugte sich schweigend und schob den Teppich, neben dem sie im Flur des Gebäudes standen zurück.

Jetzt zeigte sich die Ursache, aus der das Brüllen des Raubthieres so nahe geklungen hatte. Der Käfig des Königtigers stand dicht hinter dem Teppich und die junge Mexikanerin war kaum eine Elle weit von den Eisenstäben entfernt, hinter denen das riesige Thier rastlos auf und ab lief.

Beim plötzlichen Einfallen des Lichtes und dem Erblicken so vieler unbekannter Personen kroch der Tiger bis in den Hintergrund seines Käfigs zurück und warf sich dann plötzlich mit einem gewaltigen Sprunge gegen die eisernen Gitterstäbe, daß diese in ihren Fugen klirrten und erzitterten

Der weit geöffnete rothe Rachen des Thieres mit den mächtigen Zähnen grinste gleich einem dampfenden Krater zwischen seinen Pranken die Zuschauer an und sein heiseres blutdürstiges Schnauben machte selbst die starken Männer zurückweichen.

Suzanne stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sank halb ohnmächtig vor Furcht und Schrecken in den Arm des Avignoten.

Nur die junge Spanierin war keinen Zoll breit von ihrem Platz gewichen und nicht die geringste Bewegung, zeigte an, daß sie sich gefürchtet.

»Es scheint,« sprach sie kalt zu dem Grafen, »Das Eisen des Käfigs ist ziemlich gut. Jetzt, Señor Conde, nachdem ich meine Neugier befriedigt, können wir weiter gehen.«

Der Graf hatte sie mit unverhohlenem Staunen angesehen. »Señorita,« sagte er, indem er den Teppich wieder zuzog, »Sie haben mich einem seltenen Schauspiele beiwohnen lassen.

¹Die amerikanischen Tigerjäger.

»Ich bewundere Ihren Muth und habe es nicht für möglich gehalten, daß eine Dame so feste Nerven haben kann; denn ich habe in der That das Thier selten so wild gesehen wie heute.«

Die Señorita lachte mit einem gewissen Stolz, indem sie wieder den Arm des Franzosen nahm. »Wenn Sie einmal das Angriffs-Geschrei der Apachen gehört und ihnen in die teuflischen Gesichter gesehen haben werden, Señor Conde,« antwortete sie, »dann werden Sie wissen, daß alle Jaguars oder Tiger der Welt nichts Aehnliches bieten, und wer dies gehört und gesehen, keine andere Gefahr mehr fürchtet.«

»Ich hoffe, Señora, daß Sie diese Kenntniß nur aus den Mittheilungen Anderer entnommen haben.«

»Sie irren, Señor. Ich habe Gelegenheit gehabt, zwei Mal einem Angriff der Apachen auf die Hacienda meines Vaters beizuwohnen und dem grauen Bär in das Weiße seines Auges zu sehen. Blicken Sie her!«

Sie schob den Hut ein wenig von der Stirn zurück und strich die langen dunklen Locken zur Seite. Dicht unter denselben zeigte sich etwa anderthalb Zoll lang eine feine rothe Narbe.

»Um Himmelswillen, was ist das? Sie waren doch nicht verwundet?«

»Wie Sie sehen, Señor Conde, war ich ziemlich nahe daran, scalpirt zu werden. Die Linke des Grauen Bären hatte bereits mein langes Haar um sich gewunden, was, wie die Caballeros von Puebla und Mexico sagen, nicht mein schlechtestes Besitzthum ist, und das Messer des Apachen seine blutige Arbeit begonnen. Sie werden jetzt begreifen, Señor, daß ich mich nach meinem Abenteuer mit dem menschlichen Tiger nicht wohl mehr vor einem Begegnen mit den Tigern des Thierreiches fürchten kann.«

Der Graf hatte mit Interesse ihre Hand gefaßt »Ich hoffe, dem Unhold, wenn er noch lebt, zu begegnen,« sagte er energisch, »und dann, so wahr das Blut Heinrich IV. in meinen Adern fließt, soll er seine Unthat büßen. Aber wer, Señorita, war so glücklich, Sie aus den Händen dieses Teufels zu retten, der selbst das Recht der Schönheit nicht schonte? Ich beneide ihn um die That.«

»Dann, Señor Conde, beneiden Sie eine Rothhaut.«

»Wie?«

»In der That, es war ein junger Indianer, der so zur rechten Zeit dazu kam, und den gefürchteten Häuptling der Apachen zu Boden schlug. Während mein Vater und unsere Leute tapfer die Mauern der Hacienda gegen die Indianer vertheidigten, war es dem Grauen Bären mit dreien seiner Krieger gelungen, durch ein unbewachtes Fenster in das Innere des Hauses zu dringen und mich zu überraschen, als meine Büchse noch nicht wieder geladen war.«

»Aber jener Indianer?«

»Er diente kurze Zeit als Tigrero auf der Hacienda. Die heilige Jungfrau muß ihn wohl so zur rechten Zeit mit seinem Gefährten uns zu Hilfe geschickt haben, denn in der That wäre ich ohne seinen Beistand wohl verloren gewesen. Während er mich von dem entsetzlichen Schauplatz entfernte und das Blut meiner Wunde stillte, trieb sein Gefährte die eingedrungenen Wilden glücklich aus der Hacienda, aber auch der teuflische Bösewicht entkam dabei, obschon, wie ich glaube, schwer verwundet.«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß er seinen Lohn erhalten wird. Aber, so kurz auch unsere Bekanntschaft ist, Señorita, fühle ich mich dem Manne doch hoch verpflichtet, der so vom Glück begünstigt wurde, Sie retten zu können. Wenn ich die Ehre habe, künftig vielleicht

einmal die Hacienda Don Estevans zu betreten, werde ich nicht verfehlen, diesem Diener meine Dankbarkeit zu beweisen.«

Die Dame wandte sich, vielleicht um das flüchtige Erröthen zu verbergen, das ihr Gesicht überflog, zur Seite. »Sie würden ihn nicht mehr finden, Señor,« sagte sie kalt »er hat den Dienst meines Vaters bald darauf verlassen, da er ein freier Indianer ist.«

»Darf ich Sie wenigstens um seinen Namen bemühen, Señora, um ihm meinen Dank zu beweisen, wenn ich ihn je zu Gesicht bekomme?«

»Sie sind allzu galant für eine Fremde, Señor Conde. Er ist ein Comanche und führt den Namen Wonodongah, was »der große Jaguar« in unserer Sprache bedeutet; sein Gefährte aber war, glaube ich, ein Kanadier und heißt Eisenarm.«

Die Nennung dieser beiden Namen heute zum zweiten Mal machte den Grafen erbeben, denn sie erinnerte ihn, daß er, von seiner Galanterie und der interessanten Erscheinung der Spanierin gefesselt, den Augenblick der so wichtigen Zusammenkunft grade mit diesen beiden Männern fast versäumt hatte, und daß sie seiner an der Stelle warteten, welche der sterbende Gambusino ihm bezeichnet hatte.

Die Gesellschaft war während der eben erzählten Conversation in das Gemach eingetreten, das dem Grafen gewöhnlich zum Empfange seiner vornehmeren Besucher und zu seinem Aufenthalt diente. Bonifaz hatte nach der kurzen Episode mit der Schauspielerin tapfer den Haciendero beschäftigt, um dem befehlenden Wink seines Gebieters gemäß diesem freien Raum für seine Unterhaltung zu lassen.

Jetzt zum ersten Mal im vollen Licht der Gas-Flammen ließ die junge Mexicanerin ihren Rebozo gänzlich fallen und gewährte den Anblick ihrer eigenthümlichen Schönheit den Beschauern. So betroffen auch der Graf von diesen Reizen und diesem dominirenden, alles ihr Nahende in Fesseln schlagenden Ausdruck der Mienen blieb, so vergaß er jetzt doch nicht mehr des wichtigen Rendezvous, das ihm oblag. Er hieß den Señor Don Guzmán nach der spanischen Art, nochmals auf das Höflichste willkommen, ließ der jungen Haciendera ein Gemach anweisen, und bat sie, ihn für kurze Zeit mit den nöthigen Maaßregeln für ihre Bequemlichkeit und Sicherheit zu entschuldigen. Dann, als er sich so seiner unerwarteten Gäste in der besten Manier entledigt hatte, küßte er flüchtig Suzanna die Stirn, überließ dem Avignoten die weiteren Anordnungen und eilte aus dem Hause.

Die Zeit, die der Graf auf diese Weise bei dem von dem sterbenden Gambusino so genau bezeichneten Rendezvous vorsäumt hatte, betrug etwa eine halbe Stunde; indeß er hegte deshalb nicht die geringste Besorgniß, da er ja jetzt wußte, daß die beiden Männer, von deren Gewinnung der Erfolg des ganzen Unternehmens abhing, wirklich existirten und auf dem Wege nach San Francisco gesehen worden waren.

Man macht nicht einen Weg von tausend Meilen, um dann um eine halbe Stunde zu markten!

Gewiß, die Vertrauten des glücklichen Entdeckers der Goldhöhle zu finden und sich mit ihnen zu verständigen, schritt er rasch über die Piazza nach der Seite der früheren Kathedrale hin, indem er sich mit der Hand überzeugte, daß die verhängnißvolle Tasche, das Erkennungszeichen und Testament des Gambusino auf seiner Brust wohl verwahrt war.

Im Zwielficht der Nacht sah der Graf verschiedene Personen über den Platz gehen, da die Stunde noch eine so frühe war, und erreichte die Stelle, wo die Kirche gestanden.

Der Mond warf sein helles Licht in festen Schatten, und es war leicht zu berechnen, wo diese noch vor einer halben Stunde hingefallen sein mußten. Der Graf erinnerte sich der geringen Höhe des früheren niederen Thurmes und maß die Winkel des Lichtes und die Entfernung.

Dort auf jene Stelle war die Spitze des Schattens hingefallen, das war der Ort der bestimmten Zusammenkunft – *die Stelle war leer*.

So große Geistesgegenwart der Graf auch bei jeder Gelegenheit bewies, im ersten Augenblicke fühlte er sich von diesem Resultat consternirt. Dann blickte er nochmals zurück nach dem Ort, wo die Kathedrale gestanden, prüfte wiederholt den Schatten und überzeuete sich, daß er die richtige Stelle beim ersten Blick gewählt. Seine Uhr zeigte auf 10 Uhr 35 Minuten. Der nächstliegende Gedanke war, daß die Männer, welche versprochen hatten, sich hier einzufinden, vielleicht in Ort und Zeit durch das Niederbrennen der Kirche veranlaßt sich geirrt und eine andere Stelle in der Nähe gewählt hätten. Aber so viel er auch auf dem großen Platz sich umsah, er bemerkte keine Gruppe, die still stand und Jemanden zu erwarten schien, und er erinnerte sich zu gleicher Zeit, daß unter den Beiden sich ein Indianer befand und der Scharfsinn und die Pünktlichkeit der Krieger dieses Volkes sprüchwörtlich sind.

Es blieb also nichts Anderes übrig, als die Annahme, daß irgend ein unbekanntes Hinderniß eine Verspätung der Beiden herbeigeführt hatte; denn er konnte unmöglich annehmen, daß seine eigene so kurze die Schuld trage.

Der Graf beschloß daher zu warten. Nachdem er sich nochmals überzeugt, daß er die richtige Stelle gewählt, begann er seine Promenade auf und nieder.

Es verfloß eine Viertelstunde, eine halbe; trotz der schönen Sommernacht leerte sich der Platz immer mehr, aber keine der vorüberkommenden Gruppen hatte eine Aehnlichkeit mit den Erwarteten.

Zuweilen blieben Personen stehen und sahen sich nach dem einsamen Spaziergänger um. Die hohe kräftige Gestalt des Grafen aber scheuchte die Strolche und Banditen, an denen San Francisco keinen Mangel hat, zurück, wenn sie ihn nicht kannten, und war das Letztere der Fall, so hielten sie sich in noch ehrerbietigerer Entfernung. Im Uebrigen geht in dem neuen Eldorado Jeder seinen eigenen Geschäften und Vergnügungen nach und bekümmert sich um den Anderen nur, wenn dieser ihm in den Weg tritt.

Je weiter die Zeit vorrückte, desto ungeduldiger wurde der Abenteurer. Die Geduld gehörte überhaupt nicht zu seinen Tugenden und mit der Leichtigkeit, wenn nicht zu sagen mit Leichtfertigkeit, mit der er sich über die Schwierigkeiten und Mißlingen fortzusetzen liebte, begann er die Schuld auf die Freunde des Gambusino zu werfen und sich selbst zu überreden, daß ein von ihm unabhängiger Zufall die Zusammenkunft verhindert habe und daß es ihm eine leichte Mühe sein werde, am Morgen durch den Avignoten und den Kreuzträger ermitteln zu lassen, ob die erwarteten Personen angekommen oder nicht.

Der Graf ließ seine Uhr repetiren, sie zeigte Mitternacht und er beschloß, seine einsame und unangenehme Wache aufzugeben.

Beschluß und That waren bei ihm Eins, und er kehrte sofort nach seinem Hause zurück. Trotz all' seines Leichtsinnes und seiner Zuversicht konnte er sich doch einiger schweren Gedanken nicht ent schlagen, was aus dem Unternehmen werden solle, wenn die beiden Führer und Begleiter, die ihm der Gambusino verheißen, nicht zu finden wären.

Mit einem seinen ganzen abenteuerlichen Charakter kennzeichnenden Vertrauen hatte er den Mittheilungen des ihm so fremden Mannes unbedingten Glauben geschenkt; er hatte sich auf die bloße Erzählung eines sterbenden Spielers und ein Vermächtniß hin, das in Nichts bestand, als in der rohen Zeichnung einer unkundigen Hand und der Anweisung auf die Redlichkeit und Treue zweier ihm unbekanntem Vagabonden der Wüste, in ein Unternehmen eingelassen, das nicht bloß den Rest aller seiner weltlichen Habe verschlang, sondern auch sein Leben und das von zweihundert tapferen Männern tausend unbekanntem Gefahren preisgeben sollte.

Dennoch lebte in ihm die unbezwingliche Ueberzeugung, daß der Gambusino wahr gesprochen, neben dem Trotz, das was er begonnen, auch glücklich zu Ende zu führen.

In dieser Stimmung kehrte er in seine Wohnung zurück und hörte von Suzanne, daß die schöne Mexikanerin sich zur Ruhe begeben, ohne die so lange Abwesenheit ihres Wirthes auch nur einer Bemerkung zu würdigen.

Nachdem der Graf noch einige Bestimmungen für den anderen Tag ertheilt, unter Anderem befohlen hatte, schon zeitig am Morgen den »Kreuzträger« zu ihm zu bescheiden, suchte er sein Lager.

Hätte er gewußt, was in jener halben Stunde auf der Stelle, die ihm der sterbende Gambusino bezeichnet, vorgegangen war, während er die Pflicht der Galanterie übte und von zwei schönen Augen sich zurückhalten ließ, sein Schlaf wäre sicher weniger ruhig und sorglos gewesen.

Wir haben jetzt zu berichten, was während jener halben Stunde sich an der Stelle ereignete, welche später der Graf von Boulbon ganz richtig als diejenige erkannte, welche der Gambusino ihm bezeichnet hatte.

Der Leser weiß bereits, daß als der Graf Boulbon sich mit dem Glockenschlage Zehn, aus dem Spielsaal entfernte, der Yankee, der ihn so unausgesetzt hinter dem Pfeiler beobachtet hatte, ihm folgte und nur etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt war, als der Graf durch den Zuruf der Ankommenden von seiner Richtung abgewendet und nach einer anderen Stelle des Platzes gelockt wurde.

Der spekulative Begleiter des Gambusino bemerkte sogleich, daß nur ein Zufall den Grafen von seinem Vorsatz abgezogen hatte und er setzte daher die ursprüngliche Richtung des Weges fort, von Neugierde getrieben und von der geheimen Ahnung, daß der Graf hier mit irgend welchen Personen habe zusammentreffen wollen.

Er war noch nicht weit gegangen, als er vor sich drei Personen in dem Scheine des Mondes unweit der Stelle erblickte, an welcher früher sich die niedergebrannte Kathedrale befunden hatte. Es waren dies zwei Männer und eine Frau, deren Aussehen sofort seine Aufmerksamkeit erregte; denn oft genug hatte der unglückliche Gambusino von seinen Freunden in der Wüste gesprochen, die mit ihm zusammen das ungeheure Goldlager entdeckt hatten.

Der Mondschein reichte hin, das Aeußere dieser Personen erkennen zu lassen. Die eine war ein Mann, bereits über die Mitte des Lebens hinaus, von wahrhaft riesigen Körper-Verhältnissen. Er trug ein ledernes Jagdhemd, Mocassins, eine Mütze von Otterfell und über die Schulter eine Art Jagd-Tasche von schwerem Gewicht. Wie er so da stand, lehnte er sich auf eine lange Büchse von kleinem Kaliber. Diese und ein starkes Messer mit Horngriff in dem Gürtel seines Jagdhemdes, waren die einzigen Waffen, die er trug.

Der zweite Mann war offenbar ein Mitglied jener Völkerschaften, welche das Vordringen und die Demoralisation der Weißen von dem Erbe ihrer Väter und den Jagdgründen ihrer Stämme immer weiter vertreibt und in die Einöden der Felsgebirge oder der wildesten Prairien zurückdrängt, mit jedem Jahre durch ihre Kugeln, durch das Feuerwasser und durch den Hunger sie decimirend.

Es war eine hohe schlanke Gestalt von edlen Umrissen und anscheinend noch in der vollen Muskelkraft und Elasticität der Jugend. Das oval geformte Haupt war unbedeckt und von Haaren entblößt bis auf die lange Scalp-Locke in der Mitte des Schädels, die mit zwei Adler-Federn geschmückt war. Der Indianer trug leicht und in malerischen Falten über die eine Schulter geworfen eine wollene Decke, während seine breite gewölbte Brust aus dem geöffneten Jagdhemde von gegerbtem Hirschleder hervorschaute. Kurze gleiche Beinkleider mit Frangen von Menschenhaar besetzt reichten bis an die Kniee, während seine Füße von Mocassins geschützt wurden, die mit den Stacheln und Zähnen des Stachelschweins zierlich gestickt waren.

Er mochte ungefähr fünf bis sechs und zwanzig Jahre zählen und sein Gesicht, nicht entstellt durch die Malerei für den Kriegs- oder Jagdzug, zeigte den halb orientalischen Typus seiner Race in den edelsten Conturen und war von einem so stolzen und ernsten Ausdruck, daß es der Majestät eines europäischen Fürsten Ehre gemacht hätte.

Der junge Indianer trug, über seine Schulter gelegt und mit einer Stellung natürlicher Anmuth gehalten, einen Karabiner von alter spanischer Arbeit und am Gürtel seines Jagdhemds die gewöhnliche Waffe seiner Nation, den Tomahawk, sowie in einer Fischhaut sein langes Messer und die kurze Pfeife nebst einem Beutel mit Tabak. Das Pulverhorn und ein Kugel-Beutel hingen als sein einziges Gepäck am Riemen von Hirschhaut um seine Schultern. Dagegen trug er um Hals und Brust einen eben so seltsamen wie für seinen Ruf charakteristischen Schmuck: eine Art Kette von den Zähnen und Krallen des Jaguars, in der Mitte, wie mit einem Ordenszeichen geschlossen durch die abgeschnittene und getrocknete Tatze des furchtbarsten Bewohners der Felsen-Gebirge, des grauen Bären.

An diese edle und wie aus Marmor gemeißelte Gestalt lehnte sich, wie die Ranke an den hohen Stamm der Palmen oder die Hindin an den schützenden Hirsch eine andere, ebenmäßig und schlank wie sie, aber zart und jugendlich, eine junge Indianerin in einem bis über die Kniee reichenden Rock von weicher Rehhaut gekleidet, während ihre Brust im Kreuz mit einem shawlartigen Streifen von buntem Kaliko, gleich einem Tartan der Hochländer umwunden war. Das zu dem Krieger emporgerichtete Gesicht bildete ein feines Oval. Mit schönen und freundlichen Zügen, auf denen der Ausdruck einer kindlichen Unschuld und Demuth ruhte.

Zu den Füßen des Mädchens lag ein in Decken zusammen geschnürtes Bündel, die geringen Habseligkeiten und Reise-Bedürfnisse enthaltend, das sie getragen, denn das Tragen des Gepäcks ist die Sache der Frauen und der indianische Krieger befaßt sich nur damit, wenn diese fehlen.

»Es soll mich wundern, Häuptling« sagte der ältere Mann, der offenbar einer jener Trapper oder Jäger war, welche die Einöde durchstreifen und unter täglichen Abenteuern und Gefahren ihr mühevoll und doch für sie so überaus anziehendes und verlockendes Leben zubringen, »ob wir den Weg hierher vergeblich gemacht haben und im nächsten Jahre an die Quelle des Bonaventura wandern müssen. Oyo d'Oro hat in der That Zeit gehabt, von jenseits

des Meeres zurückzukehren, wenn es ihm nicht etwa dort zu gut gefallen und er uns darüber vergessen hat.«

»Das Goldauge,« erwiderte der Indianer mit den tiefen Guttural-Tönen der Sprache seiner Nation, »ist ein Sohn der Prairie. Kann mein weißer Vater den Adler zum Wasservogel machen oder den Büffel zum Zugochsen der weißen Männer in den Ansiedelungen? Das Goldauge kann nur dort leben, wo sein Eisenstab das gelbe Metall aus seinen Fesseln sprengt.«

»Wahr, Comanche, sehr wahr« meinte der Jäger, »die Wander-Vögel kehren immer wieder zu ihrer Heimath zurück und wer einmal einen gut gerösteten Büffel-Rücken gewöhnt ist, dem können die Leckereien in ihren Städten nicht behagen. Aber, wie gesagt, es könnte unserem Freunde doch irgend etwas passirt sein, er könnte krank in den Städten liegen oder sein Scalp am Feuer eines Feindes trocknen. Ich sage Dir, Häuptling, es geschehen merkwürdige Dinge im Lande der Weißen, von denen sich die Ehrlichkeit eines Indianers Nichts träumen läßt!«

»Der große Geist ist mit den Rechtschaffenen, wo sie auch sein mögen. Die Stunde ist da, die uns zeigen wird, ob wir künftig allein durch die Prairie wandern werden!«

»Nicht allein, Häuptling, nicht allein,« sagte der Trapper, der nach der Unterredung kein anderer als *Bras-de-fer* oder *Eisenarm* war, ohne auf die Bemerkung seines Begleiters über die Zeit einzugehen. »Seit du die »Windenblüthe« aus dem Dorfe Deines Stammes genommen, das die Apachen zerstörten, wandern wir nicht mehr allein durch die Wüste.«

»Die Apachen sind Hunde,« sagte stolz der Comanche. »Ihre Scalpe sollen an den Stangen unserer neuen Wighwams bleichen.«

»Ich habe Nichts dawider, Häuptling, und Du weißt, daß ich meine eigene Rechnung mit dem Schurken, der »Schwarzen Schlange« habe, aber bis dahin werden wir noch manchen Weg machen müssen. Das Mädchen ist ein wahrer Segen für uns, doch ich fürchte, sie wird den Anstrengungen unseres Lebens in der Wüste nicht gewachsen sein. Ich weiß nicht, Häuptling, warum Du nicht die Güte der reichen Dame für sie in Anspruch genommen hast, die Dir ihr Leben verdankt und der Du so merkwürdig vermieden hast auf dem Wege hierher zu begegnen, obschon wir immer kaum zwei Stunden weit vor oder hinter ihr wären. Die Hacienda del Cerro würde gewiß ein Plätzchen für sie gehabt haben.«

Die Dämmerung der Nacht verhinderte den Jäger, die tiefere Röthe zu sehen, die sich über das Gesicht seines jüngeren Freundes ergoß. *Wonodongah* – denn daß der Indianer der zweite Gefährte des verstorbenen Gambusino sein mußte, darüber konnte selbst dem lauschenden Yankee nach den einzelnen Worten, die er aus der Unterredung der Fremden im Comanchen-Dialekt verstanden hatte, kein Zweifel mehr sein – blieb einige Augenblicke die Antwort schuldig, dann aber wandte er sich zu dem Trapper und legte die Finger auf die Schulter des Mädchens.

»*Comeo* ist die Tochter eines Häuptlings« sagte er. »Soll die Schwester des großen Jaguars die Slavin einer weißen Frau sein, auch wenn der große Geist dieser die Schönheit der stolzen Blume der Aloë gegeben hat, die nur in hundert Jahren ein Mal das Auge der Menschen erfreut?«

Ehe der Trapper seine Gegenbemerkung machen konnte, die wahrscheinlich seinen jüngeren Freund darauf aufmerksam gemacht hätte, daß er ja selbst eine Zeitlang als Tigrero oder Tiger-Jäger in dem Dienst der Hacienda gestanden hatte, wurde ihr Gespräch durch ein

»Hugh!« des jungen Mädchens unterbrochen, jenen Laut, mit dem die Indianer ihr Erstaunen auszudrücken oder auf etwas aufmerksam zu machen pflegen.

Der Trapper richtete sich aus seiner bequemen Stellung auf und der Comanche ließ die Flinte von der Schulter in seinen Arm gleiten.

»Was giebt es Windenblüthe, was hast du, Mädchen?«

Die junge Indianerin sprach jetzt zum ersten Mal, ihre Stimme war süß und wohllautend und ihre Gesichtszüge gewannen an seelenvollen Ausdruck wenn sie sprach.

»Es ist ein Fremder in unserer Nähe.«

»Pah, der Fremden giebt es viele in San Francisco und auf diesem Platz. Wenn es weiter Nichts ist!«

»Er belauscht die Rede des großen Jaguars und von Bras-de-fer« beharrte die Indianerin.

»Es kann unmöglich der Gambusino sein,« sagte der Trapper, »sonst wäre er zu seinen Freunden geeilt. Zeige mir den Mann, Kind!«

Windenblüthe wies nach der Stelle, wo der Yankee im Schatten stand. Er hatte die Bewegung des Mädchens gesehen und leicht errathen, daß er entdeckt sei, deshalb that er das Beste, was er thun konnte und schritt sofort auf die Gesellschaft zu.

Im ersten Augenblick ließ sich der Trapper durch die ähnliche Kleidung und Gestalt täuschen und glaubte wirklich, daß ihr alter Gefährte in der Einöde zurückgekehrt sei.

»Goldauge? Sei herzlich begrüßt, alter Freund.«

Die Stimme des näher Kommenden belehrte ihn aber sogleich über den Irrthum.

»Ich bin nur der Bote Oyo d'Oro's, Señor,« sagte der Yankee. »Ich müßte mich sehr täuschen oder ich sehe den berühmtesten Jäger am Rio Grande, Bras-de-fer oder Eisenarm genannt, und den edlen Häuptling der Comanchen, den Großen Jaguar, vor mir.«

»Ich weiß nicht, Fremder, was ihr mit Eurem »berühmt« sagen wollt« meinte der Jäger. »Es sind viele Leute meines Standes an der Gränze und in der Wüste, deren Büchse eben so sicher und deren Auge eben so fest ist wie das meine, obschon ich, Gott sei Dank, mich nicht darüber zu beklagen brauche. Aber man giebt mir in der That diesen Namen und dies hier ist Wonodongah, der letzte Häuptling der Toyahs vom Volk der Comanchen. Wenn ihr eine Botschaft habt von unserem Freunde, dem Gambusino José, den die Indianer das »Goldauge« zu nennen pflegen, so sagt sie uns rasch heraus, denn wir warten hier seiner.«

Der Yankee ließ sich unwillkürlich eine Bewegung entschlüpfen, als er dies hörte. Sein Reise-Gefährte nach Paris hatte ihm zwar mitgetheilt, daß er seine beiden Genossen bei der Entdeckung der großen Goldmine an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit wiedertreffen werde, aber das Wann und Wo hatte er bei der großen Vorsicht und dem sichtlichen Mißtrauen, womit Jener über Alles sprach, was sein Geheimniß betraf, nicht erfahren.

In Folge der Scene und der Erklärungen des französischen Grafen am Todtenbett des Gambusino hatte der Yankee bei der späteren ruhigen Ueberlegung sehr richtig geschlossen, daß sein Reise-Gefährte dem Franzosen dagegen größeres Vertrauen geschenkt als ihm selbst, und ihm wahrscheinlich Mittheilungen gemacht hatte, welche diesen in den Stand setzten, mit jenen Gefährten und Mitwissern des Geheimnisses, das seine Habsucht sich zu eigen zu machen suchte, in Verbindung zu treten.

Er hatte deshalb beschlossen, jeden Schritt des Grafen zu belauern, nachdem er dessen Freilassung erfahren, und ihn nicht mehr aus den Augen zu verlieren.

Indem er das Project aller weiteren Verhandlungen in Frankreich aufgab, machte er den größten Theil seiner Goldstufe zu Gelde, packte sorgfältig die geringe Habe des Verstorbenen zusammen und folgte dem Grafen, dessen Spur bei seinem offenen und kühnen Wesen leicht zu finden war, nach Hâvre, nach New-York und später nach San Francisco.

Wir haben aus der Unterredung des Grafen mit seinem Lieutenant bereits ersehen, welche vergeblichen Versuche Master Brown gemacht hatte, um sich bei der Sonora-Expedition anwerben zu lassen, als deren geheimen Zweck er sehr richtig die Aufsuchung der Gold-Höhle argwohnte.

Seiner Gewohnheit gemäß hatte er auch an diesem Abend den Grafen genau beobachtet und war ihm, da dessen Benehmen und Ungeduld ihm auffielen, gefolgt. Der Leser weiß, durch welchen Zufall es ihm gelang, die erwünschte Entdeckung der Zusammenkunft zu machen und an die Stelle des Grafen zu treten. Dieser günstige Zufall mußte benutzt werden, denn es stand zu fürchten, daß der Graf sich so bald als möglich von der Gesellschaft losmachen und seine frühere Absicht verfolgen werde.

»Es freut mich,« sagte der Yankee, »daß ich die beiden Männer getroffen habe, die mir Señor José so angelegentlich empfohlen. Was ich Euch mitzuthemen habe, ist wichtig, aber es darf hier nicht geschehen, denn Ihr habt hier einen Euch unbekanntem, aber desto gefährlicheren Feind. Ich will Euch daher bitten, Señor Eisenarm, mir mit Eurem Freunde an einen sicherern Platz zu folgen.«

Der Trapper schüttelte den Kopf. »Das geht unmöglich, Fremder,« sagte er bedenklich. »Wir haben unserem Freunde versprochen, ihn auf dieser Stelle zu erwarten und kennen Euch nicht, als durch Eure eigenen Worte.«

Der Yankee sah sich durch diese naive Ehrlichkeit gefährdet, seinen ganzen Plan scheitern zu sehen. Er sann einige Augenblicke nach, dann sagte er: »Ich habe keinen Beweis zur Stelle, daß ich der Bote des Señor Don José bin, als dies Stückchen Gold. Aber wenn Ihr mir folgen wollt, werde ich Euch Beweise genug zeigen, daß ich wirklich der Bote Eures Freundes bin und daß ich expreß aus Frankreich komme von drüben über dem großen Wasser her, um Euch Botschaft von ihm zu bringen.«

Er hatte aus seiner Tasche ein Stück Zeug geholt, in dem er einen Gegenstand eingewickelt trug, und reichte ihn dem Trapper. Es war eine Ecke der Goldstufe, welche der Gambusino mit seinen Freunden bei dem Besuch jenes unermeßlichen Lagers abgesprengt hatte und auf das er seine Vorschläge in Frankreich begründen wollte.

Der Trapper nahm das Stück und betrachtete es, soweit das Mondlicht es erlaubte, von allen Seiten, während der Yankee unruhige und ungeduldige Blicke umherwarf, in der Furcht, jeden Augenblick den Grafen zurückkehren zu sehen; aber so viel der ehrliche Trapper auch an dem Stück herumsah, konnte er doch kein Kennzeichen an demselben finden und reichte es zuletzt seinem Freunde.

»Da, Rothhaut, sieh Du zu, was Du daraus machen kannst. Das Ding sieht aus, wie jedes andere Stück und ich wüßte nicht, was es für die Worte des Fremden da für Bürgschaft leisten könnte.

Der Indianer hatte das Erz kaum in die Hand genommen und einen Blick darauf geworfen, als er erstaunt sein »Hugh« hören ließ. »Es ist von dem gelben Stein unseres Freundes, nach dem die weißen Männer so begierig streben,« sagte er mit Bestimmtheit. »Ich habe diese Spitze in der Hand gehabt, als das Eisen Oyo d'Oro's sie abgesprengt in der Goldhöhle.«

»Zum Henker,« rief der Trapper, »ich denke doch auch, daß ich Augen für eine Spur habe und die Kennzeichen jedes Dinges in der Savanne zu unterscheiden weiß, aber aus dem abgebrochenen Theil eines Stück Erzes oder Steines das Ganze zu erkennen, dazu gehört das Gedächtniß und das Auge eines Indianers. Doch das thut Nichts, ob ich es kenne oder nicht, Fremder« wandte er sich zu dem ungeduldigen Yankee, »wenn es Wonodongah sagt, so ist es so gut, als hätten es zwanzig Gerichtshöfe der Weißen bestätigt. Wir sehen jetzt, daß Ihr mit unserem Freunde in Verbindung gestanden, aber wir wissen noch immer nicht, ob dies bloß zufällig, oder ob er Euch wirklich einen Auftrag an uns gegeben hat.«

»Wohlan denn, Señor Eisenarm« sagte ärgerlich der Yankee, »ich will Euch noch ein weiteres Kennzeichen sagen. Ihr habt Euren Freund nach Frankreich geschickt, um dort eine Schaar von Männern zu werben, die Muth genug haben, mit Euch die Goldhöhle der Wüste den Apachen zum Trotz aufzusuchen. Ich komme als der Bote des Señor Don Oyo d'Oro direkt von Paris.«

»So ist unser Freund nicht in Amerika?«

»Nein, ich schwöre es Euch.«

Der Trapper sann einige Augenblicke nach, dann wandte er sich zu dem Indianer. »Was meinst Du, Jaguar? dürfen wir diesem Fremden folgen?«

»Wenn das Goldauge hier ist, werden ihn seine Freunde immer zu finden wissen. Seine Spur ist die eines weißen Mannes.«

»Gut, Häuptling, es ist Verstand in Deinen Worten. Was uns der Fremde mitzutheilen hat, kann uns nicht lange aufhalten. So nimm Deinen Pack auf, Windenblüthe, und geht voran, Fremder, wir sind bereit mit Euch zu gehen.«

Ohne sich mit einer Erwiderung aufzuhalten, schritt der Yankee hastig voran. Der Trapper half der Indianerin das Packet auf ihren Kopf nehmen, da der Stolz des Häuptlings diesem nicht erlaubte, eine Hand dabei anzulegen, und schulterte dann seine lange Flinte, worauf das Kleeblatt in der gewöhnlichen Indianer-Reihe, das heißt: Einer hinter dem Anderen, dem Amerikaner folgte. —

Die Vier waren kaum in einer der gegenüber der alten Kathedrale in den Platz ausmündenden Gassen verschwunden, als der Graf Raousset Boulbon, wie wir bereits erzählt, in großer Hast, die Versäumniß nachzuholen, auf demselben erschien und seine verspätete und vergebliche Wacht begann.

Der Yankee hatte zwar seinen Absichten entsprechend sein Quartier nicht weit von dem des Grafen aufgeschlagen, aber er hütete sich wohl, seine Gäste auf dem graden Wege dahin zu führen, sondern schlug verschiedene Umwege in den Straßen ein, bis er die bestimmte Richtung wieder erreicht hatte, und geleitete sie dann durch den matt erleuchteten Flur einer Spelunke der niedersten Sorte über den Hofraum nach einem kleinen aus Balken und Brettern zusammen geschlagenen Hintergebäude.

Nachdem er aufgeschlossen und eine Lampe angesteckt hatte, zeigte sich, daß die Wohnung des Yankee im Innern bequemer eingerichtet war, als der äußere Anschein hatte vermuthen lassen. Die Wände waren mit Segeltuch und alten Tapeten behangen, eine Art Divan, mit einem Teppich bedeckt, stand an einer Seite, auf der anderen ein Schrank mit festem Schloß, und ein Tisch mit mehreren handfesten Stühlen vervollständigte das Mobilar. An der

Rückwand führte eine Thür in eine dunkle Kammer, die zum Schlafgemach oder Vorrathszimmer diente. An den Wänden hingen verschiedene Kleidungsstücke und eine Jagdtasche mit Flinte.

Master Brown ging sofort zu dem Schrank, öffnete ihn und nahm einen Krug mit Whisky, Brod und dem Rest einer tüchtigen Hirschkeule heraus, die er mit Wasser und Gläsern auf den Tisch stellte.

»Ihr seid sicher müde und hungrig, Señores,« sagte er einschmeichelnd, »und dies Mädchen ist zu jung, um die Strapazen eines langen Marsches zu ertragen. Langt zu und dann laßt uns von Geschäften reden. Da drinnen in der Kammer ist eine einfache Lagerstätte von Maisstroh und Decken, deren sich das Kind bedienen kann, wenn sie schläfrig wird, und hier sind Cigarren von Cuba, die ich gestern erst gekauft.«

Der Kanadier schenkte sich sofort ein Glas des feurigen Branntweins ein und leerte es auf einen Zug.

»Verteufelt gutes Zeug, Fremder,« sagte er behaglich. »Ich habe lange nichts Aehnliches gekostet in der Einöde; aber« – fuhr er den die Stirn bei dem Thun des Indianers Runzelnden beruhigend fort – »es ist einmal ihre Natur so und Wonodongah hat die gute Eigenschaft, daß er niemals das Feuerwasser der Weißen trinkt.«

Der Indianer, statt von dem aufgetragenen Mahl zu genießen, hatte seiner Schwester ein Zeichen gegeben. Diese öffnete niederknieend den Reisebündel und legte für sich und ihren Bruder einige Streifen gedörrten Büffel-Fleisches und ein Stück harten Maiskuchen auf den Tisch. Dann ging sie hinaus in den Hof und holte an dem Brunnen, den sie dort gesehen, in ihrer Kürbisflasche frisches Wasser.

Nachdem sie dies gethan, kauerte Windenblüthe in einem Winkel sich nieder, bis der junge Häuptling seine Mahlzeit gehalten hatte. Dann erst wagte das Mädchen sich selbst einen Becher einzuschenken und ein Stück von dem Fleisch und Kuchen zu nehmen.

Ihrem Wirth schien dies Benehmen herzlich wenig zu gefallen trotz der Entschuldigung seines weißen Gastes; denn er wußte aus seinem Verkehr in den Prairien von Texas sehr wohl, daß ein Indianer Niemanden als seinen Gastfreund ansieht, ja überhaupt nicht als befreundet, ehe er nicht mit ihm sein Brod getheilt hat. Es war indessen gegen dies offenbare Mißtrauen Nichts zu machen und er mußte sich mit dem Eifer und Appetit begnügen, den der würdige Eisenarm bekundete.

Die Reste der Hirschkeule verschwanden mit einer fabelhaften Schnelligkeit unter den mächtigen Kau-Werkzeugen des ehrlichen Trappers und wiederholt befeuchtete er seine Mahlzeit mit einem tüchtigen Glase, ohne daß der genossene Branntwein den geringsten Einfluß auf seine riesenhafte Natur zu üben schien.

Als er endlich gesättigt war, warf er einen fragenden Blick auf seinen rothen Freund, und als dieser keine Miene machte, seine Pfeife anzuzünden, sondern ruhig und stumm in derselben Haltung am Tische stehen blieb, die er von Anfang an angenommen, schüttelte er selbst den Kopf und steckte sich eine der Cigarren an.

»Nun, Fremder« sagte er ahnungslos, »ich glaube, es wird Zeit sein, Näheres von unserem Freunde, dem Gambusino José zu hören. Wo verlißt Ihr Goldauge zuletzt?

»In Paris, Señor Eisenarm.«

»Meiner Treu, das ist wie ich glaube, weit genug! Und was machte er, als Ihr ihn zuletzt sahet?«

»Er schlief!«

»Wie? Er schlief?«

»Den Schlaf« sagte ernst und mit dem tiefen Guttural-Ton seiner Stimme der Indianer, »den die weißen und rothen Männer thun, bevor ihre Geister eingehen zu den Jagdgeführten ihrer Väter!«

Der Trapper sprang erschrocken auf. »Um Himmelswillen, Jaguar, was willst Du damit sagen?«

»Daß Oyo d'Oro in dem Lande jenseits des großen Wassers gestorben ist!«

»Woher schließt Du das, Comanche? Denn ich weiß, Deine Zunge ist nicht die eines schwatzhaften Weibes und spricht nicht Dinge aus, für die sie keine Beweise hat.

Der Indianer wies statt der Antwort ruhig nach der Wand, an der im Schatten der Jagd-Ranzen und die Büchse hingen.

»Das scharfe Auge meines weißen Bruders ist von dem Feuerwasser getrübt,« sagte er ruhig, »sonst hätte er längst die Waffe unseres Freundes erkannt.«

Mit zwei Schritten war der Kanadier an der gegenüberliegenden Wand und riß die Büchse herunter. »Wahrhaftig, Rothhaut, dein Auge ist das eines Adlers. Es ist das alte Gewehr Goldauges, das er schon längst gegen eine neue Büchse vertauschen wollte, wenn der Teufel des Spieles ihm dazu das Geld gelassen hätte. Und das ist auch seine Tasche. – Mensch!« er faßte den Yankee bei der Brust und schüttelte ihn wie eine Feder, »wie kommst Du zu den Sachen und was hast Du mit unserem Freunde angefangen?«

Der Amerikaner machte sich, so gut er es vermochte, von der Faust seines Gastes los. »Sachte, sachte, Señor Eisenarm« sagte er grinsend, »Ihr thut einem unschuldigen Manne Unrecht, statt Eure Kraft an den Mördern Eures Freundes zu erproben. Was Ihr hier seht, ist die ehrliche Erbschaft des guten Señor Don José, denn es ist leider wahr, daß er wie diese Rothhaut gesagt hat, ein todter Mann ist, dessen Geist jetzt im Paradiese oder auf den Jagdgründen der Indianer, Gott weiß es am besten wo, umherwandelt.«

Der Trapper setzte sich bei der Bestätigung dieser Nachricht schweigend auf seinen vorigen Platz und verhüllte einige Augenblicke sein wettergebräuntes ehrliches Gesicht mit den Händen. Als er es endlich wieder aufhob, sah man den Ausdruck eines tiefen Kummers auf seinen Zügen.

»Zwanzig Jahre lang und zehn davon mit Dir, Rothhaut, als Du zu Anfang noch ein Knabe warst, haben wir zusammen die Wüste durchstreift und manchen Schuß mit den verrätherischen Hunden, den Apachen, gewechselt« sagte er traurig. »Und nun muß es so kommen, wie ich gefürchtet. Das schändliche Gold hat ihn in den Tod getrieben und wir sind Schuld daran, weil wir uns gleichfalls verblenden ließen und unsere Einwilligung zu der Reise gegeben haben. Was kümmerte es mich, ob meine Landsleute jenseits des Meeres die Goldhöhle besitzen oder nicht! Und wenn der ganze Bonaventura ein flüssiger Strom voll von dem gelben Metall wäre, er könnte uns nicht das Leben eines treuen und wackeren Freundes ersetzen!« Dann plötzlich raffte er sich von diesem Ausbruch seines Schmerzes empor und richtete sein Auge aufs Neue drohend auf den Yankee.

»Ihr habt von seinen Mördern gesprochen, Fremder, sagte er finster, »das ist nicht das Wort für einen Tod im rechtlichen Kampf und legt uns die Pflicht auf, seinen Tod zu rächen. Und so wahr meine Mutter ein ehrliches Weib war, ich und diese Rothhaut hier wollen nicht ruhen, bis das geschehen, wenn es in der Möglichkeit ist, seine Mörder zu erreichen!«

»Ihr braucht deshalb nicht über das Meer zu gehen, Señor Eisenarm« erwiderte heimtückisch der Amerikaner. »Sie haben sich selbst Eurer Rache überliefert, um den Lohn ihrer That zu ernten und Euch und mich um unser Recht zu betrügen.«

Der Kanadier hatte sich zu seiner vollen Höhe erhoben und seine gewaltige Faust stützte sich auf den Tisch, während er finster und drohend auf den Arglistigen schaute.

»Ihr sprecht in Räthseln, Fremder« sprach er barsch, »und wir in der Einöde sind zwar gewohnt, die Andeutungen des Himmels zu verstehen oder die Teufeleien eines herumstreichenden Apachen zu errathen, aber nicht die Schlechtigkeiten der Leute in den Städten. Redet deutlich und erzählt, was Ihr wißt, wenn wir nicht Euch selbst in schlimmern Verdacht haben sollen.«

Dem drohenden Worte des Trappers antwortete der bezeichnende Ausruf des Indianers.

Sein »Hugh!« gab zu erkennen, daß er die volle Aufmerksamkeit des Freundes auf Etwas lenken wolle, das sein Mißtrauen erregte.

Master Brown begriff, daß er alle seine Schlaueit und Kaltblütigkeit nothwendig haben würde, um den offenbar gegen ihn vorhandenen Verdacht zu besiegen. Er nahm daher ruhig die Jagdtasche des Gambusino von der Wand, öffnete sie und zog mehrere Kleidungsstücke heraus, die er auf den Tisch legte. Es war die noch mit Blut bedeckte von der tödtlichen Kugel zerrissene Jacke des unglücklichen Mexikaners, die sein Begleiter nach der mißlungenen Operation und dem Tode José's sich zu verschaffen gewußt hatte, nebst einigen andern unbedeutenden Sachen, die der Goldsucher aus Amerika mitgebracht hatte.

Die Bewegung des Trappers bei dem Erblicken dieses traurigen Beweisstücks bewies dem Yankee sogleich, daß jener den Rock seines alten Freundes wieder erkannt hatte.

»Hört mich an, Señor Eisenarm und Ihr, Häuptling« sagte er zu den Beiden, »und Ihr sollt die volle Wahrheit erfahren, was ich von Eurem Freunde weiß. Señor Don José hat in New-Orleans mich zum Compagnon geworben für die Ausbeutung der großen Goldmine, die Ihr Drei zu entdecken das Glück hattet und wovon diese Stufe hier eine Probe ist. Da es bestimmt war, daß er damit über das Meer gehen sollte, um sie in Frankreich der Regierung oder einer Company anzubieten, weil Ihr einmal Euren Landsleuten den Vorzug gabt, obschon ich Euch sagen kann, daß es in New-Orleans oder Philadelphia ein weit rascher Ding gewesen wäre, so habe ich all' meine Habe zu Geld gemacht und Don José als sein Geschäftsführer und Kompagnon nach Frankreich begleitet. Der arme Narr meinte in Wahrheit, wie zwei Drittheil in Mexiko und den Einöden thun, daß der große Kaiser Napoleon, der Feind der Engländer, noch immer auf dem Throne von Frankreich säße, während sie ihn doch schon vor mehr als 30 Jahren auf einer wüsten Insel haben verhungern lassen. So sahen wir bald ein, daß es Nichts war mit unserm Handel in Paris, und daß die Leute dort genug zu thun haben mit ihren eigenen Angelegenheiten, statt nach Amerika zu kommen und gegen die Apachen zu kämpfen. Gestohlen hätten sie uns freilich gern das Geheimniß und so ist es leider auch gekommen. Ein vornehmer Herr und berühmter Krieger, der sein Vermögen in der eigenen Heimath verschwendet hat und dem Don José so unvorsichtig war, einen Theil des Geheimnisses anzuvertrauen, hat ihn durch seinen Schurken von Diener bei einem Pronunciamento in der großen Stadt hinterrücks erschießen lassen und ihn dann des Plan's beraubt, auf dem die Lage der Goldhöhle verzeichnet ist. Mich selbst, der ich ihn bis zum letzten Augenblick vertheidigt und den er sterbend beschworen hat, an seine Stelle zu treten und Euch das Erbe seiner Rache zu überbringen, versuchte man ins Gefängniß zu werfen. Aber Gott sei Dank,

ich bin ihnen glücklich, obschon mit Verlust des größten Theils meiner Habe, entkommen und der Himmel hat mir die Kraft gegeben, daß ich der Spur der Mörder unseres Freundes bis hierher folgen und so zugleich Euch erwarten konnte, um gemeinschaftlich mit Euch den Ermordeten zu rächen und die Räuber an der Erreichung ihres Ziels zu verhindern.«

Master Brown trocknete sich mit einer heuchlerischen Geberde des Kammers und der Ent-rüstung eine Thräne aus seinem Schielaug und suchte dabei den Eindruck zu beobachten, den seine lügnische Erzählung auf die beiden rauhen Naturmenschen gemacht hatte.

Die Stirn des Trappers hatte sich zu finsternen Falten zusammengezogen und sein Auge starrte auf die blutigen Ueberreste der Kleidung seines Freundes, während seine Faust den Griff des großen Jagdmessers so fest umklammerte, als wollten die Finger sich in das harte Hirschhorn eingraben, das ihn bildete.

Von dem Trapper wandte sich das forschende Auge des Yankees auf den Indianer. Der junge Häuptling erhob den Kolben seiner Büchse, prüfte das Schloß und stellte sie an die Wand. Dann zum ersten Male, seit er er das Gemach des Amerikaners betreten, ließ er sich auf einen der Rohr-Sessel nieder und öffnete das lederne Jagdhemde, das er halb über die Schulter zurückwarf.

Eine so hoch und voll gewölbte Brust, daß sie dem Torso eines Apoll von Erz glich, wurde sichtbar. Die rothbraune Färbung der Haut hätte die Täuschung noch vermehren können; dazu paßte dies Gesicht mit seiner metallenen Ruhe.

»Comeo!«

Das junge Mädchen erhob sich aus ihrem Winkel und trat zu ihrem Bruder. Er sagte einige Worte zu ihr im indianischen Dialekt und behende schlüpfte sie zu der Stelle, wo sie das Packet niedergelegt, das ihre kleine Habseligkeiten und Vorräthe enthielt, öffnete die Decke und holte einen kleinen Leder-Beutel heraus. Diesen legte sie vor ihren Bruder auf den Tisch.

Der »Jaguar« nahm aus dem Beutel, der sich als das Fell einer Moschusratte und als sein Medicinsack erwies, einige Stücke farbiger Erde und Kreide, schabte davon in eine Muschel-schale, befeuchtete es mit einem dünnflüssigen Harz und begann sich darauf in schwarzen, weißen und rothen Streifen das Gesicht und die Brust zu bemalen, wobei ihm das Mädchen behilflich war?«

Der Trapper warf ihm einen finstern Blick zu. »Was soll das, Häuptling? Hast Du vergessen, daß wir uns hier in einer Stadt der weißen Männer befinden und daß Deine Kriegsfarben da nicht angebracht sind.

»Mein Bruder Eisenarm,« sagte der Comanche, indem er ruhig in seinem Geschäfte fortfuhr, »redet mit seiner weißen Zunge. Warum hat er seine rothe Zunge in der Einöde gelassen? Das Blut eines Freundes schreit nach Rache in den Mauern einer Stadt, wie zwischen den Gräsern der Prairie.«

»Das weiß ich so gut wie Du, Rothhaut,« entgegnete ärgerlich der Kanadier, »und Bras-de-fer ist wahrhaftig nicht der Mann, der zurückbleibt, wenn es gilt, einen Freund zu vertheidigen oder seinen Tod zu rächen. Aber jedes Volk hat seine Gebräuche, Comanche, wie Du sehr wohl weißt, und es mag gut sein für die Wildniß sich mit Kriegs-Farben zu bemalen, aber in die Städte paßt es nicht und die Jungen auf der Straße würden Dir hier nachlaufen.«

»Wonodongah ist ein großer Häuptling« sagte der Indianer, »er verachtet das Lachen der Weiber und wird sie an ihrem Feuer weinen machen, wenn er die Scalpe ihrer Männer und

Brüder genommen hat. Die ›Schielende Ratte‹ – Er bezeichnete mit diesem eben nicht schmeichelhaften Ausdruck den Yankee, dessen Gesichtsbildung in der That etwas von diesem Thiere hatte – »hat dem Jaguar in das Ohr geflüstert, daß die Mörder seines Freundes hier sind und er kennt nur einen Weg von der Stunde an. Die ›Schielende Ratte‹ möge vorangehen und sie ihm zeigen, der Tomahawk wird in der Hand Wonodongah's sein.«

Die Art der Verhandlung schien jedoch dem Yankee keineswegs zu gefallen, denn er rührte sich nicht von seinem Platz und schüttelte nach dem Trapper bedeutsam den Kopf.

»Ich kalkulire, Señor Eisenarm,« sagte er bedächtig »Ihr seid ein ruhiger und verständiger Mann und werdet einsehen, daß eine unüberlegte That hier mitten in der Bevölkerung von San Francisco uns Allen große Unannehmlichkeiten bereiten müßte. Ich habe Euch bereits gesagt, daß der Mörder – denn ich zähle den Arm und nicht das Messer – ein großer und vornehmer Herr ist, an den wir armen Leute nicht so leicht hinankommen können, sonst, so wahr ich Jonathan Brown heiße, hätte diese eine Hand genügt, den armen Gambusino zu rächen. Wir müssen das Ding anders anfangen und zunächst ruhig überlegen.«

»Nennt uns den Namen, Fremder, und dann überlaßt die Sache uns« sagte finster der Trapper.

Der Yankee schüttelte bedächtig den Kopf. »Nicht so rasch, nicht so rasch, Señor Bras-defer. Ehe ich den Namen Euch nenne und meinen Hals in die Schlinge stecke, möchte ich auch gern wissen, wofür ich das thue. Ich habe die Notion, daß wir zuerst doch mit einander bereden müssen, ob Ihr den Contract Eures todten Freundes mit mir halten wollt; im anderen Falle sage ich Euch im Voraus, daß ich keine Lust habe, mir die Finger zu verbrennen.«

»Und worin bestand Euer Contract, Fremder? sagt uns die Bedingungen und wenn ein ehrlicher Mann sie halten kann, soll es geschehen.«

»Schaut, Señor« meinte der Yankee mit schlaudem Augenblinzeln, »ich kalkulire, daß Ihr ganz die Männer dazu seid, da Ihr den Weg zur Goldhöhle kennt. Señor José, Euer Freund, hatte mir, um es kurz zu machen, versprochen, daß ich gleichen Theil mit Euch Dreien an der Goldhöhle haben sollte, wenn ich ihm die Mittel verschaffte, den Placer auszubeuten oder, wenn es Euch recht wäre, wollte er mir auch ganz das Recht daran verkaufen. Wie ich Euch gesagt habe, hat er bereits eine bedeutende Summe als Vorschuß empfangen; denn die Reise über das Meer und der Aufenthalt in Paris kosten Geld. Nun ist er als mein Schuldner gestorben und ich bin ein betrogener Mann, wenn Ihr sein Wort nicht haltet.«

»Macht nicht so viel Reden, Fremder« sagte barsch der Kanadier. »Was unser Freund José Euch schuldet oder Euch versprochen, soll gehalten werden. Meinst Du nicht auch, Rothhaut?«

Der Comanche lächelte verächtlich. »Das rothe Gold hat nur für die weißen Männer Werth. Wenn die ›Schielende Ratte‹ uns den Namen des Mörders unseres Freundes nennt, soll er meinen Antheil an der Goldhöhle haben.«

»Zum Henker, den meinen auch! Ich habe weißes Blut in den Adern, aber ich kümmerge mich eben so wenig um das Gold wie eine Rothhaut, vorausgesetzt, daß der Erbe unseres Freundes es uns an Pulver und Blei nicht fehlen läßt und ein Paar gute Rifles für Dich und mich hinzufügt. Habt Ihr gehört, Fremder?«

Der Yankee hatte während des kurzen Wortwechsels, ohne eine Silbe zu verlieren, seine Vorbereitungen getroffen und aus dem Schrank Dinte und Papier genommen.

Die Frage des Eisenarms störte ihn aus den tiefen Gedanken, denen er sich überlassen.

Trotz aller seiner Schlaueit und Kaltblütigkeit konnte Master Jonathan kaum seine innere Bewegung beherrschen. Diese beiden einfachen Männer vor ihm, kaum mit dem Nothdürftigsten versehen, warfen gleichgültig Schätze von sich, die wahrscheinlich einen Rothschild auskaufen konnten. Seine kleinen Augen funkelten vor Habgier und er empfand in seiner Kehle ein Gefühl, wie das des Erstickens vor gewaltigem Blut-Andrang bei dem Gedanken, mit so leichter Mühe das alleinige Recht auf jene unermeßlichen Reichthümer erlangt zu haben. Aber er begriff auch, daß er diese Habgier, diesen Golddurst unmöglich jene Männer sehen lassen dürfe, wenn er nicht ihren ganzen, ohnehin bei dem Indianer ziemlich offen ausgesprochenen Widerwillen hervorrufen und vielleicht den ganzen Handel rückgängig machen wolle.

Zugleich trat ihm eine andere Erwägung nahe.

Er wußte, daß er ohne diese beiden Männer niemals das Urbild dieser Fata Morgana, deren blendende Strahlen sein Gehirn erhitzten – die Goldhöhle – auffinden konnte; aber er begriff auch, daß mit diesem Auffinden allein nur wenig gewonnen war.

Zwischen der civilisirten Welt, das heißt: dem Werth, dem Genuß der Schätze und diesen Schätzen selbst, der Goldhöhle, als deren allein berechtigten Besitzer er sich bereits zu betrachten anfang, lagen zwei mächtige Hindernisse.

Diese Hindernisse waren die Gefahren der Wüste, das heißt die Apachen, und die Sonora-Expedition des Grafen von Boulbon.

Obschon er nicht wußte, wie weit das verhängnißvolle Amulet, das der Graf von dem sterbenden Gambusino erhalten oder um das er ihn, wie seine eigene schlechte Natur gehässig glaubte, betrogen hatte, den Weg und das Geheimniß der Goldhöhle verrieth, glaubte er doch aus den vorsichtigen Andeutungen des Gambusino entnehmen zu können, daß es allein nicht genügte, um ohne die Führung eines der Mitwisser des Schatzes den Ort auffinden zu können.

Hätte er das Gegentheil geglaubt, so hätte er gewiß während der langen Reise und des Aufenthaltes in Paris mit dem Mexicaner nicht gezögert, sich, selbst durch einen Mord, in den Besitz dieses Amulets zu setzen und dann auf eigene Hand zu agiren.

Es galt also vor Allem, diese beiden einzigen noch lebenden Kundigen des Weges und Mitwisser des Schatzes von dem Rivalen um denselben fern zu halten.

Dieses Resultat hatte er zum Theil bereits erreicht durch die Verhinderung der Zusammenkunft und durch die Verdächtigung des Feindes. Dieses Resultat mußte aber vervollständigt werden, indem er sie zu Todfeinden jenes Mannes und ganz seinen eigenen Absichten und Plänen dienstbar machte.

Zugleich bedachte er Folgendes.

Bei allem Vertrauen, das der Muth, die Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit dieser Männer ihm einflößte, und obschon er nicht daran zweifelte, daß sie eben so gut zum zweiten Mal den Weg zu der Goldhöhle sich durch die Wüste bahnen könnten, wie sie es das erste Mal gethan, wußte er doch, mit welchen unsäglichen Gefahren dieser Weg verknüpft war. Es fehlte ihm keineswegs an jenem persönlichen Muth, mit dem der Geizhals sein Leben gegen den Räuber einsetzt, der ihm sein Geld nehmen will; aber seine Vorsicht und Berechnung war überwiegend. Selbst wenn es ihm mit seinen beiden Begleitern gelang, die Goldhöhle zu erreichen, gewann er verhältnißmäßig kein größeres Resultat, als daß er sich mit eigenen Augen von deren Vorhandensein überzeugte, was er ohnehin längst nicht mehr bezweifelte.

Denn das Metall, das er auf dem eben so gefährlichen Rückwege mit sich tragen konnte, war in der Berechnung seiner Habgier bereits Nichts mehr gegen die Schätze, die er dann zurückließ, und daß sich seine Gefährten nicht zu seinem Vortheil mit Goldstufen beladen würden, dafür bürgten ihm ihr Charakter und ihre Gewohnheiten.

Unter all' diesen Schwierigkeiten und Bedenken fuhr ihm ein eben so teuflischer wie glänzender Gedanke durch den Kopf.

Er mußte den Grafen seinen Zug zur Auffindung und Eroberung der geheimnißvollen und von so vielen Gefahren umgebenen Goldregion antreten lassen, ja ihn nöthigen Falls dabei unterstützen. Der Graf mit seinen 200 Abenteurern sollte ihm den Weg bahnen und die Gefahren und Hindernisse für ihn bekämpfen, das heißt, die Apachen besiegen und verjagen, und dann im letzten Augenblick ihm selbst Platz machen, damit er über seine Leiche hinweg den Fuß auf die Schwelle der Goldhöhle setzen und seine Hand auf jene unermeßlichen Schätze legen könne mit dem Ruf: Jetzt sind sie mein.

Der kalt berechnende Schurke fühlte, daß so abenteuerlich auch der Gedanke klang, er doch ausführbar war und daß ihm alle Umstände in die Hände arbeiteten.

In einem Kampf zwischen solchen Feinden konnte es ohne ein langes und tödtliches Blutvergießen nicht abgehen. Die Abenteurer Boulbons mit ihren größeren Hilfsmitteln mußten, – daran zweifelte er nach den Erfahrungen der amerikanischen Kriege nicht – die Stämme der Apachen besiegen und vernichten, welche sich ihnen in den Weg stellten; aber in diesem Kampfe mußten sie selbst decimirt werden und es blieb, wenn sie in der Nähe der Goldhöhle waren, sicher nur eine so kleine Schaar noch übrig, daß seine Schlaueit leicht mit ihr fertig zu werden hoffen konnte, indem er sie je nach den Umständen gewann oder vernichtete.

Indem er die einen Feinde durch die anderen verdarb, öffnete er sich selbst den Weg zu seinem Ziele.

Das waren die Gedanken, die Jonathan Brown so rasch durch den Kopf schossen, indem er das Schreibegeräth aus dem Schranke nahm und auf den Tisch setzte. Der Geist des Yankee wuchs mit seiner Speculation.

»Ich habe die Notion, Señor Eisenarm« erwiderte er dem Trapper, »es wird gut sein, wenn wir die Punkte unseres Vertrages zu Papier bringen. Nicht daß ich Euch oder dem tapferen Häuptling im Geringsten mißtraute; aber es ist nur, damit später kein Streit über irgend eine Frage entsteht.«

»Der Teufel hole Eure Schreibereien. Ich habe mir sagen lassen, daß sie an allem Unheil in den Städten schuld sind und ihnen allein verdanken es die Rothhäute, daß ein Stück Land nach dem anderen von ihren Jagdgebieten abgerissen worden ist. Ein Manneswort in der Einöde ist besser als alle Dintenkleckereien.

Der Indianer machte eine ungeduldige Geberde. »Möge die Schielende Ratte ihren Vertrag malen, ein Comanche hat seine Augen offen, wenn er seinen Totum darunter setzt.«

»Gut, gut, Häuptling, wenn Du Nichts dawider hast, ist es mir gleichgültig. Schreib also immerhin und seht zu, daß Ihr uns nicht übers Ohr haut. Denn wenn meiner Mutter Sohn, Gott sei Dank, auch nicht schreiben kann, so hat er doch ein vortreffliches Gedächtniß.«

Der Yankee dachte einige Augenblicke nach, dann entwarf er ein Dokument möglichst kurz und bündig, der Fassungsgabe und den Gewohnheiten seiner beiden Gesellschafter entsprechend.

Dasselbe, als er es vorlas, lautete folgendermaßen:

»*Louis Leblanc*, genannt Eisenarm, und *Wonodongah*, Häuptling der Toyahs, verpflichten sich mit ihrem Wort, von heute ab auf ein Jahr lang dem Jonathan Brown gegen seine Feinde beizustehen, ihn zu der Goldhöhle im Apachengebiet zu geleiten und ihren Antheil an diesem Placer ihm zu überlassen; wogegen besagter Jonathan Brown sich verbindlich macht, die Genannten mit guten neuen Rifles und allem Schießbedarf während des Unternehmens zu versehen, auch alle sonstigen Kosten und Ausrüstungen desselben zu tragen. Er verpflichtet sich ferner, ihnen die Personen zu überliefern, welche

José Marillos, den Gambusino, zu Paris am 4. December 1851 schändlicher Weise ermordet haben.«

Der Yankee wußte, daß diese einfachen Worte vollkommen genügten, ihn zum Herrn dieser beiden Männer zu machen.

Nachdem er diesen Vertrag vorgelesen, reichte der Yankee Eisenarm die Feder zur Unterzeichnung.

Der Riese drehte das kleine Instrument, das so viel Aufklärung und Unheil in die Welt gebracht, wie ein zerbrechliches Spielzeug mit einiger Beschämung zwischen den kräftigen Fingern.

»Mein Vater selig, Fremder« sagte er endlich, »hat sein Geld besser anzuwenden verstanden, als das er einen Schulmeister für mich gehalten hätte. Aber ich habe mir sagen lassen, daß die Leute in den Städten und in den Niederlassungen in solchem Falle drei Kreuze unter das Advokaten-Geschreibsel zu malen pflegen, und daß dies eben so viel ist, als hätten sie sich mit ihrem vollen Namen verpflichtet.«

»Es genügt vollkommen, Señor Eisenarm.« Der Trapper nahm die Feder wie er etwa sein Jagdmesser zu fassen pflegte, und malte nicht ohne großen Schaden derselben drei Kreuze auf das Papier, die über den halben Bogen reichten. »Uf!« sagte er, die Feder sorgfältig dem Indianer hinhaltend, nachdem er sich den Schweiß von der Stirn getrocknet – »es ist wahrhaftig ein leichter Ding, einem Apachen eine Kugel zwischen die dritte und vierte Rippe zu jagen. Alles kommt auf die Gewohnheit an. Jetzt ist an Dir die Reihe, Rothhaut, Deinen Totem zu malen.«

Der junge Häuptling wies mit einer kalten und stolzen Geberde die Feder zurück.

»Wonodongah kann warten.«

»Wie, Comanche, Du willst nicht die Mörder unseres Freundes in Deine Gewalt bringen?«

»Mein weißer Bruder hat das Herz eines jungen Mädchens bei dem Muth eines Mannes. Er vertraut zu leicht. Der Große Jaguar der Toyahs wird sein Totem unter jenes Papier setzen, wenn die Schielende Ratte ihm erst bewiesen hat, daß der Mann, dessen Verderben sie will, unseren Freund ermordet und beraubt hat und daß sie ihn in unsere Hand liefern kann.«

Der scharfe Instinkt und die Beobachtungsgabe des Indianers hatten richtig den egoistischen Haß des Yankee begriffen.

»Du hast Recht, Comanche,« meinte kopfnickend der Jäger. »Man muß uns die Namen nennen und die Beweise liefern, eher gilt der Handel Nichts.«

Master Brown biß sich ärgerlich die Lippen, sich so nah an der Erreichung seines Zweckes wieder aufgehalten zu sehen, aber er verbarg seinen Verdruß so gut wie möglich.

»Ihr werdet gewiß hier oder auf dem Wege hierher von der großen Sonora-Compagnie haben sprechen hören, Señor Eisenarm« sagte er, »die ein französischer Graf vorbereitet?«

»Ein Reisender, mit dem wir vor zwei Tagen unsere Mahlzeit theilten, hat uns davon erzählt. Es sollen ganz wackere Männer und tüchtige Jäger sich daran betheilt haben und wenn wir nicht durch die Uebereinkunft mit unserem Freunde gebunden gewesen wären, hätten wir wohl Lust gehabt uns zu melden, besonders da« –

Der ehrliche Kanadier unterbrach sich mit einem Blick auf seinen rothen Freund.

»Ich habe die Notion, daß Ihr andere Gedanken hegen werdet, wenn Ihr erfahren habt, daß der Mann, der jene Expedition vorbereitet, und der sich Graf Raousset Boulbon nennt, eben kein Anderer ist, als Derjenige, der durch seinen Diener hinterrücks das Goldauge hat ermorden lassen und der ihn des Geheimnisses beraubt hat, um uns um unser Eigenthum zu bestehlen.«

»Carajo! Wenn Ihr das beweisen könnt, Fremder, und wenn er der große Kaiser Napoleon selber wäre, meine Büchse sollte ein Wort mit ihm zu sprechen bekommen.«

»Ich hoffe, Euch den Beweis geben zu können« sagte giftig der Lügner, »wenn Ihr mir versprechen wollt, vorsichtig zu sein und Euch ganz meinen Anordnungen zu fügen.«

»Wir sind Männer, Fremder.«

»Dann laßt Eure Waffen und Euer Gepäck hier bei dem Mädchen, das sich unterdeß zur Ruhe legen kann. Sie ist hier sicher wie in Abrahams Schooß. Wir haben noch einen Ausgang zu machen, bei dem uns aber nicht Eure Büchsen, sondern nur List und Vorsicht helfen können.«

Nach einer kurzen Besprechung und von dem dringenden Wunsch getrieben, sich von der Wahrheit der erhobenen Anklage zu überzeugen, willigten die beiden Männer ein, daß Windenblüthe allein in der Wohnung des Yankee zurückbleiben sollte, und machten sich fertig ihm zu folgen.

Master Brown empfahl dem Mädchen, das Haus unter keinen Umständen zu verlassen und Niemandem zu öffnen, obschon es an und für sich unwahrscheinlich war, daß bei der späten Zeit noch Jemand ihn heimsuchen sollte. Dann winkte er den beiden Freunden und verließ mit ihnen die Wohnung.

Obschon die Versuche des Yankee, – der damals natürlich noch keine Ahnung von dem glücklichen Zufall hatte, der ihm die Gefährten des Gambusino in die Hände führen sollte, – sich der Expedition des Grafen anzuschließen, an der bestimmten Weigerung desselben gescheitert waren und der Graf überhaupt ihn von sich entfernt hielt, hatte Master Brown doch seine Spionage über alle Handlungen seines gehaßten Gegners mit so großer Geschicklichkeit betrieben, daß er mit Hilfe eines erkauften, während der Abwesenheit des treuen Baptist in den Dienst des Grafen getretenen Burschen vollständig in dessen Wohnung Bescheid wußte und sie mehr als ein Mal heimlich betreten hatte.

Der Yankee war deshalb nicht im Geringsten verlegen, seinen Zweck zu erreichen.

Ehe er seine Wohnung verlassen, hatte er sich mit einer kleinen Blend-Laterne versehen, einem bei Nacht in den Straßen von San Francisco überdies oft sehr nöthigen Gegenstand.

Die drei Männer, der Yankee voran, gingen schweigend durch die Gassen. Nur aus einigen Spiel- und Trink-Häusern, in denen die Schwelgerei bis zum hellen Morgen zu dauern pflegte, schien ihnen noch Licht entgegen und tobte wüster Lärm; den einzelnen trunkenen und händelsüchtigen Heimkehrenden, denen sie begegneten, gingen sie aus dem Wege; die Strolche, die auf nächtlichen Fang ausgingen, thaten dasselbe bei ihnen, als sie die hohen und kräftigen Gestalten des Trappers und des Indianers erkannten.

So gelangten sie ohne Hinderniß wieder auf die Plaza mayor und zu dem Hause, das der Graf mit seinen Leuten bewohnte.

Es war ein ziemlich großes einstöckiges Gebäude, mit jener fabelhaften Schnelligkeit, wie alle die Wohnungen umher aus dem Schutt des großen Brandes entstanden und deshalb auch überaus leicht aus Fachwerk, Brettern und Leinewand construiert, wie es der milde Himmelsstrich gestattete.

Der Yankee ging um das Gebäude her und überzeugte sich sorgfältig, daß nirgend mehr Licht in demselben war und Alles im tiefsten Frieden lag, dann kehrte er zu seinen beiden Begleitern zurück.

»Habt Ihr schon einen Tiger gesehen, Señores?« fragte er.

»Carajo! Ich habe ihrer wenigstens zwei Dutzend erlegt, seit ich eine Büchse führen kann. Wenn wir zurückkommen, Fremder, könnt Ihr Euch an den Kerben überzeugen, die ich an der linken Seite des Schaftes eingeschnitten. Die Rechte gehört den Apachen und ähnlichem Gewürm. Und was die Rothhaut hier betrifft, nun, so war es lange Zeit sein Geschäft und er hat manchen Piaster für die Häute verdient.«

Der Trapper befand sich in demselben Irrthum wie vorhin die Señora, und der Yankee berichtete denselben auch sofort. «

»Von den amerikanischen Tigern ist nicht die Rede, Señor Bras-de-fer,« sagte er, »sondern von dem indischen, der dem Grafen, unserem Feinde, gehört und der den Eingang zu dem Hause bewacht wie der beste Hüter. Sein Gebrüll, wenn ein Fremder die Schwelle bei Nacht zu überschreiten wagte, würde bald die ganze Sippschaft auf die Beine bringen. Ich bin zwar ein guter Freund der Bestie, da ich ihr jedes Mal, wenn ich hier war, irgend einen Hund oder eine Katze zum Spielen mitgebracht, und vielleicht der Einzige, den sie nicht mehr anheult; da Ihr Beide aber dabei seid, müssen wir schon einen anderen Weg nehmen, um in das Haus zu kommen. Darum seid so gut, mir nach jener Seite zu folgen.«

Er führte die Freunde nach der Rückseite des Hauses, hieß sie hier dicht an der Wand geräuschlos stehen bleiben und klopfte dann mit einem Stock vorsichtig an die Eisenstäbe eines der über Manneshöhe vom Boden befindlichen schmalen Fenster.

Nachdem er dies Signal nochmals wiederholt, wurde die Decke von getheerter Leinewand, welche an Stelle der Glasscheiben zum Schutz gegen die Nachtluft und die Musquitos diente, zur Seite geschoben und der kahl geschorene Kopf eines jungen Chinesen mit dem langen Zopf und den kleinen Schlitzaugen, welche die Schlaftrunkenheit fast ganz verschwinden ließ, kam an dem Gitter zum Vorschein.

»Aya, wer klopft denn noch so spät in der Nacht, ich bin müde und habe keine Lust heute zu Gesprächen.«

»Ich bin es, *Tschu-sin*, Dein Freund Brown. Ich habe Dich dringend zu sprechen, mach' also keine Umstände und öffne die Thür.«

»Aya, Señor Brown, Ihr seid es« meinte gähnend der Bursche. »Können wir das Geschäft nicht hier abmachen? Der Herr hat Gäste erhalten und das ganze Haus ist voll.«

»Eben deshalb. Beeile Dich ein wenig, damit ich morgen früh dem Richter Walker nicht ein Wort ins Ohr zu flüstern brauche von dem silbernen Besteck, das Du vor acht Tagen an den Hehler in der Hafenstraße verkauft hast und das ein hübsches Wappen trug, welches schwerlich Deinem Herrn, dem Grafen, unbekannt sein dürfte.«

»Pscht pscht, Herr Tschu-sin ist Euer gehorsamer Diener, Ihr wißt es ja – ich komme so gleich.«

Das Gesicht des jungen Diebes verschwand alsbald von dem Gitter und kurze Zeit darauf öffnete sich vorsichtig und geräuschlos eine kleine Thür unweit des Fensters.

Der Chinese, bloß mit seinem blauen Kaliko-Kittel bekleidet und mit nackten Beinen, trat heraus und sah sich besorgt um. Als er die dunklen Gestalten der beiden Fremden erblickte, wollte er sich erschrocken wieder zurückziehen, aber der Yankee hielt ihn bereits am Arm und zog ihn einige Schritte von der Thür weg.

Ihre leise Unterredung dauerte wohl zehn Minuten. Tschu-sin schien sich heftig gegen ein Verlangen des Yankee zu sträuben, aber alle Ausflüchte halfen ihm Nichts, der würdige Amerikaner hatte ihn so fest in seinen Klauen, daß der junge Schelm endlich nachgeben mußte und sich nur ausbedang, daß er bei dem gefährlichen Unternehmen auf Wachposten an der äußern Thür bleiben dürfe, um beim geringsten Anschein von Gefahr sich schleunigst aus dem Staube machen zu können.

Von dem Chinesen hatte Jonathan gehört, daß der Graf anscheinend sehr mißmuthig und zerstreut gegen Mitternacht nach Hause zurückgekehrt war, nach einer kurzen Unterredung mit Bonifaz sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte und seit einer Stunde im Schlaf liege. Der Diener wußte aus Erfahrung, daß derselbe tief und fest zu sein pflegte.

Das Schlafgemach des Grafen ging auf eine offene Veranda nach der Meerseite und war von zwei Seiten aus dem Inneren zugänglich. Darauf hatte der mit den Lokalitäten des Hauses bekannte Amerikaner seinen Plan gebaut.

Sobald er Tschu-sin seinem Verlangen gefügig gemacht hatte, gab er ihm ein Zeichen, voranzugehen und winkte seinen Gefährten, ihnen zu folgen.

Einer nach dem Andern traten sie in das Haus und der Yankee zündete nunmehr seine Laterne an, indem er den Trapper und den Indianer bedeutete, so leise wie möglich aufzutreten und jedes Geräusch zu vermeiden.

Die Warnung war kaum nöthig. Sowohl der »Große Jaguar« wie sein riesiger Gefährte waren durch die tausend Gefahren der Wildniß oft genug in Lagen gewesen, wo der Erfolg ihrer Unternehmungen, ja ihr Leben von der Geräuschlosigkeit ihrer Bewegungen abhing, wo der geringste falsche Tritt, der Laut eines knisternden Blattes, eines geknickten Zweiges das scharfe Ohr ihrer Feinde treffen mußte.

Auch der Yankee schien an solche Späher-Gänge gewöhnt; denn er zog in dem Korridor, den sie betreten seine Schuhe aus, steckte sie in die weiten Taschen seines Rockes und schlich auf den Strümpfen jetzt voran, indem er den schwachen Schein der Laterne sorgfältig in seinem Hut versteckte.

Der Chinese blieb an der Thür zurück, bereit, bei dem geringsten Geräusch seinen Dienst zu quittiren und sich auf französische Manier zu empfehlen. Seine Mittheilungen hatten den Yankee bedeutet, wo die am Abend Angekommenen untergebracht waren, und es war ihm daher möglich, sich danach zu orientiren und die Räume zu vermeiden, in denen sie auf einen der Schläfer stoßen konnten, deren Schnarchen oder unruhiges Athmen sie mehr als ein Mal durch die dünnen Thüren oder die Matten, welche deren Stelle vertraten, hören konnten. Sonst herrschte die tiefste Stille in dem ganzen Hause.

Aus dem Korridor führte ein offener Ausgang nach dem kleinen, von dem Quadrat der Gebäude umgebenen Hof. Wie Schatten glitten die Drei über den Raum und erstiegen auf

der nächsten Seite die vier Stufen, die zu der Seite des Hauses führten, in welcher das Schlaf- und Arbeitszimmer des Grafen lag. Eine kleine Holz-Estrade lief um die innere Seite des Gebäudes und auf diese öffnete sich eine der Thüren des großen Gemaches.

Zu seiner Freude fand der Amerikaner, daß diese Thür, wahrscheinlich der Hitze wegen, nur angelehnt war.

Ein Wink bedeutete seine Begleiter, näher zu kommen, dann bog er den Kopf an die Spalte und lauschte sorgfältig.

Nichts ließ sich hören, als ein schwerer, aber ruhiger und regelmäßiger Athemzug. Der Graf, der in diesem Punkte die kleinen Eigenthümlichkeiten seines berühmten Geschlechtes theilte, schlief einen festen und gesunden Schlaf.

Unhörbar öffnete die geschickte Hand des nächtlichen Spions die Thür und die Drei traten lautlos in das Zimmer.

Ein leichter Schein der Diebslaterne genügte, um die einfache Einrichtung desselben zu zeigen. An den weißgetünchten Wänden hingen Waffen und einige Kleidungsstücke, an der Winkelwand der Veranda stand ein großer Tisch mit Papieren, einer Reisetoylette und einer Karte von Mexiko, an der entgegengesetzten Wand, mit dem Kopfende an derselben und auf beiden Seiten frei, ein niederes Ruhebett, von dem Mousselin-Vorhang verhüllt, der von der Decke darüber niederfiel, um den Schläfer gegen jene lästigen nächtlichen Gäste, die Mosquitos, zu schützen.

Der Tisch, das Bett und einige Rohrstühle bildeten das ganze Mobilar des Zimmers.

Nachdem sich Master Brown überzeugt hatte, daß ihr Eintreten nicht bemerkt worden war, schritt er mit lautlosen Katzentritten nach der einen Seite des Bettes, während seine Gefährten ihm folgten.

Hier blieben sie stehen und lauschten nochmals. Nichts ließ sich hören als der regelmäßige schwere Athemzug.

Plötzlich machte der Indianer eine Bewegung, um die Aufmerksamkeit seines Gefährten zu erregen. Dann hob er die Hand auf und streckte zwei Finger in die Höhe.

Sein scharfes Gehör hatte ihn das Athmen einer zweiten Brust hören lassen. Der Trapper beugte aufmerksamer den Kopf an den Vorhang, dann nickte er bestätigend, denn er hatte sich von der Richtigkeit der Bemerkung des Indianers überzeugt. Diese Bestätigung schien das Unbehagen des Yankee bedeutend zu vermehren und er sah umher, als dächte er an einen Rückzug. Aber ein Blick auf das finstere strenge Gesicht des Comanchen und das Bewußtsein, daß für ihn Alles auf dem Spiele stand, gab ihm die frühere Zuversicht wieder, und vorsichtig und langsam zog er den Vorhang der Mosquetaire zurück und ließ einen schwachen Strahl der Blendlaterne auf das Lager fallen.

Zwei Schläfer ruhten auf demselben: der Graf und, von seinem Arm umschlungen, eine zweite kleine zierliche Gestalt, halb bekleidet in der leichten Leinwandtracht eines Knaben.

Ihr Kopf war auf die breite offene Brust des Grafen gelehnt, ihr Schlaf sanft und süß, wie die leisen ruhigen Athemzüge und das freundliche Lächeln auf ihrem Gesicht bewiesen.

Ein Blick genügte dem Yankee, um in diesem nur leicht durch die seitherigen Strapazen der Reise und die Glut der mexikanischen Sonne veränderten Gesicht seinen Reisegefährten von Hâvre nach Newyork, den jungen Verwandten und steten Begleiter des Grafen zu erkennen, der seit drei Monaten aus San Francisco mit dem alten Avignoten verschwunden gewesen war.

Ein zweiter Blick erklärte ihm das, was ihm bisher trotz seines Spähertalentes ein Geheimniß geblieben war: – aus dem leichten Linnenhemde des schlafenden Knaben hob sich der Busen einer Frau.

Es war in der That Suzanne, die in dem Arm des Mannes ruhte, dem sie ihre ganze Liebe und Treue, ihr ganzes Leben so hingebend geopfert hatte.

Ein höhnisches Lächeln über das entdeckte Geheimniß seines Feindes überflog das häßliche Gesicht des Yankee und er hob spöttisch seinen Schielblick zu seinen Gefährten, um sie auf diesen Umstand aufmerksam zu machen.

Der Trapper blickte gleichgültig, doch nicht unfreundlich auf die junge Frau; der Indianer aber hatte in dem natürlichen Schicklichkeitsgefühl, das ihm innewohnte, schon nach dem ersten Moment seine Augen von der Frau ab- und auf die athletische Gestalt des vermeintlichen Mörders seines alten Gefährten gewendet. Je länger sie in dem matten Licht der Diebslaterne auf dieser Gestalt hafteten, desto glühender und drohender wurden sie und bohrten sich gleichsam fest auf eine Stelle auf der Brust des Grafen.

Ohne daß seinen Lippen ein Laut entflo, schien doch sein bezeichnendes »Hugh« seinen Gefährten so deutlich ans Ohr zu schlagen, daß ihre Blicke sich gleichfalls auf die Stelle bannten, welche alle Aufmerksamkeit des Indianers gefesselt hielt.

In der That befand sich hier der Beweis, welchen sie verlangt hatten und welcher jeden Argwohn, jedes Mißtrauen schwinden machen mußte.

Das kleine, ihnen wohlbekanntes Ledersäckchen des Gambusino, in dem er seinen Schatz, die rohe Zeichnung des Weges zu der Goldhöhle, verborgen hatte, ruhte frei auf der breiten Brust des Grafen und war mit einer starken goldenen Kette an seinem Nacken befestigt. Man hätte es nicht ohne Kampf, wahrscheinlich nur mit seinem Leben ihm entreißen können.

Dieses schien die Entdeckung ihn auch kosten zu sollen.

Der triumphirende Blick, mit dem der Yankee zu seinen beiden Gefährten aufschaute und auf die Reliquie wies, verwandelte sich in einen Blick des Schreckens und der Furcht, als er auf den grimmigen Ausdruck traf, welcher das Antlitz des Indianers verzerrte und als er das Vorhaben desselben bemerkte.

Obschon Wonodongah seine Büchse und seinen Tomahawk in der Wohnung des Yankee zurückgelassen, war er doch nicht ohne Waffen, denn in seinem Gürtel steckte das lange scharfe Messer, dessen er sich auf der Jagd, im Handgemenge und zum Skalpiren seiner Feinde bediente,

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte er es aus seiner Scheide von Schlangenhaut gerissen und schwang es zum Stoß, der das Herz des vorgeblichen Mörders durchbohren sollte.

Der halblaute Ruf, der auf den Lippen des Yankee schwebte, dessen Pläne diese That so sehr vereitelt hätte – selbst die kräftige Hand des Trappers, die sich alsbald nach dem Arm seines Kampfgefährten ausstreckte, hätten die That nicht mehr verhindern können, wenn nicht ein Zufall oder vielmehr jener geheimnißvolle Magnetismus der Seele, der die Gefahr der geliebten Person vor- und mitempfindet, die That abgewendet hätte.

Die schöne Schläferin an der Seite des Grafen machte im Traume eine Bewegung, ein Seufzer entflo den halb geöffneten Lippen und ihr voller Arm legte sich wie schützend quer über die Brust ihres Geliebten.

Das Herz des Mannes hätte nicht durchbohrt werden können, ohne die Frau verletzen.

Die Hand des Comanchen zögerte, wie um eine andere todbringende Stelle zu suchen. Diesen Augenblick benutzte die Faust des Trappers, um jene zu fassen und ihr das Messer zu entwenden.

»Wonodongah ist kein Mörder, sondern ein Krieger,« flüsterte streng der Kanadier.

Die Worte waren tonlos gesprochen, sie konnten unmöglich die Schläfer stören; aber die unvermeidliche heftige Bewegung bei dem kurzen Ringen und der nur halb unterdrückte Ruf des Yankee selbst hatten dies gethan.

Der Graf schlief fest weiter, aber die Augen der jungen Frau öffneten sich langsam und starrten verwundert und noch schlaftrunken in das Halblicht empor.

Dieser Blick wurde plötzlich starrer und drückte ein unbestimmtes Entsetzen aus, das sich mit jedem Moment vergrößerte und bewußter wurde.

Die Augen der jungen Frau waren, als sie sich öffneten, auf das von der wilden Kriegsmalerei und dem Ausdruck von Haß und Rachsucht zu einem Medusenhaupt entstellte Antlitz des Indianers getroffen und blieben an diesem haften.

In den ersten Momenten glaubte Suzanne offenbar unter dem Druck eines bösen Traums zu leiden und starrte sprachlos die furchtbare Erscheinung an.

Erst das Verschwinden des Lichtstrahls, das Niederfallen der Gardine und das Wort »*Ade-lante!*« (fort!), das sie zu hören glaubte, brachte sie zum Bewußtsein.

Sie stieß einen lauten Schrei aus und fuhr entsetzt von dem Lager empor.

So gesund und fest auch der Schlaf des Grafen war, so erwachte er doch sofort von diesem Ruf und griff zuerst nach seinen Pistolen, die über dem Kopfe seines Lagers hingen.

»Was ist? Was giebt's?«

»Um der heiligen Jungfrau willen, Aimé, erhebe Dich – es sind Feinde im Hause – ein furchtbares Gesicht – ein Wilder –«

»Du träumst, Suzanne!«

Während die junge Frau sich bereits bemühte, Licht zu machen, erhob sich trotz seines Unglaubens der Graf.

Als er den Fuß auf den Boden setzte, traf dieser auf einen harten Gegenstand, den er von der Rohrmatte aufhob.

»Bei allen Heiligen, Aimé, ich habe es deutlich gesehen – Männer im Zimmer – Licht – eine furchtbare Gestalt, die sich über Dich beugte –«

Sie hatte die Lampe zum Brennen gebracht – ihr Strahl fiel auf den Gegenstand, den der Graf in der Hand hielt.

»*Pardioux!* – Du kannst Recht haben! Wie kommt das indianische Messer hierher?«

Er sprang vollends empor und faßte seine Waffe.

In diesem Moment hörte man aus dem Innern des Hauses den Knall eines schwachen Pistolenschusses.

Der Graf warf einen Ueberrock über die Schultern und eilte hinaus. – – –

Der Schuß hatte die meisten Bewohner des Hauses geweckt. Ehe sie sich aber aufgerafft und in einen Zustand gebracht hatten, um hinauseilen zu können, war doch eine kurze Zeit vergangen.

Der Graf war daher einer der Ersten, die in dem gegenüberliegenden Theile des Hauses erschienen, wo die Schlafzimmer seiner mexikanischen Gäste lagen und von wo aus man den Schuß gehört.

In der That sah man beim Schein der herbeigebrachten Lichter noch an der Decke des Korridors den Rauch des Pulvers wirbeln.

Nirgends aber war der Schütze oder sein Ziel zu sehen. Auch Don Esteban da Sylva Montera erschien alsbald unter der Gruppe, neugierig und erstaunt über die nächtliche Störung, und mit ihm seine beiden Diener. Nur die Thür der Señora Dolores blieb verschlossen und auf den Befehl des Grafen wagte man nicht, sie zu stören, obschon im Schein der Lichter geradeüber von ihrer Thür auf dem Estrich des Ganges eine kleine frische Blutbahn entdeckt wurde.

Von dieser führten leichte Blutspuren bis zu jener Hinterthür des Hauses, durch welche Tschu-sin die drei Männer eingelassen hatte. Die Thür war offen, der Chinese aber befand sich unter den versammelten Hausbewohner mit der erschrockensten und unschuldigsten Miene und in so derangirtem nächtlichen Anzuge, daß nicht der geringste Verdacht gegen ihn laut wurde.

Nachdem man lange vergeblich eine Lösung der räthselhaften Störung gesucht, nahm man an, daß irgend einer der Vagabonden, an denen San Francisco keinen Mangel hat, einen der häufig vorkommenden Einbrüche versucht und wahrscheinlich auf der Flucht vor dem entstandenen Geräusch sich durch Selbstentladung seiner Waffe verletzt habe.

Der Graf beorderte eine Wache aus seinen Leuten an die Thür und bat seinen Gast, sich unbesorgt wieder zur Ruhe zu begeben. —

Wir wollen nachtragen, was auf der Flucht der Drei sich während der wenigen Minuten ereignet hatte.

Als der Yankee seinen Gefährten das »Fort!« zugerufen und den Vorhang des Bettes hatte fallen lassen, hatte er zugleich den Arm des Trappers gefaßt und ihn mit sich fortgezogen, überzeugt, daß der Indianer ihnen dicht auf den Fersen folgte.

Dies war anfänglich auch in der That der Fall.

Die Uebung der Wildniß hatte sie ohne jedes Geräusch durch die angelehnte Thür schlüpfen lassen. In gleicher Weise eilten sie rasch über den Hof und betraten die andere Seite des Hauses, durch welche sie eingedrungen waren.

Hier aber bemerkte der Comanche, daß er sein Jagdmesser verloren, und in dem Glauben, daß es an der Thür des Schlafzimmers geschehen, kehrte er mit zwei Sprüngen dahin zurück, um es aufzuheben, während seine beiden Gefährten bereits den Korridor betreten hatten, der zur Ausgangsthür führte. Indem sie diesen entlang schritten und nicht mehr durch den Schein ihrer jetzt vorsichtig ausgelöschten Laterne unterstützt wurden, stolperte der Yankee über eine in dem Korridor befindliche Stufe und verstauchte sich den Fuß, was ihn einen leichten Schmerzensruf ausstoßen ließ. Der Trapper half ihm jedoch sofort wieder empor und zog oder trug ihn vielmehr weiter, ohne sich nach seinem rothen Gefährten umzusehen, dessen Gewandtheit und Kaltblütigkeit in der Gefahr er vollkommen vertrauen konnte, überzeugt, daß wenn es nöthig, er ihnen den Rücken decken und ihren Rückzug beschützen würde.

Zu diesem Ende gab er ihm bloß das für solche Fälle zwischen ihnen bei den Gefahren in der Wildniß verabredete Signal, indem er leise aber durchdringend das Zischen der Klapperschlange nachahmte.

Der Häuptling war bis an die Thür des Schlafzimmers zurückgesprungen, als er hier die Stimme Suzannes hörte, welche den Grafen weckte und ihn zu Hilfe rief. Er begriff sofort, daß in wenig Augenblicken das Haus allarmirt sein würde und, sein Messer im Stich lassend, eilte er mit der Schnelligkeit des flüchtigen Hirsches zurück, um seine Freunde einzuholen.

Er hatte den Korridor wieder erreicht, als ihn von dem andern Ende desselben das Signal seines Gefährten traf.

Sofort blieb sein Fuß wie gefesselt stehen und seine Hand faßte nach dem Gürtel, um den Tomahawk zu ergreifen; aber die Stelle war leer, er hatte ihn mit seiner Büchse und seiner Schießtasche in der Wohnung des Yankee zurücklassen müssen.

Der junge Indianer war jetzt völlig waffenlos, aber nichts desto weniger stand er keinen Augenblick an, dem Signal seines Freundes zu gehorchen und blickte in dem Dunkel umher, um zu erkunden, von woher die Gefahr drohe und ihr seine Brust entgegenzuwerfen.

Gerade gegenüber bemerkte er sogleich durch die Ritzen der Thür einen Lichtschein und fast zugleich öffnete sich diese Thür selbst und der Strahl einer Kerze fiel auf den Korridor und auf seine dunkle Gestalt.

Der Anblick, der sich ihm bot, schien einen so tiefen Eindruck auf ihn zu machen, daß seinen Lippen unwillkürlich der gewohnte Ausruf des Erstaunens, das bezeichnende »Hugh« entfloß.

In dem Rahmen der Thür stand eine schlanke Frauengestalt in einem weiten faltigen Nachtgewande, das schöne Gesicht mit dem entschlossenen Ausdruck und dem blitzenden Auge von langen dunklen Locken fessellos umwallt. In der linken Hand hielt die Dame vorgestreckt das Licht, dessen Schein auf die wilde Gestalt des Indianers in ihrer drohenden Stellung fiel, während die Rechte herabhängend ein gespanntes Terzerol umfaßte.

Der Comanche machte fast unwillkürlich eine Bewegung auf die Dame zu, denn er kannte sehr wohl dieses kühne Auge und diese stolze, der Gefahr trotzen- de Gestalt, als sich blitzschnell die Rechte der Dame hob und der Pistolenschuß knallte.

Die Kugel streifte den Oberarm des Häuptlings und das Blut rieselte aus den zerrissenen Arterien nieder und färbte den Boden.

In demselben Augenblick erklang von der Hinterthür her das zweite Signal des Trappers, welches den Comanchen eilig herbeirief.

Einen Augenblick noch zögerte der Häuptling, dann warf er sich plötzlich vor der Dame, die so eben die Kugel auf ihn abgefeuert, nieder, drückte den Saum ihres Gewandes an seine Lippen und deutete dann auf die blutende Wunde an seinem Arm.

»Das Blut Wonodongah's gehört der Tochter der großen Sonne. Möge sie sich stets daran erinnern!«

Erst jetzt erkannte Señora Dolores, – denn die stolze Spanierin war es, welche auf das verdächtige Geräusch und den Schrei vor ihrem Schlafgemach so kühn der Gefahr entgegengetreten war – unter der Kriegs-Malerei des Indianers das ihr wohlbekannt- e Gesicht des ehemaligen Tigrero.

Eine dunkle Röthe überlief ihre Stirn, der Mund schwellte sich stolz zu einem Wort der bitteren Verachtung und des Widerwillens, aber ehe dies Wort ihren Lippen entflohen, war der Gegenstand desselben gleich einem Schatten im Dunkel des Corridors verschwunden.

Einen kurzen Moment noch blieb die Dame stehen. Der Blick, den sie in das Dunkel des Ganges, hinter dem Häuptling drein warf, war ein seltsames Gemisch von Trotz, Bitterkeit und Besorgniß. Dann verlöschte das Licht in ihrer unwillkürlich bebenden Hand und die Thür schloß sich hinter ihr, bevor der Graf in den Corridor stürzte.

Zwei Worte des Yankee hatten die Angst des jungen Spitzbuben Tschu-sin beruhigt und ihm den Befehl gegeben, in seine Kammer zurückzukehren und sich nicht um sie zu kümmern,

als der Indianer erschien und ohne mit einer Silbe seine Verwundung zu verrathen, dem Trapper half, Master Brown aus der Umgebung des Hauses in die nächste dunkle Seitengasse zu führen, von wo sie unverfolgt den Stadttheil erreichten, in dem seine Wohnung lag.

Auf ihr Zeichen öffnete Windenblüthe, die mit der Geduld eines Indianer-Mädchens in ihrer Ecke sitzen geblieben war, ohne sich zur Ruhe zu legen, die Thür. Eisenarm und der Jaguar ließen ihren fluchenden Gefährten auf einen Stuhl sitzen und der Indianer kniete neben ihm nieder, um die Verletzung des Fußes zu untersuchen.

Erst jetzt bemerkte der Trapper, daß sein Freund verwundet war.

»Du blutest, Wonodongah, was ist geschehen? Hat der Schuß, den wir hörten, Dich getroffen?«

»Es ist Nichts,« sagte mit seinem tiefen Gutturalton der Indianer. »Mein Freund mag ruhig sein – zwei Blätter des Espe werden genügen, die Schramme zu heilen und der Große Jaguar wird nicht verhindert sein dem Feinde entgegenzutreten, wenn die Sonne über die Felsgebirge emporsteigt. – Kann die »Schielende Ratte« ihren Fuß so weit bewegen, um jenes Papier aus dem Schranke zu holen, das des Totems eines Häuptlings bedarf?«

»So wollt Ihr jetzt den Contract unterschreiben?« fragte der Yankee vergnügt.

Ein Blick blutiger Rachgier und grimmigen Hasses aus den Augen des Indianers antwortete ihm. Es war, als ob in diesem Blick sich jede wilde Leidenschaft seines Herzens concentrirt hätte.

»Der Adler des Weißen wird das Messer Wonodongah's an dem Lager seines Weibes finden« sagte er stolz. Es ist Krieg zwischen dem Jaguar und dem Mörder des Goldauge, so lange der Odem des großen Geistes die Brust eines Häuptlings schwillt. Ich schwöre bei den Gebeinen meiner Väter, welche die Hunde von Apachen in der Wüste bleichen lassen, daß der Fremdling nicht lebendig die Goldhöhle erreichen wird. Gieb den Vertrag!«

Der Yankee hatte sich beeilt, trotz seiner Schmerzen ihn herauszuholen und auf den Tisch zu legen. Der Indianer ergriff die Feder und malte sein Totem, die rohe Gestalt des Thieres, dessen Namen er führte, unter das verhängnißvolle Dokument.

Ein Strahl des habsüchtigen Triumphes schoß über das widerwärtige Gesicht des Speculanten, als er jetzt diese beiden Männer an sein Interesse gebunden wußte. Diese Befriedigung steigerte sich noch, als der Indianer nach der Untersuchung seines Fußes die übersprungenen Flechsen ihm mit jener Gleichgültigkeit gegen eigenen oder fremden Schmerz, welcher seine Race auszeichnet, wieder einrenkte, und ihm aus seinem Medicin-Beutel ein die Geschwulst stillendes Mittel auflegte, mit der Erklärung, daß der Fuß in vierundzwanzig Stunden wieder ganz hergestellt sein würde.

Kurze Zeit darauf lagen die drei Kinder der Wildniß auf den ihnen angewiesenen harten Lagern in festem Schlaf, während der Yankee sich ruhelos auf dem seinen hin und her warf und trotz der Schmerzen, die ihm der Fuß verursachte in den Träumen des unermeßlichen Reichthums berauschte.

Als der Graf am Morgen erwachte, stellte er zunächst, während seine Gäste sich noch dem tiefen Schlummer nach den Strapazen der Reise hingaben, nochmals eine kurze Untersuchung über die Abenteuer der Nacht an, ohne daß er jedoch ein anderes Resultat erhielt. Die Angaben Suzannas über das, was sie gesehen haben wollte, schienen offenbar mit den

Schreckbildern ihrer Phantasie gemischt und waren überdies schwankend und unbestimmt, so daß die Zahl der nächtlichen Einbrecher nicht festgestellt werden konnte. Auch der Beschreibung des schrecklichen Gesichts mit den grellen Farben wollte der Graf keinen Glauben schenken, da alle bisherigen Erfahrungen dagegen sprachen, daß ein Indianer einen solchen verwegenen Streich gewagt haben sollte. Die Rothhäute Californiens sind ein zu demüthiger feiger Schlag, als daß sie sich unter das kecke Raubgesindel San Francisco's mischen sollten.

Weit wichtiger war dem Chef und Gründer der Sonora-Compagnie die Nachforschung nach den beiden Männern, die er am Abend vorher vergeblich auf der *plazza mayor* erwartet hatte.

Durch die kurze Mittheilung des Kreuzträgers wußte er, daß der Trapper Bras-de-fer auf dem Wege nach San Francisco gesehen worden.

Nachdem er sich mit seinem treuen Bonifaz berathen hatte, der, wenn er auch nicht sein ganzes Geheimniß kannte, doch wenigstens wußte, daß zur Ausführung seiner Pläne jene Männer von seinem Gebieter erwartet wurden und ihm nöthig waren, holte man den Kanadier herbei, um ihn nochmals zu befragen und seinen Beistand in Anspruch zu nehmen.

Zwei so aufrichtige und unverfälschte Naturen wie der Sackträger von Avignon und der gefährliche Feind der Apachen mußten sich bald erkennen und finden und das war in der That auch der Fall gewesen.

Der Graf hatte die beiden Männer in seinem Arbeitszimmer empfangen, auf dessen Tisch noch das Messer lag, das er in der Nacht auf dem Teppich vor seinem Bett gefunden, und theilte hier dem Jäger, so weit es nöthig war, seinen Wunsch mit.

»*Ventre bleu!*« meinte der kleine Franzose, »ich will zwar nicht sagen, daß meiner Mutter Sohn nicht eben so gut eine Fährte durch die Einöde finden oder einen Apachen zu Boden bringen kann, was Euer Excellenz mein Kerbholz bewiesen hat, wie irgend ein anderer Mann zwischen hier und Arkansas; aber ich habe meiner Treu Nichts dawider, wenn eine Büchse von dem Ruf Bras-de-fer's in unserer Gesellschaft zu finden ist. Ich bin nicht eifersüchtig auf den Ruhm eines Kameraden, Excellenz, und der Teufel soll mich holen, wenn ich nach der gestrigen Probe mit diesem verdammten Wasser-Piraten nicht begierig bin, mit meinen Augen zu sehen, ob Eisenarm oder Euer Excellenz eine stärkere Faust besitzen.«

Der Graf lächelte. »Ich hoffe,« sagte er, »es wird zu keinem Streit darüber zwischen mir und Meister Eisenarm kommen und wir wollen die besten Freunde werden, aber eben deshalb muß ich ihn und seinen Kameraden, den man den Großen Jaguar nennt, so bald als möglich sprechen.«

Der Kreuzträger hatte während dieser Worte mit der Ungenirtheit der amerikanischen Steppebewohner das Messer in die Hand genommen, das neben ihm auf dem Tisch lag und es zuerst gleichgiltig, dann aber aufmerksamer betrachtet.

Er sah den Grafen erstaunt an.

»Euer Excellenz wünschen den Großen Jaguar der Comanchen zu sprechen, aber Sie haben ihn ja gesehen!«

»Ich?«

»*Parbleu* ja, oder meine Augen fangen an, schlecht zu werden. Ich müßte mich sehr irren, wenn dies nicht das Messer der tapferen Rothhaut ist, denn auf dem Griff hier sehe ich seinen Totem eingeschnitten.«

Der Graf ergriff hastig das Messer und besah es. In der That war auf dem Horngriff die rohe Gestalt eines Thieres mit indianischer Kunstfertigkeit eingeschnitten, die man für die eines springenden Jaguars gelten lassen konnte.

Die plötzliche Entdeckung, daß die beiden von ihm gesuchten Männer in dieser Nacht an seinem Lager gewesen waren, und der Zweifel, in welcher Absicht dies geschehen, machten den Grafen einen Augenblick bestürzt. Er fühlte, daß hier ein Geheimniß vorlag, das er nicht zu lösen vermochte. Wie konnten die beiden Jäger im Innern der amerikanischen Wüste wissen, daß ein ihnen ganz fremder Mann in Verbindung mit dem Gambusino gestanden hatte, und wenn sie dies durch einen Zufall erfahren hatten, warum suchten sie ihn nicht zu einer passenderen Zeit auf? Oder hatte der nächtliche Besuch überhaupt den anderen verbrecherischen Zweck, wie er anfangs angenommen, und war es gerade Zufall, daß der Einbruch ihn betroffen?

Dennoch mußte der verbreitete und auch von dem Kreuzträger verbürgte Ruf der Ehrenhaftigkeit jener beiden Männer ihn mit Recht daran zweifeln machen, daß sie sich an einem gemeinen Verbrechen betheiligt haben sollten.

Wie gesagt, es waren dies sich ihm aufdrängende Fragen, die er trotz alles Nachdenkens nicht zu lösen vermochte. Das Einzige, was er unter diesen Umständen thun konnte, war, den beiden anwesenden Männern anzuempfehlen, sich die möglichste Mühe zu geben, um den Trapper und seinen indianischen Gefährten in San Francisco zu ermitteln und sobald als möglich zu ihm zu führen.

Es war unterdeß Zeit geworden, sich um seine mexikanischen Gäste zu bekümmern und der Graf sandte dem Senator und seiner Tochter eine höfliche Botschaft, um sie zum Frühstück einzuladen.

Señora Dolores lehnte jedoch die Einladung ab und blieb den größten Theil des Tages unter dem Vorwande der Ermüdung auf ihrem Gemach, wohin ihr Suzanne weibliche Bedienung sandte.

Der Senator dagegen erschien und nachdem die gewöhnlichen steifen Höflichkeiten der spanischen Umgangsform getauscht waren, auf welche die Mexikaner – die sich einer Abstammung von dem »blauen Blut« der alten Conquistadoren rühmen – noch immer mit großer Strenge halten, und das Frühstück eingenommen war, eröffnete er sofort die diplomatischen Verhandlungen mit dem Grafen, der ziemlich zerstreut ihnen folgte.

Wir werden sogleich näher darauf zurückkommen.

Bonifaz und der Kreuzträger gaben sich während des ganzen Tages die größte Mühe, den Trapper und seinen indianischen Gefährten zu ermitteln; aber obschon es das recht eigentliche Gewerbe des Kreuzträgers als Rostreador oder Spurfinder war, auf die geringsten Anzeichen hin Menschen und Thiere zu verfolgen und zu entdecken, hatten sie am Abend nicht die mindeste weitere Spur von den Gesuchten gefunden und kamen zu der Ueberzeugung, daß sie entweder gar nicht in San Francisco anwesend gewesen und das Messer mit dem Totem des Jaguars durch Zufall in eine andere Hand gefallen war, oder daß die Beiden in der Nacht bereits die Stadt wieder verlassen haben mußten.

Jonathan Brown war ein zu schlauer Kunde, als daß er sich nicht auf die Nachforschung vorbereitet haben sollte. Wir wissen, mit welchen Lügen er seine neuen Verbündeten getäuscht und wie er sie an seine Interessen gefesselt hatte. So wurde es ihm denn auch leicht,

sie zur strengsten Verborgenheit zu bewegen, die um so leichter auszuführen war, als sie die Wohnung bei Nacht betreten hatten und so von Niemandem weiter gesehen worden waren.

Der Yankee dagegen, um jeden Verdacht zu vermeiden, ließ sich vielfach in den Straßen und auf der Plaza mayor in der Nähe der Wohnung des Grafen sehen, und beobachtete, was dort vorging. Zugleich benutzte er die Gelegenheit, denn trotz seiner Klagen fehlten ihm die Mittel dazu nicht, für die Ausrüstung seiner eigenen Expedition zu sorgen, um jeden Augenblick bereit zu sein, der abenteuerlichen Sonora-Company zu folgen.

Unter dieser herrschte ein reges Leben und Treiben, denn die Erklärung des Grafen am Abend vorher, daß die Expedition schon in den nächsten Tagen nach Guyamas unter Segel gehen werde, veranlaßte laute Freude und gab Allen Beschäftigung genug, um die letzten Vorbereitungen zu ihrer Ausrüstung zu treffen.

Auch am folgenden Tage blieben die Nachforschungen des Avignoten und des Kreuzträgers ohne Erfolg und der Graf konnte sich nicht mehr verheimlichen, daß er durch einen unglücklichen Zufall das Rendezvous mit den beiden Freunden des todten Gambusino verfehlt habe, oder daß sie gar nicht nach San Francisco gekommen waren. Die Thatsache stand fest, daß er mit seinen Plänen auf die Ausbeutung der Goldhöhle jetzt allein auf sich und die geringen Fingerzeige angewiesen war, welche die unvollkommene Zeichnung des Goldsuchers ihm gewährte.

Graf Boulbon war jedoch nicht der Mann, um wegen dieser Vereitlung seiner zuversichtlichen Erwartungen seinen Plan und seine Hoffnungen aufzugeben. Er vertraute wie immer im Leben seinem guten Glück und seiner Entschlossenheit und hoffte, wenn er sich erst in der Sonora befände, mit Hilfe des mit der Wüste vertrauten Rostreadors die beiden Personen noch aufzufinden, deren Begleitung ihm so nöthig war.

In jedem Fall mußte die Expedition, wie er den Theilnehmern und den Aktionären verheißsen hatte, in diesen Tagen ihren Auszug nehmen und er durfte um keinen Preis sich merken lassen, wie sehr seine Hoffnungen getäuscht worden waren.

Unter diesen Umständen kann ihm die Mission des Senators Don Esteban um so willkommener.

Wir haben bereits angeführt, daß derselbe als Bevollmächtigter des neuen Präsidenten der Republik, des Generals Cavallos, die beiden Agenten, welche der Graf an die frühere Regierung geschickt, begleitet hatte, denn der General mußte Alles aufbieten, um sich Stützen und Anhänger gegen die andern Prätendenten und namentlich gegen die Versuche Santa Annas zu schaffen, das Heft des Staates wieder in seine Hände zu bringen.

Das Anerbieten des Grafen Boulbon, mit der von ihm geworbenen Schaar die so wichtige Provinz Sonora von den räuberischen Apachen zu säubern und einen Feldzug in das Gebiet derselben zu machen, war ihm daher sehr willkommen, um so mehr, als die reiche Kaufmannschaft von Guyamas und der anderen Hafenstädte, sowie die Versammlung der Hacienderos sich willig erboten hatten, alle Kosten der Expedition zu tragen.

Wenn die Abenteurer-Schaar erst ihren Zweck erfüllt, war es einem Manne von dem weiten Gewissen des mexikanischen Präsidenten immerhin ein Leichtes, sich ihrer auf die eine oder andere Weise zu entledigen.

Zwischen dem mexikanischen Staatsmanne und dem französischen Abenteurer wurde daher nach langen Verhandlungen ein Abkommen geschlossen, dem zufolge der Graf Raousset Boulbon sich verpflichtete, mit einer Schaar von 200 vollständig ausgerüsteten Männern in

den Dienst des Staates Sonora unter Anerkennung des Präsidenten Cavallos zu treten und die nördlichen und die östlichen Gränzen des Staates gegen die räuberischen Einfälle der Apachen zu schützen. Die Ausdehnung der Maßregeln blieb seinem eigenen Ermessen überlassen, wogegen eine geheime Klausel des Vertrages ihn verpflichtete, neben der Indianer-Expedition, sofern es nöthig, in dem Staat für die Anerkennung und die Person des neuen Präsidenten aufzutreten.

Don Esteban, einer der reichsten und angesehensten Hacienderos an der Gränze, war beauftragt, mit seiner Kenntniß des Landes und des Feindes den Grafen zu unterstützen und zu diesem Behufe die Expedition zu begleiten.

Der Graf fühlte sehr wohl, daß dies weniger zu seiner Unterstützung, als gewissermaßen zu seiner Beaufsichtigung geschähe; er mußte indeß es der Zukunft überlassen und fühlte sich Mannes genug, im entscheidenden Augenblick sich nöthigen Falls jede lästige Einsprache vom Halse zu schaffen.

Für die Dienste des Grafen und seiner Schaar verpflichtete sich die Kaufmannschaft von Guayamas und die Asemblée der großen Grundbesitzer, dem Grafen fünfzigtausend Dollars zur Einrichtung und für jeden Monat einen Sold von 10,000 Dollars zu zahlen, sowie nach beendigtem Kriege jedem Manne zehn Acres Land, den Offizieren der Expedition dagegen fünfzig in der Provinz zur Niederlassung zu gewähren.

Indem der Graf diese reellen Offerten mit seinen Projekten und Träumen von dem Zuge nach der Goldhöhle zusammenschmolz, verband er die Nothwendigkeit mit den ehrgeizigen Plänen, welche die Verhältnisse in ihm anregten und wozu ihm das Vertrauen des sterbenden Gambusino die Mittel gewähren sollte, wenn er eben diese seltsame und gefährliche Erbschaft realisiren könnte.

Daß Gefahr irgend einer Art ihn nicht abschrecken würde, war bei dem Charakter des Grafen selbstverständlich.

Zur Beschleunigung der Verhandlungen trug offenbar nicht wenig die eigenthümliche und dominirende Erscheinung der Señora Dolores bei. Die bewußte Macht ihrer Schönheit, die sie zur Schau trug, verfehlte nicht ihren Eindruck auf die empfängliche Phantasie des Grafen und er zeigte sich sofort offen als ihren Bewunderer.

Der vertrauenden, aufopfernden, aber doch besorgten Suzanne gegenüber wußte er sich leicht mit der Andeutung zu rechtfertigen, daß die Gewinnung des Señor Don Esteban für den Erfolg seiner Pläne unbedingt nothwendig sei, und in der That überredete er sich selbst, daß dem so wäre; denn der stolze, aber schlaue und ehrgeizige Spanier kam ihm auf halbem Wege entgegen und ihre Pläne nahmen bald einen so hohen Schwung an, wie er kaum je geträumt.

Es ist wohl kein Land in der Welt, in dem die Herrschaft und das Gouvernement so vielen und leichten Schwankungen und Wechselfällen unterworfen gewesen ist, als gerade Mexiko seit seiner Losreißung von Spanien.

Die Pronunciamentos – das heißt die Aufstände – jedes ehrgeizigen Generals, ja jedes untergeordneten Offiziers, der an die Spitze der Republik, an das Gouvernement einer Provinz kommen oder wenigstens eine höhere Charge erreichen wollte – die hier wo möglich eben so billig sind wie die militärischen Titel in den Vereinigten Staaten – hielt fortwährend das Land in Gährung. Es war in der That nichts Seltenes, daß ein Capataz, das heißt ein Anführer der Lastträger eines Seehafens der Westküste oder ein kecker Kapitano in den inneren Provinzen

sich über Nacht zum Gouverneur ausrufen ließ, mit einem der Prätendenten in Mexiko zum Sturz der bestehenden Regierung unter einer Decke spielte, bis er bestätigt wurde und zuletzt seinen Protektor selbst zu verdrängen suchte.

Die Föderal-Regierung in der Hauptstadt vermochte überhaupt bei der Zerrüttung der Finanzverhältnisse den Einzelstaaten keinen Schutz zu gewähren und konnte ihren Einfluß daher nur durch Intrigen aufrecht erhalten, so daß diese durch Sonderbündnisse gegen drohende Gefahren sich zu schützen suchten und selbst in Zoll- und Steuersachen eine Art Autonomie sich anmaßten. Dennoch hatten diese Zustände, in deren Folge 1849 die sieben Staaten Alt-Californien, Sonora, Cinoloa, Chihuahua, Cohahuila und Tamaulipas ihre Unabhängigkeit proklamirt hatten, keine direkte Sprengung der Conföderation zur Folge gehabt.

Wir haben zu Anfang dieses Abschnittes unserer Erzählung und bei der Darstellung der Ankunft des spanischen Bevollmächtigten bereits erwähnt, daß die Streitigkeiten wegen der Zoll-Reformen durch eine Revolution statt des bisherigen Präsidenten Don Mariano Arista, mit dem der Graf ursprünglich durch seine Abgesandten unterhandeln wollte, den General Cavallos an die Spitze der Regierung gebracht und daß dieser sich beeilt hatte, den Grafen und seine Schaar für sich zu gewinnen, wahrscheinlich in dem Glauben, in einer oder der andern Weise die Protektion Frankreichs damit seiner Sache zu sichern.

Der General Cavallos fühlte sich nämlich keineswegs für seine eigene Person der Leitung des Staates unter so verwickelten Verhältnissen und gegen so zahlreiche Gegner gewachsen. Denn wie im Norden mit der heimlichen Unterstützung der Nordamerikaner Carbajal noch immer auf jede Gelegenheit zu einem Einfall lauerte und er es hauptsächlich war, der die Indianer zu einem Bündniß und Kriege anhetzte, ebenso bewachte der seit 1847 in Jamaika lebende frühere Präsident, der berühmte und berüchtigte Santa Anna, Mexiko mit Argusaugen und sann auf seine Rückkehr. Cavallos gehörte zu seinen Anhängern und Vertrauten und beabsichtigte bei erster Gelegenheit für seinen alten Führer aufzutreten und ihm die Herrschaft wieder zu verschaffen.

Vorläufig war dieser Plan des neuen Präsidenten jedoch noch ein wohlverschwiegener und selbst Don Esteban hatte keine Ahnung davon, daß Cavallos damit umgehe, Santa Anna die Präsidentur anzubieten. Dagegen kannte er die Schwäche der gegenwärtigen Regierung sehr wohl und durch die Huldigung verführt, die der vornehme Franzose seiner Tochter widmete, glaubte er in ihm den Mann gefunden zu haben, der seine eigenen ehrgeizigen Pläne in dieser unruhigen und günstigen Zeit leicht verwirklichen könne.

Der Gedanke einer Verbindung des blauen Blutes seiner Ahnen mit dem des alten Königsgeschlechtes der Bourbonen schmeichelte dem Stolz des alten Spaniers und er nahm in ihrer letzten geheimen Unterredung keinen Anstand mehr, darauf hinzudeuten, wie leicht es in Verbindung mit ihm einem so gediegenen Manne wie dem Grafen werden könne, aus den westlichen Provinzen Mexikos ein eigenes Reich, einen neuen Thron der Bourbonen zu schaffen.

Daß dieser Gedanke in der ehrgeizigen Seele und dem abenteuerlichen Geist des Grafen seinen Widerhall fand, läßt sich leicht ermessen.

Dies war der Traum seiner Jugend, der Gedanke seines Mannesalters gewesen. Das Blut des großen Heinrich wallte ehrgeizig in ihm und wie einst der berühmte Herzog von Vendôme, der Sohn seines Ahnherrn von Gabriele d'Estrées sich Marokko zu erobern versucht, hatte auch er hundert ehrgeizige Pläne entworfen.

Jetzt bot die Wendung seines abenteuerlichen Unternehmens ihm eine Gelegenheit, diese ehrgeizigen Träume seiner Jugend zu verwirklichen und sofort warf er sich mit aller Energie und allem Ungestüm seines Charakters auf diese Idee.

Der Tag war noch nicht zu Ende, so hatten diese beiden Männer, der hochmüthige alte Intrigant und der kühne Abenteurer sich verständigt, ohne daß dies in ausdrücklichen Worten und Verpflichtungen geschehen war. Don Esteban war überzeugt, daß er alles Weitere seiner Tochter und der Wirkung ihrer Schönheit und ihres Geistes überlassen könne und hielt am Abend eine lange und ernste geheime Unterredung mit ihr.

Der Tag war, wie erwähnt, vergangen, ohne daß die Nachforschungen der beiden Beauftragten des Grafen die beiden Miterben der Goldhöhle zu ermitteln vermocht hätten. Die nächsten zwei Tage waren den Vorbereitungen der Abreise gewidmet, denn der Graf, von dem Senator angetrieben, keinen Augenblick länger zu zögern, hatte beschlossen, am dritten Morgen in See zu gehen.

Am Nachmittag sollte die Einschiffung der Mannschaften und ihrer Ausrüstung auf den beiden hierzu gemietheten Schiffen erfolgen. Dieselben, ein stattlicher Fregatt-Schooner und ein kleines Fahrzeug, lagen im Hafen von San Francisco und der Graf beabsichtigte, am Abend vor Abfahrt auf dem Verdeck des Schooners den Aktionären des Unternehmens, seinen Freunden in San Francisco und der ihn begleitenden Schaar ein großes Fest zu geben.

Die Vorbereitungen dazu, sowie zur Einschiffung und ein Meeting, das vorher noch von den Aktionären, deren zwei den Zug als Bevollmächtigte begleiten und in Guaymas seine Erfolge abwarten sollten, nahmen jeden Augenblick seiner Zeit in Anspruch. Bei dem Eifer der Mannschaft, die ihr Geld jetzt größtentheils vollständig an den Mann gebracht hatten und sich nach Veränderung und Abenteuern sehnte, und bei dem guten Willen dieser Bevölkerung zu jeder Festlichkeit und Aufregung war es jedoch möglich geworden, alle Anstalten zur bestimmten Zeit zu vollenden.

Die beiden Schiffe der Expedition lagen etwa eine halbe Meile hinaus im Golf nach der Insel Yarba Buëna zu, derselben, zu der Master Slong nach dem bösen Sturz in die See durch seinen würdigen Geschäftsfreund Zuflucht genommen hatte. Da das Fest erst am Abend nach Sonnen-Untergang beginnen sollte, waren die Sonnenzelte aufgerollt und die Taue und Stangen derselben zum Anbringen einer jener eigenthümlichen Illuminationen benutzt worden, wie sie die in San Francisco so zahlreichen Chinesen mit ihren bunten Papier-Laternen von phantastischen Formen so meisterhaft zu veranstalten wissen und das nach Effekten und Neuigkeiten haschende Europa vom Mabilie und den Festen von Saint-Cloud bis zum Berliner Orpheum und dem englischen Garten zu Petersburg bereits nachgeahmt hat.

Der Graf hatte die Kajüte des großen Transportschiffes, die zu seiner eigenen Wohnung bestimmt war, zur Aufnahme der Señora und ihres Vaters einrichten lassen. Zwei Dienerinnen waren angenommen worden, um die Señora auf der Fahrt nach Guyamas zu begleiten.

Nach einem heißen Tage sank der Abend mit jenen wunderbaren Farben des Südens rasch über die noch von den letzten Strahlen der versinkenden Sonne übergoldeten Fläche der prächtigen Bucht.

Vom Ufer her erhob sich ein leichter Landwind und trieb die Barken und Boote herauf, die mit bunten Flaggen und Laternen geschmückt die geladenen Gäste zum Schauplatz des Festes führten.

Die Dunkelheit hatte, wie in südlicheren Zonen die Dämmerung überhaupt nur kurz ist, ja ganz verschwindet, rasch zugenommen, aber es war nicht jene trübe, oft undurchdringliche Finsterniß des Nordens, sondern das milde, durchsichtige Halbdunkel, jener unbeschreiblich sanfte, sammetartige Schatten, wie er sich in den Tropen von Myriaden von glänzenden Sternen durchblitzt über Land und Meer senkt und zum Genusse einladet.

Der Abend, oder vielmehr die Nacht, war in der That köstlich. Von dem Ufer der Bucht trug der Landwind die balsamischen Düfte der Kräuter und Blumen und mischte sie mit dem frischen kräftigen Hauch der See. Die Schaaren der Delphine und der fliegenden Fische zogen ihre leuchtenden Furchen durch die sanft bewegte Fläche des Meeres, die kleine Wander-Muschel, der zarteste Seefahrer, blähte ihr niedliches Segel Woge auf Woge ab und Millionen von Mollusken färbten die Höhlung der Wellen mit ihrem phosphorartigen Glanz in flüssigem leuchtendem Silber.

Jede der herbeikommenden Barken trug nach spanischer Sitte ihre Sänger und Gitarrespieler und die ganze Schaar sammelte sich wie ein glänzender Schweif um das große von zwölf Rudern geführte und mit Kränzen und Teppichen stattlich geschmückte Boot, an dessen Spitze ein Corps wandernder deutscher Musikanten, die nach Californien gerathen waren und welchen die Erfahrungen in den Placeros bald gelehrt hatte, daß das Gold leichter für sie auf den Straßen von San Francisco zu finden wäre, als in den Sturzbächen des Sacramento – ihre lustigen Melodien erschallen ließ, während auf weichem Sitz im Bug der Senator Don Esteban mit seiner schönen Tochter sich wiegte.

Die beiden Schiffe der Expedition lagen ziemlich nah bei einander, aber Alles an Bord war dunkel und still bis auf eine große Laterne am Bugspriet des Schooners, die den ankommenden Barken die Richtung angab. Plötzlich, als das große Boot des Senators sich dem Schiffe nahte, donnerten die beiden Kanonen desselben und eine Gewehrsalve aller der Abenteurer, die in den Schiffsbooten einen Kreis um den Schooner bildeten, begrüßte die Gesellschaft. Feuergarben von Raketen schienen rings aus den Meereswellen emporzusteigen und wie mit einem Zauberschlage erhellten sich die Bords der beiden Schiffe und prächtige Guirlanden der bunten Laternen flammten um das Deck und an den Tauen und Spieren entlang bis hoch zur Spitze des Hauptmastes.

Der Graf, angethan mit der französischen Obersten-Uniform und geschmückt mit dem Ordensband des heiligen Geistes und dem Kreuz der Ehrenlegion, empfing seine Gäste an der bequemen Schiffstreppe und reichte galant der Señora die Hand, um ihr an Bord zu helfen. Nachdem er sie willkommen geheißen, und nach dem spanischen Höflichkeitsausdruck, sein ganzes Haus zu ihrer Verfügung gestellt sowie den Senator begrüßt hatte, geleitete er die schöne Mexikanerin auf den erhöhten Ehrenplatz auf dem Deck der großen Kajüte, während seine Adjutanten und Offiziere den Damen und Herren aus ihren Booten halfen und sie zu ihren Sitzen führten.

Der schöne stattliche Mann neben der stolzen Tochter Don Estebans bot ein Bild jener Lebenskraft, der kein Ziel unerreichbar scheint, und gar manche Bemerkung der Anwesenden deutete darauf hin, daß man in Beiden bereits ein Paar sah, das wahrscheinlich schon die nächste Zukunft mit einem engeren Bande fesseln könnte. Zum Glück wurden die meisten dieser Bemerkungen in englischer Sprache gemacht, welche Suzanne nicht verstand, aber auch ohne dies genügte der Anblick der unverhohlenen Galanterien des Grafen gegen die schöne Fremde, um ihr das Herz zu zerreißen und eine Ahnung des drohenden Schicksals

gleich einem finsternen Schatten über ihr vertrauendes Gemüth zu werfen. Nicht ohne Zwang erfüllte sie all' die Pflichten, welche ihr die eigenthümliche Stellung ihrer Verkleidung auflegte, die sie gerade in die Nähe ihrer geheimen Rivalin fesselte und sie so zum Zeugen der Artigkeiten des Grafen und der Koketterien der schönen Haciendera machte.

Das Fest begann mit allerlei Wettspielen der Schiffsmannschaft und der Abenteurer, in denen sie ihre Gewandtheit und Kraft zeigten. Das berühmte Messerwerfen der Chinesen, das Schleudern mit dem Tomahawk, Ringen und jene wilde Jagd durch die Takelage, sowie ein Pistolenschießen nach der Scheibe fesselten das Interesse der Gesellschaft bis zur Tafel, die mit allen Delikatessen der beiden Hemisphären verschwenderisch ausgestattet war. Während die Gesellschaft auf dem Verdeck speiste und die köstlichsten Weine der alten Welt mit den kühlenden Getränken Westindiens schlürfte, wozu die deutsche Musik vom Vorder-Castell her ihre munteren Weisen spielte, wurde von den Booten, welche die beiden Schiffe umgaben, eines jener wunderbaren Feuerwerke abgebrannt, in denen bekanntlich die Chinesen Meister sind.

Nach dem Souper folgte der Tanz und die berausenden Touren des Fandango und der spanischen Tänze der Alameda von Mexiko und Puebla wechselten mit dem irischen Nationaltanz und den lustigen Reigen der Deutschen oder den graziösen Bewegungen der französischen Quadrillen.

Erst als das Erbleichen der Sterne und das im Osten heraufdämmernde Morgenroth das Nahen der Sonne verkündete, endete das Fest und ein Kanonenschuß gab den harrenden Barken das Signal, heranzulegen, um ihre Besitzer wieder aufzunehmen und nach dem Strande zurückzuführen.

Unter tausend Glückwünschen für das Gelingen der Expedition schieden die Bewohner der Stadt und nahmen ihre Plätze in den Booten ein, die bald einen weiten Halbkreis um die beiden sich zur Abfahrt rüstenden Schiffe bildeten. Der Singsang der Matrosen, welche die Ankerwinde drehten, mischte sich mit dem Knarren und Stöhnen der Spieren, an denen die Segel in Bereitschaft gesetzt wurden, um sie sofort nach dem Heben der Anker vor der frischen Morgenbrise fallen zu lassen. Auf der Kajüte stand der Graf, neben ihm Don Esteban mit seiner Tochter, während die Schaar der Abenteurer sich auf beiden Decken gruppirt hatte.

Da tönte der Pfiff des Bootsmanns; die Anker erschienen am Bugspriet und das Sprachrohr des Kapitäns donnerte den Befehl zur Lösung der Segel.

»Auf nach Guyamas!«

Ein hundertfältiges Lebewohl, das Winken der Hüte und Tücher begleitete die Bewegung der Schiffe, deren Segel der Wind füllte und die langsam dem Steuer zu gehorchen begannen.

Aus den Reihen der Barken, von der Seite der Inseln Yarba-Buëna her, schoß plötzlich ein leichtes Boot an dem Steuerbord des Schooners vorüber. In dem Boot saßen zwei Männer an den Rudern – ein Indianer und ein Weißer von riesiger Gestalt, während ein indianisches Mädchen im Hintertheil des leichten Fahrzeugs kauerte. Ein dritter Mann stand aufrecht an der Spitze des Kahnes. Als dieser an dem Schooner vorüberschoß, hob der Mann den breitrandigen Strohhut und das hämische, boshafte Gesicht des Yankee wurde sichtbar.

»Auf Wiedersehen in der Sonora, Señor Conde!«

Der Graf hatte zum zweiten Mal – wie damals bei der Abfahrt von Håvre – den verachteten, aber gefährlichen Feind erkannt. Ein Blick auf den Indianer und seinen Begleiter machte mit Blitzesschnelle die Gewißheit durch seine Seele zucken, daß Jener ihm die so lange gesuchten

Freunde des Gambusino, seine Miterben, entführte. Er öffnete den Mund zu einem Ruf, aber das Wort, das dem Schiffer beizulegen befahl, verklang ungehört in dem Lärm der Abfahrt, der Wind schwellte die Segel des Schooners und der Nachen des Verräthers war in der Schaar der Boote rasch verschwunden.

CALIFORNISCHE NÄCHTE.

Seit fast drei Wochen waren die beiden Schiffe der Expedition des Grafen Boulbon unterwegs und hatten bis jetzt eine glückliche Fahrt gehabt. Der Wind war günstig und hatte sie an der Küste der lang gestreckten mächtigen Halbinsel, welche man Vieja- oder Baja-California (Alt- oder Nieder-Californien) nennt, entlang getrieben, und indem sie den Wendekreis überschritten und Cap San Lucas und Cap Palmo umschifften, traten sie in das Mar Bermeja, das rothe Meer oder die See des Cortez, mit welcher der prächtige Golf von Californien sich öffnet.

Bei dem ruhigen Wasser und dem günstigen Wind waren der Schooner und die Goëlette, welche unter dem Kommando des Lieutenant Antonio Perez und der Ueberwachung des treuen Bonifaz einen Theil der Mannschaft trug und die ihr Kapitain nach der Bai seiner Heimath die »Santa Magdalena« benannt hatte, sich nie außer Sicht gekommen und der Graf oder wenigstens sein Adjutant, denn diesen Posten hatte er dem ehemaligen preußischen Offizier zugetheilt, besuchten fast täglich vom Bord des größeren Schiffes aus das kleinere Fahrzeug.

Der Tag war heiß gewesen und in den prächtigen reflexen Farben jener Zone war die Sonne wie eine Kugel geschmolzenen Goldes am Horizont des großen Oceans versunken. Eine frische Brise trieb von Osten her und schwellte die Seegel der Goëlette, auf deren Verdeck in bunten Gruppen zwischen dem Schiffsvolk sich die Abenteurer gelagert hatten, die jetzt der Entdeckung der-Schätze der Ynkas entgegen zogen.

Obschon der Graf von vorn herein auf strenge Subordination und Gehorsam gegen seine oder die Befehle der von ihm gewählten Offiziere hielt, war das Verhältniß zwischen diesen und der Mannschaft bei dem Charakter derselben und der bunten Zusammensetzung natürlich ein sehr ungezwungenes und Absonderungen fanden nur da statt, wo Geschmack aneinander und Vaterland oder frühere Beschäftigung besondere Kreise zusammengeführt hatten.

Das Hauptvergnügen während des Tages war bei dem Müßiggang der Mannschaft wie in Californien jene rasende Leidenschaft der spanischen Race, das Spiel, und wenn der Abend kam, das Zusammenlagern in Gesellschaften, um der Erzählung eines oder des andern Abenteurers aus dem wildbewegten Leben der Einzelnen zu horchen, während der duftige Rauch der Cigarren in leichten Wölkchen sich in die Luft kräuselte und die Kühle des Seewinds die von der Hitze abgespannten Glieder erfrischte.

Eine solche Gesellschaft hatte sich auch an diesem Abend auf dem Hauptdeck in der Nähe der Steuerpinne gesammelt und lag oder saß auf den noch von den Sonnenstrahlen heißen Planken oder auf dem niedern Bollwerk, auf Tauringen und Kisten.

Die Gesellschaft bestand aus dem Schiffer, einem graubärtigen kräftigen Alten mit einer wahren Mahagonifarbe, dem Lieutenant Don Antonio Perez, Bonifaz, dem Kreuzträger, dem ehemaligen Perlenfischer von Espiritu Santo, dem schwedischen Walfischfahrer und einigen Anderen. Nicht zu dem Kreise gehörig, aber doch in seiner Nähe befand sich die neue Ausgäbe von Damon und Pythias, das würdige Freundespaar John Meredith und Hesehiah Slong,

neben denen ihrem Fingerspiel mürrisch zusehend, den Arm in der Binde die finstere und unheimliche Gestalt des Korsaren saß, von dem in scheuer Entfernung sich, gleich als suche er hier Schutz, der langzöpfige Chinese, der zugleich mit ihm angeworben worden war, hinter dem Mayordomo des Grafen niedergekauert hatte.

»*Pardioux*,« sagte der ehrliche Avignote, »Ihr habt eine verteufelt warme Sonne über Eurem rothen Meer, wie Ihr es zu nennen beliebt Señor Diego, obschon ich nicht weiß, wie Ihr zu dem Namen kommt, da ich noch niemals gehört habe, daß die Juden auch in Amerika durch ein Wasser marschirt wären, wie bei uns, woher wahrscheinlich noch heutzutage ihre Angst davor herrührt. Es muß kein Spaß sein, so rechts und links das Meer sich über dem Kopf hängen zu sehen, bereit in jedem Augenblick, einen vernünftigen Christenmenschen zu begraben, und wäre es nicht des Grafen wegen, ich hätte mich nimmermehr bewegen lassen, einen guten festen Boden mit dem schwankenden, niemals stillhaltenden Wasser zu vertauschen und eine Art Seerate zu werden.«

»So seid Ihr nie früher zur See gewesen, Señor Don Bonifazio, ehe Ihr unser gesegnetes Amerika betratet?« frug der Lieutenant.

»*Cap de Bioux* – nur ein Mal, und es hätte mich warnen sollen! Es war, als ich mit dem Grafen, der noch sehr jung war, nach Afrika ging, wo er Bugeaud half, diese Hunde von Tunesen klopfen und seinen ersten Löwen schoß!«

»Ich habe deren dreiundzwanzig getödtet,« sagte der alte Jäger und Spurfinder gleichgültig.

»Puma's oder Jaguars, Freund Kreuzträger,« lachte der Avignote. »Das ist, was Ihr hier Löwen und Tiger nennt. Aber ich versichere Euch, Señores, das ist ein Unterschied wie zwischen einem französischen Dreidecker zu Toulon und dieser elenden Goëlette! Sie erinnern sich Alle an Bob?«

»*Carrajo* – ich denke wohl,« meinte der Lieutenant Perez. »Die Bestie hätte mir beinahe ein Mal im Handumdrehen mit seinen Krallen den Arm abgerissen. Zum Glück kam ich mit dem Verlust eines schönen Aermels und einigen Fleischritzen davon, an denen ich drei Tage den Arm in der Binde tragen mußte! Um daran zu denken, Señor Don Bonifazio – was ist aus Bob geworden?«

»Der Graf hat ihn für sechshundert Dollars an einen englischen Schiffskapitain verkauft, der ihn mitnehmen will nach London, um ihn für Geld sehen zu lassen!«¹

»Ich glaubte, diese Tiger wären Eure Löwen und auf den Prairien und in den Wäldern von Europa zu Hause?« meinte naiv der Jäger.

»Gott bewahre uns Freund Kreuzträger,« rief entrüstet der Avignote. »*Corbioux* – Ihr habt eine gute Vorstellung von Europa und namentlich von Frankreich in Eurem Gehirn, das sonst nicht schlecht ist. – Ihr müßt wissen, daß ganz Frankreich nicht anders betrachtet werden kann, denn als eine große Stadt, tausendmal schöner wie Sanct Francisco, das gar nicht den Namen einer Stadt verdient, und selbst wie New-York oder New-Orleans. Nur hin und wieder liegt zwischen den Gassen ein Stückchen Garten oder ein Getreidefeld, ein Weinberg oder ein Wäldchen, in dem man spazieren geht. Aber um auf den Löwen zu kommen, so habe ich Ihnen blos zu sagen, Señores, daß dieser Tiger Bob ein wirklicher Tiger ist, was Sie hier oder vielmehr drüben auf dem Festland einen Jaguar zu nennen belieben, wie ich deren mehre

¹Er befindet sich noch im zoologischen Garten von London.

in San Franzisko gesehen habe, und Sie werden mir zugeben, Señores, daß sich ein solcher Jaguar zu Bob verhält, wie eine Katze etwa wieder zu ihm!«

Der Meister Avignote nahm auf diese Rede einen tüchtigen Schluck Grogk aus dem Glase, das neben ihm stand, während die Amerikaner mit tiefer Kränkung über die Unterordnung ihrer eigenen Bestien die Ueberlegenheit des asiatischen Tigers zugestehen mußten.

»Und nun Señores,« fuhr der Haushofmeister nach diesem Siege fort, »was den Löwen, das heißt den wirklichen afrikanischen Löwen betrifft, nicht die Katze, die Sie

hier mit dem Titel des Königs der Thiere zu nennen belieben, auch Pumah's genannt, – so kann ich Sie versichern, daß der Löwe gerade wieder in seinem majestätischen Aussehen so weit über dem Tiger Bob steht, als dieser über Ihren Pumahs und Jaguars. Wenn Sie das Brüllen des schwarzen Löwen in der Wüste hören, dann kann selbst einem Franzosen, der tapfersten Nation der Welt, das Herz in der Brust erbeben und einem ganzen Araberdorfe klappern die Zähne, daß sie ihnen aus den Kinnbacken fallen möchten.«

Der Kreuzträger warf dem Redner einen mißtrauischen Blick zu begnügte sich aber mit einem leisen Kopfschütteln.

»Ich könnte Ihnen von unserem berühmten Löwenjäger Kapitain Gérard erzählen,« fuhr der Haushofmeister fort, »der ein wahrer Seegen für Algerien ist, und ohne welchen die Regierung das Land gar nicht hätte colonisiren können. Er geht allein auf die Löwenjagd, die nur von einem ganzen Bataillon von Arabern gewagt wird, aber ich habe ihn selbst zu dem Grafen sagen hören, daß bei dem Anblick des ersten Löwen in der Wildniß auch ihm das Herz so gewaltig geschlagen habe, daß er kaum den Finger an den Drücker seiner Büchse zu bringen vermochte. Nun bedenken Sie, wie es uns zu Muthe sein mußte, als wir plötzlich in der Nacht einer solchen Bestie gegenüber standen, ohne eine andere Waffe, als einen schlechten Karabiner und den kurzen Chasseursäbel.«

»Ihr habt also zusammen mit dem Grafen einen solchen Löwen getödtet, Señor?« frug der Kreuzträger.

Der ehemalige Lastträger von Avignon schien Anfangs Lust zu haben, die Frage zu überhören, als sie aber von dem Lieutenant wiederholt wurde, siegte die Zuneigung und Bewunderung für den Grafen und er gab der Wahrheit ihr Recht.

»Nein Señores – die Ehre gebührt Seiner Excellenz allein, der damals, wie ich Ihnen wiederhole, noch ein sehr junger Mann war und nicht viel über zwanzig Jahre zählte, als er den berühmten Sprung mit seinem Pferde »Sidi-Hamed« machte, nachdem er den Löwen getödtet hatte. Die Zeitungen waren damals seines Namens voll und Louis Philipp sandte ihm das Kreuz der Ehrenlegion!«

»Hört Señor Don Bonifazio,« sagte der Schiffer – »wenn es schon so lange her, so werden Wenige an Bord der San Margaretha sein, die von jener Geschichte wissen, wenn sie überhaupt je die Zeitungen in dieses Land getragen haben, was nicht wahrscheinlich ist, da vor zehn Jahren San Francisco nicht viel besser war, als die Einöden am Rio Gila und Del Norte, wohin Ihr ziehen wollt. Ich möchte Euch demnach vorschlagen, uns die Geschichte mit dem Sprung und dem Löwen zu erzählen und ich versichere Euch, daß unter der Gesellschaft sich ein Mitglied befindet, das, wenn Ihr von den Tigern und Löwen des alten Landes berichten könnt, Euch von dem Tiger dieser Meere eine Geschichte zum Besten geben kann, die Euch die Haare auf dem Kopf sträuben und Euer Herz eben so erbeben machen wird, wie es der Anblick Eurer Löwen auf dem Lande machen soll.«

»Pardioux!« rief der Avignote, der wie alle Südländer ein großer Freund von Geschichten war, »das soll gelten, ich lag zwar damals, um aufrichtig zu reden, an einer verdamnten Malaria krank im Lazareth von Bona, aber ich kenne die Geschichte, als ob ich selbst dabei gewesen wäre, und wenn auch Señor Conde wenig Worte darüber gemacht hat, die Kameraden haben sie mehr als zwanzig Mal erzählt. He, Steward, bring' eine von den großen Flaschen Rum und heize den Kessel zu einem Extragrogk!«

Das Verhältniß des Avignoten zu dem Oberbefehlshaber der Expedition war so genügend bekannt, daß jede Weisung von seiner Seite gewiß mehr Willfährigkeit fand, als die der Offiziere. Die mehre Quart haltende Flasche Jamaika-Rum wurde sofort gebracht und der den Koch spielende Schwarze erhielt mit einigen ermunternden Rippenstößen die Anweisung, so rasch als möglich seinen Kessel zum Sieden zu bringen.

Der größte Theil der Abenteurer und des Schiffsvolks hatte sich mit jener Kameradschaft, welche die Verhältnisse mit sich brachten, auf die Nachricht von einer Extra-Ration Grogk auf dem Hinterdeck gesammelt, um von der Erzählung des Mayor-Domo so viel als möglich zu erhaschen.

Wir geben sie ohne jene Unterbrechungen, welche die Neugierde des bunten Haufens und die einzelnen Kommando's der Schiffsoffiziere veranlaßten, — — —

DER ERSTE LÖWE.

Nach zwölfjährigen unsäglichen Anstrengungen und ungeheuren Opfern an Geld und Menschenleben schien endlich durch Marschall Bugeaud's umsichtige und energische Leitung die französische Herrschaft in Algerien gesichert. Abd-el-Kader war nach wiederholten Niederlagen auf marokkanisches Gebiet geflüchtet und selbst die Haschems mit seinen Brüdern und Oheimen hatten um Gnade gebeten.

Da plötzlich im Sommer 1842 war der vernichtet geglaubte Emir aufs Neue in Algerien erschienen. Viele der treulos gewordenen Stämme waren ihm sofort wieder zugefallen und an Hilfsmitteln unerschöpflich, hatte er aus dem Christenhaß seiner Landsleute sich abermals eine Macht zu bilden gewußt. Die Generale Lamoricière, d'Arbonville und Changarnier, die an Alles weniger, als an seinen Angriff dachten, erlitten Ende August und im Lauf des Septembers bei Tedekempt am obern Schelif, und bei Maskara Niederlagen, und es bedurfte eines combinirten Operationsplans, um ihn wieder zurückzudrängen und die abgefallenen Stämme wieder zu unterwerfen. Besonders die Kabylen erhoben sich bis Konstantine hin — fünftausend derselben griffen den Setif an. Durch gefährliche Streifzüge am Rande der Wüste hin, vom Dschurdschura bis zur marokkanischen Gränze, in Gegenden, die noch nie ein Franzose betreten, suchte der General-Gouverneur den Emir auf einen engen Raum am Schelif zu beschränken, da ihn ganz zu vertreiben nicht gelang, und stellte sich im September selbst an die Spitze einer Expedition in's Innere der östlichen Landestheile, um die dortigen widerständigen Kabylenstämme zur Unterwerfung zu zwingen.

Zu jener Zeit war es, als der junge, damals dreiundzwanzigjährige Graf das Abenteurer, das Meister Bonifaz seinen Schiffsgenossen zum Besten gab, bestand. Er war Lieutenant unter den Chasseurs d'Afrique und gehörte zu einer etwa 5000 Mann starken Expeditionscolonne, die unter dem Kommando Lamoricières in einer Septembernacht von Algier aufbrach, um durch die Metidjah in die Gebirge des Atlas zu rücken, in denen der Qued-Arratsch entspringt, und die Stämme der Beni-Azaum und Beni-Atia zu züchtigen, die ein französisches Kommando

überfallen und ermordet hatten. Die Kolonne bestand aus zwei leichten Infanterie- und einem Jäger-Bataillon, einer Compagnie Zuaven, einer Schwadron Chasseurs und einer Abtheilung Spahi's nebst einer Batterie Gebirgs-Artillerie. Der Morgen, der die Kolonne bereits in der Metidjah traf, war wunderschön und von belebender Frische. Es war über Nacht starker Thau gefallen und die Vegetation, die von der Hitze der letzten Tage sehr gelitten, dadurch wieder neu erfrischt. Dichte Gebüsche von Myrthen, Tamarinden und Aloe's begrüneten die Hügelreihen, die den Pfad umsäumten, und ein fast betäubender Wohlgeruch stieg aus denselben empor.

Es ging bei den Truppen nach der gewöhnlichen Weise der französischen Soldaten sehr heiter und zwanglos her. Die Spahi's und Chasseurs tummelten ihre gewandten Berberrosse, mit denen die Cavalerie von Algerien versehen ist, da die europäischen Pferde weder die Strapazen noch das Klima auszuhalten vermögen, und jagten in tollem Galop die steilen Höhen auf und nieder. So wie die Sonne höher stieg, wurde die Hitze größer, aber obschon ihre Strahlen glühend auf die Kolonne niederbrannten, ließen sich die daran gewöhnten Soldaten wenig die Beschwerden anfechten und setzten rüstig ihren Marsch fort. Man machte es sich nur so bequem als möglich, öffnete die Uniform, nahm die Halsbinden ab, setzte die Käppi's mit dem Nackentuch locker und trug die Gewehre wie es gerade am Passendsten war. Trotzdem wurde der Marsch jedoch bald ein ungemein beschwerlicher und gegen Mittag kam der Zug an einen reißenden Bergstrom, dessen Passage mit ziemlicher Gefahr verbunden war. Die Cavalerie passirte ihn leichter, obschon die Strömung so stark war, daß manches Roß den Grund verlor; schlechter befand sich die Infanterie daran, und um ihr das Durchwaten zu erleichtern, mußte von den ersten Reitern, die den Fluß passirten, ein am diesseitigen Ufer an einem starken Pfahl befestigtes Seil mit hinüber genommen werden, so daß es den Schwächeren einen sicheren Anhalt gewährte. So setzte bald die ganze Truppe über und weiter ging's in dem nun sehr unerquicklichen Terrain, nachdem der General unter dem Kommandanten Yussuf ein Bataillon und einen Theil der Cavalerie hier zurückgelassen, um den Rückzug aus dem Gebirge zu decken, indem die Kolonne hier sich theilte und in zwei Richtungen in die Berge vorrückte.

Die Abtheilung, bei der die Chasseurs sich befanden und zu der außerdem noch das Jäger-Bataillon Mac-Mahons gehörte, mochte nach einer kurzen Rast an zwei Stunden weiter marschirt sein, während die Luft so heiß war, daß sie wie aus einem glühenden Backofen wehte, als ein Corporal der Avantgarde meldete, daß man rechts in den Bergen wiederholt Flintensalven höre. Wie ein Blitz durchzuckte die Nachricht, daß ihre Kameraden bereits auf den Feind gestoßen, die Soldaten. Jede Ermüdung war sofort verschwunden und die Hitze für die Tapferen nicht mehr vorhanden. Als bald wurden zwei Compagnieen voran geschickt und nach kurzer Zeit marschirten auch die übrigen das Thal in gerader Richtung hinab, während die Chasseurs voran galopirten, um als Avantgarde die Gegend zu recognosciren.

Wohl eine halbe Stunde war man so in dem stets mehr sich verengenden Thale vorgedrungen, als dasselbe sich plötzlich zu einer breiten, fast regelmäßigen, Ebene öffnete, die hier und da mit einzelnen hohen Dattelpalmen bewachsen und von ziemlich hohen in Schluchten zerrissenen Bergen umgeben war. Kaum war die Kolonne einige hundert Schritt auf derselben vorgerückt, als plötzlich, einem reißenden Bergstrome gleich, ein Reiterhaufe aus einer dieser Schluchten hervorstürzte. Derselbe mochte wohl an 6–800 Pferde stark sein, obgleich es schwer war, in dem wilden Durcheinander der dahinstürmenden Masse die Stärke derselben

zu schätzen. Man hörte bereits das wilde Kampfgeschrei der Kabylen; aber eben so schnell, wie ihr Angriff, waren auch die Zurüstungen der französischen Compagnieen, demselben zu begegnen. Zu festem Quarré geschlossen stand das Bataillon da, bevor noch eine Minute vergangen war, und eben so schnell hatten sich die zurückjagenden Chasseurs in das Innere desselben zurückgezogen. Eine erwartungsvolle Ungeduld lag auf den braunen Gesichtern der Jäger, bis die Schaar der Beduinen auf sie heranstürmte. Aber die Hoffnung der Tapferen auf eine volle Salve war vergeblich; denn die arabischen Reiter, – da sie die Kolonne so fest geordnet sahen und aus Erfahrung das Nutzlose eines solchen Angriffs kannten, schwenkten in einer Entfernung von ungefähr 500 Schritten plötzlich wieder ab und verschwanden eben so rasch, wie sie herangekommen waren, in einer Thalschlucht.

Nachdem das Quarré noch eine Weile festgeschlossen dagestanden hatte, ließ der Commandant die Compagnieen in verbundenen Kolonnen den Marsch wieder weiter fortsetzen. Sie waren kaum über den Thalkessel hinaus und die Avantgarde bog eben in die enge Schlucht, durch welche der Marsch weitergehen sollte, hinein, als plötzlich aus dem dicken Myrthen- und Tamarindengebüsch am Abhange des Berges Schüsse auf dieselbe niederkrachten. Ein Chasseur stürzte sammt seinem Pferde todt zusammen und auch zwei Jäger waren tödtlich getroffen, während einige andere verwundet wurden. Der Commandant ließ sofort die Tirailleurs vorrücken, während die Compagnieen wieder in Eile ein Quarré formiren mußten, um etwaigen plötzlichen Reiterangriffen zu begegnen. Mit der großen Gewandtheit und Schnelligkeit, die den französischen Soldaten im Tirailiren eigen ist, drangen die Züge in die Schlucht ein. Einige Minuten waren kaum vergangen, als hier und da an einzelnen Stellen schon Flintenschüsse zu knallen angingen. Die Tirailleurs hatten das Gefecht mit dem Feinde begonnen, und wenn auch das dichte Gebüsch es größtentheils nicht erlaubte, die einzelnen Soldaten in demselben zu sehen, so konnte man doch den schwächern aber dabei schärfern Knall der gezogenen Büchsen der französischen Jäger von dem dumpfen Ton der langen Flinten, welche die Kabylen gebrauchen, unterscheiden.

Das kleine Gefecht hatte wohl schon eine halbe Stunde gedauert, als man auf einer kahlen Klippe, die etwa in einer Höhe von tausend Fuß den Gipfel eines der Berge bildete, welche die Schlucht einfaßten, mehrere Kabylen in ihren schwarzen Bournoussen, die langen Flinten in den Händen, sich flüchten und einen Ausweg suchen sah, den sie aber nicht finden konnten, da die Klippe überall von schroffen Felsenabhängen umgürtet war. Bald nach den Kabylen erschien die Gestalt eines emsig ihnen nachklimmenden Jägers. Wie eine Katze, so rasch und gewandt, kletterte die kleine grüne Gestalt dem Feinde nach, dabei sichtlich bemüht jedes Felsstück, jede Kante zur Deckung des Körpers gegen das Geschoß der Feinde zu benutzen. Jetzt legte ein Kabyle seine lange Flinte auf den Jäger an, aber schnell wie ein Kobold hockte derselbe hinter einem Felsblock zusammen und die feindliche Kugel riß ihm nur das Käppi vom Kopf, das fort und fort rollend endlich in den Abgrund fiel. In demselben Augenblick feuerte der Jäger seine Büchse ab und tödtlich getroffen stürzte ein Kabyle zusammen.

Die Soldaten im Thal verfolgten alle mit eifrigen Blicken das Schauspiel dieses Kampfes oben auf der Felskuppe. So wie der Jäger geschossen hatte, blieb er auf dem Boden liegen, und man konnte sehen, daß er emsig beschäftigt war, seine Büchse auf's Neue zu laden. Ein zweiter Tirailleur kam jetzt angeklettert, seinem ersten Kameraden zur Unterstützung, und alle drei noch übrigen Kabylen feuerten nun ihre Gewehre auf den neuen Feind ab und, wie es schien, nicht ohne Erfolg, denn er wankte einige Sekunden hin und her und fiel dann in

ein dichtes Gestrüpp zurück. Diesen Augenblick hatte der erste Chasseur benutzt, von Neuem geschossen und wieder einen Kabylen zu Boden gestreckt.

Rufe des Bedauerns über den Fall des Kameraden wechselten unter den Soldaten im Thal mit solchen der Freude und des Enthusiasmus über die Gewandtheit und Tapferkeit des andern ab, der immer noch hinter dem ihn schützenden Gestein auf den Knien liegen blieb. In wildem Sprung stürzte nun ein Kabyle auf den Jäger zu, der seine Büchse noch nicht wieder geladen hatte, um denselben im Handgemenge anzugreifen. Mit dem blitzenden Hirschfänger vorn an dem Gewehr als Haubajonett, parirte der Franzose, der sich jetzt aufgerichtet und mit dem Rücken gegen einen Felsblock gelehnt hatte, die Hiebe des Gegners. Der zweite Kabyle kam seinem Gefährten zu Hilfe und vereint drangen jetzt beide auf den Jäger ein. Mit großer Gewandtheit hin und her springend, wußte derselbe aber den Kampf auch mit diesen beiden Gegnern noch fortzusetzen, und rasch wie ein Blitzstrahl schwirrte seine Waffe in leuchtenden Kreisen in der Luft umher.

Mit einer ängstlichen steigenden Spannung verfolgten Alle unten im Thal diese Kampfszenen. Lange schien der tapfere Jäger nicht mehr Widerstand leisten zu können; denn während der Eine fortwährend heftig auf ihn eindrang, fing der Andere an, sein Gewehr zu laden, um ihn mit einem Schusse niederzustrecken. Da machte der Bedrängte eine gewaltige Anstrengung, sprang hinauf und hieb in demselben Augenblick, wo der Kabyle in zu wildem Eifer ihm folgen wollte, diesen mit dem Bajonnet so über den Kopf, daß er zusammenstürzte.

Während dieser Kampf auf der einen Seite der Klippe stattfand, tauchten fünf Kabylen plötzlich wieder aus den Gebüschten oben hervor, die ebenfalls in wilder Eile zu fliehen schienen. Mit ihnen zugleich fast kamen aber auch immer mehr und mehr Tirailleurs zum Vorschein, eifrig in der Verfolgung der fliehenden Feinde begriffen. Ein allgemeiner Kampf begann jetzt von Neuem auf der Klippe; denn die Araber, denen jede weitere Flucht hier abgeschnitten war, mußten kämpfen oder sich ergeben. Aber immer mehr und mehr Jäger drängten nach, überall aus den Büschen schimmerten die schwarzen Käppi's derselben jetzt hervor. Wiederholt knallten die Büchsen nun oben in der Höhe, und als der Pulverdampf sich etwas mehr verzogen hatte, erblickte man alle Kabylen todt am Boden liegen, während die Tirailleurs beschäftigt waren, die Bournousse derselben nach Beute zu untersuchen.

Um die Tirailleurs nicht zu weit auseinanderkommen zu lassen, was bei den mit dichten Gebüschten bewachsenen Kuppen und Schluchten leicht möglich war, ließ der Commandant des Bataillons die Hornisten unten im Thal jetzt das Signal zum Sammeln und Zurückgehen geben, und die Hornisten, die mit der Tirailleurlinie vorgegangen waren, wiederholten dasselbe alsbald. In größeren und kleineren Trupps, je nachdem sie sich beim Klettern zusammengefunden hatten, kamen die Soldaten nun allmählich zurück. Trotzdem, daß die Uniformen von den Kletterpartien mitunter hart mitgenommen aussahen, manche der Jäger auch tüchtig an den Händen zerschunden oder im Gesicht zerkratzt waren, herrschte Freude und Triumph über das eben bestandene kleine Gefecht bei Allen. Namentlich ward der Jäger, der sich oben auf der Klippe so heldenmüthig vertheidigt hatte, von seinen Kameraden mit Jubel empfangen und von den Offizieren und dem Commandanten belobt, der ihm das Versprechen gab, daß ihm das Kreuz der Ohrenlegion nicht entgehen solle. Dann ward von den Jägern ein Grab gegraben, um die beiden Kameraden deren Leichen man mit Mühe von den Klippen heruntergebracht, nebst den im Thale Erschossenen zu beerdigen. In ihre Capotmäntel gehüllt, wurden die Leichen in die Grube gelegt, worauf ein Peloton Soldaten eine dreimalige

Salve darüber als die letzte militairische Ehre für die Todten abfeuerte. Auf das Grab selbst wurden große Felsstücke gewälzt, um die zahlreich herumschwärmenden Schakals und Hyänen abzuhalten, die Leichen wieder herauszugraben. Ein einfaches Kreuz, in Eile von den Sappeurs zusammen gezimmert, bezeichnete die Stelle als die letzte Ruhestätte gefallener französischer Soldaten, und um dasselbe her am Eingang der Schlucht im Thale schlugen die Truppen jetzt ihr Bivouac auf, da der Abend bereits nahte und der Commandant nicht wagte, in der Dunkelheit weiter vorzurücken. Der starke Tagesmarsch in der furchtbaren Hitze und der darauf folgende Kampf hatten Alle ermüdet, und der Befehl war daher ein willkommener. Im Schatten hochstämmiger Orangenbäume, deren Blüten die Luft umher mit ihrem Duft erfüllten, waren bald die kleinen Kochfeuer angezündet, um aus den Rationen von Reis und gedörrtem Fleisch eine dicke Suppe zu bereiten. Frische Orangen von seltener Süße und Fülle des Saftes, die man nur von den Bäumen herabzuschütteln brauchte, bildeten das köstlichste Dessert des sonst frugalen, aber durch hundert Späße, Lieder und Erzählungen von Jagd- und Kriegsabenteuern gewürzten Mahls. Bis in die Nacht hinein herrschte an den Wachtfeuern jene fröhliche Lebendigkeit, die man bei den national-französischen Truppen stets finden wird, mag auch der Marsch noch so beschwerlich, die Ration noch so karg sein.

Am andern Tage vereinigten sich die beiden Kolonnen auf's Neue, und es gelang ihnen, die Tribus der Beni-Azoum zu überfallen, nach einer blutigen, aber vergeblichen Gegenwehr ihre Dachera's¹ in Brand zu stecken und bedeutende Viehheerden zu erbeuten. Mit diesem Resultate zufrieden, beschloß der General den Rückzug, da durch die verschiedenen, an den Felspässen zurückgebliebenen Detachements die Kolonne zu sehr geschwächt war, um den Zug noch mit Sicherheit weiter ausdehnen zu können.

Aber dieser Rückzug sollte nicht so gefahrlos werden, wie das Vordringen; denn die Stämme der Beni-Mus, Beni-Atia und Beni-Gamat hatten sich gesammelt und sperrten den Weg nach der Arba, erbittert über die Zerstörung ihres Eigenthums. Die Kolonne hatte um 24 Stunden zu lange gezögert – vierzig vereinigte Stämme hatten bereits alle Pässe von den warmen Bädern bei Melouan bis zum Marabut von Sidi Aly am Djemaa besetzt.

Ein langes Defilee, in welchem drei Stunden hindurch nur Einer hinter dem Andern gehen konnte, mußte passirt werden. Diesen Punkt hatten sich die Araber ausersehen, um einen Hauptangriff auszuführen. Evolutionen zu machen, war hier unmöglich; nicht einmal die Berggeschütze, die auseinander genommen, auf Mauleseln nachgeführt wurden, konnten gebraucht werden; denn der Felsensteg, auf dem man vorrücken mußte, war so schmal, daß man die Lafetten unmöglich aufstellen konnte. Hinter den Felsen und Gebüsch zu Rechten und Linken, und auf dem Rücken der benachbarten Berge folgten die Beduinen, beinahe sicher vor den französischen Kugeln, der Kolonne, und unterhielten mit ihren Flinten, die – fast doppelt so lang als die der Gegner – auch viel weiter reichen, ein ununterbrochenes decimirendes Feuer. Besonders heftig wurde dem Nachtrab zugesetzt, und fast alle Offiziere, die denselben begleiteten, fielen oder wurden schwer verwundet. Die Leute, vom Feinde gedrängt und mit Erbitterung angegriffen, geriethen in Verwirrung, und nur das persönliche Herbeieilen des Generals Lamoricière und des Kommandanten Mac-Mahon vermochte die Unordnung wieder zu heben, die sich bereits dem nächsten Bataillon mitgetheilt. Der Verlust der Franzosen war entsetzlich, und der Rückzug nach dem Djemaa eine der blutigsten Niederlagen in der Geschichte der Eroberung Algeriens.

¹Wohnplätze der Kabylen; die der Araber heißen Duar's.

Endlich erreichte das Corps einen kleinen, von Felsen und Gebüsch umgebenen Thalgrund, der ihm erlaubte in Kolonne zu marschieren und die Bergkanonen aufzustellen. Kein einziger Feind zeigte sich mehr, und man war überzeugt, daß Alle in ihre Dachera's zurückgekehrt wären, zufrieden mit der Rache, die sie an ihren Gegnern genommen. Aus nöthiger Vorsicht sollten jedoch kleinere Detachements auf die Anhöhen und in die Gebüsche zu Seiten des Weges vorausgeschickt werden, und der General selbst rief hierzu Freiwillige auf.

Unter Denen, die sich sogleich meldeten, stand der Graf Boulbon an der Spitze. Sein Pferd war bei dem Passiren des Engpasses erschossen worden, so daß er sich den Fußtruppen hatte anschließen müssen, und er erhielt den Auftrag, mit zwölf Voltigeurs sich links zu ziehen und in einiger Entfernung gleichsam als verlornen Posten dem Nachtrab des Corps zu folgen, um eine erneuerte Annäherung der Feinde sofort zu entdecken. Nachdem die Voltigeure ihre Distancen genommen hatten, drangen sie mit den furchtbarsten Anstrengungen auf dem rauhen, steinigen, durchglühten Boden in der versengenden Hitze der Mittagssonne über Felsen und Schluchten durch dichte, ihre Kleider und ihre Glieder zerreißende Gebüsche von Dornen, Aloe und Cactus wieder zurück in das gefährliche Gebirge bis auf die Entfernung von einer halben Stunde, ehe sie Kehrt machten und nun dem Hauptcorps in gleicher Distance folgten.

Nach einer Stunde der höchsten Anstrengung, als der Nachzug des Corps hinter einer Felswand seinen Blicken verschwunden war, und auch die Tirailleurs in dem hier ziemlich hohen und dichten Olivengehölz sich verloren hatten, wurde der junge Offizier plötzlich von zwölf bis fünfzehn Kabylen, die hinter ihm aus den Hecken hervorsprangen, angefallen und nach kurzer Gegenwehr und fruchtlosem Hilferufen durch einen Kolbenschlag besinnungslos zu Boden gestreckt. Die Feinde machten sich eben daran, ihm den Kopf abzuschneiden, als sie in diesem Augenblick die Voltigeure in einiger Entfernung bemerkten, die zwar mehrere Araber davon sprengen sahen, aber nicht ahnten, daß ihr Führer von denselben überfallen und verwundet worden war, und die deshalb ihren Weg hinter dem Corps her ohne ihn fortsetzten.

Der Lieutenant blieb mehrere Stunden bewußtlos in seinem Blute liegen; denn als er wieder zu sich kam, war die Sonne nur noch wenige Grade über dem Horizont. Von dem Blutverlust, den er erlitten, – obschon keine der Verletzungen sich als gefährlich und ihn des Gebrauchs seiner Glieder beraubend erwies – außerordentlich geschwächt, von den Schmerzen, die ihm die Wunden verursachten, und von dem quälendsten Durste gepeinigt, von seinem Corps getrennt, mitten in einem unbekanntem, unwegsamem Lande und umgeben von blut- und rachedurstigen Feinden – fand er sich in einer so traurigen Lage, als es für einen Soldaten nur geben kann. Er gab jedoch noch nicht alle Hoffnung verloren. Glücklicher Weise hatten ihm die Feinde in ihrer Eile Waffen und Kleider gelassen, – das Järgergewehr, mit dem er sich zum Zweck des Tirailirens bewaffnet, hatte zwar einer der Araber mitnehmen wollen, es aber einige Schritte weiter wieder von sich geworfen. Aimé zerriß sein Hemd, um seine Wunden zu verbinden, lud sorgfältig seine Büchse und schleppte sich – freilich anfangs mit der größten Mühe – in der Richtung fort, welche die Expeditions-Kolonne genommen. Er hatte seine Feldflasche noch halb gefüllt mit Branntwein, der ihm zu Umschlagen auf seine Wunden und zur Sammlung einiger Kräfte wesentliche Dienste leistete.

So lief er denn, so schnell er konnte, durch den Gebirgspäß der Kolonne nach, die wenigstens schon fünf Stunden ihm voraus sein mußte. Aber kaum hatte er etwa eine Lieue

zurückgelegt, als er zu seinem nicht geringen Schrecken drei bewaffnete Mauren hinter einer Felsenwand hervorkommen und im Galop mit geschwungenen Yatagans auf sich einstürmen sah.

Die höchste Entschlossenheit und Umsicht war ihm jetzt nöthig. Glücklicher Weise folgten die Reiter einander in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten, so daß er Zeit genug behielt, auf den ersten zu feuern, ehe der zweite ankam.

Er hatte das Glück, jenen zu treffen, so daß er todt vom Pferde stürzte, und als der Zweite herbeistürmte, vertheidigte er sich mit dem Bajonnet und brachte zuerst dem Pferd einen Stich in die Nase, und als dieses sich bäumte, dem Reiter einen in die linke Seite bei. Schon war der Dritte, der, ohne zu treffen, seine Flinte und eine Pistole auf ihn abgefeuert, bis auf etwa fünf Schritt herangekommen, während der Graf noch mit seinem zweiten Feinde beschäftigt war; als jener aber diesen fallen und den jungen Franzosen aufs Neue zum Kampfe bereit stehen sah, wandte er sein Roß kurz auf den Hinterbeinen um und jagte mit dem Geschrei: »*El-mout! El-mout!*« im Galop über Felsen und Büsche davon. Auch die beiden sattelledigen Pferde folgten, ehe sich der Offizier eines solchen bemächtigen konnte, mit Blitzesschnelle nach, während ihre Herren in ihrem Blute auf dem Boden lagen.

Der Eine, der zuerst gefallen war, mochte wenigstens 50 Jahre alt sein und hatte ein sehr ehrwürdiges, obwohl finsternes und wildes Aussehn. Ein langer grauer Bart hing von seinem Kinn nieder, und die tiefen Furchen, die in sein Gesicht gezeichnet waren, verriethen den viel bewährten Krieger und alten Piraten. Der andere Todte mochte kaum sein 22stes Jahr erreicht haben; er war in seiner vollen Jugendkraft und Schönheit, nur seine Oberlippe war von einem langen schwarzen Schnurrbart überschattet, und seine Gesichtsfarbe und Kleidung kündigte den in der Stadt aufgewachsenen Sohn einer wohlhabenden Familie an. Sein weißer Turban war ihm vom Haupte gefallen und lag aufgewunden neben ihm; sein feinwollener Bournous lag im Blut ausgebreitet und ließ eine reich mit Gold durchwirkte türkische Weste und weite rothe Beinkleider sehen, die bis zu den Knieen gingen und durch einen künstlich gefertigten, mit Perlen gestickten Leibgürtel festgehalten waren, an welchem zwei schöne, mit Silber ausgelegte Pistolen hingen.

Da der Offizier keine Zeit zu verlieren, auch an seinen eigenen Waffen genug zu tragen hatte, verschmähte er jede andere Beute und nahm nur den Gürtel mit den Pistolen des Jüngern zu sich, indem er dachte, daß diese ihm nützlich sein könnten. Er band ihn unter seinem Mantel fest und setzte, da er von dem am Leben gebliebenen Araber mit Hilfe Anderer verfolgt zu werden fürchtete, seinen Marsch mit Eile und Behutsamkeit fort – froh, daß die bald darauf eintretende Nacht ihm vor Verfolgung größern Schutz gewährte, ohne daran zu denken, daß er im Dunkel ohne Zweifel den Weg verlieren und in den unbekanntem Gebirgen sich verirren würde.

So geschah es denn auch. Es ist beinahe unmöglich, wenn man diese Gegend nicht genau kennt, sich darin zurechtzufinden, denn der kaum so zu nennende Pfad zieht sich bald rechts, bald links durch Gebüsch, wo hundert andere sich kreuzen, und über nackte, kahle Felsen, wo er ganz unsichtbar wird. Der junge Mann verlor denn auch bald jede Spur und sah sich genöthigt, über Schluchten und Felsen, durch Dornen und Sträucher aufs Gerathewohl der Richtung zu folgen, in der er sich die Metidjah und das Meer dachte. War er nur erst unten in der Ebene, so sah er sich schon als gerettet an, ohne zu bedenken, daß er dort eben so großer Gefahr von Seite der Araber und selbst durch das Begegnen wilder Thiere ausgesetzt war.

Aber all' sein Suchen nach einem Ausweg aus dem Gebirge war fruchtlos. Wenn er zwischen den Bergen einen freien Raum zu entdecken glaubte, so stellte sich, wenn er näher kam, eine neue Anhöhe, ein neuer Fels seinem Vordringen entgegen. Wasser, seinen brennenden Durst zu löschen, fand er gar nicht, alle Bäche des Gebirges, alle Quellen schienen vertrocknet; dabei begannen seine Wunden immer heftiger zu schmerzen. Er war endlich gegen Mitternacht so müde und erschöpft, daß er sich, ohne Rücksicht auf die neue Gefahr und auf die noch größere, der er sich bei Tage in dieser Gegend aussetzte, um seine Glieder – vielleicht für immer – ausruhen zu lassen, niederlegen wollte, als er das vor ihm liegende Gebüsch sich öffnen sah. Er lief gegen die Gebirgsspalte hin und erblickte endlich zu seinem Entzücken in der Tiefe vor sich die Ebene Metidjah und am Horizont das Meer, aus dem stillen Dunkel mit seinem weißen Schein sich abzeichnend. Eine Reihe von Feuern, die in der Ebene brannten, schien ihm das Lager der Seinen anzukündigen, und neu gestärkt durch diese erfreuliche Gewißheit, begann er die Gebirgsabdachung hinabzusteigen, um zu seinem Corps noch vor dessen Aufbruch zu stoßen. Von der Höhe herab schien ihm die Entfernung nicht mehr als eine halbe Stunde zu betragen, aber er fand sich bedeutend getäuscht, als er gegen die Tiefe niederstieg. Er brauchte ungefähr eine Stunde, bis er unten war, denn mehr als zehn Mal mußte er wegen schroffer Felsenwände, auf die er stieß, oder tiefer Schluchten, die seinen Fortgang hemmten, umkehren und bald zur Rechten, bald zur Linken ausweichen. Als er endlich am Fuß des Gebirges ankam, wußte er nicht mehr, welche Richtung er nehmen sollte, denn die Feuer, die ihm das Lager der Seinen zu verkündigen geschienen, waren sammt all' den Punkten, nach denen er sich von der Höhe aus orientiren konnte, aus seinen Augen verschwunden. Er mußte demnach wieder auf's Ungefähr der Richtung folgen, die ihm die beste schien, und er verirrte sich bald wieder auf's Neue.

Eben hatte er sich um einige niedere Felsen gewendet, als er das Rauschen einer Quelle zu hören glaubte. Auf's Höchste erfreut, hielt er den Schritt an und horchte – er hatte sich nicht getäuscht, in geringer Entfernung vor ihm murmelte deutlich der Fall des Wassers, wie der kleine Bach oder Quell aus einer Felsenspalte quoll und in ein natürliches Becken von Stein niederfloß. Von den Leiden des Durstes fast aufgerieben, riß er die Zweige auseinander, die ihn von dem Rasengrund der Quelle trennten und wollte sich auf diese stürzen, als ihn ein eigenthümlich prasselndes Krachen, wie wenn Knochen zermalmt würden, und gleich darauf ein murrendes dumpfes Brummen zurückschreckte, und zwischen ihm und der Quelle von dem Rasen sich ein dunkler Schatten erhob.

Das Sternenlicht fiel in die Steinschlucht und ließ die Gegenstände zur Genüge erkennen; vor ihm – kaum zwanzig Schritte entfernt – stand ein großer Löwe.

Das majestätische Thier war offenbar aus dem Gebirge herab gekommen, um an der Quelle – vielleicht der einzige Ort auf viele Meilen in der Runde, an dem noch Wasser zu finden war – zu trinken, und hatte darauf hier sein Lager genommen, um an den zu gleichem Zweck herkommenden Thieren seine Mahlzeit zu halten. Der junge Chasseur konnte sehen, wie am Rande der Quelle der Ueberrest einer Antilope lag, die der Löwe dort erwürgt und verzehrt hatte.

Einen Augenblick lang stand der junge Mann in regungslosem Entsetzen vor dieser neuen und furchtbaren Gefahr, und wagte es kaum, zu athmen. Der Löwe stieß jetzt ein Brüllen

aus, das von den nahe liegenden Felsen mit einem donnerartigen Echo zurückgeworfen wurde, und den Soldaten bis in das innerste Mark schauern machte. Die Augen des Thieres leuchteten wie zwei Kohlen in der halben Dunkelheit.

So tapfer der junge Mann war, so erbebte er doch einen Augenblick bei diesem furchtbaren unerwarteten Anblick.

Sein Karabiner war zwar geladen, aber er wußte zur Genüge aus den Erzählungen der Araber wie den Abenteuern Hassans, des berühmten Löwenjägers Hamed Bey's und Vorgängers Gérards, der damals eben erst nach Bona gekommen war und bei demselben Corps, wie der junge Graf stand, – daß der Löwe selten auf den ersten Schuß fällt, die Kugel müßte ihm denn durch das Auge in's Gehirn gedrungen sein.

Aber er hatte eben nur eine Kugel – denn der König der Wüste ließ ihm gewiß nicht Zeit, den Karabiner wieder zu laden, der überdies ein Commißgewehr und wenig zur Jagd auf ein so mächtiges Raubthier eingerichtet war.

Ja er wußte nicht einmal, ob die Pistolen, die er dem getödteten jungen Araberhäuptling abgenommen, geladen waren – er hatte vergessen, sich davon zu überzeugen.

Dennoch dachte er keinen Augenblick an einen Rückzug, selbst wenn dieser möglich gewesen wäre. Er erinnerte sich mit jener Gedankenschnelle, die in Augenblicken der Gefahr ein ganzes Leben zu durchlaufen scheint, daß erst sehr wenige französische Offiziere seit der Eroberung Algeriens das Jagdglück, gehabt hatten, einen Löwen zu erlegen, und daß, wo dies geschehen, es bei großen Jagden in Mitten von Schützen und Treibern geschehen sei oder höchstens von einem gesicherten Anstand aus, und im selben Moment stand auch der Entschluß bei ihm fest, die Trophäe eines gefährlicheren Sieges als des über die Kabylen in's Lager zu bringen, oder an der Quelle sein Leben zu lassen.

Er rief sich rasch Alles zurück, was er über den Charakter und die Kampfart des Löwen gehört hatte und machte sich bereit.

Es bedurfte nur eines Moments, um den Karabiner in die linke Hand gleiten zu lassen und den Hahn zu spannen. So stand er schußfertig dem Löwen gegenüber und erwartete ihn mit festem Blick.

Der Löwe war ein kolossales Thier von der gefürchteten schwarzen Art, die der Araber *el adrea* nennt und die sich gewöhnlich nur im Gebirge aufhält. Sein Kopf war groß, mit einer dichten und langen schwarzen Mähne besetzt. Er hatte bei der blitzschnellen Bewegung des Offiziers und dem Knacken des Hahns einen Sprung vorwärts gethan und befand sich jetzt etwa noch zehn Schritt von seinem Gegner entfernt, den er, den Kopf zwischen die Vorderpranken auf den Boden gekauert, aus den kleinen, wie Kohlen glühenden Augen, betrachtete.

Wohl eine halbe Minute lang standen sich so der Mann und das Raubthier bewegungslos gegenüber und die Spannung war furchtbar; der Graf fühlte, daß er sie nicht länger ertragen könne, ohne seine Ruhe zu verlieren und daß er lieber den Kampf eröffnen müsse.

Langsam begann er daher den Karabiner zu heben, um ihn in schußgerechte Lage an die Wange zu bringen.

Aber so langsam und vorsichtig auch diese Bewegung war, dem scharfen Auge der Bestie war sie keineswegs entgangen. Der Löwe stieß ein markdurchschütterndes Gebrüll aus und hob sich zum Sprung.

Im Nu war der Karabiner an der Schulter des Schützen und der Schuß krachte.

Er hatte keine Zeit gehabt, um zu zielen, ohnehin bei Nacht eine schwierige Sache, und daher nur auf die dunkle Masse gehalten. Aber er wußte, daß er ein sehr sicherer Schütze war und schwerlich gefehlt haben konnte.

Dennoch schien die Kugel keine Wirkung auf das Raubthier geübt zu haben, denn er sah den dunklen Körper im Sprung auf sich zufliegen und kaum zwei Schritte vor sich niederfallen, so dicht, daß er den heißen Brodem des Rachens fühlen konnte.

Graf Aimé begriff, daß er im nächsten Augenblick verloren sei, wenn es ihm nicht gelänge, den Löwen kampfunfähig zu machen.

Mit diesem Gedanken zugleich hatte er auch den Karabiner umgedreht und schmetterte mit einem so gewaltigen Hiebe den Kolben auf den Schädel des Löwen nieder, daß das Holz in hundert Splitter zersprang und er den Lauf allein in der Hand behielt.

Die merkwürdige Körperkraft des Grafen schon in seinen jüngern Jahren war in der ganzen Armee von Algier bekannt. Wie Milo von Croton im Alterthum war er im Stande, mit einem Faustschlag einen Ochsen zu tödten, wenn auch nicht wie jener, ihn nachher auf eine einzige Mahlzeit zu verspeisen! Der Schlag hatte den Löwen so betäubt, daß er auf den Rücken fiel und mit den Pranken durch die Luft schlug.

Diese momentane Pause benutzte der kühne Offizier, um den unnützen Gewehrlauf fortzuwerfen und seinen Säbel zu ziehen. Ohne einen Moment der Zögerung, stürzte er sich mit der blanken Waffe auf den fürchterlichen Gegner und schlug ihm mit einem gewaltigen Hieb die rechte Vorderpranke im Gelenk durch, so daß sie nur noch mit der Haut und einigen Sehnen an dem Bein hing. —

Das Gebrüll des Löwen bei diesem neuen Schmerz war so entsetzlich, daß es selbst das furchtlose Herz des Siegers erbeben machte. Das königliche Thier versuchte es, sich wieder auf die Füße zu werfen und zu einem neuen Sprung anzusetzen, während der Offizier wiederholt ihm den Säbel in den Rachen und den Leib stieß, aber die zerhauene Pranke hinderte es an den raschen Bewegung indeß sein Blut in Strömen aus mehreren Wunden rann, denn auch der Schuß hatte getroffen, wenn auch nicht an einer tödtlichen Stelle.

Dagegen brach ein Hieb mit der gesunden Tatze der Bestie die Klinge des Säbels fast am Griff ab, und der Graf war jetzt nur noch mit den beiden Pistolen des jungen Sheikh bewaffnet.

Er fühlte, daß er bereits der Sieger war und daß der grimmige Feind, der sich brüllend am Boden wälzte, ihm nicht mehr zu schaden vermochte. Er selbst war merkwürdiger Weise mit Ausnahme einiger unbedeutenden Schrammen in dem furchtbaren Kampf ohne weitere Verletzung als die früher erhaltenen Wunden geblieben. Einige Schritte zurücktretend, um dem wilden Umsichschlagen der Tatzen zu entgehen, betrachtete er den Todeskampf des mächtigen Thiers.

Wie seltsam es auch scheinen mag, so erschöpft wie er auch war, dachte er jetzt doch nicht mehr an die Benutzung der Quelle, um die sie gekämpft hatten, ja er fühlte ein gewisses Mitleid mit dem besiegten Gegner, und indem er die eine der Pistolen des Arabers aus dem Gürtel zog, trat er dem Löwen wieder näher und richtete sie auf den Kopf des Thiers, um seinen Todeskampf zu enden.

Aber das Abdrücken belehrte ihn, daß die Waffe bereits abgeschossen war, und erst das zweite Pistol gab Feuer. Er hatte nach dem Auge gezielt und mit sicherer Hand geschossen;

der riesige Körper des Löwen zuckte beim Empfange der Kugel zusammen, dann streckte er die Glieder und blieb bewegungslos liegen.

Der Graf steckte die Pistolen wieder in den Gürtel, nahm den Lauf des Karabiners auf und stieß wiederholt den Löwen an – das Thier war todt. Mit einem stolzen Gefühl des Triumphes setzte er seinen Fuß auf den leblosen Körper und dachte daran, was seine Kameraden sagen würden, wenn er ihnen die Beweise seiner Siege bringen würde.

Endlich trat die Qual des furchtbaren Durstes wieder in ihr Recht und erweckte ihn aus diesen stolzen und eitlen Gedanken. Er verließ den Körper des Löwen und warf sich am Rande der Quelle nieder, um den heißersehten kühlen Trank in langen Zügen in die brennende Kehle zu schlürfen.

Dann, nachdem er sich hinreichend erfrischt, und Kopf Hände und Füße in dem kühlenden Element gebadet und seine Wunden neu verbunden hatte, trat er wieder zu seinem todtten Feinde und schnitt ihm als Zeichen und Andenken seines Sieges beide Pranken vollends ab, bevor er sich auf's Neue auf den Weg machte. Das Wasser hatte ihn zwar etwas erfrischt, indeß die furchtbare Anstrengung und Aufregung doch so ermattet, daß er nur mühsam weiter schwanken konnte, und als er endlich aus dem Schatten eines Gehölzes von Korkeichen tretend den schwachen Schimmer eines Lichtes gewahrte, beschloß er, hier Unterkommen zu suchen, selbst auf die Gefahr hin, in feindliche Hände zu fallen. Näher kommend fand er ein kleines Gehöft der Kabylen, bestehend aus mehreren aus Steinen gebauten Hütten, von denen aber nur aus der einen Licht schimmerte. Die Hunde, ohne die kein Kabylen- oder Araberdorf bestehen zu können scheint, erhoben ein wüthendes Gebell, als er sich näherte, und er vermochte kaum, sie abzuwehren, als er auf die Thür los schritt. Im Vorübergehen bemerkte er in einer großen, von hoher Einfassung umgebenen Hürde mehrere Pferde und Ochsen, ein Beweis, daß der Herr des Hauses zu der wohlhabenderen Klasse gehörte.

Noch ehe er die Thür erreicht, öffnete sich diese und ein Araber, in seinen Bournous gehüllt, trat auf die Schwelle, in der Rechten die Flinte, in der linken Hand die brennende Lampe hochhebend. Hinter ihm wurde die Gestalt seines Weibes sichtbar. Der Hausherr mußte offenbar Jemanden erwarten, denn noch bevor er den Nahenden erkennen konnte, rief er ihm entgegen: »Maschallah, Dank sei dem Propheten, daß Du kommst!«

Sein Schutzgeist gab dem jungen Manne ein, diese Begrüßung sogleich durch jene Formel zu erwidern, mit welcher der Fremde die arabische Gastfreundschaft anruft, die ihm kein Araber alsdann verweigern darf, ohne sich der höchsten Schande auszusetzen. Der Graf kannte diese Gebräuche aus den Erzählungen seiner Kameraden, und da er bereits das Arabische ziemlich gut verstand, sagte er ohne Zaudern: »Dif-Erbi, ein Eingeladener Gottes!«

Der Kabyle, obgleich getäuscht in seiner Erwartung, zögerte doch nicht, zu erwidern: »Marsaba-bick, Du bist willkommen!« indem er zugleich dem Gaste Platz machte, damit dieser über die Schwelle treten könne.

Bei dem ersten Schritt, den der Offizier in die Hütte machte, erkannte er im Licht der Lampe und eines Feuers auf dem niedern Heerd, daß er sich in der Wohnung eines Kriegers, und zwar eines Mannes befände, der eben erst aus dem Kampf gegen die Franzosen und von ihrer Verfolgung zurückgekehrt war.

An der Wand der Hütte lagen Sattel und Zaum, daneben die Pistolen, Yatagan, Säbel und Kugeltasche und ein mit Blut befleckter französischer Militairmantel. Auf einer Matte waren

mehrere Lebensmittel ausgebreitet, da der Hausherr wahrscheinlich eben seine Mahlzeit eingenommen hatte. Der Graf, welcher im Scheine der Lampe den finstern Blick bemerkte, den der Kabyle ihm zuwarf, als er seine Uniform erkannte, ging sogleich auf die Matte zu, brach ein Stück des Maiskuchens ab, tauchte es in Salz und aß es; damit hatte er sich unter den Schutz des Hausherrn gestellt, und dieser war für Alles, was ihm, während er sein Gastfreund war, geschah, *verantwortlich*. Man kennt kein Beispiel, daß ein Araber in seinem Hause das heilige Gesetz der Gastfreundschaft verletzt hätte!

Die Stirn des Arabers wurde dunkel, doch bezwang er sich gewaltsam, nahm den Rest des Brodes und aß ihn. Dann lud er den Gast ein, sein Mahl zu theilen.

»Du bist von der Schaar der Franken, welche die Duars unserer Brüder, der Beni-Azoum, zerstört haben?«

»Ich gehöre zur Kolonne des Generals Lamoricière, die von den Arabern angegriffen wurde. Du warst Einer unserer Feinde?«

»Inschallah! Ich bin ein Bel-Hocein! Weißt Du, ungläubiger Franke, wer die Bel-Hoceini sind?«

»Nein, mein Aga!«

»Die Bel-Hoceini sind die wahren Abkömmlinge Derer, die über das Meer herkamen vor längerer Zeit, als da unsere Väter in Granada waren. Es sind die Kinder der Romani¹ und niemals werden sie die Slaven der fränkischen Hunde sein! Ich war dabei, als die Rechtgläubigen Eure Reihen schlugen im Paß von Zerguin. Diese Flinte da hat zehn der Deinen getödtet!«

Der junge Franzose konnte sich nicht enthalten, seinen Gastfreund mit einigem Mißtrauen anzublicken bei dieser Erzählung, Es war ihm um so unheimlicher zu Muthe, da es ihm vorkam, als ob er sein Gesicht schon irgendwo gesehen, ohne daß er sich erinnern konnte, wo dies gewesen. Aller seiner Waffen verlustig, da zu den Pistolen des jungen Arabers ihm die passende Munition fehlte, war er jetzt widerstandlos dem erbitterten Feinde seiner Nation preisgegeben.

»Ich habe mich verirrt von unseren Truppen« sagte er endlich, »und bin allein und in Deiner Gewalt. Aber es würde unedelmüthig von Dir sein, Deinen Vortheil zu mißbrauchen, und Strafe finden; denn ich weiß, daß Dein Prophet Diejenigen zur Jehennah verdammt hat, welche den Gast kränken. Ich habe des Kampfes und der Gefahren heute zur Genüge bestanden.« Damit zog er die blutige Tatzen des Löwen unter seinem Uniform-Bournous hervor und legte sie vor seinen Wirth.

Dieser blickte ihn erstaunt an. »Bismillah – was ist das?«

»Du siehst es, Freund – die Tatzen eines Löwen, den ich unfern von hier an einer Quelle erlegte!«

Der Araber sprang erfreut empor und rief seinem Weibe: »Komm her, Zulmah, und sieh diesen Franken – bei Allah, er hat Herrn Johann den Sohn Johann's getödtet, den wir diese Nacht brüllen hörten und der seit fünf Jahren die Heerden unserer Dachera's mordet, ohne daß ein Sohn des Propheten ihn zu tödten vermochte! Sprich, Franke, wie ist es Dir gelungen, zu thun, was die beste Flinte des Gebirges nicht vermocht hat?«

¹Der Römer. Die Familie der Bel-Hocein leitet wirklich noch ihre Abstammung von den römischen Eroberern her.

Der Graf erzählte einfach den Hergang, während seine beiden Wirthe ihn mit unverhohlenem Erstaunen ansahen.

»Du bist jedenfalls ein Tapferer« sagte der Araber, indem er ihm die Hand reichte, »und ich achte und liebe die Tapferen, wenn ich auch Dein Volk hasse als die Unterdrücker des meinen und die Verführer meines einzigen Kindes, das von ihrer falschen Zunge bethört in ihre Städte gegangen ist und das Zelt seiner Väter verlassen hat. Aber es ist wiedergekehrt zu dem Haus, das es geboren, es hat die gespaltene Rede der Männer aus Frangistan kennen gelernt und ist wieder ein Araber der Araber geworden. Im heutigen Kampfe war er an meiner Seite und auf Euren flüchtigen Fersen. Er wird heimkehren mit Ruhm und Beute zu der Schwelle seiner Eltern. Aber fürchte Dich nicht, Du bist mein Gast und hast mein Brod gegessen, und Niemand soll Dir Etwas zu Leide thun, so lange Ibrahim Bel Hocein lebt!«

Er ergoß sich in einen Redestrom über die Eigenschaften des verlorren Sohnes, der, von der Lust und den Vergnügungen der französischen Städte angelockt, sich den Herren des Landes angeschlossen hatte, bis irgend ein Streit oder eine getäuschte Erwartung ihn mißmüthig wieder zu einem Feinde der Franzosen gemacht hatten. Als er aber bemerkte, daß darüber seinem Gaste die Augen zufielen, brach er sofort ab und lud diesen höflich ein, auf das für ihn im Winkel des als Küche und Männerwohnung benutzten Raumes bereitete Lager sich niederzulegen. Der Graf warf sich, in seinen Bournous gehüllt, auf die Filzteppiche – und selbst die Gewißheit, daß ihm während des Schlags der erbitterte Feind seines Landes den Hals abschneiden würde, hätte nicht vermocht, ihn auch nur eine einzige Minute länger wach zu halten.

Er mochte etwa vier Stunden fest und traumlos, ohne die geringste Störung zu empfinden, fortgeschlafen und die erschöpfte Natur wieder einigermaßen ihre Kräfte erfrischt haben, als er am Arm angerüttelt wurde.

Mit der raschen Besinnung eines Soldaten richtete er sich empor – ein Blick umher zeigte ihm, was geschehen.

Durch seine Bewegungen im Schlaf war sein Bournous zurückgefallen und die Augen der drei Personen, die sein Lager umstanden, waren mit dem Ausdruck des Hasses und des Schmerzes auf den Perlengürtel gerichtet, den er dem jungen erstochenen Araber am Tage vorher abgenommen hatte und den er um den Leib geschnallt trug.

Das Weib seines Wirthes schluchzte heftig; in der Aufregung des Schmerzes hatte sie die Schleier von ihrem Haupte gerissen und die langen schwarzen Haare schlugen wirr um das thränenfeuchte, trotz ihrer vierzig Jahre noch immer schöne Gesicht. Der Hausherr selbst stand, krampfhaft die Hand um den Griff seines Yatagans gepreßt und, schaute mit finsternen Blicken auf den jungen Soldaten, der mit Entsetzen in dem wilden, rachedurstigen Gesicht des Dritten den Araber wiedererkannte, der zuletzt von jenen Dreien ihn angegriffen und nachdem er vergeblich auf ihn geschossen hatte, geflohen war.

»Was zauderst Du, Ibrahim Bel-Hocein?« rief der Fremde wild, »laß uns die Schlange, die gezischt hat, tödten zur Ehre Allahs und zur Sühne des Blutes, das sie vergossen!«

Er schwang wild den Yatagan über dem Haupte des jungen Soldaten, der unwillkürlich nach den nutzlosen Pistolen griff, aber der Hausherr streckte schützend den Arm dazwischen. »Zurück, Achmet! wärest Du so tapfer gewesen gegen den kämpfenden Feind, wie Du es jetzt gegen den wehrlosen bist – Bugrada und Assaunah, die Hoceini, wären längst gerächt und

nicht Schmach gekommen über ihres Blutes Haus! – Steh' auf, Franke, und folge mir, denn Du darfst nicht mehr länger in diesen Mauern weilen!«

Aimé, noch ganz betäubt von dem, was er sah und hörte, und bereits die traurige Lösung ahnend, erhob sich und folgte seinem Hauswirth vor die Schwelle der Thür. Der Tag war bereits angebrochen, und goldene Wolken im Westen verkündeten den nahen Aufgang der Sonne.

»Bringe den »Pfeil« und die »Schwalbe«,« befahl der Hausherr.

Achmet gehorchte und führte zwei arabische Pferde aus der Umzäunung, denen er rasch Sattel und Zaum anlegte.

Der Chasseur sah schweigend, aber mit Verwunderung dem Allen zu.

»Franke,« sagte darauf der Hoceini, »Du hast, wie mir dieser Mann berichtet, gestern im Kampfe meinen Bruder und meinen Sohn erschlagen. Der Gürtel, den Du um Deinen Leib trägst, verräth Dich, er ist der seine! Aber ich habe Dir Gastfreundschaft gewährt, und Allah's Fluch würde mich treffen, wollte ich das Blut meines Gastes nehmen. Du bist ein Tapferer und hast wie ein Tapferer gethan. Nimm den Gürtel und die Tatzen des Löwen, die Zeichen Deines Sieges mit Dir, und wähle Dir eines dieser beiden Pferde. Ihre Schnelligkeit ist wie der Wind. Sie sind von der Race der Geflügelten und einander gleich. Steige auf und fliehe! – Dort hinaus,« er wies nach einem Punkt am nördlichen Horizont – »ist das Lager der Deinen. Wenn die Scheibe der Sonne über den Rand der Erde sich erhoben, werde ich auf Deiner Ferse sein. Eile Dich, denn Deine Augenblicke sind gezählt!«

Der junge Chasseur fühlte, daß hier nicht der Augenblick des Zögerns oder der Erklärung sei. Er sprang in den Sattel, wobei der Araberhäuptling – bis zum letzten Augenblick dem erhabenen Gebrauch der Gastfreundschaft getreu – ihm den Steigbügel hielt, und die blutigen Pranken des Löwen in den Taschen seines Bournous bergend, spornte er mit dem üblichen Ruf: »Erbi Ikelef Alikun, Gott gebe es Dir wieder!« sein Roß.

Es schoß wie ein Pfeil von den Hügeln, zwischen denen der Hausch¹ des Hoceini lag, und flog über die Ebene.

Der Graf wagte nicht, sich umzusehen, ob der Araber sein Wort hielt, und erst, als die Sonne mehrere Handbreit über dem Horizont stand, wandte er sich im Sattel: – wie einen dunklen Punkt am Rande der Ebene sah er den Verfolger heraufkommen.

Das edle Roß, das ihn trug, strich mit ihm über die Fläche, gleich wie der Vogel, dessen Namen es führte, und dennoch fühlte er – ohne daß er den Blick nochmals zurückwandte, gleichsam durch einen geheimen magnetischen Rapport – das Näherkommen seines Feindes.

Die erbeuteten Pistolen waren ihm nutzlos, er besaß keine andere Waffe mehr, und es blieb ihm daher Nichts übrig, als allein sich auf die Trefflichkeit und Ausdauer seines Pferdes zu verlassen. Selbst wenn er bewaffnet gewesen wäre, hätte es ihm widerstanden, die Waffen gegen den Mann zu brauchen, dessen Sohn er erschlagen und dessen Brod er gegessen hatte.

Die wüthende Jagd flog wie ein Sturmwind über die weite Ebene. Aber ein so tüchtiger Reiter auch der Graf war, sei es, daß der Araber besser die Natur seines Rosses anzuspornen und zu benutzen verstand, sei es, daß dieses selbst noch trefflicher war, als sein Gefährte, – als Aimé sich jetzt im Sattel umkehrte, nach dem Feinde zu schauen, erkannte er deutlich dessen volle Gestalt und sah, wie er Zoll um Zoll ihm näher wuchs.

¹Ein arabisches Landgut.

Die Lebenslust, das Verlangen, einem Kampf auszuweichen, die Hoffnung des Entrinnens ließ ihn sein edles Roß auf alle Weise zur Verdoppelung seiner Schnelligkeit antreiben und er stachelte seine Flanken mit der Spitze der breiten Steigbügel, daß sein Blut auf das harte Erdreich tropfte, über das er hinflog.

Schon konnte er deutlich das Bivouac und die Zelte der Kolonne erkennen, die in der Ebene gelagert war, und nach dieser Stelle hielt er den Lauf seines Pferdes, während sein Verfolger, jetzt mit der vollen Erbitterung des unversöhnlichen Rächers ihn jagend, ihn dabei immer weiter nach rechts zu drängen suchte, wo in einiger Entfernung sich der runde Bau eines arabischen Marabuts auf einer hügelartigen Erhöhung erhob, von der niederes Gesträuch sich weit in die Ebene dehnte.

Der Graf war jetzt etwa noch eine Lieue vom Lager entfernt; man schien dort den Flüchtling bemerkt zu haben und er sah einige Reiter die Kolonne verlassen, um zu recognosciren und die Nahenden zu beobachten.

Plötzlich stieß der Araber ein wildes Triumphgeschrei aus, das bis zu seinen Ohren drang, und jagte jetzt in vertikaler Linie auf ihn zu.

Der Offizier spornte sein Pferd, er sah in der Ferne seine Kameraden eilig heran kommen und konnte bereits erkennen, wie sie ihm winkten.

Aber er verstand nicht, was es bedeuten sollte, daß ihre Zeichen ihn gerade seinem Feind entgegen wiesen, dessen gellendes Rachegeschrei immer triumphirender in seinen Ohren tonte.

Er preßte dem edlen Berberroß die spitzen Bügel auf's Neue in die Flanken und schoß auf den Rand des niedern Gebüsches zu.

In diesem Moment enthüllte sich ihm mit einem Blick die ganze Taktik seines Verfolgers, die Warnung seiner Kameraden.

Vor ihm öffnete sich eine jener breiten, tiefen Erdspalten, welche die ganze Metidjah durchfurchen, und die von dem entfernten Ufer des Djema bis weit über den Marabut hinaus verlief. Der Hoceini hatte mit seiner größern Ortskenntniß das Ende der Schlucht ihm abgewonnen und ihn so gleichsam in eine Falle gebracht, aus der er ohne Kampf nicht zu entrinnen hoffen durfte.

Aber er besaß zu seiner Vertheidigung Nichts, als den kurzen Säbelstumpf und sah, zur Seite blickend, wie der Araber eine lange Reiterpistole im Heranjagen erhob.

Aimé sprengte am Rande der Schlucht hin, seine Rettung fast aufgebend. Der Knall eines Pistolenschusses schlug an sein Ohr, ein Kugel flog dicht an seinem Kopf vorüber.

Er wußte, der Araber hatte noch eine zweite zu versenden.

Jetzt faßte er einen verzweifelten Entschluß. Er lenkte das Pferd in vollem Rennen in halber Volte von der Schlucht zurück, gleich als wolle er sich in die Ebene zurückwerfen.

Der Verfolger stieß ein Freudengeschrei aus.

Dann aber wandte der Graf den Kopf des Rosses, und im Galop an die Schlucht zurückkehrend, hob er das edle Thier und stieß ihm tief die Stacheln der Bügel in die Weichen.

Die Schlucht war über zwanzig Fuß breit, aber dennoch that das Berberpferd den verzweifelten Sprung. Sein edles Blut bewährte sich – das entgegengesetzte Ufer des Felsenspaltes lag zum Glück etwas tiefer und das wackere Thier erreichte glücklich den Rand. Aber während es mit den Vorderfüßen festen Boden gewonnen, fühlte der Reiter, wie seine Hinterhufe

vergeblich an dem bröckelnden Rand des Abhanges Halt zu gewinnen strebten und das Erdreich unter ihnen sich löste. Er hatte eben nur noch Zeit und Entschlossenheit genug, um sich über den Kopf des Pferdes auf den Boden zu werfen; dann überschlug sich dieses und rollte in den Abgrund.

Als der Offizier emporschaute, sah er seinen Feind am andern Ufer der Schlucht sein Pferd auf den Hinterbeinen pariren, ohne es zu wagen, den furchtbaren Sprung ihm nachzuthun. Dann hob er es empor, drehte es im Bäumen dicht am Rande der Schlucht um, daß die Vorderhufe einen Halbkreis über der Tiefe beschrieben, und jagte – ohne seine Pistole zu brauchen – mit der Faust hinüber drohend, mit wildem Geheul davon.

Er hatte sich vor dem Kismet gebeugt, das seinen Feind gerettet. – –

Als die französischen Reiter herankamen, war er schon weit aus dem Bereich ihrer Kugeln.

Seine Kameraden jubelten über die Rettung Boulbon's und führten ihn im Triumph zum Lager zurück, von wo der General selbst die gefährliche Jagd mit angesehen. –

Man war in die Schlucht hinabgestiegen und hatte das edle Berberpferd dort betäubt, aber wunderbarer Weise ohne erhebliche Verletzung gefunden. Die dichten Ranken der Schlingpflanzen hatten die Gewalt seines Sturzes gebrochen und es wurde dem jungen Offizier als sein wohl erworbenes Eigenthum zum Lager nachgeführt, wo ihm von einem Brigade-General bald eine bedeutende Summe dafür geboten wurde.

Aber der Graf weigerte sich, es zu verkaufen. Er sandte es von Algier aus mit einem den Franzosen befreundeten Araber an den Hoceini zurück. Doch der Bote brachte das Pferd wieder mit der Erklärung des Eigenthümers: er wolle ein Thier nicht mehr schauen, das treulos seinen Feind seiner Rache entzogen. Der Franke möge es behalten als Dank dafür, daß er die Gegend von dem Löwen befreit. Im Uebrigen sei Kampf und Blutrache zwischen ihnen bis zum letzten Hauch!

Später hörte er, daß der Häuptling seinen bisherigen Wohnsitz ganz verlassen und tiefer in's Gebirge zu den unabhängigen Stämmen gezogen war.

Der Marschall ernannte den jungen Offizier zu seinem Adjutanten und verwendete ihn seitdem häufig zu den gefährlichsten und ehrenvollsten Aufträgen.

»*Caramba*,« rief der Lieutenant, seine Strohcigarre fortwerfend und sich eine neue drehend – »das nenne ich ein hartes Entkommen! Ihr erzählt vortrefflich Señor Don Bonifaz und ich bin überzeugt, daß diese Teufel von Kabyles, wie Ihr sie nennt, nicht viel besser sind, als die Hunde die Apachen!«

Der Kreuzträger, der mit einem Tuchfetzen den Lauf seiner Büchse polirte, hob den Kopf.

»Habt Ihr jemals schon mit den Apachen zu thun gehabt, Lieutenant?«

»Das nicht, Señor, Gott und die heilige Jungfrau haben mich bis jetzt davor bewahrt und mir passendere Gegner gegeben. Aber jedes Kind in Mexiko weiß von ihnen zu erzählen und ihr Ruf ist der schlechteste von allen Indianos bravos!«

»Dann Señor,« sagte der Fährtsucher, »wartet mit Eurem Urtheil, bis wir mit ihnen zusammen getroffen sind, was – so Gott will! – nicht mehr lange anstehen wird. Unterdeß Monsieur –« der Pfadfinder brauchte diese Anrede stets, wenn er mit dem Grafen oder seinem Factotum sprach, wahrscheinlich, um damit seinen Anspruch auf eine Art Landsmannschaft

zu beweisen, – »möchte ich Euch fragen, ob der General seinen Feind nie wieder getroffen hat? Wir hören in unsern Einöden so selten Geschichten aus der alten Welt, und dieser Häuptling scheint mir so brav wie der beste Krieger der Comanchen oder der Pawnee Loups, mit denen ich zwei Sommer jagte, daß Ihr die Neugierde eines unwissenden Jägers entschuldigen müßt!«

»Ihr habt Recht, Meister Kreuzträger,« meinte der Provençale, »auch der Graf sprach von dem Hoceini, obschon er seinem Yatagan oder seiner Kugel damals nur mit genauer Noth entronnen war, nicht anders als mit Achtung.«

»Aber haben sie sich wieder getroffen?«

»Ja – und zwar bei einer Gelegenheit, von der ich nur mit Schauern sprechen kann. Ich habe Manches in meinem Leben gesehen, aber das Gekreisch der lebendig gebratenen Weiber und Kinder in der Höhle des Dahra gellt mir noch immer vor den Ohren!«

»Wie,« sagte der Kanadier entrüstet, – »wenn jene Krieger jenseits des Meeres auch an Weibern und Kindern solche Greuel begehen, sind sie wirklich nicht besser, als die Apachen! Ich glaubte nicht, aus den alten Ländern dergleichen zu hören!«

Der Avignote zuckte die Achseln. »Ich muß Euch sagen, Meister Kreuzträger, daß nicht die Araber, sondern der französische General selber es war, der den Stamm der Beni Ramah mit all' seinem Eigenthum schmorte!« –

»Und dieser Mann war also ein Christ?«

»Ein gläubiger apostolischer Christ, so gut wie ich, und hoffentlich Ihr. *Corbioux!* Es ist freilich wahr, daß man ihm die Geschichte sehr übel genommen hat und der Graf verließ deshalb die Armee, in der er sicher jetzt Marschall von Frankreich wäre! Aber auf der andern Seite – diese Kabylen sind eine nichtswürdige Brut von Räubern und Mördern und waren so verstockt wie ein Pfaffe, der einen zu viel gezahlten Beichtgroschen herausgeben soll! Sie erwiederten alle Aufforderungen nur mit Flintenschüssen!«

»Wie hieß der Führer der Franzosen?«

»General Pelissier! *Pardioux!* ich kann Euch sagen, Meister Kreuzträger, er ist ein Mann, der nicht mit sich spielen läßt und die Araber kennen ihn jetzt!«

Der Spurfinder hatte die Stirn in die Hand gestützt – er schien in trübe Erinnerungen verloren. »Ich weiß, was es heißt, ausgeräuchert zu werden und Dampf und Flammen ihre unerbittlichen Zungen nach theurem Leben strecken zu sehen! Ihr würdet mich zu Dank verpflichten, Landsmann, wenn Ihr uns die Geschichte erzählen wolltet!«

Die Andern im Kreise wiederholten die Bitte.

»Je nun,« meinte endlich der Mayordomus – »es ist kein Geheimniß, die Zeitungen haben genug davon Lärmen gemacht. Also – bald nach jenem tollen Ritt war der Graf zum Kapitain avancirt und Bugeaud, der Generalgouverneur von Algerien, hatte ihn zu seinem Adjutanten gemacht. Als solcher schlugen wir die Schlacht am Isly mit, das heißt, der Graf neben dem Marschall und oft im dichtesten Kampfgedränge und ich auf seinen Befehl beim Gepäck; denn Ihr müßt wissen und ich mache gar kein Hehl daraus, daß ich lieber den festen Boden unter meinen Sohlen, als ein Pferd zwischen meinen Beinen liebe, und der Graf holte sich in der Schlacht das Kreuz und wurde zum Bataillonschef ernannt. Später machten wir noch mehre Gefechte mit, bis der Graf mit seinem Bataillon zu der Expedition des Obersten Pelissier in den Dahra commandirt wurde.

Sie mochten sich schon von früher her wenig leiden, mein Herr, der Graf und Pelissier. In den Adern der Boulbons rollt, wie Ihr wißt, das königliche Blut der rechtmäßigen Herrscher Frankreichs und Pelissier, ein so tapferer und kühner Bursche er auch sein mag, ist ein verfluchter Demokrat und grob wie ein Korn sack! Er zog bei jeder Gelegenheit seine Räuberbrut die Zuaven und Zephyrs vor, Kerle, die zu schlecht für den höchsten Galgen in Europa und Amerika sind, und häkelte an den regulären Soldaten umher, denn das Bataillon des Grafen gehörte zur Linie. Nun hat der Graf gerade auch keine Lammsgeduld, wie Ihr wohl bald merken werdet, und so prallten denn zwei harte Steine auf einander.

Aber *Pardioux!* es gab Besseres zu thun, als zu zanken, und die Flinten der Araber sorgten lange dafür, daß es keine Zeit gab zu einem ordentlichen Streit. Pelissier ging d'rauf wie der Teufel und die Satans, die er stets vorn weg in's Gefecht schickte, warfen die Kabylen von Schlucht zu Schlucht, von Fels zu Fels. Freilich – jeder Todte, den wir beim Nachrücken fanden, war rein ausgezogen bis auf die Haut und dazu fehlten ihm die Ohren, die des Obersten Zuaven abgeschnitten und einstweilen in die Brotbeutel gesteckt hatten, um die Prämie dafür nicht zu verlieren.

Am Abend eines blutigen Tages kam der Graf, der mehre Male bis zur Spitze unserer Truppen vorgeritten war, zu mir und sagte: »Bonifaz,« sagte er – »weißt Du, wen ich in den Reihen unserer Feinde gesehen habe?«

Zum Teufel, antwortete ich, es wird doch nicht die schöne Fatime gewesen sein, daß Sie in so gewaltiger Aufregung darüber sind!

Ihr müßt nämlich wissen, Señores, die schöne Fatime war eine kleine maurische Tänzerin, in deren Schlingen den Winter vorher in Algier mein Graf arg gefallen war.

»Nein – nichts von dem Unsinn! es ist Ibrahim, der Hoceini, der Herr meines edlen Rosses, dessen Sprung am Marabout mir das Leben rettete, als er mich auf Tod und Leben verfolgte!«

Hui! *Pardioux!* ich pfiß durch die Zähne, denn die Sache war verdammt ernst! Mit einem verfluchten Kabylen, wenn er einem Christenmenschen Rache geschworen hat, ist nicht zu spaßen. So frug ich denn den Grafen, wie sich der braune Satan benommen und ob er ihn erkannt habe.

Bei einem Reiter-Angriff der Araber, den die Zuaven mit einem schnell gebildeten Quarré zurückgewiesen hatten, befand sich der Graf mit dem kommandirenden Offizier zu Pferde in der Mitte. Unsere Leute hatten auf etwa zwanzig Schritt Feuer gegeben und fast ein Drittel der Beduinen hatte die Sättel geräumt. Unter denen, welche den Kugeln entkommen und ihre Rosse zur Flucht wenden konnten, hatte sich der Hoceini befunden. Sein Pferd, der »Pfeil« hatte ihn dicht an die Bayonnete getragen, ehe er es sich bäumen lassen und herumwerfen konnte. Indem er sich in den kurzen Bügeln erhob und mit dem Säbel hinüber drohte, hatte sein Auge auf das des Grafen getroffen und das Erkennen war offenbar ein gegenseitiges gewesen. Der Kabyle hatte eine grimmige Verwünschung ausgesprochen und den Namen Boulbon, den er wahrscheinlich damals von dem Vermittler, der ihm das Pferd hatte zurückbringen sollen, erfahren, zwei Mal herausfordernd in das Kampfgewühl gerufen, ehe er davon jagte. Seitdem hatte man ihn und seinen Schimmel bei jedem wiederholten Angriff an der Spitze gesehen und immer ihn den Namen seines Feindes als herausfordernden Schlachtruf schreien hören.

Nun, *Corbioux!* Der Graf ist sonst nicht der Mann, der sich lange rufen läßt, aber in diesem Falle mochte er nicht freiwillig mit dem braunen Halunken anbinden und ging ihm lieber

aus dem Wege – nicht aus Furcht, wie ich gleich zeigen werde, sondern weil er seinen Sohn getödtet und nachher sein Brod gegessen hatte. Unterdeß wurden die Beduinen Schritt um Schritt immer weiter zurückgeschlagen und der Kampf war grimmiger als vorher, bis plötzlich über Nacht alle Kabylen verschwunden waren, als wären sie von der Erde verschlungen.

Und *Corbioux!* so war es in der That! Habt Ihr je von den Felsenhöhlen der Kantara gehört, Señores? Doch nein, das ist nicht gut möglich. Nun gut – der ganze Stamm der Beni Ramah, zu dem der Hoceine mit seinem Weibe gezogen war, weil dieser der unversöhnlichste Feind der Franken war und die Unterwerfung weigerte, obschon alle andern Stämme im Dahra es gethan, hatte seine Weiber, Kinder und Hausthiere in eine große Felsenhöhle geflüchtet, die wohl tausend Menschen bergen konnte und die man die Grotten von Freschiech nennt.

Aber statt sich ruhig hier zu halten, trotzten sie auf die Sicherheit ihrer natürlichen Feste und schossen auf die Franzosen, die unter ihr im Grunde vorüber zogen.

Pardioux Señores, Ihr hättet damals Pelissier sehen sollen, in welche Wuth er gerieth. Er ließ den Marsch der Kolonne sofort unterbrechen und lagerte vor dem Eingang der Grotten. Spione – denn die Schufte, giebt es überall! – hatten ihm verrathen, daß die Grotte nur zwei Zugänge hatte, die beide eigentlich nur aus mehr oder weniger breiten Felsspalten bestanden. Vorn waren beide Eingänge über einander – auf der Rückseite des Berges nur ein Paar enge Spalten, die leicht mit Felsstücken, Steinen und Aesten zu verstopfen waren, überdies stellte der Oberst einen starken Posten davor. So hatte er sie wie eine Maus in der Falle und keine Katze konnte aus der Höhle entweichen.

Ich habe später oft die Offiziere, darüber sprechen hören, und die meisten waren der Meinung, daß es eine traurige Nothwendigkeit gewesen wäre; denn unmöglich durfte der Oberst fünfhundert entschlossene Feinde in seinem Rücken lassen, die uns die Zufuhren abgeschnitten hätten, und ebensowenig konnte er vor der Höhle lagern, bis der Hunger den Feind bezwang. Ein Angriff auf die unterirdische Festung war aber vollends unmöglich, denn eine Handvoll entschlossener Männer konnte den Eingang gegen eine Armee vertheidigen.

Nur die armen Weiber und Kinder dauerten mich! *Sapristi!* Genug – als die Kolonne sich in gehöriger Entfernung gelagert hatte, schickte der Oberst einen Parlamentair an den Feind, einen Offizier, der das Arabische fertig sprach, und ließ sie wissen, daß sie sich ergeben oder Alle sterben mußten. Die Antwort waren Flintenschüsse, die den einen Begleiter des Parlamentairs todt zu Boden streckten und ihn selbst verwundeten.

Pelissier tobte wie ein angeschossener Eber! *Corbioux*, ich habe nie einen Mann so wild gesehen! Die halbe Truppe mußte sich zerstreuen und was nur irgend auf eine Lieue in der Runde zum Brennen tauglich war, abhauen und sammeln. Es wurden Faschinen gemacht und der Wall, der sich trotz der Flintenschüsse der Araber vor dem doppelten Eingang thürmte, reichte bald bis über die obere Felsspalte hinauf.

Sie wußten, was ihnen bevorstand – von Zeit zu Zeit erschien einer ihrer Krieger in den Oeffnungen, schoß seine lange Flinte gegen uns ab und stieß Verwünschungen gegen das Volk der Franken aus

Der Oberst gab den Befehl zum Anzünden des ersten Faschinen-Walls.

Alsbald erhob sich die züngelnde Flamme und leckte an den dürren Reisern mit ungeheurer Schnelligkeit empor. Die Zephyre, mit allen Raffinements und Schlechtigkeiten vertraut,

hatten Kameelmist und stinkende Kräuter zwischen die Reisigbündel gehäuft und ein erstickender Qualm erhob sich und wurde von dem Luftzug gerade in den Eingang der Höhle getrieben.

Ein Geheul drang durch diesen Rauch, das Gebrüll von Thieren, das Hohngeschrei von Weibern und Kindern in wilden Verwünschungen.

Die meisten Offiziere standen schweigend auf ihre Säbel gestützt in einiger Entfernung, während die Soldaten, das Gewehr neben sich, rings umher gelagert waren und schlechte Witze rissen über die Unglücklichen da drinnen. Wie die Teufel liefen die Zuaven vom Regiment Pelissiers umher und stacherten die Flammen und schleppten immer wieder frische Bündel Faschinen herbei zur Nahrung des Feuers.

Für den Obersten war ein Zelt aufgeschlagen worden. Nachdem er den Befehl zum Anzünden der Faschinen gegeben, zog er sich dahin zurück und der Posten hatte strengen Befehl, Niemand zu ihm zu lassen, als einen Adjutanten, der von Stunde zu Stunde rapportirte.

Es war gegen Sonnenuntergang gewesen, als die Faschinen in Brand gesetzt wurden. Das Feuer brannte die ganze Nacht, aber bei dem geringen Luftzug drang der Dampf nur langsam in die Oeffnungen der Höhle.

In den ersten zwei Stunden verhöhnten uns die Eingeschlossenen. Sie kamen wiederholt an die Oeffnung, stießen Schmähungen aus und schossen ihre Flinten und Pistolen gegen uns ab.

Endlich drang der Rauch dichter und dichter in die Oeffnungen der Höhle und die ungeheure Grotte begann sich zu füllen.

Dann hörten wir das Brüllen der Stiere, das Blöken der Schaafe und das unruhige Gewieher der edlen Pferde, welche die Araber als ihren größten Reichthum mit sich in die Grotten geführt hatten.

Zwischen das Brüllen der Thiere mischte sich bald das Klagegeschrei und das Stöhnen von Menschen.

Wer nur ein Mal Gelegenheit gehabt hat, dem Tode oder Begräbniß eines Orientalen beizuwohnen, konnte sich über diese Laute nicht täuschen. Es war das Geschrei der Klageweiber, die an dem Todtenlager standen, was selbst die Nerven der rohesten Krieger erbeben machte.

Auf diese Weise waren wiederum zwei Stunden vergangen. Die Wachen am Feuer, die mit dessen Unterhaltung beauftragt waren, lösten einander alle Stunden ab. Der Graf, mein Herr, hatte sich in seinen Burnus gehüllt unter einem Felsen auf den Boden geworfen und ich lag zu seinen Füßen.

Es mochte eine Stunde vor Sonnenaufgang sein, als wir durch Schüsse geweckt wurden. Aber sie waren nicht auf uns gerichtet, sondern schienen im Innern der Höhle zu fallen. Dazwischen mischte sich Geheul und Wehklagen und das Brüllen der Thiere.

Wir glaubten Anfangs, die Beni Ramah wollten einen Ausfall machen und erwarteten sie alle Augenblicke durch die Wand von Feuer und Qualm, welche die Ausgänge umgab und verbarg, hervorbrechen zu sehen, aber Nichts davon geschah, und als die Dämmerung das nahe Aufsteigen der Sonne verkündete, war Alles in der Höhle wieder still, bis mit dem ersten Strahl des Tagesgestirns sich von dem obern Eingang her die rauhe und halberstickte Stimme des Muezzin des Stammes mit dem Ruf zum Gebet erhob: La Allah il Allah, Mohamed ben Allah! Es ist nur ein Gott und Mohamed ist sein Prophet!

Der Graf hatte, wie er mir später gestand, während der ganzen Nacht kein Auge zugethan, obgleich er sich gestellt hatte, als schliefe er. Jetzt mit der Reveille, welche die Hornisten bliesen, ging er entschlossen auf das Zelt des Obersten zu und verlangte, mit ihm zu sprechen.

Pelissier war bereits munter, – vielleicht, daß er auch nicht geschlafen hatte in dieser Nacht, – Gott allein weiß es!

Mehrere Offiziere waren dem Grafen gefolgt, als er mit entschlossener Miene zu dem Zelt des Obersten ging. Pelissier trat aus dem Zelt.

»Was wünschen Sie, *Monsieur le commandant*?«

»Oberst – es sind vielleicht noch Menschenleben zu retten!«

»Wo?«

»Wie können Sie fragen – drüben in den Grotten von Freschies!«

»Ich kenne dort nur Feinde der französischen Armee!«

»Aber es sind zur Hälfte Weiber und Kinder!«

»So sind es Mütter von Feinden oder künftige!«

»*Monsieur le Colonel*,« sagte der Graf – »ich glaube, es ist genug geschehen, sie in Schrecken zu setzen, wenn nicht bereits zu viel! Ich bitte Sie im Namen dieser Herrn, im Namen der Menschlichkeit, noch ein Mal einen Parlamentair abzusenden und sie zur Ergebung auffordern zu lassen!«

»Ich habe nicht Lust, noch weitere französische Soldaten zu opfern. Man hat auf die Parmentaire geschossen!«

»Dann erlauben Sie, Oberst, daß ich selbst gehe?«

Pelissier sah ihn höhnisch an. »Wenn Sie den Muth dazu haben!«

Der Graf wurde blutroth. »Sie vergessen Oberst,« sagte er stolz, »daß in meinen Adern das Blut Heinrich IV. fließt und nicht das eines Fleischerknechts!«

Die so direkt und verdoppelt erwiederte Beleidigung, denn der Großvater des Obersten war bekanntlich ein Schlächter, schien ihn sehr gleichgültig zu lassen. Seine Grobheit war bereits damals sprüchwörtlich und er war gewohnt, auch sein Theil einzustecken.

»Bah!« sagte er – »Sie haben Recht – es kann im Grunde nur einen Offizier kosten und das macht Nichts, als eine Vacanz! Gehen Sie denn, *Monsieur le Commandant* – er sagte nie Graf – »aber merken Sie sich, daß ich Sie im Auge halte!«

Der Graf drehte sich ohne ein Wort der Entgegnung um und ging nach dem Feuerwall zu.

Auf seinen Befehl rissen mehrere Leute vom Genie-Corps eine Bresche in die Mauer von brennenden Faschinen, gerade vor dem Eingang. Der Graf winkte einen Hornisten zu sich und ließ ihn ein Signal blasen.

Bei der dritten Wiederholung erschienen drei Gestalten in dem obern Zugang der Grotte.

Die Unterbrechung des Feuers hatte den Rauch und Qualm gelichtet, man fing an, deutlicher den Vorgang zu sehen.

Die Gestalten in dem Eingang der Grotte waren drei Männer in ihren weißen Burnussen, deren Kappe sie zum Schutz gegen den Rauch tief über das Gesicht gezogen hatten.

Aber diese Burnusse hatten jetzt ihre Farbe verloren, sie waren schwarz von Rauch und an vielen Stellen zerrissen und blutbedeckt.

Der Zustand der Männer schien überhaupt erbarmenswerth. Sie konnten sich offenbar kaum noch aufrecht erhalten und lehnten halb ohnmächtig an der Wand oder auf ihren Flinten.

Dennoch glühten ihre Augen gleich Kohlen in blutigem Haß unter der Kaputze hervor und ihre Geberden waren wilde Drohungen.

»Wo ist der Aga des Stammes, der Häuptling der Beni Ramah, daß ich mit ihm rede?« sagte der Graf, der jetzt genug Arabisch verstand, um die Unterhandlung selbst zu führen.

»Die Kugeln der Giaurs haben Muley-Ramah getödtet, wofür ihnen Scheitan vergelte!« sagte der kräftigste der Männer. »Was will der Kafir? ich bin an seine Stelle getreten und werde seinen Tod rächen!«

»Der Deine ist sicher und der aller Deiner Gefährten, Eurer Weiber und Kinder, wenn Ihr nicht die Waffen streckt und Euch ergebt,« entgegnete der Graf.

»Bechesm! Auf meine Augen komme es!«

»Wenn Du wahnsinnig genug bist, Dein Verderben zu wollen, Kabyle,« rief der Graf, »so werden Deine Brüder und Freunde verständiger sein. Hört mich, Ihr Männer und Frauen – der Befehlshaber der Expedition läßt Euch Gnade angedeihen und schenkt Jedem das Leben, Mann oder Weib, die herauskommen und Unterwerfung schwören!«

»Halt ein, Giaur! – Habt Ihr Franken-Hunde keine Ohren?«

»Wie meinst Du das?«

»Maschallah! Ehe die Sonne aufging, haben die Tapfern der Beni Ramah und ihre Freunde selbst die Verräther getödtet, die lieber sich den Christenhunden ergeben, als zur Ehre Allahs sterben wollten! Kein Anhänger des Propheten wird lebend diese Pforte, die Allah selbst gebaut zum Schutz seiner Gläubigen, überschreiten, um sich in die Hände der Verfluchten zu liefern!«

»Wahnsinniger! So opfert wenigstens nicht Eure Frauen und Kinder!«

Der Maure lachte grell auf. »Unsere Frauen und Kinder? Bei dem Barte des Propheten, Dschiaur, Du erinnerst mich zur rechten Zeit daran! Einen Augenblick, und Du sollst sehen, ob wir unsere Weiber noch zu opfern brauchen!«

Er sprang in die Höhle zurück und kehrte nach wenigen Momenten mit einer Last im Arm zurück, die er bis an den Eingang der Höhle schleppte.

Es war ein todttes Weib, die langen schwarzen Haare schleiften auf dem Boden, in dem von dem Feredtschi, dem Gewande entblößten Busen öffnete sich eine furchtbare, noch blutende Wunde, die das Horn eines der von dem Dampf wild gewordenen Stiere ihr gestoßen.

»Kennst Du diese, Hund von einem Franken?« rief der Araber. »Es ist Zulmah, mein Weib, die Mutter des Knaben, den Du erschlagen und ich« – er riß die Kapuze des Burnus von seinem Haupt, – »ich bin Ibrahim der Hoceine, dessen Stamm Du seiner Zweige beraubt! Möge Allah mich an Deinem verfluchten Geschlecht rächen und alle Ungläubige tödten, wie ich Dich erschlage!«

Und mit Blitzesschnelle sein Pistol aus dem Gürtel reißend sprang er mit gewaltigem Satz nieder aus der wohl 20 Fuß vom Boden gähnenden Oeffnung und schoß im Fluge seine Waffe gegen den Offizier.

Die Kugel verfehlte ihr Ziel und zerschmetterte den Schädel des Hornisten.

Der Hoceini war in kauender Stellung mitten zwischen die noch glühenden und dampfenden Reisigbündel niedergefallen.

Im nächsten Moment schnellte er, wie der Löwe seiner Heimath, statt der nutzlos fortgeschleuderten Pistole jetzt den blitzenden Yatagan in seiner Faust, in elastischem Sprunge wieder empor und stürzte sich auf seinen Todfeind.

Aber sei es, daß seine Gewänder durch die Hitze und den Dampf trocken wie Zunder, sei es, daß er gerade auf einen Feuerbrand selbst gesprungen war, der Augenblick hatte genügt, um seine Kleidung Feuer fangen zu machen, und als er sich gegen meinen Herrn, den Grafen stürzte, loderten die Flammen an seinem Burnus und seinem Hemd in die Höhe und hüllten ihn zu einer Feuersäule ein.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens ertönte ringsum, als diese doppelte Gefahr, das Feuer und das Eisen sich gegen den Offizier warf, der nicht einmal Zeit hatte, seinen Säbel zu ziehen.

Mehre in der Nähe stehende Soldaten sprangen herbei – aber zugleich feuerten die beiden Araber aus dem obern Eingang der Höhle und zwei von den Soldaten wurden verwundet – den dritten streckte ein furchtbarer Hieb des Yatagan in die Schulter zu Boden.

Der brennende Hoceini war jetzt dicht vor dem Grafen und hob das blutige Eisen – ich stand zu fern von ihm, um mit meiner Brust den Stoß für ihn zu empfangen – er war verloren!

»Zur Jehennah mit Dir, Hund von einem Mörder!« Der Arm fiel nieder – aber fast in demselben Moment sahen wir die Feuermasse des brennenden Kabylen sich vom Boden erheben und wie einen flammenden Drachen durch die Luft fliegen, wohl mehr als zehn Schritt, mitten zwischen die Faschinen hinein, die im nächsten Augenblick über ihm emporloderten.

Der Graf stand unversehrt – als ich zu ihm stürzte, konnte ich nur noch die an mehreren Stellen glimmende Uniform löschen.

»Ihr habt eine Probe seiner wunderbaren Körperkraft an dem armen Teufel da gesehen,« fuhr der Haushofmeister fort, auf den Piraten in ihrer Nähe deutend, der bei der Erinnerung grimmig das Gesicht verzog und dem Sprecher einen giftigen Blick zuschleuderte – »und ich kann Ihnen sagen, Caballeros, der Graf war schon damals berühmt wegen seiner Stärke und Gewandtheit, wie Sie aus der Affaire mit dem Löwen gesehen haben. Er hat mehrmals zu seinem und seiner Freunde Vergnügen alle die Kunststücke ohne Anstrengung nachgemacht, die der berühmte Marschall von Sachsen und der König August machten, wie das Aufhalten eines Wagens im vollen Lauf der Pferde, oder das Werfen einer Bombenkugel. Ich habe gesehen, wie er eine Kanone mitsammt der Lafette aus einem Loch im Wege bei Constantine hob, wenn das überhaupt Wege zu nennen sind, die sechs Pferde nicht herauszuziehen vermochten, und als er sich eines Tages den Spaß machte, von einem arabischen Schmied unsere Pferde beschlagen zu lassen, und drei Hufeisen nach einander, die der Araber ihm zeigte, als schlechtes Eisen zwischen den Fingern zerbrach, glaubte der Mann wahrscheinlich, er habe seinen leibhaftigen Sheitan, den Teufel, vor sich; denn er rannte voll Entsetzen in sein Haus und schlug die Thür hinter sich zu, ohne sich wieder blicken zu lassen.

Genug davon – seine Kraft und Gewandtheit hatte ihn auch diesmal aus der sichern Todesgefahr gerettet. Es war so, wie wir mit Erstaunen gesehen hatten. In dem Augenblick, wo der Hoceini den Yatagan gegen ihn hob, hatte er ihn am Arm und am Gürtel gepackt, ihn emporgehoben, und den Feuerball, den der Ungläubige bildete, wie einen brennenden Klotz im Bogen durch die Luft geschleudert. Der Kabyle hatte, vor Schmerz oder Erstaunen während der furchtbaren Reise in den Tod seinen Yatagan fallen lassen und ich hob ihn später auf und besitze ihn noch zum Andenken, Sie sollen ihn morgen mit eigenen Augen sehen, Caballeros!

Pardious! Die Flammen schlugen über den Hoceini zusammen und befreiten uns für immer von dem Halunken, während die Kugeln, der Wachen die spitzbübischen Araber in ihr Felsennest zurück jagten.«

»Und der Graf?« frug neugierig der Lieutenant.

»Der Graf stand unbeweglich und blickte finster in das Feuer, als seine Freunde herbeieilten, um ihn, über seine Rettung zu beglückwünschen. Es kam mir vor, als reue es ihn, den Kabylen, der ihm doch selbst nach dem Leben strebte, getödtet zu haben. Aber er hatte keine Zeit dazu, sich dem Bedauern hinzugeben, denn der Araber brüllte noch seinen letzten Todesschrei auf dem Scheiterhaufen, als wir hinter uns die rauhe Stimme des Oberstkommandirenden der Expedition hörten!

»*Monsieur le Commandant*,« sagte der grobe Pelissier, »Sie werden sofort meinem Adjutanten Ihren Degen abgeben und sich vierundzwanzig Stunden als unter Arrest ansehen.«

»Darf ich fragen, warum?« sagte der Graf.

»*Parbleu!* – weil Sie unnütz mit Ihrer unberufenen Weichherzigkeit solchen Schurken gegenüber das Leben zweier Soldaten geopfert haben! – Füllt die Lücke wieder aus, Bursche, die dieser Herr Euch machen hieß, und setzt das Ausbrennen fort!«

Der Graf gab, ohne ein Wort weiter zu sprechen seinen Säbel ab, und ging zu dem Train, wo er blieb, bis die ganze Geschichte vorbei war. Die Zuaven warfen auf's Neue das Reisig und Stroh zusammen und schürten die Flammen, die ihre erstickenden Dämpfe in das Innere der Höhle sandten.

Das Brüllen der Thiere, das dumpfe Stöhnen der Männer, das Wehklagen der Weiber und das Aechzen sterbender Kinder während der nächsten zwei Stunden war schrecklich, dazwischen ertönte hier und da aus dem Innern der Grotten ein Schuß – wie wir später fanden, waren es nicht die Kugeln solcher, die es vorzogen, ein dem Tode geweihtes Leben durch eigene Hand rascher und schmerzloser zu enden, sondern es war ein Kampf von Wenigen gleich dem Hoceini, die den Ausgang versperrt hielten gegen Alle, die sich ergeben wollten, und die lieber auf die eigenen Freunde schossen, als ihnen gestatteten, dem Märtyrertode zu entrinnen und sich den Franzosen zu unterwerfen.

Endlich gegen 1 Uhr Morgens war Alles still; – selbst die Wachen am Feuer, die rohen wüsten Soldaten wagten nicht laut zu sprechen, sondern verhielten sich stumm oder flüsterten nur.

Als die Sonne über den Felsenkuppen der Dahra aufging, war es Allen, als würde ihnen eine Last vom Herzen genommen.

Erst um 8 Uhr ertheilte der Oberst der ersten Ingenieur-Compagnie Befehl, in die Grotten zu dringen, aus denen, nachdem das Feuer davor längst verloschen war und man die hintern verstopften Felsenspalten geöffnet hatte, ein dicker stinkender Rauch hervortrieb. – Vorher hatte Pelissier meinem Gebieter den Säbel zurückgeschickt, aber der Graf verweigerte seine Annahme – er erklärte, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt werden wolle. Mir gab er die Erlaubniß, oder er befahl mir vielmehr, das Detachement in das Innere der Höhlen zu begleiten.

Messieurs! ich kann Ihnen sagen, ich habe Manches gesehen in meinem Leben und meine Nerven sind so ziemlich hart wie Stränge, – aber was ich hier erblicken mußte, hat lange meinen Schlaf mit schrecklichen Träumen erfüllt.

Gleich am Eingang der Grotte lag das Weib des Hoceini mit ihrer furchtbaren Todeswunde in der Brust, jetzt geschwärzt von dem dicken Rauch, der stundenlang hier hineingezogen war. Daneben im wüsten Gedränge Männer, den Yatagan und die Flinte in der Hand, wie sie

einander in wildem Kampf angefallen hatten und doch zuletzt alle dem gemeinsamen Feind erlegen waren.

Gleich darauf trafen wir auf zwei halbverkohlte Stiere, deren Häupter die Araber mit ihren Burnussen umwickelt hatten, wahrscheinlich um die Augen der vom Feuer wüthend gemachten Thiere zu blenden und sie die Menschen verfehlen zu lassen. Daneben kauerte die Leiche einer Mutter, welche allem Anschein nach der Tod ereilt hatte, während sie ihr Kind gegen die Wuth eines dritten Stieres vertheidigte; denn noch hielt sie die Hörner des Thiers mit beiden Händen umfaßt. Wenige Schritte und ganze Haufen von todten Körpern schienen sich uns entgegen zu drängen, von dem Todeskampf schrecklich verzerrt, während ihrem Munde noch ein schwarzer, halb geronnener Blutstrahl entquoll. Dort ruhte der ehrwürdige Scheikh des Stammes, von der Wucht seines eigenen Renners, unter dessen Leiche die seine gefunden wurde, erdrückt. Zwei Liebende hatte der unerbittliche Tod Arm in Arm erreicht. Da lagen sie, in einander geschlungen, ein Bild des Friedens und der Poesie mitten in diesen gräßlichen Szenen. Den Ausdruck des Grauens und entsetzlichsten Jammers hatte das unsägliche Leiden auf den Gesichtern der meisten Sterbenden hervorgerufen und diesen Ausdruck hatte der Tod auf ihren Zügen festgebannt. Andere trugen die finstere Miene fanatischer Entschlossenheit, mit der sie gestorben waren. Dort lag ein unglückliches Mädchen, in dessen Stirn sich der Huf eines wüthenden Hengstes blutig eingedrückt hatte. Dem Thiere, das im eigenen Todeskampf wahnsinnig um sich tretend ihren Tod verursacht hatte, ruhte die Araberin halb verbrannt zur Seite. An vielen Stellen mußten die Flammen selbst vor der Hitze in die Grotten gedrungen sein und die Kleider der Unglücklichen ergriffen haben, denn Haufen verkohlter Gebeine und gräßlicher Ueberreste grinsten uns entgegen.

In dem tiefsten Winkel der Höhle fand ich die erstickte Leiche einer alten Frau, die noch einen Krug Wasser an ihren Mund zu halten schien. Ihre Arme waren auf einen Felsvorsprung gestützt, das graue Haar hing in schlaffen Strähnen über ihr Gesicht. So hatte sie der Tod erreicht, als sie eben durch Flammen und Rauch von versengendem Durst gepeinigt das vielleicht sorgfältig bisher versteckte labende Naß zu ihren welken Lippen bringen wollte. Pferde und Männer, Frauen und Lämmer, Kinder und Ziegen, Waffen und Gewänder, Alles lag verbrannt, versengt oder eingeäschert in grauser, wahnsinniger Unordnung auf dem vom Rauch geschwärzten Boden da – kein Laut, der von einem geretteten Leben zeugte, kein Wort der Klage oder der Rache aus einem Paar dieser für ewig geschlossenen tausend Lippen! – Der Stamm der Beni-Ramah hatte geendet!«

Der Erzähler schwieg – er schien selbst tief ergriffen zu sein von der schrecklichen Erinnerung. Dann rief er den schwarzen Aufwärter, sein Glas zu füllen, und trank es mit einem langen Zuge leer.

»*Caramba* Señor Don Bonifazio,« meinte der Lieutenant, nachdem er in einem zweiten Glase Grogk dem Haushofmeister Bescheid gethan, – Sie erzählen wirklich vortrefflich. Man glaubt, diese höllische Höhle vor sich zu sehen. Darf ich fragen, was Ihr General oder Colonel, vor dem ich allen Respekt habe, mit den todten Arabern angefangen hat?«

»Je nun, ihre Gebeine modern, denk' ich, in den Grotten von Freschiech bis zum jüngsten Tage, wo dann sie ihr verfluchter Prophet zum Paradiese erwecken wird, wie sie sich einbilden. Aber Monsieur Kreuzträger, Ihr sagt ja gar Nichts zu der Geschichte?«

Der alte Mann ließ die Flinte, über der er bisher schweigend geputzt, in seinen Schooß sinken, und sah empor. Er war der Einzige, welcher die Grogkkanne an sich hatte vorüber

gehen lassen. Als der Strahl des Mondes jetzt auf sein Gesicht fiel, glänzte es wie feucht unter seinen grauen Wimpern.

»Ich habe gewiß mit großer Theilnahme Ihre Geschichte gehört, Monsieur Bonifaz,« sagte er, – »um so mehr, als sie mich an die schrecklichste Stunde meines eigenen Lebens erinnert. Aber darf ich Sie fragen, was hierauf mit unserm braven Anführer und seinem damaligen Chef geschah?«

»Je nun, – die Expedition war in einigen Tagen zu Ende, denn die Nachricht von dem Vorgang in den Höhlen verbreitete sich rasch, das Exempel versetzte die Stämme in einen gehörigen Schrecken und sie schickten Abgesandte, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. Der Graf ging lange mit sich zu Rathe, was er thun sollte, aber wie sehr man auch über die Räucherpartie den Kopf schütteln mochte, Oberst Pelissier hatte den Erfolg für sich und machte sich außerdem verdammt wenig daraus, ob sein Verfahren mißfiel oder nicht. Zuletzt wußte das Gouvernement sehr gut, daß nur mit solchen Burschen die wilde Bevölkerung im Zaume zu halten war und er wurde bald darauf General. Der Graf aber nahm seinen Degen nicht wieder, sondern bald darauf seinen Abschied und kehrte mit dem Marschall nach Frankreich zurück. Ich aber folgte ihm, wie ich ihm seit fast zwanzig Jahren gefolgt war und wie ich ihm jetzt über's Meer in einen dritten Welttheil gefolgt bin. – Aber *Mordioux!* sagtet Ihr nicht eben, Meister Kreuzträger, daß Ihr Aehnliches erlebt habt?«

»Ja, Monsieur Bonifaz – und seitdem bin ich geworden, was ich bin, ein rastloser Wanderer, der seine Feinde verfolgt, um jene schrecklichen Stunden zu rächen.«

»So hängt die Geschichte also mit Eurem Eid und dem Kreuz zusammen, das Ihr auf der Brust tragt?«

»Ja, Monsieur!«

»Und es waren die Apachen, die Euch braten wollten?«

»Es waren die Apachen, Señor, aber nicht ich war es, dem ihr Feuer galt, sondern Wesen, die hundert Mal mehr werth waren, wie ein alter Jäger, und das Liebste und Beste, was er auf der Welt hatte.«

Der Trapper legte die Stirn auf seine Hände, die er um den Lauf seiner Büchse geschlungen hielt und schien in tiefe Erinnerungen verloren.

Plötzlich erhob er den Kopf und warf einen feurigen drohenden Blick umher.

»Ich will Ihnen die Geschichte ein andermal erzählen, Mayordomo,« sagte er finster, »denn sie ist wohl werth, daß sie von Allen gehört wird, die jetzt im Begriff stehen, die Apachen zu bekämpfen. Sie wird Sie lehren, die tausend Listen dieser schwarzen Teufel nicht zu gering anzuschlagen, und sich vor ihnen zu hüten, wenn Sie Ihren Scalp auf dem Kopfe behalten wollen. Heute, Monsieur, erlassen Sie es mir, denn ich bin, durch Ihre Erzählung an mein Unglück erinnert, nicht in der Stimmung, davon zu reden.«

»Dann trinken Sie wenigstens dies Glas!« Aber der Kreuzträger wies es mit einer ernsten Geberde zurück.

»Nun gut,« meinte der Haushofmeister der seinen Humor bereits wieder gefunden hatte, – »hoffentlich sind Sie morgen besserer Laune. Aber der Abend ist so schön und der Rum noch nicht alle. Wie wäre es Padrone, wenn Sie uns noch die versprochene Erzählung von Ihren Meertigern zum Besten gäben?«

Der Schiffer lachte. »Die heilige Jungfrau bewahre mich davor, Señor Don Bonifaz, daß ich selber mit solchem Viehzeug zu thun gehabt, obschon leider bei unserm Handwerk genug

Gefahr ist, ihnen einmal in den Rachen zu fallen. Aber da ist Señor *Juan Racunha*, der Capataz war auf den Perlen-Inseln, und ich weiß, wenn ich auch die näheren Umstände nicht kenne, daß er der Mann ist, Ihnen eine Geschichte aus seinem Leben zu erzählen, die Ihnen beweisen wird, daß Ihr altes Land nicht allein so schlimme Dinge zählt, wie die Löwen und Araber!«

»*Bon*, Monsieur Capitain! Señor Racunha muß erzählen, *Corbioux!* Durch eine solche Geschichte lernt man sich wahrhaftig besser kennen, als wenn man ein Jahr lang mit einander herumgesehelt wäre. Also vorwärts Monsieur Racunha und spinnen Sie uns Ihr Garn, wie die Matrosen zu sagen pflegen!«

Die andern Mitglieder der Gesellschaft schlossen sich eifrig der Bitte des Haushofmeisters an.

CALIFORNISCHE NÄCHTE.

(Fortsetzung.)

DIE PERLE.

»*Caramba* Señores! ich muß in die Leiden meines Herzens und in die Tiefen des Meeres zurückgreifen, wenn ich Ihnen meine Geschichte erzählen soll.

Indeß, was thut's! Es ist Alles vorbei, und ein gescheuter Mann kümmert sich nicht um das, was vergangen und daher nicht mehr zu ändern ist!«

Nach dieser kurzen und energischen Vorrede drehte sich der ehemalige Capataz eine neue Cigarre aus Maisstroh und begann seine Erzählung.

»Sie haben beim Untergang der Sonne jene beiden schwarzen Felseninseln gesehen, welche die Bucht von La Paz, die Heimath unsers würdigen Señor Don Diego bilden, dieser Perle aller Schiffer zwischen dem Cap San Lucas und San Francisco, und in deren Mitte wir uns morgen früh befinden werden. Sie steigen wie schwarze Mauern aus der Tiefe des Meeres und sind in diesem Augenblick nur von drei oder vier Familien und den Seevögeln bewohnt. Aber vor zwei Monaten hätten Sie hier sein müssen, wenn es Seiner Excellenz dem Conde General und der Feuersbrunst in San Francisco gefallen hätte, und Sie würden Ihr Wunder geschaut haben.

Auf einer dieser Inseln, ich erinnere mich gerade nicht mehr, ob es auf Cerralbo oder Espiritu Santo war, denn so ist ihr Name, ist auch Ihr gehorsamster Diener seiner Zeit zur Welt gekommen. Mein Vater war ein Spanier von reinem Blut, und Aufseher der Perlen-Compagnie, meine Mutter, ich muß es zu seiner und ihrer Schande gestehen, eine Indianerin, die freilich ziemlich hübsch gewesen sein soll. Indeß – wer kann für seine Gefühle, namentlich wenn keine Kastilianerin auf fünfzig Meilen in der Runde zu haben ist!

Genug, ich war da und freute mich bald meines Lebens, indem ich den größten Theil desselben im Wasser zubrachte. Die Eltern meiner Mutter gehörten zu den besoldeten Tauchern, die an der Küste wohnen und erzogen mich bis zu meinem zehnten Jahre, wo mein Vater mich zu sich nahm und in die Geheimnisse des Geschäfts einweihte. Daher kommt es auch, Señores, daß ich mehre Indianer-Dialekte geläufig spreche und so Seiner Excellenz dem Señor General von ganz besonderem Nutzen sein werde, obschon mein eigentliches Element das Meer und nicht die Sonora ist, denn ich schwimme mit jedem Fisch um die Wette und tauche wie der Sturmvogel, der sich auf der Spitze der Wogen tragen läßt.

Genug davon – da die meisten von Ihnen, diese beiden einsamen, aber gesegneten Inseln wohl noch nie zu Gesichte bekommen haben, muß ich Sie einigermassen von ihrer Natur

unterrichten. Gewöhnlich verödet, dienen sie nur während zweier Monate im Jahre den Perlenfischern und Schildkrötenfängern zum Aufenthalt, und zwar im Juni und Juli. Während dieser Zeit versammelt sich hier eine zahlreiche Bevölkerung von Tauchern, Kaufleuten und Caballeros aller Art. Beide Inseln waren, wie ich mir habe sagen lassen, zu allen Zeiten in dem Golf von Californien wegen ihrer Bänke von Perlernaustern und der großen Anzahl vorzüglicher Schildkröten berühmt, von denen Don Diego uns hoffentlich morgen ein treffliches Ragout mit den Schoten des rothen Pfeffers gewürzt vorsehen wird. Der Erste, welcher diesen Placer von Perlen entdeckte, war ein spanischer Soldat, der nach einem glücklichen Streifzug in die Tiefen des Meeres sich im Besitz von mehr als 60,000 Dollars befand. Seit jener Zeit lassen die Besitzer dieser Placeros sie alljährlich während der beiden günstigsten Monate, das heißt während der beiden heißesten, ausbeuten. Die Perlenfischerei nimmt in der Industrie und dem Handel unserer glorreichen mexikanischen Republik eine bedeutende Stelle ein. Sie, wissen, wenn Zufall oder Nachsuchungen in Mexiko eine Gold- oder Silbermine an den Tag fördern, so wird ihr Dasein der Regierung angezeigt, welche die Bewilligung der Ausbeutung ertheilt, jedoch nur, wenn der Entdecker weder ein Fremder, noch ein Soldat oder Priester ist und sie in Jahr und Tag in Betrieb zu setzen vermag, andernfalls sie dem öffentlichen Schatze anheimfällt. Die Förmlichkeiten sind für die Perlenbänke dieselben und sobald sie erfüllt sind, schreitet man zur Vorbereitung des Fischens. Die Eigenthümer des Placer oder ihre Bevollmächtigten dingen unter den indianischen Stämmen in den Küstengegenden des gegenüber liegenden Californien und der Sonora die Anzahl von Buzos¹, deren sie bedürfen. Wie die Bergleute, haben auch die Taucher einen Antheil, das heißt, ihr Lohn besteht allein in einem Theil des Gewinnes, der ihnen überlassen bleibt. Es gelten dabei ganz besondere Bedingungen, durch das Herkommen zum Gesetz gemacht, und eine davon ist die Grundlage meiner Geschichte und die Ursach, daß ich die Ehre habe, in Ihrer Gesellschaft zu sitzen, Caballeros!

Sobald die Fischerei begonnen hat, werden die Buzos der Gegenstand beständiger Aufsicht, denn Sie begreifen, Señores, wie leicht die kostbarsten Perlen zu entwenden sind. Der Capataz oder Anführer einer Abtheilung ist damit beauftragt. Man vertraut gewöhnlich dieses Amt, das mit unbedingter Gewalt, so weit es nicht das Leben selbst betrifft, verbunden ist, einem Mann an, den seine körperliche Kraft und Gewandtheit und seine Entschlossenheit unter seinen Gefährten geachtet oder gefürchtet macht. Mit zwanzig Jahren, Caballeros, war ich Capataz auf Cerralbo unter dem Oberaufseher, der mein Vater war. Sie müssen nun wissen, daß die Taucher stets von ihren Familien begleitet werden. Mit ihnen kommen gewöhnlich die Zauberinnen aus den verschiedenen indianischen Stämmen, denen die Buzo's entnommen sind. Die alten Hexen, welche die indianische Leichtgläubigkeit ausbeuten, haben die Aufgabe, die Hayfische zu verzaubern und ihre Augen und ihr Gehör zu verstopfen, damit sie die armen Taucher nicht sehen und hören können. Die Reseatadores² kommen desgleichen zu dem Buzeo³, um den Tauchern ihren Antheil an den Perlen abzukaufen. Dann stellt sich noch eine Menge Spekulanten ein, um Tendajos⁴ oder Casas de Partida⁵ zu eröffnen. Da, wie

¹Taucher.

²Mäkler.

³Fischerei.

⁴Schänke.

⁵Spielbanken.

ich Ihnen die Ehre hatte, zu sagen, die Zeit dieser Austernjagd auch für den Schildkrötenfang gilt, welcher zahlreiche Fahrzeuge nach Cerralbo und Espiritu Santo zieht, so findet sich plötzlich eine wandernde Bevölkerung von drei- bis vierhundert Personen auf jeder dieser Inseln ein, die während des übrigen Jahres gänzlich verödet sind.«

»Ich weiß nicht genau, was das ist, die Austern,« schob der ehrliche Pfadfinder ein, »aber wenn es ein jagdbares Thier ist, wie es nach Ihrer Erzählung den Anschein hat, Monsieur Juan, so möchte ich Sie bitten, uns mitzuthemen, wie es gefangen wird.«

Der ehemalige Capataz zog lächelnd über die Einfalt seines Gefährten die dicke silberne Uhr hervor, die er in seiner Leibbinde von rother chinesischer Seide trug.

»Erlauben Sie mir, Señor Don Kreuzträger, Ihnen eines dieser jagbaren Thiere unserer Wildniß zu zeigen, dessen glückliche Erlegung mehr einbringt, als die Felle von hundert Tigern.«

Er hielt ihm die Kette mit dem Berlocque hin, an dem sich in Silber gefaßt eine große Perle von rothvioletter Farbe in ihrem Glanz und von birnenförmiger Gestalt befand.

»Aber ich sehe Nichts von einem Thier. Ist dieser hübsche Kiesel vielleicht in seinem Magen gefunden worden, daß Ihr ihn zum Andenken tragt?«

»Sie haben das Richtige getroffen, Señor, nur ist dies kein Kiesel, wie Sie ihn in den Bächen Ihrer Prairien finden, sondern eine kostbare Perle, die den Werth von mindestens fünfhundert Dollars hat. Sie liegt im Innern der Austermuscheln, die an den Felsen unter der Oberfläche der See wachsen und man nennt sie die versteinerten Thränen der Sonne, die sie weint, wenn sie an gewissen Tagen von dem Meere scheiden und in das Dunkel der Nacht sinken muß. Aber man findet nur selten Perlen von dieser Größe und ich habe noch nie eine gesehen von dieser schönen Farbe!«

»Bah! es giebt viele Narren und Weiber in der Welt. Aber ich begreife noch immer nicht, was dabei für Gefahr sein soll?«

Die Uhr hatte unterdeß die Runde gemacht unter der Gesellschaft und Jeder die kostbare Perle betrachtet.

»*Pardious*,« meinte der Mayordomus, »Sie müssen ein verteufelt reicher Bursche sein, Monsieur Juan, wenn Sie tausend Dollars an Ihrer Uhr herumbaumeln lassen können!«

»Señor – ich habe geschworen, nie diese Perle zu verkaufen!«

»Aber Sie können in Versuchung kommen, sie zu verspielen, oder man könnte sie Ihnen stehlen!«

Sein Blick ruhte dabei ziemlich bedeutsam auf dem alten Piraten, der eben das kostbare Berlocaue in die Finger genommen hatte und mit gierigen Augen betrachtete.

Der ehemalige Capataz der Perlenfischer nahm die Uhr aus der Hand des Seeräubers.

»*Carrajo!* ich habe sie bereits drei Mal verspielt!«

»Und wieder gewonnen?«

»Nein! aber ich bin ein ehrlicher Mann, Señor, und wenn ich so weit gekommen bin, daß ich keinen Real mehr in der Tasche habe und gezwungen bin, meine Perle einzusetzen, sage ich meinem Gegner, daß ich ihn tödten müsse, wenn ich das Unglück haben sollte, sie zu verlieren.«

»Und Sie haben Leute gefunden, die auf diese Bedingung eingegangen sind?«

»Warum nicht, Señor Don Bonifazio? Wir Mexikaner lieben einmal das Spiel, wie Sie wahrscheinlich die Jagd, und außerdem hatten die Caballeros, die mit mir spielten, ja auch die Chance, mich tödten und somit die Perle behalten zu können.«

»Von dieser Seite betrachtet, Monsieur Juan,« lachte der Avignote, »haben Sie Recht und ich erinnere mich, selbst eine Probe von der Leidenschaft Ihrer Landsleute für das Spiel erlebt zu haben.«

Der Capatain verbeugte sich höflich. »Was den Umstand betrifft,« fuhr er fort, »daß mir diese Perle gestohlen werden könnte, so ist dies nicht wahrscheinlich, weil ich mit einem Diebe keineswegs die Umstände machen würde, die ein Caballero dem andern im Spiel schuldig ist; und da ich mit den Tintorera's fertig geworden bin, hege ich keinen Zweifel, dies auch mit einem Spitzbuben zu werden.«

»Tintorera? was ist das?«

»Sie werden es sogleich erfahren, indem ich Ihnen die Art und Weise beschreibe, wie wir die Perlenmuscheln zu holen, oder, wenn Ihnen das besser gefällt, zu jagen pflegen. Die Barken, welche dazu bestimmt sind, enthalten Ruderer und Taucher. Diese Letzteren stürzen sich in das Wasser, das heißt, während der Eine untertaucht, ruht sich der Andere aus. Ein Seil, an dessen Ende sich ein ziemlich großer Stein befindet und das sie zwischen den Fußzehen festhalten, dient ihnen dazu, mit größerer Schnelligkeit unterzutauchen. Das andere Ende des Seils, am Kanot befestigt, hilft ihnen, rascher in die Höhe zu kommen, wenn ihr Gewicht sich um das der Muscheln vermehrt hat, welche sie von dem Felsen in einer Tiefe von zehn oder zwölf Klaftern mit einem kleinen Hammer ablösen und die sie in einem Netz tragen, welches sie wie eine Schürze umbinden und das fast ihre einzige Bekleidung ist. Es ist nicht selten, daß die Taucher drei bis vier Minuten unter dem Wasser verweilen und nachher ganz erschöpft heraufkommen, was sie nicht hindert, an einem Morgen vierzig oder fünfzig Mal unterzutauchen. Die besten Taucher sind gewöhnlich die Hiaquis Indianer, welche an den Ufern des Stromes dieses Namens bei Guaymas leben. Diesem Stamme gehörte meine Mutter und ich habe unter ihnen meine ersten Jahre verlebt, bis, wie gesagt, mein Vater seine Rechte an mich geltend machte, weil ich ihm gefiel und gute Dienste leistete.

Die Hiaquis sind es, welche man wegen ihrer Kühnheit und Gewandtheit vorzugsweise beschäftigt. Denn obschon die Hayfische sich in großer Zahl bei diesen Fischereien sammeln, wie in allen besuchten Gegenden unserer Küste so tauchen jene doch in dieser furchtbaren Nähe mit einer Kühnheit unter, die um so größer erscheint, wenn man die einzige Waffe bedenkt, die ihnen dabei zu Gebote steht. Es ist dies die Estaca, ein Stück Eisenholz, dessen beide Enden zugespitzt und am Feuer gehärtet sind und das sie mit dem kleinen Hammer an dem Gürtel ihrer kurzen Lederbeinkleider tragen. Sie wissen Señores aus der Anschauung des Hay's, den wir vor vier Tagen an der Kettenangel fingen und an Bord zogen, daß nach der kurzen Bildung seines Unterkiefers der Fisch genöthigt ist, sich auf den Rücken zu werfen, um seinen Raub zu ergreifen. Diesen Augenblick wählen sie, um das unzerbrechliche Holz in den geöffneten Rachen ihres Feindes zu stoßen, dessen Kinnladen alsdann sich nicht mehr schließen können.

Aber es giebt ein Ungethüm, vor dem selbst der kühnste Buzo der Hiaquis erbebt, wenn er seine Flossen aus dem Spiegel des Wassers neben seinem Kahn sich erheben sieht wenige Augenblicke vorher, ehe er in den Abgrund tauchen soll, oder gar, wenn er athemlos nach seinem gefährlichen Werk in der Tiefe von dem Felsen sich trennen und emporsteigen will, und er findet das bleigraue matte Auge in der Wasserschicht, die über seinem Haupt ihn von Luft und Leben trennt, unbarmherzig auf sich gerichtet.

Das, Señores, ist die *Tintorera!*

Die Tintorera ist unter den Hayfischen das, was der Señor Mayordomo vorhin von dem Löwen unter den Bestien der Wildnisse sagte, nur daß sie hundertmal erbarmungsloser und blutgieriger ist, als jener. Wenn die Tintorera ein Mal Menschenfleisch gekostet, so kann Nichts sie von dessen Spur abbringen und sie verläßt den Ort nicht, wo sie den Unglücklichen ergriffen hat und Menschen wittert. Zum Glück kommt dieser Teufel des Meeres nicht häufig vor, wo sie aber – und sie sind immer zu zweien, an einem Perlen-Placer sich einfinden, da weigern sich die Taucher, die jedem gewöhnlichen Hay muthig entgegentreten, in die Tiefe zu steigen und die Bank muß oft für das Jahr aufgegeben werden, wenn es nicht gelingt, das Ungeheuer zu tödten.

Vamos! ich habe Ihnen noch Einiges über die Fischerei selbst zu sagen. Jeden Abend, nachdem das Tagewerk vorüber, schüttet und schichtet man am Ufer die Muscheln aus, welche von den Tauchern gesammelt worden sind. Die zehnte Muschel gehört den Buzo's und wird auf einen besonderen Haufen gelegt. Der Capataz überwacht die Theilung und die Oeffnung der Muscheln, deren Verwesung die Sonnengluth alsbald herbeiführt. Wenn die Verwesung vollkommen ist, werden sie ungefähr so wie der Goldsand in den Placers des Sacramento in großen Holzkufen ausgewaschen. Ich muß gestehen, der Schlamm riecht abscheulich, aber es ist nicht zu ändern, und die Indianer machen sich Nichts daraus. Die entdeckte Perle wird gesäubert und dem Aufseher übergeben. Die Perlen, welche auf diese Weise an der ganzen Küste von Californien in der Mission von La Paz und zu Loreto gefischt werden, sind gewöhnlich von bläulicher Farbe, die größeren haben einen in's Schwarzviolette fallenden Regenbogenschein, aber nur selten kommt eine Schönheit vor, wie die der meinen. –

Sie müssen wissen, Señores, daß die Buzo's das Recht haben, die in ihren zehnten Muscheln gefundenen Perlen an die Unternehmer des Placers, das heißt, an den Oberaufseher zu verkaufen oder an die Rescatadores, die Mäkler, je nachdem das mit ihnen geschlossene Abkommen lautet.

Die Fischerei dauert, wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen, zwei Monate; sobald sie beendet ist, besteigt die ganze Bevölkerung wieder ihre Kanots; die Indianer kehren in ihre Dörfer zurück, sich zu einer andern Arbeit zu verdingen, die Schänkwirthe schlagen ihre Buden, die Spielhalter ihre Spieltische anderwärts auf – die Schildkrötenfänger bringen ihren Schiffsherrn die Frucht ihrer Arbeit, die Aufseher den Plazerendos ihre Perlen für die Juweliere und die schönen Damen Mexiko's, und die Inseln bleiben bis zur nächsten Sammelzeit gänzlich verödet. Bis dahin vollendet sich das geheimnißvolle Werk der Erzeugung der Perle auf's Neue. Haufen von Muschelschaalen bleiben als die Zeugen der betriebsamen Zeit am Ufer zurück. Früher erhielten die Schiffe, welche nach Europa segelten, eine Prämie, um den Strand davon zu befreien, indem sie selbe als Ballast einnahmen; später wurde für die Tonne eine Abgabe von einem halben Dollar bezahlt, und gegenwärtig macht die Regierung von Californien einen Erwerbszweig daraus, denn diese Muscheln sind es, welche die beliebte Perlmutter liefern.

Aber *Caramba!* wenn ich so eben sagte, die Inseln blieben gänzlich verödet zurück, so that ich Unrecht, wenigstens war dies zu meiner Zeit nicht der Fall und aller Glanz und alles Gewühl der Städte des Festlandes konnte die Blume nicht aufwiegen, die in der Wildniß von Espiritu Santo während des ganzen Jahres blühte.

Oh Señores, Sie haben die schönste Perle dieses Meeres, Sie haben *Esperanza* nicht gekannt, sonst würden Sie wissen, von wem ich rede. *O si!* hätte die heilige Jungfrau gegeben, daß auch ich Unglücklicher sie nie gesehen hätte, vielleicht lebte sie noch!

Ihr Vater war der Señor Don Castillo und mit ihr zwei Jahre vor meiner Geschichte nach der Insel gezogen. Er betrieb das Gewerbe eines Rescatadore, aber er kehrte nicht mit den andern Händlern nach den großen Städten des Festlandes zurück, um die erworbenen Perlen dort wieder zu verkaufen, und die Leute sagten von ihm, daß er einer der Vertrauten des Generals Santa Anna gewesen und aus seiner Heimath geflüchtet sei, wo ihn die Todesstrafe erwarte. *Pardiez!* er war ein finsterner und unheimlicher Mann und sprach selten mit Unsereinem, aber er hatte eine schöne Tochter und das glich alles Andere aus. So viel ist sicher, daß er sehr habsüchtig war und häufig Fremde empfing, die weder Perlenfischer noch Schildkrötenfänger waren. Er sagte, es seien die Kaufleute, die ihm seine Perlen abkauften. Von den zwei oder drei Familien, die während des ganzen Jahres auf den Inseln wohnen, hörten wir, daß diese Besuche auch während der andern Zeit fort dauerten.

Bueno! Sie müssen wissen, daß ich die Zeit, die ich nicht auf der Insel im Dienst der Plazer Compañía von Guyamas zubrachte, deren Oberaufseher mein Vater war, mich in den Küstentädten des Festlandes umhertrieb, um das Geld, das ich gewonnen, wieder los zu werden. Ich tanzte mit den China's, brachte den vornehmeren Damen Serenaden, war ein Spieler und lustiger Gesell und mit aller Welt in Freundschaft, so lange ich keine Ursache hatte, mein Messer zu ziehen, was allerdings ziemlich oft vorkam, da ich die Schwäche habe, eine Beleidigung nicht eher vergessen zu können, als bis ich mich dafür revangirt habe.

Que lástima! wer kann für seinen Charakter! Man hat sich nicht selbst gemacht! Also, Señores, es war etwa ein Jahr, nachdem Don Castillo sich auf Espiritu Santo niedergelassen hatte, als ich ihn und seine Tochter zum ersten Male sah. *Santissima Madonna!* was soll ich Ihnen von ihr sagen? Sie hatte eine Haut, wie der Flaum eines Pfirsich, und ihre Augen waren so dunkel und feurig, wie der Blitz in der Gewitterwolke um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Genug, die Señoras von der Alameda zu Guaymas waren nicht werth, ihr die Schuhe zu lösen, und dazu war sie eine Dame von der Krone ihres Haars bis zur Spitze ihrer wunderbar kleinen Füßchen, und wenn sie sich in ihren Rebozo hüllte und ihren Fächer spielen ließ, hätte auch der kühnste Mann nicht gewagt, sich ihr aufzudrängen.

Señores, ich sah die Donna Esperanza, und ich liebte sie. Was soll ich Ihnen sagen von meinen Gefühlen? Ich dachte nur an sie und mein Blut und mein Leben lag zu ihren Füßen. Ja, hätte sie mir befohlen, ein Ketzer zu werden, ich hätte den Heiligen in ihrer eigenen Kirche Trotz geboten.

Nun müssen Sie wissen, Caballeros, daß ich nicht allein Augen für die Schönheit der Donna Esperanza hatte. Die Sonora-Company unterhielt auf Cerralbo einen Placer, an der andern Seite der Insel, der sich anmaßte, mit dem unsern zu wetteifern, und an der Spitze dieses Geschäfts stand ein junger Mann, etwa vier oder fünf Jahre älter als ich, ein Engländer von Geburt, und ein vortrefflicher Schwimmer. Er war, die Wahrheit zu sagen, ein stattlicher Mann, kräftig, schön und ein ziemlich braver Bursche. Dieser bewarb sich gleichfalls um die Gunst der Señora Esperanza und ich fürchtete, er werde mir den Rang ablaufen, denn er war bei dem Vater meiner Angebeteten sehr angesehen und verkehrte mehr als ein anderer Mann mit ihm.

Mich dagegen mochte der alte Rebell nicht leiden. Das kam daher, weil mein Vater ein eifriger Anhänger der Föderalregierung war und mir geradezu verbot, mit Don Castillo und seiner Familie, den er im Geheim beobachtete, Verkehr zu halten.

Aber ich war jung und verliebt und hatte meinen Kopf für mich.

Bisher waren wir beide Rivalen einander ziemlich ausgewichen, wenigstens war es noch nie zu einem offenen Streit zwischen uns gekommen. Ich muß gestehen, ich hatte eine gewisse Achtung vor dem Señor Riccardo und es ging ihm vielleicht ebenso mit mir! *Quien sabe!* wir hätten vielleicht die besten Freunde sein können, wenn wir keine Nebenbuhler gewesen wären.

Das ging so im ersten Sommer – aber während der ganzen andern Zeit, daß ich in Guaymas und der Sonora mich umhertrieb, sah ich das dunkle Auge der Señora Esperanza immer vor mir, und als ich im nächsten Jahr zurückkehrte, war ich toller verliebt, als je. Mein Nebenbuhler war bereits vor mir eingetroffen und ich maß ihn mit eben keinen freundlichen Blicken.

Nun müssen Sie wissen, Caballeros, daß die Entfernung zwischen Cerralbo und Espiritu Santo, wo unsere Angebetete wohnte, mehr als zwei Seemeilen¹ beträgt, die wir in unsern Kähnen leicht in einer Viertelstunde zurücklegten. Es schien ein stillschweigendes Abkommen zwischen uns, auf der See uns eben so zu vermeiden, wie auf dem Lande. Oft genug, wenn der Mond sein Silberlicht in dem Meer spiegelte, sah ich das Kanot des Señor Riccardo mir entgegenkommen, denn wie gesagt, der Eine brachte nur die Stunden auf der Insel zu, die der Andere fern davon war, und Doña Esperanza hielt in dieser Beziehung eine strenge Ordnung unter uns und gestattete nicht, daß wir in dem Hause ihres Vaters zusammentrafen oder länger auf der Insel blieben, als sie uns erlaubte.

Nun war es mir in letzter Zeit vorgekommen, als ob meine Angebetete von meiner Liebe gerührt zu werden anfing und sich mehr mir zuneigte, als meinem Nebenbuhler. Sie war freundlicher gegen mich, gewährte mir manche kleine Gunstbezeugung und ich durfte länger bei ihr verweilen, als sonst. Dazu kam, daß sie häufig von ihrem Vater redete und die Hoffnung aussprach, daß er einer Verbindung nicht entgegen sein werde. Aber sie deutete zugleich an, daß die Reden der Leute nicht ganz unwahr wären, und daß eine gewisse Gefahr ihn bedrohe, die wir durch Aufmerksamkeit leicht von ihm abwenden könnten. Sie ermahnte mich, sorgfältig auf Alles zu achten, was auf unserer Insel vorkomme, und sie sofort zu warnen. Ich vergaß nämlich, Ihnen zu sagen, daß mein Vater als der Aelteste auch das Amt eines Alcalden auf den beiden Inseln während der Zeit ihrer Bevölkerung verwaltete und sehr streng die Gerechtigkeit handhabte, sonst wäre es auch nicht möglich gewesen, die Ordnung unter der wilden Gesellschaft, die sich hier zusammen fand, einigermaßen aufrecht zu erhalten.

In diese Zeit fiel ein Ereigniß, das alle meine Hoffnungen wieder zu zerstören drohte. Sie müssen wissen, Señores, daß die Aufseher keinen Antheil gleich den Buzo's an den Muscheln erhalten, wahrscheinlich um zu verhindern, daß sie sich den Löwenheil davon zueignen, daß sie aber das Recht haben, den Tauchern ihren Antheil oder einzelne Muscheln abzukaufen, bevor sie geöffnet sind. Da die Buzos arme Teufel sind und selten zu Etwas kommen, weil sie leidenschaftlich spielen und die Branntweinflasche lieben, wird ein sehr einträglicher Handel damit getrieben.

¹Eine halbe geographische.

Nun hatte Señor Riccardo einen Haufen Muscheln für seine Rechnung von einem alten Taucher gekauft, und als die Sonne ihr Werk verrichtete und die Fäulniß abgeschwemmt wurde, fand sich in einer der Muscheln die kostbare Perle, die ich vorhin die Ehre hatte, Ihnen zu zeigen. Seit langer Zeit war keine von dieser Größe und Schönheit gefunden worden und der Ruf davon verbreitete sich rasch auch zu unserm Placer und zog alle Mäkler herbei. Aber der Engländer verweigerte es, die Perle zu verkaufen. Er ließ sie – wie Sie dieselbe da gesehen haben, – von einem auf der Insel anwesenden geschickten Arbeiter in Silber fassen, und als ich zwei Tage später auf Espiritu Santo meinen Besuch machte, fand ich sie an einer Schnur am Halse der Doña Esperanza hängen.

Sie können meinen Aerger und meinen Verdruß sich denken. Es handelte sich nicht allein darum, daß mein Rival mich bei der Dame ausgestochen, denn ihr Vater machte eine spöttische Bemerkung über meine leeren Hände, als er mir begegnete, und erklärte den verdammten Engländer ganz für den großmüthigen Mann, wie ein Vater ihn nur seiner Tochter zum Gatten wünschen könne, und Esperanza schien in der That über den Schmuck sich überaus zu freuen; – sondern der Ruf von dem Funde der schönen Perle hob auch das Geschäft unserer Rivalen und drohte, unsere besten Taucher zu Ueberläufern zu machen.

Ueberdies hatte sich seit vier Tagen ein Unheil ereignet, das dem ganzen Geschäft große Verluste brachte.

Der gefürchtetste Feind, die *Tintorera*, war erschienen und hatte Angst und Schrecken in den Buzeros verbreitet.

Zwei Taucher waren bereits von den Ungeheuern getödtet worden. Den einen, einen Buzo von großem Muth und großer Geschicklichkeit, hatte der männliche Fisch mitten durchgebissen, als er eben an dem Seil mit seiner Ladung emporsteigen wollte, so daß die Ruderer an den Haaren nur seinen Oberkörper bis zur Brust aus dem Wasser in's Boot hoben, als sie ihm zu Hilfe kamen; dem zweiten war das Bein über dem Knie abgebissen worden und er starb zwei Stunden nach der gräßlichen Verwundung.

Die Taucher, selbst meine alten Bekannten, die Yaquis, gingen nur mit Furcht und Schrecken an ihr Geschäft, ja viele weigerten sich geradezu und man mußte den Lohn verdoppeln und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln anwenden, was natürlich den Ertrag sehr verminderte.

Ich wußte, daß es meine Aufgabe als Capataz war, auf ein Mittel zu denken, die beiden Tintoreras zu beseitigen, denn daß es in der That ein Paar war, hatte ich mich selbst überzeugt und mein Vater hatte mir am Morgen bereits einen finstern Blick zugeworfen und die zarte Andeutung, die Liebelei schien mich zum Müßiggänger und Feigling gemacht zu haben, der sein Brod mit Sünden äße.

So Señores können Sie sich wohl denken, daß ich keineswegs in sehr freundlicher Stimmung war, als ich weit früher, wie ich sonst gewohnt war, die Insel und ihre schöne Bewohnerin verließ und nach meiner Hütte zurück ruderte.

Plötzlich hatte ich einen Anblick, der alle meine Nerven erregte und mich vor Wuth knirschen machte.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne färbten mit Purpurspitzen die Wellen gleich blutigem Gold, und auf der Höhe derselben in der Entfernung von kaum dreihundert Schritten sah ich das Kanot meines Nebenbuhlers und ihn selbst darin, wie er munter und kräftig gegen Espiritu Santo ruderte.

Zugleich aber wurde meine Aufmerksamkeit nach der andern Seite meines Kahns gelenkt. Aus den gerötheten blitzenden Wellen tauchten dicht neben einander zwei schwarze unheimliche Streifen auf und begleiteten den Kahn – es waren die Rückenflossen der Tintorera und ihres Weibchens.

Daß sie sich so nahe dem Kahn hielten, bewies mir, daß der Zustand des Wetters bereits seinen Einfluß auf sie übte. Es war überaus schwül und heiß gewesen und die Luft mit Elektrizität geschwängert, die ein Gewitter für die Nacht in Aussicht stellte. Es giebt Nichts, was die Tintorera wilder und blutdürstiger macht, als diese Gewitternächte. Eine klebrige Materie, welche der Fisch aus den Oeffnungen, mit denen sein Rachen umgeben ist, ausspritzt, verbreitet sich dann über seinen ganzen Körper und macht ihn leuchten wie Feuerfliegen, besonders, wenn der Donner sich hören läßt. Je dunkler die Nacht ist, desto heller glänzt er.

Ich ließ meine Pirogue so nahe als möglich an sie heran treiben, indem ich aufhörte, zu rudern, und dann versetzte ich dem nächsten Ungethüm einen kräftigen Schlag auf den Rücken. Wie ein Blitz schoß es, gefolgt von seinem Gefährten, in die Tiefe.

Aber darüber hatte ich das Kanot des Engländers aus den Augen verloren, und als ich mich wieder danach umsah, war er nicht mehr zu erblicken. *Cuerpo de tal!* wußte ich doch zur Genüge, wo er war!

So ließ ich die Pirogue langsam treiben und als ich das Ufer unfern meiner einsamen Hütte, die ich der bessern Luft wegen auf einem Felsen hatte aufschlagen lassen, erreichte, war es bereits dunkel.

Ich blieb einige Zeit zu Hause, dann aber machte ich mich auf den Weg zu der Wohnung meines Vaters, um ihm zu sagen, daß ich die beiden Tintoreras gesehen habe und mit einigen der muthigsten Bursche in der Nacht hinaus wolle, um den Versuch zu machen, sie mit einer Lockspeise auf einem Kettenhaken zu fangen oder mit der Harpune zu erlegen.

Ich hatte kaum den Fuß des Felsens erreicht, auf dem meine Hütte stand, in der eine alte Hiaquis-Indianerin meine Wirthschaft besorgte, als ich bemerkte, daß mehre Männer um meine Pirogue beschäftigt waren, sie höher auf den Strand zu ziehen.

Ich ging sogleich zu ihnen – es waren Fremde, Soldaten der Republik, mit ihren Flinten, die sie zur Seite gestellt hatten.

»*Caramba!* Señores,« sagte ich – »Ihr gebt Euch eine sehr ungebetene Mühe! darf ich fragen, was das zu bedeuten hat?«

»Das hat zu bedeuten, Señor,« erwiderte der Korporal, »daß auf Befehl des Señor Alcalde alle Boote in dieser Nacht festgelegt und bewacht werden sollen, damit keines die Insel verläßt.«

»*Porque?*¹ was fällt meinem Vater ein? das ist unmöglich, denn ich habe gerade heute Nacht vor, auf dem Wasser zu sein. Und darf ich fragen, Señores, was Sie überhaupt hier zu thun haben auf der Insel?«

Der Korporal war ein äußerst höflicher Mann. »Warum nicht, Señor?« erwiderte er. »Es steht Ihnen die Frage vollkommen frei, nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß es nicht in meiner Macht ist, sie zu beantworten. Wenn der Señor Alcalde Ihr Vater ist, so fragen Sie ihn.«

¹Warum?

Ich konnte mir die Mühe ersparen, denn ich wußte vorher, daß er mir schwerlich eine Antwort geben werde. Aber eine gewisse Ahnung sagte mir, daß es sich um Wichtiges und um ein Geheimniß handele, das ich auf jeden Fall erforschen mußte.

Alto, manos á la obra! Wer sollte nicht wissen, wie man einen Soldaten zum Schwatzen bringt! Ich lud den Korporal ein, mit in meine Hütte zu treten, und ein Glas Mescal zu trinken, ein Vorschlag, den gleich wie ein Spiel kein mexikanischer Soldat ausschlägt. So kamen wir bald in's Plaudern und *Caramba!* beim siebenten Glase wußte ich, daß mein Vater richtig ausgekundschaftet, wer eigentlich Señor Castillo auf Espiritu Santo war, und ihn der Regierung verrathen hatte. Darauf war am Abend, bald nachdem Señor Riccardo sein Boot bestiegen hatte, eine Abtheilung Soldaten aus La Paz eingetroffen, und sie wollten am andern Morgen nach Espiritu Santo übersetzen und den alten Rebellen, Esperanza's Vater, festnehmen.

Valàme! man brauchte nicht die Künste der indianischen Hexen zu verstehen, um voraus zu sagen, was dann mit ihm geschehen würde. Die Förderado's machten nicht viele Komplimente mit dem Leben ihrer Gegner und der Präsident Arispe selbst hatte den Befehl zur Verhaftung des Flüchtlings gesandt.

Pardiez! es hätte mich herzlich wenig gekümmert, ob sie den alten Rebellen erschossen hätten, oder nicht. Aber er war der Vater Esperanza's und sie hatte, vielleicht in der Ahnung der Gefahr oder weil sie irgend eine Warnung bekommen hatten, sich an mich gewandt und meinen Schutz und meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Es galt also, ihrem Vater oder vielmehr der schönen Tochter noch in dieser Nacht Nachricht zu geben und ich übersah mit einem Blick, wie dies mir sofort meine Position wieder erobern, ja meinen Rival aus dem Felde schlagen mußte. Das gerettete Leben des Vaters mußte bei Esperanza zehn solche Perlen, wie der Engländer ihr geschenkt, aufwiegen; die Thatsache, daß ich hinüber nach Espiritu Santo mußte noch diese Nacht, stand also fest. Aber das Wie war eine andere Frage.

Ich hatte es mit einem alten Fuchs und einem vorsichtigen Gegner zu thun, und das war mein Vater. Ich weiß nicht, welche Gründe er hatte, seinen Feind erst am andern Morgen bei hellem Tageslicht verhaften zu lassen, vielleicht, um ihn desto bitterer sein Schicksal empfinden zu machen, aber er hatte Nichts versäumt, um zu verhindern, daß die Nachricht von der Ankunft der Soldaten nach Espiritu Santo kommen konnte. Zu dem Ende hatte er sämtliche Piroguen und Fahrzeuge unserer Insel sofort auf den Strand bringen lassen, die Ruder entfernt und Schildwachen dazu gestellt. Außer dem Kanot Riccardo's war jetzt kein Fahrzeug mehr auf dem Wasser und dieser hatte, wie gesagt, die Insel vor der Ankunft der Soldaten verlassen.

Aber ich mußte hinüber und wenn es zehn Leben gegolten hätte! Das einzige Boot aber, das mich hinüber führen konnte, war das meines Nebenbuhlers, dies also mußte ich haben um jeden Preis.

Als ich so weit war, brachte ich bald den Korporal auf die Beine, um seine Posten zu revidiren. Ich wußte, um welche Stunde Riccardo zurückzukehren pflegte und welches die Landungsstelle seiner Pirogue war; denn ich hatte diese Rückkehr hinter den Felsen versteckt und glühende Eifersucht im Herzen, wohl zwanzig Mal belauscht. *Porque!* welcher Mann, der liebt, thut nicht dergleichen.

Als der Korporal sich endlich mit seinen Leuten getrollt und nur zwei Soldaten als Posten auf unserm Landungsplatz bei den Booten zurückgelassen hatte, löschte ich das Licht in

der Hütte aus und steckte mein schärfstes und bestes Dolchmesser in den Gürtel neben die Estanca, die Jeder immer bei sich trägt.

Dann verließ ich die Hütte und kroch an den Felsen entlang, bis ich außer dem Bereich der Schildwachen war.

In zehn Minuten war ich an der Landungsstelle der Piroguen für die Sonora Compañia. Aber ich überzeugte mich sofort, daß mein Vater mindestens so klug war, als ich, und daß neben den auf's Land gezogenen Fahrzeugen mehrere Schildwachen standen, um sich sofort des zurückkehrenden Kanots zu bemestern.

Zum Glück kannte ich eine enge Felsenzunge, die sich weit hinaus in's Meer streckt und an der mein Rival auf seiner Rückfahrt vorüber kommen mußte. Das Landen dort war zwar gefährlich wegen der Brandung, aber es blieb kein anderes Mittel. Ich eilte fort und kletterte die Felsen hinauf, bis ich die Stelle erreicht hatte und mich lang auf ihr hinwarf.

Unter mir, etwa sechs Fuß entfernt, schäumte das Meer und die Spitzen der Wellen waren wie von hüpfenden weißen Flämmchen bedeckt, denn die Schwüle hatte immer mehr zugenommen, der Coromuel¹ begann immer heftiger zu heulen und am wolkenumzogenen Horizonte zuckten in langen Strahlen die Blitze.

Ein starkes Gewitter war dem Ausbruch nahe – das Meer schien es zu fühlen und sich selbst aufzuregen.

In diesem Augenblick hörte ich Ruderschlag und der nächste Blitz zeigte mir das Kanot meines Rivalen.

»Señor Riccardo! Señor Riccardo!« rief ich mit verhaltener Stimme, meine Hände als Trichter brauchend, um nicht vielleicht von Andern gehört zu werden.

Man weiß, daß der Schall auf dem Wasser sehr weit trägt. Der Engländer hatte meinen Ruf gehört und wandte sofort die Spitze seines Kanots.

»Wer ruft mich? was giebt's?«

»Hierher Señor Riccardo, wenn es Ihnen gefällig ist,« antwortete ich. »Bringen Sie Ihren Kahn in den Schutz des Teufelsfelsens und legen Sie an, ich habe dringend mit Ihnen zu sprechen!«

Der Engländer that noch einige Ruderschläge, bis er dicht unter dem Felsblock auf der Leeseite lag, die von dem Anprall der Brandung geschützt war.

Es war ein kühnes und schwieriges Manövre und erforderte eine sichere Hand, aber ich muß ihm den Ruhm lassen, daß er sie besaß.

»Wer ist es, der mich sprechen will und an diesem Ort und zu dieser Zeit?«

Ich konnte bemerken, daß er auf seiner Hut war und das Ruder schlagfertig in der Hand hielt, wahrscheinlich einen Ueberfall argwöhnend.

»Haben Sie keine Furcht, Señor Don Riccardo,« sagte ich spöttisch. »Es ist der Capataz Juan Racunha, der mit Ihnen sprechen muß!«

»Dann Señor,« sagte er hochmüthig, »wählen Sie eine andere Zeit. Ich bin müde und will nach Hause.«

Er war im Begriff abzustoßen, als ich meinen Groll unterdrückte und fast flehend zu ihm sagte: »Hören Sie mich an, Señor Don Riccardo, ich habe eine dringende Bitte an Sie, von der mehr, als mein Leben abhängt.«

Er hielt sogleich inne. »Eine Bitte?« frug er erstaunt. »Sie an mich?«

¹Ein Wind im Meerbusen von Californien.

»Ja, Señor, und Sie können durch deren Erfüllung mich zu Ihrem ewigen Schuldner machen. Fordern Sie meine ganze Habe, und ich werde sie willig opfern!«

»Das ist seltsam,« sagte er. »Aber zunächst sagen Sie mir, worin besteht diese Bitte?«

»Steigen Sie hier aus, statt nach Ihrer Bucht zu fahren,« bat ich dringend, »und überlassen Sie mir Ihr Kanot auf eine Stunde.«

Er mußte offenbar starkes Mißtrauen über dies Verlangen empfinden und dies sprach sich auch sogleich in seinen Worten aus.

»Das geht nicht Señor,« sagte er. »Warum wollen Sie meinen Kahn und benutzen nicht den Ihren? Hierunter liegt Etwas verborgen, das mir wenig ehrlich zu sein scheint.«

»Mein Kahn ist unter Bewachung, wie alle die andern – nur der Ihre ist noch frei – leihen Sie mir ihn!«

»Nein – oder ich muß wissen, wozu?«

»Señor – ich beschwöre Sie – wenn Sie Doña Esperanza lieben, so geben Sie mir den Kahn – es droht ihr Gefahr – es sind Soldaten auf der Insel!«

»Wie, sprechen Sie wahr?«

»Bei der heiligen Jungfrau, Señor! Aber den Kahn! den Kahn!«

»Dann wissen Sie nicht, wie eilig es ist – ich werde selbst gehen!«

Er stemmte das Ruder gegen den Felsblock, um das leichte Fahrzeug zurück in den Strudel der Wellen zu stoßen – in einem Augenblick wäre Alles für mich verloren gewesen – er der Retter ihres Vaters und ich Nichts als ein elendes Werkzeug, das ihm noch zu seinem Triumph verhalf.

Eine gränzenlose Wuth erfaßte mich.

In diesem Moment erleuchtete ein Blitz unsern Winkel und zeigte mir klar und deutlich die Gestalt meines verhaßten und gefürchteten Nebenbuhlers.

An seiner Brust steckte ein Blumenstrauß – ich erkannte ihn, es war derselbe, den ich am Nachmittag an dem Mieder Esperanza's gesehen und den sie mir verweigert hatte.

Fast mit der Schnelligkeit des Blitzes, der eben den Engländer und seinen verhängnißvollen Kahn erleuchtet hatte, ergriff ich einen schweren Steinblock, der auf dem Felsen lag und schleuderte ihn nach dem Kanot.

Die schwere Last traf nur zu gut und schlug im Augenblick die dünne Wand des leichten Fahrzeugs ein, der Kahn füllte sich sofort mit Wasser und sank.

»Elender Meuchelmörder!« rief sein Führer, ehe er in die Fluth versank, »also darauf war es abgesehen?«

Wie ich Ihnen bereits gesagt habe – Señor Riccardo war lange Seemann gewesen und war ein vortrefflicher Schwimmer, fast oder ganz so gewandt wie ich. Es dauerte also nur wenige Momente, ehe er wieder auf die Oberfläche des Wassers kam.

»Hierher Señor Riccardo!« rief ich mit aller Kraft – »hierher! reichen Sie mir die Hand! Bei meiner Ehre, Sie haben Nichts zu fürchten!«

Ich lehnte mich weit über den Felsen hinaus und streckte ihm meine Hand entgegen.

Endlich hatte er sich aus der Brandung wieder heraus gearbeitet, war an dem Felsen und faßte meine Hand. Ich strengte alle meine Kräfte an, und gleich darauf lag er neben mir auf dem Plateau. Einige Augenblicke blieben wir von der Anstrengung noch schwer athmend neben einander liegen – dann erhoben wir uns und standen im Schein der Blitze einander gegenüber, uns mit finstern, drohenden Blicken messend.

Riccardo war der Erste, der sprach.

»Was soll das heißen, Señor Racunha?« frug er heftig. »Ihr lauert mir auf, um mich tückisch in's Meer zu stürzen, und im nächsten Augenblick seid Ihr bereit, mir zu helfen?«

»Ihr verkennt mich, Señor,« sagte ich kalt, denn ich hatte alle meine Ruhe wieder gewonnen. »Ich bin kein Meuchelmörder, sondern schlage Euch jetzt einen Zweikampf vor!«

»Ein Duell? und deswegen habt Ihr meinen Kahn zertrümmert und mich auf diese Klippe gelockt? *Goddam*, Señor Racunha, ich glaube, ich wäre leichter zu finden gewesen!«

»Ihr mißverstehet mich noch immer, Señor. Ich brauchte Euren Kahn und weil Ihr ihn mir verweigert, müssen wir jetzt Beide unsere Kräfte und unsern Muth gegen einander messen.«

»Aber was soll das heißen? Wozu?«

»Um eine Botschaft nach Espiritu Santo zu bringen.«

»Eine Botschaft?«

»Ja, Señor. – Ihr liebt die Doña Esperanza?«

»Ihr wißt es. Und Ihr seid so thöricht, meinen Nebenbuhler spielen zu wollen!«

»In der Liebe hat Jeder gleiches Recht. Doch darauf kommt es hier nicht an. Seit vier Stunden befinden sich Soldaten von La Paz auf der Insel. Sie haben den Auftrag, den Señor Castillo gefangen zu nehmen, und werden mit Sonnenaufgang nach Espiritu Santo aufbrechen!«

»Wie – so waren Eure Worte vorhin keine Lüge? Mann, um Himmelswillen, redet die Wahrheit!«

»Ich lüge nie – am Wenigsten einem Feinde gegenüber. Jetzt, Señor Riccardo, wißt Ihr, weswegen ich Euer Boot wollte!«

»Aber bei Eurer eignen Liebe zu dem armen Mädchen! Dann laßt uns eilen, ein anderes Kanot zu nehmen. Zwei Ruder werden uns Noth genug sein, denn das Wetter wird immer schlimmer.«

»Ich wiederhole Ihnen, Señor Riccardo, daß auf der ganzen Insel kein Boot mehr zu haben ist – die Soldaten bewachen alle. Das Euere war das einzige, was noch frei war!«

»Wahnsinniger! und dies einzige Mittel, nach Espiritu Santo zu gelangen, habt Ihr vernichtet!«

»Weil ich nicht wollte, daß Ihr den Nutzen haben solltet und ich das Nachsehen.«

»Aber dann sind die Unglücklichen verloren! Ich sage Euch, Capataz, die Verhaftung des Señor Castillo ist so gut, wie sein Todesurtheil! Ihr wißt nicht, wer er ist.«

»Ich habe vermuthet, daß es sich um sein Leben handelt, wenn ich auch nicht die Ehre habe, der Vertraute des Señor Castillo zu sein, wie Ihr!« sagte ich spöttisch. »Um so näher wird Euch die Pflicht liegen, Doña Esperanza nicht zur Waise werden zu lassen.«

»Aber wie – um Gotteswillen, gebt ein Mittel! Ihr mögt Alles nehmen, was ich besitze!«

»Ich bot Euch dasselbe vorhin für Euren Kahn. Ist darin auch Doña Esperanza eingeschlossen?«

Er starrte mich wild an. »Ihr seid wahnsinnig – Capataz!«

»*Quien sabe!* – *Ea!* Señor Riccardo! ich will Euch ein gleiches Spiel vorschlagen!«

»Laßt hören!«

Ich nahm seinen Arm und führte ihn bis an den Rand des Felsens.

Wenn die Blitze weit hin über die Fläche des jetzt in wilden schaumbedeckten Wogen sich hebenden Meeres leuchteten, ließen sich in der Ferne die Felsengebilde von Espiritu Santo erkennen.

»*Ea!* Wir wollen Beide mit gleichen Mitteln und auf gleiche Weise nach der Insel gehen. Jeder von uns kennt das Geheimniß. Wer glücklich oder wer zuerst anlangt, möge den Vater retten und die Hand der Tochter als Lohn fordern! Der Andere tritt ihm hiermit feierlich seine Rechte ab!«

»Aber wie?« frug der Engländer – »selbst wenn ich den ungerechten Vertrag eingehen sollte, wie könnten wir hinüber gelangen?«

»Señor Riccardo,« sagte ich kalt – »thut, was Ihr mich thun seht!«

Damit warf ich meine Jacke und mein Hemd von mir, und schnitt mit dem Dolch die Calzonera's¹, die ich trug, eine Hand breit oberhalb des Knies ab.

Dann reichte ich ihm den Dolch.

»Ich begreife Euch noch immer nicht! was wollt Ihr thun!«

»Was anders, als – da die Boote fehlen, – hinüber schwimmen!«

»Wie, bei dieser See? in diesem Wetter?«

»*Ta!* es ist nur der Coromuel! *Esfuérate!*² Señor! Ihr seid, wie ich bei der letzten Regatta gesehen, ein so guter Schwimmer wie ich. Der Wind ist uns günstig und treibt nach Norden, also nach Espiritu Santo. In einer Stunde spätestens können wir dort sein, wenn . . . «

»Nun?«

»Wenn uns die *Tintorera* nicht unterwegs gefressen hat!«

Er hatte bereits begonnen, gleichfalls seine Kleider abzulegen, denn sein Stolz wollte ihn nicht zurückbleiben lassen. Aber bei diesen meinen Worten hielt er inne und schlug die Hände vor das Gesicht.

»Es ist unmöglich!« stöhnte er.

In diesem Augenblick hätte ich ihm fast seine Liebe zu Doña Esperanza und seinen bessern Erfolg vergeben können, so stolz fühlte ich mich. Indeß, um der Wahrheit die Ehre zu geben und seinem Andenken gerecht zu werden, Señores, ich glaube nicht, daß er weniger Muth hatte als ich, und daß es nur meine indianische Erziehung war, die mich gleichgültiger gegen den Tod machte, als ihn.

»Warum unmöglich? Es sind zwei *Tintorera*'s und zwei Männer. Wäre es nur Einer, so wären die Chancen für sein Entkommen allerdings gering – jetzt ist es anders. Wenn auch der Eine gefressen wird, ist noch Nichts verloren! Entschließt Euch, Señor Don Riccardo – denn die Zeit drängt und der Sturm wird immer heftiger.«

Einige Augenblicke lang kämpfte sein Stolz und wohl auch die Liebe in seinem Innern mit dem Verstand, der ihm das Wahnsinnige des vorgeschlagenen Unternehmens zeigte.

»*A Dios!* Señor Riccardo,« sagte ich verächtlich und trat an den Rand des Felsens vor. »Als Caballero und Mann von Ehre, werdet Ihr, wenn ich Espiritu Santo nicht erreichen sollte, morgen wenigstens Doña Esperanza sagen, daß ich nicht gezögert habe, das für sie zu thun, was kein anderer Mann wagte!«

Ich war in der That im Begriff, mich in die Wellen zu stürzen, als er meinen Arm faßte.

»Ihr werdet nicht allein gehen, Señor Racunha!«

»*Muy bien!* so eilt Euch!«

»Einen Augenblick noch – ich muß nach meiner Wohnung gehen, um wenigstens eine Waffe mitzunehmen. In fünf Minuten bin ich wieder zurück!«

¹Beinkleider.

²Muth gefaßt!

»Das ist unnöthig, Señor, und überdies gefährlich. Man würde Sie festhalten und nach Ihrem Kahn fragen. Ich will in jedem Stücke redlich gegen Sie handeln. Hier sind zwei Waffen zur Bekämpfung der Tintorera, die Estaca und dieser Dolch. Wählen Sie!«

Er zögerte einen Augenblick, dann ergriff er den Dolch. »Ich muß gestehen, daß ich mit der Estaca nicht so gut umzugehen weiß, wie die Eingebornen,« sagte er entschuldigend.

»Da das Messer gefährlicher zu handhaben,« entgegnete ich, »sind die Waffen vollkommen gleich. Doch, mit Ihrer Erlaubniß, Señor!«

Ich nahm die Waffe aus seiner Hand und schnitt seine Calzoneras bis auf die Hälfte der Schenkel ab.

Ein näherer Donnerschlag mahnte uns an Eile.

»Jetzt, Señor Don Riccardo,« sagte ich, »sind wir fertig. Sie sehen den Schein eines Feuers im Norden?«

»Es brennt in dem Hause des Kapitäns der Schildkrötenfänger auf Espiritu Santo, man schmilzt das Fett. Halten Sie dieses Licht im Auge, wenn Sie auf den Kamm der Wellen gehoben werden. Und nun, Señor Don Riccardo, lassen Sie uns zum ersten und letzten Mal in diesem Leben einander die Hand reichen. In einer Stunde wird Einer von uns keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten haben, oder wir haben es Beide nicht mehr nöthig. Sollte Sie ein Unglück treffen, so seien Sie versichert, daß ich Sie an der Tintorera rächen werde!«

Er drückte mir fest die Hand. »Sie sind ein Mann, Señor Juan,« sagte er, »und es ist schade, daß wir nicht Freunde gewesen sind!«

»*Vamos!* Möge die heilige Jungfrau mit uns sein!« Ich stand an dem Rand des Felsens und ließ mich langsam – um durch kein Geräusch die Ungeheuer der Tiefe aufmerksam zu machen, in's Wasser gleiten.

Im nächsten Augenblick hörte ich meinen Gefährten bei dem furchtbaren Abenteuer neben mir.

Ohne mich um ihn jetzt weiter zu kümmern, griff ich aus und war in zwei Stößen, durch den Rückprall der brandenden Wogen unterstützt, weit ab von den Felsen.

Ich fühlte trotz der Finsterniß, des Heulens des Sturms und des Schlagens der Wellen um mich her, daß ich mich in meinem Element befand und schwamm rüstig, aber mit Kaltblütigkeit weiter, indem ich mich nach der Richtung des Windes richtete und das Schwellen der hochgehenden Wogen benutzte.

Von dem Gipfel derselben konnte ich stets das Signalfeuer auf Espiritu Santo sehen und meine Anstrengung dahin richten, wenn ich auch im nächsten Augenblick mich tief in der Höhlung der See befand.

Zugleich spähte ich aufmerksam rechts und links nach den Spuren der Tintorera.

Der Himmel war jetzt ganz umzogen und der Donner rollte in seiner furchtbaren Majestät und mischte sich mit dem Brausen des aufgeregten Meeres. Die Blitze zischten nach allen Seiten, und die ganze See schien manchmal in electrischem Feuer zu stehen.

Es galt vor Allem, möglichst eine zu große Anstrengung der Kräfte zu vermeiden, denn ich wußte sehr wohl, daß jeder Theil derselben noch vollständig beansprucht werden würde. Deshalb auch mochte ich vielleicht eine Strecke gegen meinen Gefährten bei dieser furchtbaren Reise zurückgeblieben sein, der ein sehr rascher und regelmäßiger Schwimmer war.

Plötzlich, – als ich eben von einer Woge wieder auf ihren schaumbedeckten Gipfel gehoben worden war, deuchte es mir, als höre ich nahe vor mir einen Schrei.

Im nächsten Augenblick sah ich durch den tiefen schwarzen Grund, welchen die Höhlung zwischen der Woge, die mich trug und der nächsten vor mir bildete, einen hellen, phosphorischen Streifen schießen.

Ich konnte nicht zweifeln – es war die Tintorera!

Aber ihr phosphorisches Licht verschwand meinen Augen in dem glänzenderen die ganze Fläche der sturmbewegten See erhellenden Blitze, der aus den dunklen Wolken zuckte, begleitet von einem gewaltigen Donnerschlag.

Im Schein dieses Blitzes sah ich auf dem Kamm der nächsten Woge gerade vor mir meinen Nebenbuhler.

Im nächsten Augenblick war Alles wieder in tiefes Dunkel gehüllt und ich tauchte mit Gedankenschnelle in den Abgrund vor mir.

»*Caramba!* ich gestehe Ihnen, Caballeros, die Nähe der Tintorera, der Anblick meines Nebenbuhlers und der gewaltige Blitz und Donnerschlag hatten mir einige Sekunden lang alle Geistesgegenwart und Ruhe geraubt und ich wäre die Beute des Hay's gewesen, wenn ich in diesem Moment mit ihm zusammen getroffen wäre.

Ich hatte, sogar die Augen geschlossen und ließ mich aufs Gerathewohl treiben. Sogleich aber kam mir der Gedanke, daß ich so zu sagen im Rachen der Gefahr sei und daß die nächsten Minuten über unser Beider Schicksal entscheiden mußten.

Die Tintorera's waren auf unserer Spur!

Ich fühlte, mit einer Hand schwimmend, ob die Estaca sich auch sicher in meinem Gürtel befand, und öffnete die Augen.

Vor mir etwa zwölf Schritte entfernt sah ich die phosphorleuchtenden Streifen. Das ausströmende eigenthümliche fahle Licht war so stark, daß ich deutlich die beiden Fische etwa zwei Ellen unter der Oberfläche des Wassers erkennen konnte.

Indem ich mich halb aus der Welle erhob, stieß ich einen gellenden Warnungsschrei aus und ließ den Ruf: »Die Tintorera!« darauf folgen.

Dann athmete ich mit voller Brust die schwüle Luft ein und ließ mich sinken.

Ich machte zwei oder drei Stöße, und dann sah ich über mir das falbe unheimliche Licht des Fisches.

Der Hay hatte mich offenbar gesehen. Ich konnte deutlich die regungslosen, matten bleigrauen Augen des Ungeheuers erkennen, wie sie auf mich gerichtet waren. In der Tiefe, in der wir uns beide – der Fisch und ich – befanden, übte der Coromuel keine Wirkung mehr und das Wasser war so ruhig, daß man nicht merken konnte, es werde auf der Oberfläche zu Schaum gepeitscht.

Die Tintorera – es war das Weibchen, das etwas kleiner ist, als der männliche Hay – ließ sich langsam sinken, um mich noch tiefer hinab zu treiben und dann mit einem Biß zu verschlingen.

Aber ich wußte, daß ich dies nicht abwarten durfte, denn ich war bereits so tief getaucht, daß die Last des Wassers schwer auf mich drückte und ich ein Brausen in den Ohren fühlte, als wollten sie zerspringen.

Ich hatte nur noch für Sekunden Luft in den Lungen!

Eine kräftige Bewegung mit den Beinen und ich schoß in schräger Richtung empor, gerade auf die Tintorera zu.

Ich hatte die Estaca in der rechten Hand; ich sah, wie der kurze Unterkiefer des Fisches zurückfiel und der weite, mit den drei furchtbaren Zahnreihen besetzte Rachen sich öffnete.

Ein Stoß mit der rechten Faust, in der ich vertikal die Estaca hielt, und ich fühlte, daß sie festsaß. Im selben Augenblick ließ ich los und zog die Hand zurück, nicht ohne daß mein Arm sich an den spitzen Zähnen an mehreren Stellen gerissen hätte. Gleichzeitig stieß ich, durch die Kraft des Aufschwungs, mit dem Körper des Fisches zusammen, was wahrscheinlich mein Glück war, da sonst ein Schlag des Schwanzes mich hätte tödten oder wenigstens schwer betäuben können.

Ich gab mir an dem blitzschnell an mir vorüber in die Tiefe schießenden Hay einen Stoß und befand mich im nächsten Moment an der Oberfläche.

Das Erste was ich that, war, einen vollen Strom von Luft einzusaugen, deren Druck mir das Blut aus Nase und Ohren trieb, so lange war ich unter Wasser geblieben. Dann sah ich mich um.

Es war, als ob die Kraft des Gewitters mit jenem gewaltigen Schläge sich gebrochen hätte, denn die Blitze flammten zwar noch, und der Donner rollte, aber nicht mehr mit der frühern Gewalt. – Ich mußte zunächst mich orientiren, da ich bei dem unterseeischen Kampfe natürlich die Richtung verloren hatte, – aber dies war in der That nicht leicht. Um mich die hohen erregten Wogen, über mir der dunkle, nur von den Blitzen erleuchtete Himmel – kein Stern an ihm zu sehen.« –

»Aber die Tintorera, Monsieur Juan?« frug der Mayordomo. »*Corbious!* ich muß gestehen, die Kanaille kommt mir fast noch gefährlicher vor, als ein Löwe.«

»Die Tintorera, Señor Don Bonifazio,« entgegnete höflich der Capataz – »pflegt an der Estaca in ihrem Rachen vollkommen genug zu haben. Ob sie daran verhungern muß oder sie an irgend einem unterirdischen Felsen oder Corallenast sich aus dem Rachen zu reißen weiß, wobei wahrscheinlich ein schönes Stück desselben mitgeht, weiß man nicht. So viel aber ist sicher, daß ein Hay mit einer Estaca zwischen den Kiefern so eilig als möglich das Weite sucht und nie sich wieder an der Stelle blicken läßt, wo ihm das Unglück passirt ist. *Guarda!* warum sollte nicht auch ein Hayfisch eine gewisse Vernunft und Schaam haben? Er schämt sich, daß er besiegt worden ist, und macht sich aus dem Staube!«

»Menschennatur!« bestätigte mit dem Kopf nickend der Spurfinder. »Es ist ein alberner Hochmuth, wenn die Leute nur von dem Instinkt der Thiere reden wollen. Es giebt viele, die klüger sind, als viele Weiße und Indianer. Aber fährt fort, Monsieur Capataz, ich möchte gern wissen, wie es Eurem Kameraden ergangen ist!«

»*Ayme!* Señor Don Kreuzträger, das war eine traurige Geschichte. *Vamos!* Um Eins nach dem Andern zu erzählen – bei dem Leuchten, in dem noch immer der Himmel stand, sah ich meinen Nebenbuhler dicht vor mir mächtig austreichen, um einen dunklen Gegenstand zu erfassen, der vor ihm auf den Wellen trieb, den ich aber nicht zu unterscheiden vermochte.

Ich rief ihm triumphirend zu, und er wandte den Kopf nach mir.

Das Alles, was ich jetzt erzähle, geschah in einem Augenblick bei dem Leuchten eines Blitzes. Er schien auf der Stelle, wo er schwamm, plötzlich still zu halten und erhob sich mit dem Oberkörper kerzengerade wohl eine Elle weit aus dem Wasser. Seine Augen waren auf mich gerichtet und ich werde bis an mein Ende den schrecklichen Ausdruck nicht vergessen, den sie hatten.

Ich hörte einen Schrei, so wild und entsetzlich, wie ich bis dahin Nichts in meinem Leben gehört hatte, gellend, durchdringend – den Sturm und den Donner überbietend:

»Esperanza!«

Im nächsten Moment war Alles wieder in dunkle Nacht gehüllt und ich schwamm auf die Stelle zu.

Plötzlich stieß ich mit der ausgreifenden Hand an einen Gegenstand – es war der dunkle Körper, den ich so eben hatte auf den Wogen treiben sehen – im Nu hatte ich begriffen, weshalb der Engländer ihn zu erreichen strebte: es war sein eigenes von mir zum Theil zerschmettertes Boot.

Die Wellen hatten es umgestürzt und es schwamm mit dem Kiel nach oben.

Caballero's, ich weiß kaum einen Augenblick in meinem Leben, wo ich der heiligen Jungfrau aufrichtiger für eine Gabe gedankt hätte, als für diese Paar zerrissenen und werthlosen Bretter.

Ich befand mich im Nu auf ihnen und streckte mich lang darauf aus. Es war die höchste Zeit; denn noch ehe ich hätte ein Paternoster nebst dem Ave beten können, sah ich unter mir in der Tiefe das unheimliche Leuchten der Tintorera.

Sie kam fast bis zur Oberfläche und ich fühlte zwei Mal den Stoß ihres Körpers gegen das schwache Holz, das allein zwischen mir und der Ewigkeit war.

Zum Glück gelang es mir, mich festzuhalten. Dann schoß der Feuerstreifen, der den gräulichen Fisch umgab, nach einer andern Seite und ich sah Nichts mehr von ihm.

Ich fürchtete jetzt aufrichtig, daß er meinen Nebenbuhler verfolgen möchte, der durch irgend einen unglücklichen Zufall, vielleicht durch meinen Anruf, von den Planken seines eigenen Bootes abgekommen sein mochte. Ich war so dankbar gegen die heilige Jungfrau über meine eigene Rettung, daß ich in diesem Augenblick gar keinen Groll mehr gegen ihn empfand, sondern nur ihn zu retten wünschte. Ich befand mich in verhältnißmäßiger Sicherheit und ich beschloß, auch ihm beizustehen.

Mit aller Kraft meiner Lungen rief ich über die tobenden Wellen seinen Namen und schrie ihm zu, zu mir zu schwimmen.

Nichts antwortete mir, als das Brausen der Wogen und das rasch sich entfernende Rollen des Donners.

Ich hatte jetzt so viel Halt gefunden, um rittlings auf dem Kiel sitzen zu können, und mit beiden Händen mich festhaltend wiederholte ich den Ruf.

Abermals keine Antwort!

Auf dem weißen Gischt der Wogen waren nur ich und die lecke zerbrochene Pirogue.

Dennoch, während mich das Spiel des Wassers vorwärts trieb, ließ ich nicht nach in meiner Anstrengung und rief immer und immer wieder den Namen, bis es mir endlich einfiel, daß er wahrscheinlich meiner spotte und, den Tintoreras entgangen, längst mir voraus, vielleicht schon an der Küste der Insel sei.

Ich erhob die Augen und sah, keine Viertelmeile vor mir, das Leuchtfeuer auf Espiritu Santo. Das Gewitter war vorüber, der Coromuel wehte nur noch in einzelnen Stößen und die Wolken flogen wie Lämmer am Himmel, an dem bald wieder die funkelnden Sterne, in ihrer Mitte das glänzende Kreuz leuchteten, von dem ich mir habe sagen lassen, Señor Mayordomo, daß Sie es in Ihrem Lande nicht sehen können, weil die Erde eine Kugel sein soll, was ich nicht recht

begreifen kann. Der Zug der Wellen trieb gerade auf den kleinen Hafen zu, aus welchem die Kanots von Espiritu Santo auskaufen.

Ich war jetzt keine hundert Schritt mehr vom Ufer und konnte die Hütte des Señor Castillo bereits deutlich sehen. Aus einem Fenster derselben schimmerte der Schein einer Lampe, – sie mußten während des Gewitters wach geblieben sein – oder! gewiß – das war es, der Engländer war bereits vor mir angelangt und hatte sie gewarnt. Die Familie war in der vollen Vorbereitung zur Flucht.

Ich knirschte mit den Zähnen aus Aerger über meine Thorheit, die meinem Feinde selbst die Mittel gegeben hatte, mich zu besiegen.

In diesem Augenblick, als ich eben an das Ufer steigen wollte, fiel mein Auge auf einen Gegenstand.

Es war ein menschlicher Arm, der sich aus den Fluthen streckte – die Faust hielt krampfhaft Etwas umschlossen. *Ay Dios mio!* sollte er vielleicht ertrunken sein?!

Mit Gedankenschnelle sprang ich zurück in das Wasser und faßte nach der Hand, um den Körper herauszuziehen.

Die Hand gab nach – ich fühlte keine Last daran – ich hatte einen bloßen Arm in der meinen, an dem noch ein zerrissenes Stück Fleisch hing.

Diese Hand, im Erstarren krampfhaft geschlossen – hielt ein langes Messer! – *ay!* es war das meine, das ich dem Engländer gegeben, es war der Arm des unglücklichen Señor Riccardo.

Wie Schuppen fiel es von meinen Augen – jener Ausdruck, mit dem mich der Schwimmer angestarrt, war der des Todes – jener Ruf sein letzter, seine Mahnung an mich im Augenblick, als die Tintorera ihn in die Tiefe zog.

Er war todt – ich war der Sieger – *Esperanza* war mein!

Dennoch konnte ich ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken über das Ende eines wackern und muthigen Mannes und ich gelobte seinem Angedenken, an der Tintorera Rache zu nehmen, so wie ich erst mit meinen eigenen Angelegenheiten fertig wäre.

Ich brach die erstarrte Hand auf, nahm das Messer heraus und steckte es in meinen Gürtel, entschlossen, mit derselben Klinge das Ungethüm zu tödten. Dann warf ich den blutigen Arm an's Ufer, damit wenigstens dieser Theil seines Körpers eine christliche Ruhestätte finden möge.

Hierauf ging ich zur nächsten Hütte, öffnete die unverschlossene Thür und nahm den Mantel des Bewohners vom Pflock, um mich darein zu hüllen, da ich unmöglich in meinem Taucherkostüm vor Señora *Esperanza* treten konnte.

In fünf Minuten war das geschehen und ich konnte jetzt zum Hause des Don Castillo gehen und ihm meine Botschaft ausrichten.

Bien! gleich darauf stand ich vor dem Häuschen. Das Licht war jetzt ausgelöscht, aber ich wußte, wo das Gemach der Dame meines Herzens lag. Es war das einzige auf der ganzen Insel, das ein Fenster von Glas hatte. Ich klopfte mit der Spitze des Messers an die Scheiben.

»Wer ist da?« frug die Stimme des Mädchens.

»Señora *Esperanza*, ich bitte Sie tausend Mal um Verzeihung, aber ich habe Sie dringend zu sprechen!«

»Señor,« sagte die Dame, »wer seid Ihr?«

»Juan, der *Capataz!*«

Ich hörte eine Bewegung, wie das Rauschen eines Gewandes, dann erschien ihr in die Mantille gehüllter Kopf an dem Fenster, sie öffnete es und lehnte sich heraus.

»Señor Juan,« sagte sie streng, »es muß etwas sehr Wichtiges sein, das Ihre Dreistigkeit entschuldigt, sonst werde ich Sie auf immer aus meinen Augen verbannen.«

»Señora,« erwiderte ich ehrerbietig, »Sie haben den Sturm und das Gewitter gehört?«

»Ja, und ich habe während desselben zu der heiligen Jungfrau gebetet.«

»*Muy bien!* Nun während Sie beteten, waren Señor Riccardo und ich auf dem Meere, um nach Espiritu Santo zu kommen!«

»Heilige Madonna? Sennor Riccardo? Aber er war erst diesen Abend hier. Was hat Sie veranlassen können, bei einem solchen Wetter sich den leichten Piroguen anzuvertrauen?«

»Señora, wir haben weder ein Kanot noch sonst ein Fahrzeug gehabt. Wir sind herüber geschwommen!«

»Heilige Mutter Gottes, Welch' ein Wahnsinn! Und Señor Riccardo – wo ist er? Warum hat er sich solcher Gefahr ausgesetzt?«

Sie frug immer nur nach ihm! Mein Blut begann zu kochen.

»Señora,« sagte ich – »ich hatte eine wichtige Nachricht für Ihren Vater. Um Ihnen zu beweisen, daß mir Ihr Wohl über Alles geht, machte ich meinen Nebenbuhler um Ihre Gunst zu meinem Mitwisser, damit, wenn wenigstens Einer von uns diese Insel erreichte, er die Botschaft ausrichten könne. Gott hat gewollt, daß ich es bin!«

»Aber Riccardo – ich beschwöre Sie Señor Juan, was ist aus Ihrem Begleiter geworden?«

»Den Señor Riccardo, Doña, hat die Tintorera gefressen!«

Esperanza schrie laut auf und ich hörte sie zu Boden fallen. Ich sah jetzt ein, welche Dummheit ich begangen, indem ich ein Wesen mit so zarten Nerven durch eine solche Mittheilung erschreckt hatte, und daß ich in Gefahr war, den ganzen Zweck meines Wagnisses zu verlieren. Zum Glück aber hatte ihr Vater ebenfalls den Schrei seiner Tochter gehört und kam im Hemde eilig herbei gelaufen.

Der Empfang, mit dem er mich begrüßte, war eben kein besonders höflicher.

»Ihr verdammter Räuber und Spitzbube,« schrie der Don mich an, »was thut Ihr hier bei Nacht an dem Fenster meiner Tochter und erschreckt sie? Ein Bettler wie Ihr ist nicht für mein Kind! Packt Euch zu dem alten Föderalisten, Eurem Vater und laßt Euere schmutzigen Füße nie wieder auf meine Schwelle treten!«

Pardioz, Caballero's, ich hatte große Lust, den alten Schurken seinem Schicksal zu überlassen und davon zu gehen, aber ich dachte an die schwarzen Augen seiner Tochter und daß ich jetzt, nach dem Tode des Engländers, Hahn im Korbe sein mußte, und ich blieb. »*Que dito*, Señor Don Castillo« rief ich dem Alten zu. »Ihr werdet die Nachbarn mit Eurem Geschrei aufwecken und dann werden sie den Mund nicht halten, wenn die Soldaten kommen, und ihnen erzählen, wohin Ihr geflüchtet seid!«

Der alte Geizhals wurde auf einmal höflich wie ein Ohrwürmchen. »Was reden Sie da von Soldaten umd von Flucht, Señor Racunha?« frug er.

»*Cuerpo de tal!* Es ist die pure Wahrheit und Sie haben nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Der Präsident Arispe hat den Befehl zu Ihrer Verhaftung geschickt und es sind von La Paz Soldaten zu meinem Vater gekommen, um ihn bei Ihrer Festnahme zu unterstützen. Ich bin

in dieser verteufelten Nacht über den Kanal geschwommen, blos um Doña Esperanza mitzutheilen, daß morgen früh die Soldaten hier sein werden, aber leider hat sie meine Botschaft so erschreckt, daß sie ohnmächtig geworden ist!«

»Unsinn – diese Weiber haben Nerven wie die Spinnweben! Statt ihren Vater zu warnen, liegt sie hier am Boden. Kommen Sie geschwind herein, Señor Racunha, Sie sind ein Ehrenmann und ich küsse Ihnen tausend Mal die Hand. Die Heiligen mögen Ihnen vergelten was Sie an einem armen Verfolgten gethan haben!«

Kurz Señores, der Alte war auf einmal umgewandelt und ganz Schrecken und Honig. Der alte Schelm bekümmerte sich wahrhaftig keinen Cent um seine Tochter und war nur besorgt, sich selbst in Sicherheit zu bringen, und sein Geld und seine Werthsachen bei Seite zu schaffen. Ich mußte sie selbst vom Boden aufheben und auf ihr Lager bringen, wo ich ihre Schläfe mit Mescal wusch.

Es dauerte in der That eine ganze Zeit, ehe sie wieder zu sich kam, und dann stieß sie mich von sich und sah mich mit wildem Blick an.

»Habt Ihr mir nicht gesagt, Riccardo sei ertrunken?«

»Nein, Señora, ich berichtete Euch, daß wir Beide den Gefahren des Meeres getrotzt hätten, um Euch die Botschaft von der Gefahr Eures Vaters zu überbringen, und daß Señor Riccardo das Unglück gehabt hat, eine Beute der Tintorera zu werden, während es mir gelang, das Ungethüm, das mich angriff, zu besiegen!«

»Ihr lügt!«

»Señora,« sagte ich, den nackten Arm aus meinem Mantel hervorstreckend, – »Sie können hier noch die Spuren von den Zähnen des Hay's sehen, als ich ihm die Estaca in den Rachen stieß!«

»Und Sie haben Ihren Gefährten ohne Hilfe, ohne Beistand gelassen? Er versteht sich nicht auf die Anwendung dieser erbärmlichen Waffe.«

»Dennoch hat sie mir das Leben gerettet, Señora« – sagte ich gekränkt. »Uebrigens hat Señor Riccardo die Wahl gehabt und er hat nicht die Estaca, sondern dieses Messer gewählt, das ich im Gürtel trage.«

»Wie, Sie haben es dem Unglücklichen verweigert?«

»Nein, Señora, ich habe es aus seiner erstarrten Hand genommen, als ich den letzten Rest, der von ihm übrig geblieben war, seinen Arm, aus den Wellen zog.« Ich bot ihr das Messer hin, aber sie schauderte.

»*Ta ta!*« schrie der alte Unhold, ihr Vater, der wahrhaftig kein Herz und keine Seele hatte, dazwischen – »es ist schade, daß Don Riccardo todt ist; denn er war ein sehr freigebiger Mann und hatte eine glückliche Hand im Perlenkaufen. Ich hätte Nichts dawider gehabt, wenn Du ihn geheirathet hättest; aber da er todt ist, haben wir Nichts mehr mit ihm zu schaffen. *Vamos!* pack geschwind Deine besten Sachen zusammen, damit die Spitzbuben, wenn sie kommen, Nichts zu plündern finden, und dann wollen wir berathen, was zu thun ist!«

Die Señora hatte ihre schönen kleinen Hände, wodurch die spanischen Frauen mit Recht so berühmt sind, vor das Gesicht gepreßt und verharrte trotz aller Scheltworte ihres Vaters eine ganze Zeitlang so. Als sie sie endlich entfernte, schien sie den Schrecken meiner Nachricht überwunden zu haben, denn sie war kalt und ruhig und gedachte mit keinem Wort mehr meines todtten Nebenbuhlers. Sie redete mich liebevoll an und dankte mir für den großen Dienst, den ich ihnen geleistet, und dann half sie ihrem Vater das Nöthigste zusammen packen.

Es folgte eine kurze Berathung hauptsächlich zwischen mir und dem Señor Castillo. Er war auf ein solches Ereigniß gefaßt gewesen und erklärte, daß wenn es ihm nur gelänge, das Festland von Californien zu erreichen, er sich leicht werde verbergen oder Schutz finden können. Mit dem Aufseher der Sonora Compañía hatte er, wie ich fand, einen solchen Fall ausführlich verabredet; der Alte sollte sich, wenn wirklich Gefahr drohe, in einer der Höhlen, welche das Meer in den Felsen ausgewaschen, vor der ersten Verfolgung verbergen, bis es Riccardo gelang, ihn selbst oder durch vertraute Indianer nach San José oder dem Festland überzusetzen. Die Höhle war von Riccardo entdeckt und nur ihm, dem Aufseher der Schildkrötenfänger und Don Castillo bekannt.

Im Ganzen änderte sich Nichts an diesem Plan durch den Tod des Engländers; denn ich erklärte mich natürlich bereit, sofort an seine Stelle zu treten. Nur in Betreff Doña Esperanza's mußte eine andere Bestimmung getroffen werden und das war ein Punkt, der mich mit den besten Hoffnungen belebte. Sie konnte unmöglich ihren Vater auf seiner Flucht begleiten, und da Riccardo glücklicher Weise nicht mehr da war, um sie zu beschützen, mußte sich Don Castillo schon darein ergeben, meine Bewerbung anzunehmen. Ich warf mich vor ihr auf die Knie und flehte sie an, meine Liebe endlich zu belohnen und meine Frau zu werden. Ich wollte sie gleich den andern Morgen mit mir nach Cerralbo nehmen und in La Paz mich mit ihr trauen lassen, meinem Vater zum Trotz. Das würde ohnehin seinen Nachforschungen und seinem Haß Einhalt thun, wie ich hoffte, und ich konnte in der nächsten oder zweiten Nacht dann unbehindert meinen Schwiegervater in Sicherheit bringen, bis die Verhältnisse sich änderten oder es mir gelungen wäre, meinen Vater von seiner Abneigung zu bekehren.«

Doña Esperanza hörte die Vorschläge ruhig an, sie erwiderte kein Wort, sie ließ es auch ruhig geschehen, daß mein Arm sie umschlang und sie an mein Herz drückte. Nur daß sie gar so bleich war und lautlos, wie eine Träumende Alles that, was ihr Vater befahl, wollte mir nicht sonderlich gefallen. Dazu sahen ihre großen schwarzen Augen manchmal mit so seltsamem, starrem Ausdruck vor sich hin.

So war eine Stunde vergangen und es war Zeit, daß Don Castillo sein Versteck erreichte, ehe der Tag anbrach und die Bevölkerung der Insel zum neuen Tagewerk erwachte.

Esperanza hatte seinen Korb mit Lebensmitteln zusammengepackt, ich nahm ihn, um selbst meinen künftigen Schwiegervater nach seinem Schlupfwinkel zu bringen, damit ich ihn in der zweitfolgenden Nacht desto leichter auffinden könne. Esperanza begleitete uns, bis an die Thür des Hauses.

Unter dieser noch drehte sich der alte Geizhals um und verlangte von ihr, sie solle ihm die Perle geben, die sie an einer Schnur um den Hals trug, da der Schmuck in seinen Händen sicherer aufgehoben sei, als bei ihr, der die Soldaten ihn am Ende entreißen könnten.

Es war noch zu dunkel, um den Ausdruck auf ihrem Gesicht sehen zu können, aber ich höre noch den scharfen Ton ihrer Stimme, als sie ihm antwortete: »Niemals!«

Ich zog den Señor Castillo mit mir fort, während seine Tochter in ihr Haus zurückkehrte.

Aber wir hatten noch keine hundert Schritt gemacht, um uns nach der andern Seite der Insel zu begeben, und bogen eben um einen Felsen, als sich eine Hand auf meine Schultern legte.

»Señor Don Racunha,« sagte eine rauhe Stimme, die ich sofort als das Eigenthum des Corporals erkannte, mit dem ich am Abend in meiner Hütte gezechet hatte, »es ist nicht schön von Euch, einen guten Freund so zu betrügen. Aber der Señor Alcalde, Euer Vater, scheint

Euch gut zu kennen und zu wissen, daß Ihr den Teufel im Leibe habt. Der Señor da in Eurer Begleitung ist unzweifelhaft der Mann, den wir suchen und der sich Don Castillo nennt?«

Es wäre Wahnsinn gewesen, einen Widerstand oder Flucht zu versuchen. Um uns starrten zehn Bayonnete und der alte Geizhals hatte sich sein Schicksal selbst zuzuschreiben, weil er so lange gezögert hatte, um nur sein Gold und was irgend Werth hatte, mit sich zu schleppen.

Später hörte ich, daß der alte Fuchs, mein Vater, mich hatte zu sich rufen lassen. Als man mich in meiner Hütte nicht fand, hatte er Verdacht geschöpft und die Soldaten in ihrem Boot abgeschickt, sobald nur der Coromuel seine erste Heftigkeit verloren und das Meer sich beruhigt hatte.

Ich fand ihn selbst bereits in dem Hause des Señor Castillo und hatte große Lust, ihm sofort das Messer Riccardo's zwischen die dritte und vierte Rippe zu stoßen. Aber er vermied es gescheuter Weise, mit mir sofort zu reden und mich zum Aeußersten zu bringen.

Nachdem die Soldaten Don Castillo um seine Last gründlich erleichtert hatten, sperrte man ihn in eine Kammer und kündigte ihm an, daß man ihn, sobald die Sonne aufgegangen sei, mit nach Cerralbo und von da nach La Paz nehmen werde.

Ich hielt es jetzt an der Zeit, mich meinem Erzeuger selbst vorzustellen und ein Wort mit ihm zu sprechen.

»Señor Don Racunha,« sagte ich ihm höflich, »Ihr sollt tausend Jahre leben, obschon ich die Ehre habe, Euer Sohn zu sein und dann gewaltig lange auf mein Erbe werde warten müssen. Aber beliebt es Euch vielleicht, mir zu sagen, was mit meinem Schwiegervater beabsichtigt wird?«

»Mit Deinem Schwiegervater, Schlingel?«

»Ja, Señor, wenn es Euch gefällig ist. Ich habe das Jawort dieser jungen Dame und da ich sie, ehe vierundzwanzig Stunden um sind, heirathen werde, finde ich, daß Ihr Euren Sohn auf das Schändlichste bestehlt, indem Ihr diesen Schurken von Caballeros, Euren Häschern, erlaubt habt, sich an dem künftigen Erbe meiner Braut zu bereichern.«

»*Válgame Dios*,« sagte er aufrichtig betrübt, »das ist wahr! Wenn Du denn so ein ungehorsamer Halunke sein willst, diese China ohne meine Erlaubniß zu heirathen, so kann ich Dich nicht daran hindern. Aber ich entsetze Dich Deiner Stelle als Capataz, da Du ohnehin ein saumseliger Bursche geworden bist und meine besten Taucher von dieser gottverfluchten Tintorera fressen läßt, und jage Dich als Alcalde von Cerralbo.«

»*Ta! ta!*« erwiderte ich ruhig – »was die Tintorera betrifft, so schwimmt seit dieser Nacht wenigstens die eine mit aufgesperstem Rachen im Weltmeer, und wenn Ihr mir die Stelle als Capataz der Compagnie von Guaymas nehmt, so hoffe ich die des Aufsehers der Sonora-Gesellschaft zu bekommen und bin dann, was Ihr seid!«

»Noch nicht, Du Hurensohn einer rothen Mutter,« sagte mein Vater und wollte mir eine gewaltige Ohrfeige geben, aber ich bückte mich geschickt, so daß der Corporal, der neugierig dabei stand, den Schlag empfing, und legte dann die Hand mit einem so bedeutsamen Blick auf den Griff meines Messers, daß mein würdiger Erzeuger wohl merkte, ich würde mich nicht sehr bedenken. Er murmelte darauf, Señor Riccardo werde hoffentlich so gescheut sein, mich nicht aufzunehmen, und hieß mich zum Teufel gehn.

»Señor Riccardo,« antwortete ich höflich, »befindet sich bereits dort und hat mir in jeder Beziehung seine Erbschaft vermacht.«

»Wie, Bube – so hast Du ihn ermordet? Señor Caporal, ich ertheile Euch als Alcalde den Befehl, Euch auch dieses jungen Verbrechers zu bemächtigen und ihn zu seinem Spießgesellen zu stecken!«

»*Tente! tente!*« sagte ich lachend – verbrennt Euch die Finger nicht, Señor Caporal. Wenn Ihr auf dem Teufelsfelsen in Cerralbo nachsehen wollt, werdet Ihr die Kleider des armen Engländers finden, und wenn Ihr hier Euch an's Ufer der Bucht bemüht, den Beweis sehen, daß er nicht so glücklich gewesen ist, wie ich mit der Tintorera, und daß diese ihn aufgefressen hat.«

Der Corporal war ein verständiger Mensch und schien keine besondere Lust zu haben, mit mir anzubinden. Er sagte daher meinem Erzeuger, daß er kein Recht habe, mich festzunehmen, und dieser war so erfreut über die Nachricht von dem Tode eines gefährlichen Rivalen in seinem Geschäft, daß er mich gewiß gern umarmt hätte, wenn ich es nur gewollt.

Merkwürdiger Weise war Señora Esperanza während der ganzen Verhandlung sehr ruhig geblieben und hatte mich nur manchmal mit dem todten, geisterhaften Blick angestarrt, den ich vorhin an ihr bemerkt hatte. Selbst die Gefahr ihres Vaters und der Verlust ihrer confiscirten Habe schienen keinen Eindruck auf sie zu machen und ihre Ruhe nicht zu stören.

Ich bat sie, mich einen Augenblick zu entlassen, da ich zu einigen Freunden auf der Insel gehen und von ihnen Kleider und ein Boot leihen wollte, um sie zugleich mit ihrem Vater hinüber nach Cerralbo und dem Festland zu führen.

Die Sonne war etwa eine Viertelstunde aufgegangen, als ich mit Beidem versehen zurückkehrte. Die ganze Bevölkerung der Insel war bereits auf den Beinen und die Nachricht von der Verhaftung des Don Castillo und dem Tode des Engländers hatte sich mit Blitzesschnelle verbreitet. Ich fand meinen Vater bereits mit seinen Soldaten und dem Gefangenen am Strande im Begriff, seine Barke zu besteigen; denn er wußte wohl, daß unter den Schildkrötenfängern von Espiritu Santo Viele sich befanden, die zur Partei Carbajal hielten, weshalb Don Castillo sich auch auf der Insel niedergelassen hatte. Doña Esperanza war gleichfalls am Ufer und saß neben dem verstümmelten Arm des Engländers, um den her ein Kreis von Fischern und andern Leuten sich gebildet hatte.

Carrajo! ich hielt mich nicht lange mit Erzählen auf, um ihre Neugier zu befriedigen, sondern eilte, meine Braut von dem traurigen Anblick zu entfernen und in die Pirogue zu führen. Sie gehorchte ohne Widerstand und ich ergriff die Ruder und stieß ab.

Hermosa cosa! wahrlich Señores, unser gesegnetes Vaterland ist unvergleichlich schöner als irgend ein anderes Land sein kann, und ich habe viele schöne Morgen auf diesen Inseln und an diesen Küsten erlebt, aber eines herrlicheren als dieses erinnere ich mich nicht. Die Luft war von dem Wehen des Coromuel gereinigt und erfrischt und beide Inseln lagen in den ersten über das blaue Meer zitternden Strahlen der Sonne so nahe, als sei der breite Kanal, der sie trennt, nur ein Fluß und ihre Felsenmasse nicht Stein, sondern gediegenes Gold.

Die Wellen zitterten unter meinen Ruderschlägen, ich hatte vor mir das Mädchen, das ich liebte, mit der Gewißheit, sie ehe die Sonne wieder in dies schimmernde Meer tauchte, die meine zu nennen, und ich war der Held des Tages, denn ich hatte die Tintorera besiegt und war im Coromuel über den Kanal geschwommen!

Es gab in diesem Augenblick keinen glücklicheren und keinen stolzeren Menschen als mich; denn ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, das Schicksal meines Schwiegervaters war mir nun, da ich meinen Zweck erreicht hatte, höchst gleichgültig.

Aus dieser Trunkenheit meines Glücks störte mich eine Handbewegung meiner Braut.

»Señor Juan,« sagte sie, »entfernen Sie sich gefälligst etwas mehr von jener Barke und rudern Sie nach der Stelle, wo Sie und – Señor Riccardo in dieser Nacht der Tintorera begegnet sind!«

Ich glaubte, sie wolle mir ein Kompliment über meinen Sieg machen und erfüllte sehr bereitwillig ihren Wunsch.

»Ich muß Sie jedoch darauf aufmerksam machen, theuere Esperanza,« sagte ich, »daß auf dem Meere eine Stelle so ziemlich ist wie die andere, und daß es in dem Dunkel der Nacht und der Aufregung des Kampfes nicht möglich war, ganz genau mir den Ort zu merken. Indes, wenn mich meine Berechnung nicht ganz täuscht, so muß es hier in der Nähe gewesen sein, denn ich sah das Feuer der Schildkrötenfänger auf Espiritu Santo in dieser Richtung und – *Pardiez!* da ist auch das sicherste Zeichen, die schwarze Rückenflosse des Fisches, der sich an der Stelle noch umhertreibt!«

»Die Tintorera?« frug sie schauernd.

»Ja, theure Doña, die Tintorera. Diese verfluchten Ungeheuer haben die Gewohnheit, lange an dem Orte zu weilen, wo sie eine Beute erwischt haben.«

»Jetzt Señor Don Juan,« fuhr sie fort, »erzählen Sie mir gefälligst die Geschichte dieser Nacht noch einmal, aber ganz genau und der Wahrheit gemäß. Ich beschwöre Sie bei der Madonna und Ihrem Schutzheiligen, nicht ein Wort auszulassen oder daran zu ändern.«

»Esperanza,« sagte ich zärtlich, »warum das Vergangene aufrühren, es würde Sie zu sehr angreifen.«

»Ich will es!«

»*Visn!* wenn ein Weib einmal etwas will, was ist da zu machen? So fügte ich mich denn und erzählte ihr die ganze Geschichte wortgetreu von einem Ende bis zum andern, da sie ohnehin nicht zu meiner Schande gereichte.

»So haben Sie also das Boot Riccardo's zerschmettert,« sagte sie – »damit er nicht allein nach Espiritu Santo gehe und uns warne?«

»Gewiß, Señora, und es war mein gutes Recht, da die Nachricht mein Eigenthum war. Er hat dies auch als verständiger Mann und Caballero anerkannt!«

»Und Sie sagen, daß er noch im Augenblick, als der Hay ihn zerriß, meiner gedacht und meinen Namen gerufen hat?«

»Ja, Señora, es war sein letzter Laut!«

Sie hatte sich in dem Kahn erhoben und sah über die Fläche des Meeres hin. Ihre Mantille war herab gefallen, ihre schlanke süße Gestalt hob sich wunderbar von dem Gold der Sonne und des Meeres ab, während sie die dunklen, langen Zöpfe, nach hinten strich.

»Und wo, Señor Juan, ist die Tintorera, von der Sie eben sprachen?«

»Der Henker hole sie! dort ist der schwarze Streif ihrer Flossen – die Bestie folgt unserm Kiel, als habe sie noch nicht genug an dem einen Opfer! Aber ich schwöre bei San Jago, meinem Schutzheiligen, daß ich ihr das Handwerk mit einer tüchtigen Harpune legen will, sobald unsere Hochzeit vorüber ist und ich Don Castillo befreit habe!«

»Señor Juan,« sagte sie fast feierlich – »Sie lieben mich also?«

»*Valga me Dios!* Können Sie noch daran zweifeln?«

»Nein! aber da Sie wissen, was Liebe ist, werden Sie mich desto leichter begreifen!«

»Wie meinen Sie das?« frug ich beklommen.

»Ich meine, daß ich Sie nicht heirathen kann, weil ich bereits die Gattin eines Andern bin!«
Ich ließ erstaunt die Ruder sinken. »*Válame!* es beliebt Ihnen zu scherzen und mich zu necken!«

»Ich habe nie ernster gesprochen in meinem Leben, Señor Juan, ich schwöre es Ihnen bei der Madonna! der Mann, der mit Ihnen sich in das Meer stürzte, um mir die Botschaft von der Gefahr meines Vaters zu bringen, war der, den ich liebte, und vor Gott mein Gatte!«

Ich war wie vom Donner gerührt. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, deren Zeugniß all' meine Luftschlößer und meine Einbildungen über den Haufen warf. »Aber Señor Riccardo ist todt,« stammelte ich endlich. »Die Heiligen selbst haben entschieden zwischen uns Beiden und ich bin sein Erbe in Ihrem Herzen. Meine gränzenlose Liebe wird Sie erweichen Señora, und Sie werden ihn vergessen und in meinem Arm glücklich sein!«

»Nein, Señor Juan,« sagte sie fest – »ich wünsche Ihnen alles Glück im Leben, aber das Weib gehört zu ihrem Gatten. Sehen Sie dorthin, Juan – Ihr Vater winkt Ihnen!«

Ich war so thöricht, mich täuschen zu lassen und nach der Barke hin zu sehen.

In demselben Augenblick hörte ich einen Fall in das Wasser, das hoch aufschlug – ich drehte mich um – die Pirogue war leer, Esperanza hatte sich in das Meer gestürzt.

Ich war einen Augenblick wie eine Steinsäule, dann warf ich mit einer blitzschnellen Bewegung Jacke und Schuhe von mir und stürzte mich ihr nach in die Wellen.

Aber schneller als ich war die Tintorera gewesen. Als ich den Kopf voran in das Wasser sprang, quoll es roth herauf wie ein dunkler Strom aus dem flüssigen Gold und Lazur und eine Blutwoge schlug warm an mein Gesicht.

Was weiter in der Tiefe vorgegangen ist, vermag ich Ihnen nicht zu erzählen, Caballeros.

Ich weiß nur noch, daß ich dicht vor mir die gläsernen Augen der Tintorera und zwischen ihren neu geöffneten Zahnreihen die Fetzen von den Kleidern meiner Geliebten sah. Dann muß ein schrecklicher Kampf unten in der Tiefe des Meeres vorgegangen sein; denn als die rasch herbeieilende Barke meines Vaters herankam und die Soldaten mich beim Emportau-chen aus den Wellen zogen, war meine linke Schulter zerfleischt und ich bewußtlos. Aber in meiner rechten Faust hielt ich das Messer des Engländers fest umklammert und zwei Tage darauf fanden die Fischer von Cerralbo den todten Körper der Tintorera, den weißen, durch lange Schnitte zerfleischten Bauch nach oben an die Felsenküste der Insel getrieben.

Die Nachricht weckte mich aus dem heftigen Wundfieber, das mich erfaßt hatte. Ich ließ den Körper der Tintorera vor meine Hütte schaffen und kroch von meinem Lager zu ihm hin. Trotz meiner Schwäche duldete ich nicht, daß ein Anderer ihn berührt oder gar geöffnet hätte.

Was ich in dem Innern der Tintorera unter den schrecklichen Ueberresten gefunden habe und an mich nahm, haben Sie vorhin gesehen, es ist die Perle Riccardo's und Esperanza's!

Es dauerte zwei Monate, ehe ich durch die Kräuter und die anderen einfachen, aber sichern Heilmittel meiner indianischen Verwandten wieder hergestellt war. Mein Vater hatte das Amt des Capataz einstweilen einem Andern übertragen, und als ich genesen war, schickte er zu mir und ließ Namens der Compagnie die Perle von mir fordern, weil ich sie auf ihrem Fischerei-Gebiet gefunden hatte und zwar in Erfüllung meines Amtes als Capataz, indem ich den gefährlichen Feind der Buzos bekämpft hätte. Ich hieß den Boten und ihn selbst zum Teufel gehn und fuhr noch in derselben Nacht mit den Boten der Vaquis hinüber auf's Festland, von wo ich nach San Francisco ging. Ich habe seitdem weder ihn noch Cerralbo wieder

gesehen, aber ich habe meinen Eid gehalten, mich niemals, so lange ich lebe, von der Perle der armen Esperanza zu trennen.« – –

Der Erzähler schwieg; – er hatte schon lange die Guitarre auf den Boden sinken lassen, mit deren Akkorden er zu Anfang seiner Erzählung von Zeit zu Zeit die Schilderungen seiner Liebe und seiner Eifersucht begleitet hatte.

Auch die Zuhörer im Kreise umher schwiegen bis auf das spöttische Lachen, das der alte Pirat bei dem Eindruck, den die Erzählung sichtlich gemacht, hören ließ.

»*Corbious!*« sagte endlich der Mayordomo, indem er nach seinem Grogkecher griff, – »ich muß gestehen, das arme Frauenzimmer thut mir herzlich leid. Allen Respect vor Euch, Monsieur Juan, ich habe bisher nicht gewußt, was für ein muthiger Bursche Ihr seid und werde dem General ein Wort davon seiner Zeit in's Ohr setzen. Aber um nicht auf etwas Anderes zu kommen und es über Nacht zu vergessen, – denn es ist Zeit, daß wir unsere Cojen und Hangmatten suchen, – was ist denn aus Eurem würdigen Schwiegervater geworden und wie hat er sich den Verlust seiner Tochter zu Herzen genommen?«

»*O Dios!* Señor Don Bonifazio, was soll aus ihm geworden sein? Er hat nicht viel Zeit gehabt, sich um sie zu grämen, obschon ihm sein Geld mehr am Herzen zu liegen schien als seine Tochter, denn man hat ihn am Tage darauf in San Paz erschossen!«

»Erschossen?«

»Ja, Señor. Er war ein Bruder des Generals Carboyal und hatte mit diesem stets heimliche Verbindung unterhalten. Sie müssen wissen, daß man in unserm Lande nicht viele unnütze Umstände mit einem Rebellen macht!«

»Das mag sein, Señor, aber es kommt darauf an, was Sie einen Rebellen zu nennen belieben! Ich habe mir sagen lassen, daß in Mexiko die Regierung häufig etwas schnell wechselt!«

»*Que dito!* Sie mögen Recht haben, Señor! Aber wer kann es ändern und ich würde es Jedem sehr verdenken, der sich nicht seiner Feinde entledigte, wenn er die Macht dazu hat. Ich war selbst einmal in Cinaloa nahe daran, Oberst zu werden, wenn nicht gar General. Die Politik ist ein etwas blutiges Handwerk und man darf nicht engherzig dabei sein!«

Der Mayordomo dachte an die Executionen auf dem Marsfeld und unterdrückte seine weitem Bemerkungen. Das laute Gähnen des würdigen Capataz bewies, daß ihm die Erinnerung an das schreckliche Ende seiner Geliebten nicht die Süßigkeiten des Schlafs rauben würde und die ganze Gesellschaft verzog sich in ihre Schlafstätten unter dem Deck oder sorgte wenigstens dafür, sich mit einem Stück Seegel zu schützen, denn die Wirkung des Mondes auf die frei auf dem Deck liegenden Schläfer ist in diesen Breiten oft sehr gefährlich.

Am andern Morgen nach Sonnenaufgang hatten die beiden Schiffe die Felseninseln, von denen der Perlenfischer am Abend vorher seine seltsame und abenteuerliche Geschichte erzählt hatte, unter ihrem Lee und gar manches Auge suchte nach den Plätzen und Stellen, von denen Juan Racunha gesprochen hatte. Im Licht der Sonne, bei dem frischen günstigen Winde, der von dem Eingang des Golfs her strich, bot die Scene freilich ein ganz anderes Bild und man konnte kaum glauben, daß sie die Stätte eines so schrecklichen Vorgangs gewesen war.

Wie der Capataz gesagt, waren die beiden Inseln jetzt unbewohnt und leer – nur ein oder zwei Hütten sah man auf jeder derselben und der in die frische Morgenluft aufsteigende Rauch bewies, daß Menschen – wahrscheinlich eine arme Fischerfamilie – dort lebten.

Der Capataz selbst war, ganz gegen seine sonstige lebendige und sorglose Natur, ernst und abgeschlossen, und der Einzige, mit dem er sprach, der Schiffer. Ihr Gespräch schien sich auch nur um die Inseln, seinen früheren Aufenthaltsort, zu drehen; denn wiederholt deutete der junge Abenteurer nach einer oder der anderen. So lange sie in Sicht waren, blieb er an der Leeseite trotz der Sonnenstrahlen und schaute, die Beine über das Bollwerk hängend und sich an einem der Taue haltend, nach ihnen hinüber.

Der Mayordomo war bereits am Vormittag durch ein Signal des Grafen nach dem Schooner gerufen worden und als er Nachmittags zurückkehrte, sandte er mit dem Boot, das ihn brachte, den Kreuzträger hinüber, da der Graf diesem einige Fragen über das Innere des Landes vorzulegen wünschte, in das sie sich nun bald vertiefen sollten. Da der Kanadier an Bord des Schooners blieb, fehlte er am Abend in dem Kreise, der sich nach dem Sinken der Sonne wie gewöhnlich in der Nähe des Steuers gebildet hatte, und in dem der Avignote den Vorsitz führte.

»*Corbious!* sagte dieser, als er die Cigarette aus dem Munde nahm und sich mit einem tüchtigen Schluck Grogk erfrischte – »Monsieur Kreuzträger scheint die Nacht auf dem »Salvador« zuzubringen und ich rechne sicher für heute Abend auf die Erzählung seiner Geschichte mit den Apachen, die er uns zum Besten geben wollte. Für was zum Henker hätte ich sonst den schwarzen Kerl dort eine doppelte Portion Rum heraufbringen lassen? *Allons Messieurs*, ich hoffe, daß Einer oder der Andere uns dafür entschädigen wird. Caballeros, wie Sie, müssen so Manches erlebt haben, und ich gestehe, daß die Geschichte von dem Hayfisch, wie er das Liebespaar aufgefressen hat, mir ein ganz eigenthümliches Gruseln und von ihr träumen gemacht hat. Ich bin lange nicht so vergnügt aufgewacht, als da ich fand, daß ich nicht zwischen den Kiefern einer Tintorera, oder wie das Viehzeug heißt, steckte!«

»Haben Sie bemerkt, Señor Don Bonifazio, daß seltsamer Weise zwei Hayfische heute fortwährend der »Santa Magdalena« gefolgt sind?« frug der Padrone.

»Die Matrosen zeigten mir die Flossen der Bestien, als ich zurückkam. Ich war froh, als ich wieder die Beine auf dem Verdeck hatte, denn ich meinte immer, sie würden nach mir schnappen!«

»Zwei Hayfische!« mischte sich plötzlich eine höhnische Stimme ein. »Das ist Nichts! Ich habe ihrer wohl vierzig um ein Schiff schwimmen sehen und alle vierzig tummelten sich vor Vergnügen wie die Meerschweine über das frische Fleisch, das sie bekamen.«

Es war der Pirat gewesen, der gesprochen. Er hatte sich wieder in die Nähe des Kreises gesetzt, und schien heute besserer Laune als sonst, denn sein finsteres, häßliches Gesicht überzog ein spöttisches Lächeln.

Wahrscheinlich hatte er eine tüchtige Portion Rum zu sich genommen und dies ihn gesprächiger als sonst gemacht.

»Gott verdamm mich,« fuhr er höhnisch fort – »der Bursche da hat gestern so viel Aufhebens gemacht von einem Frauenzimmer, das die Hayfische gefressen haben! Wenn Ihr ein tüchtiges Glas Grogk spendiren wollt, Mayordomus oder wie zum Henker man Euch sonst nennt, will ich Euch eine Geschichte erzählen, wo die See um das Schiff so roth von Weiberblut wurde,

daß sie einem Trog glich, in dem man ein Mutterschwein mit einem Halbdutzend Ferkel abgestochen hat!«

»Wart Ihr selbst dabei?« frug der Capataz.

»Ich fuhr auf dem Schiff, auf dem's geschah! Der Teufel hole meine Augen, aber wir hatten einen Kapitain, der etwas lustig war und seinen Leuten auch ein Vergnügen gönnte. Es war ein Hauptpaß, wie die Geschöpfe eins nach dem andern im Wasser zappelten!«

»So erzählt – Ihr sollt den Grogk haben,« sagte der Avignote ziemlich finster. »Aber merkt Euch Eins dabei, so wie Ihr wieder ein schlimmes Wort nach Eurer meuterischen Gewohnheit gegen den General einfließen laßt, schlag' ich Euch mit der Handspeiche dort zu Boden!«

Der Pirat warf ihm einen bösen tückischen Blick zu. »Unbesorgt, Herr Franzose,« sagte er hämisch. »Unser vortrefflicher Anführer hat mich von aller Lust, ihm oder Euch zu mißfallen, gründlich kurirt, und da mein Arm bald wieder ganz in Ordnung ist und ich an dem Golde der seeligen Ynkas mein Theil kriegen soll, bin ich sein ganz gehorsamster Diener. Auf die gute Gesundheit Seiner Excellenz und daß ihm nichts Uebles geschehe!«

Er hob seinen Zinnbecher, aber er mußte ihn leeren, ohne daß Jemand mit ihm anstieß, denn alle Andern thaten es zwar bei dem Toast, aber nur unter sich.

Der Pirat ließ sein böses Auge über die ganze Gesellschaft laufen, dann begann er seine Geschichte.

Wir lassen sie hier folgen, nicht in seinen eigenen Worten und abgebrochenen Mittheilungen, sondern wie sie sich aus spätern anderen Berichten zusammen stellte.

DER MISSIONAIR.

Es war in den Vierziger Jahren, als der Preußische Missions-Verein in China und Siam durch den bekannten Missionair Gützlaff vertreten war. Er residirte in China, zumeist in Macao und sandte von dort die Missionarien an ihre einzelnen Stationen.

Im Jahre 1847 kam mit Unterstützung des wahrhaft religiösen Monarchen von Preußen, des Königs Friedrich Wilhelm IV. der Missionair Wilhelm *Ronecamp*, ein Westphale von Geburt, nach Indien und China, um der katholischen Propaganda gegenüber den protestantischen Glauben verbreiten zu helfen.

Seine Gattin und seine Tochter begleiteten ihn. Die Ueberfahrt der Familie erfolgte auf einer englischen Fregatte, die nach den indischen Gewässern bestimmt war, um gegen die damals wieder überhand nehmenden Seeräubereien der Malayen zu kreuzen.

Der zweite Lieutenant an Bord der »Waterloo« war Master Henry *Norford*, ein junger Mann aus guter Familie und von der besten wissenschaftlichen Erziehung. Er verliebte sich während der Ueberfahrt sterblich in die Tochter des Ehepaars, *Maria* mit Namen, und als sie Calcutta erreicht hatten, von wo die Familie des Missionairs mit anderer Gelegenheit weiter gehen sollte, hielt er um die Hand der Tochter bei dem Ehepaar an.

Norford war ein junger Mann von den besten Aussichten und dem besten Ruf in seinem Dienst, denn er hatte sich bereits bei verschiedenen Gelegenheiten als ein Offizier von großen Kenntnissen, Entschlossenheit und einem durch Nichts einzuschüchternden Muth bewährt. Dennoch glaubte Herr *Ronecamp* ihm die Hand seiner Tochter versagen zu müssen, denn er hatte bemerkt, daß Henry eine sehr hitzige und leidenschaftliche Gemüthsart besaß, und da *Maria* dem Stande der Eltern gemäß sehr still und bescheiden erzogen war, fürchtete er, daß sie bei einer so weiten, vielleicht lebenslänglichen Trennung von den Eltern nicht

selbstständig genug sein würde, um dem Charakter ihres Mannes gegenüber ihr häusliches Glück sichern zu können. Ueberdies war es sein Lieblingswunsch, sein einziges Kind solle einen Mann seines Standes heirathen, der mit ihm gemeinsam an dem großen und erhabenen Werke der Verbreitung des Christenthums arbeite.

Maria, damals siebenzehn Jahr alt, war viel zu fromm erzogen, um einen Widerspruch zu äußern, obschon ihr junges Herz sich den Bewerbungen eines so liebenswürdigen und wackern jungen Mannes nicht hatte verschließen können. So erhielt denn Lieutenant Norford eine höfliche aber bestimmte Ablehnung unter Angabe der Gründe, und die Wirkung, die sie auf seinen ungestümen und leidenschaftlichen Charakter hervorbrachte, bewies dem Missionair auf's Neue, daß er recht gehandelt in seiner Entscheidung.

Henry Norford tobte, bat, drohte, und als der Geistliche festblieb und ihm erklärte, daß er nur mit einem Mann seines Standes und seiner Lebensgewohnheiten das Glück seiner Tochter gesichert halte, schwor er hoch und theuer, daß er sie dennoch besitzen und ihr überall hin folgen werde.

Die Familie Roncamp sollte ein halbes Jahr in Calcutta bleiben, um sich von den Strapazen der Reise zu erholen, sich an das Klima zu gewöhnen und mit der orientalischen Lebensweise vertraut zu machen. So war denn der junge Seeoffizier gewiß, sie bei seiner Rückkehr wiederzufinden, als der Admiral der Station seine Fregatte bald nach ihrer Ankunft auf eine Kreuzfahrt in den indischen Archipel aussandte.

Die »Waterloo« kehrte nach zwei Monaten zurück, nachdem sie eine Anzahl Malayen-Dschonken und andere Piratenschiffe versenkt und verbrannt hatte, und Henry Norford betrat das Ufer mit der sehnsüchtigsten Liebe und den freudigsten Erwartungen; denn er war durch den Tod des Ersten Lieutenants der Fregatte an der Cholera indeß an seine Stelle gerückt und der Dienst in Indien versprach ihm bald eine weitere Beförderung.

Wie ein Donnerschlag traf ihn daher die Nachricht, daß acht Tage vorher der Missionair mit seiner Familie in einem Chinafahrer nach Canton absegelt sei.

Seine Leidenschaft, seine Aufregung waren so groß, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, an dem er mehrere Wochen im Hospital mit dem Tode rang. Endlich siegte seine kräftige Natur und er genas, bedurfte aber einer langen Zeit und der größten Ruhe zur Wiederherstellung seiner Kräfte.

Als er endlich das Hospital verließ, war eine seltsame Umwandlung mit ihm vorgegangen. Der sonst so heitere kühne Seemann war ernst und schwermüthig geworden und unterdrückte mit einer ungewöhnlichen moralischen Willensstärke jede Aufwallung seines früheren leidenschaftlichen Charakters. Schon vom Krankenbette aus hatte er sein Gesuch um Entlassung aus seinem Dienst und der Flotte eingereicht, und nachdem er vollständig genesen war und sein Gehalt und sein kleines Vermögen aus der Heimath eingezogen hatte, verschwand er aus der Gesellschaft was so leicht in einem Lande ist, wo jährlich Tausende von Leben verloren gehen, ohne daß man weiß, wie? oder ohne daß man sich im Geringsten darum kümmert.

Zwei Jahre nachher erschien plötzlich in Shanghai, dessen Hafen durch den englischen Krieg von 1842 und die Verträge mit Amerika vom 3. Juli 1844 und mit Frankreich vom 25. August 1845 dem Handel und der europäischen Kultur geöffnet ist, ein Mann, noch jung an Jahren, denn er mochte etwa dreißig oder einunddreißig zählen, aber ernst und still, ein englischer Missionair, der sich dem schweren Liebeswerk geweiht hatte, und meldete sich bei dem Vorstand der Station, dem ehrwürdigen Master Roncamp.

Es war *Henry Norford*, der ehemalige Fregatten-Lieutenant.

Man kann sich das Erstaunen der Familie denken.

Norford erklärte offen die Beweggründe seines Handelns. Die schwere Krankheit, die er in Folge der Abreise seiner Geliebten überstanden, hatte ihn zu einem großen Entschluß gebracht. Er hatte selbst eingesehen, daß er mit dem Ungestüm seines Charakters und bei dem Stande, dem er sich gewidmet, das Wesen, das er leidenschaftlich liebte, nicht glücklich machen würde, und der Wünsche des Vaters eingedenk, hatte er sich entschlossen, alle Aussichten und Ehren seiner kriegerischen Laufbahn daran zu geben und ein Missionair zu werden, um als solcher um die Hand Maria's zu werben. Er hatte mit Eifer sich auf die theologischen und sonstigen Studien geworfen, die für seinen künftigen Beruf nöthig waren, und von der ostindischen Missionsgesellschaft den Auftrag erlangt, sich der Station Shanghai und auf der Insel Tschu-san anzuschließen, um von hier aus in das Innere der Provinz Kiang-Su einzudringen.

Er wollte um Maria werben, wie Jakob um Rahel und erklärte sich dem ältern Missionair gegenüber zu jeder Prüfungszeit bereit. Eine solche Aufopferung, eine solche Festigkeit rührte auch das Herz des Deutschen und er setzte diese Zeit auf zwei Jahre fest, nach welchen Henry Norford die Hand von Maria Roncamp erhalten sollte.

Aber ehe diese Zeit verstrichen war, traten Verhältnisse ein, welche die Zukunft des Paares änderten.

Der ehemalige Offizier war mit China und den dortigen Verhältnissen nicht unbekannt; denn er hatte als Midshipman unter Admiral Elliot, Commodore Bremer und Admiral Parker jenen Krieg gegen China von 1840 bis 1842 mitgemacht, in welchem die Schlaueit der Minister des himmlischen Reiches der Mitte so lange und so wiederholt die englische Macht narrete und alle ihre Erfolge zu Nichte machte, bis die Gewalt der Waffen endlich den Vertrag vom 26. August erzwang, welcher China der freien Einführung des englischen Opiumgiftes und des Christenthums – letzteres wenigstens als Nebenartikel für die Küstenprovinzen – öffnete.

Dadurch war Norford schon damals etwas mit der chinesischen Sprache und den Sitten des Landes bekannt geworden, was ihm jetzt von großem Vortheil wurde. Es war ungefähr anderthalb Jahr nach seinem Eintreffen, als sich ein Ereigniß zutrug, das für die Familie von der traurigsten Bedeutung werden sollte.

Sie bewohnte ein kleines, halb europäisch, halb nach Landesgebrauch eingerichtetes Häuschen vor einem der Thore von Shanghai in der Nähe der englischen Faktorei. An einem Abend erschreckte ein immer mehr anwachsender Lärm die Familie – es war an den Kaufläden der Chinesen zwischen Matrosen eines amerikanischen Schiffes, das draußen auf der Rhede lag, und den Eingebornen zu Zank gekommen, der von Seiten des Anführers der Seeleute damit endete, daß er einem Mann sein Messer in den Leib stieß und einen zweiten zu Boden schlug.

Der Getödtete war ein wohlhabender Kaufmann und, wie der Missionair später erfuhr, in seinem vollen Recht gewesen, denn der Amerikaner hatte auf offener Straße im trunkenen Uebermuth auf das Brutalste, seine Frau angefaßt und sie beleidigt. Der Mord endete die sonst ziemlich große Geduld oder vielmehr Feigheit der Chinesen, und ihrer großen Ueberzahl sich bewußt, fielen sie über die Beleidiger her, die außer dem Mörder, der einer der Steuerleute des Schiffes sein sollte, aus noch drei Matrosen bestanden.

Alle vier, waren wohl bewaffnet und ihr Anführer ein Mann von herkulischem Bau und großer Kraft. Sie wehrten sich wie die Löwen und das Leben von zwei der Matrosen, die im wahren Sinne des Wortes, als sie zu Boden sanken, von den wüthenden Asiaten in Stücke zerrissen wurden, wurde mit der dreifachen Zahl von Gegnern erkaufte. Dem Steuermann und seinem noch übrig gebliebenen Gefährten gelang es endlich, aus mehreren Wunden blutend, sich bis an die Mauer der Mission zurückzuziehen. Hier aber fand er von dem Schreck der Diener die Thür verschlossen und die erbitterte Menge umkreiste mit wildem Jubel jetzt ihre sichere Beute.

An das verschlossene Thor gelehnt stand Hawthorn, so nannte sich der Steuermann später, die Zähne fest auf einander gebissen, die Augen roth unterlaufen, während ihm aus einer Kopfwunde das Blut in dunklem Strom über sein von Wuth und Schmerz entstelltes Gesicht rann. Seine rechte Faust hielt den Griff eines langen Bowiemessers, während die linke mit dem nutzlosen Pistol herab hing, das er längst gegen seine Gegner abgeschossen hatte. Sein Gefährte war ein malayischer Matrose in seiner leichten malerischen, aber jetzt mit Blut besudelten Kleidung, und hatte bis jetzt außer einigen Beulen noch keine Verletzung davon getragen. Er war ein Mann von großer schlanker Gestalt und wie er so dastand, seinen Gefährten oder Gebieter vertheidigend, glich er einer schönen Bronze-Figur, der plötzlich Feuer und Leben eingehaucht ist. Er hatte sich den weißen Turban abgerissen und den dicken Muselin um den linken Arm geschlungen, mit dem er schon mehr als einen Stich und Hieb abgewehrt hatte.

Es schien ein Augenblick kurzer Ruhe in dem ungleichen Kampf eingetreten, denn die wüthende Menge bildete einen Halbkreis um ihre beiden Opfer und ihr gellendes Zetergeschrei hatte einen Moment aufgehört, während man das Läuten des Glöckchens vernahm, das an einem Gerüst auf dem Dach der Missionsstation hing und von den angsterfüllten Frauen und Dienern derselben in Bewegung gesetzt worden war, um Hilfe von der Faktorei herbei zu rufen.

Gleich darauf hörte man einen entfernten Trommelwirbel.

Die Chinesen kannten, was derselbe zu bedeuten hatte; sie wußten sehr gut, daß sie den englischen Bayonneten nicht widerstehen würden. Aber es befanden sich, unter dem mit jedem Augenblick sich mehrenden Volkshaufen viele Taipings, das heißt: Abkömmlinge der tartarischen Stämme, und diesen fehlt es keineswegs an Muth, wie die Engländer schon mehrfach auf ihre Kosten erfahren haben.

Ein wüthendes Zetergeschrei erhob sich aus dem Haufen. Die Taiping-Soldaten drängten sich in die vorderen Reihen und zwei Luntentinten langten über die Köpfe der Menge und richteten ihre weiten Mündungen auf die Bedrängten.

»Fluch über diese feigen Hunde von Europäern, die nicht wagen, ihre Schlupfwinkel zu öffnen,« stöhnte Hawthorn. »Die Kanaille wird uns in Stücke reißen wie Steffens und den Spanier. Aber wir wollen unser Leben wenigstens theuer verkaufen, Mahadrö, mein Junge!«

»Massa, nicht sterben,« sagte der Malaye, seinen Krys schwingend, »so lange Mahadrö einen Odem in seinem Leibe hat. Feige Langzöpfe fürchten das Messer!«

»Zum Teufel, so laß ein Mal Deiner Tollwuth freien Lauf! Ein Dutzend von den Jungens unseres Schiffes, und ich wollte sie in die Stadt zurückjagen, daß Jeder seine Glieder in den Straßenwinkeln suchen müßte! Vorwärts, da kommen die Schurken und mögen Jene, die hier wohnen, verflucht sein bis in die unterste Hölle!«

Die tobende Volksmenge stürzte sich wie eine brüllende Woge gegen die Zwei. Balken und Spieße, Steine, Säbel, Haus- und Ladengeräthe, Alles war gegen sie erhoben, um Rache zu üben für den schändlichen Mord.

Der tapfere Malaye sprang mit dem Satz eines Panthers vor den Mann, den er seinen Herrn genannt, und während er den linken Arm zum Schutz gegen die Hiebe und Stöße vorhielt, tauchte der gewundene Stahl seines gefährlichen Dolches drei Mal in die andringende Menge und kehrte jedes Mal blutig bis zum Heft zurück.

Hawthorn hat einen schweren Hieb mit seinem Bowiemesser gethan, der den kahlen Schädel eines Chinesen spaltete, aber ein Schlag mit einer Stange auf den Arm machte ihn die Waffe loslassen und ein zweiter Hieb warf ihn auf die Knie. Ein ganzer Haufe stürzte sich auf ihn, aber trotz seiner Wunden und des Blutverlustes faßte er mit jeder Faust einen der Angreifer und stieß sie so heftig mit den Köpfen gegen einander, daß beide betäubt zurückfielen.

Doch selbst seine herkulische Kraft nützte ihm Nichts gegen die gewaltige Uebermacht. Im nächsten Augenblick ward er zu Boden geworfen und zehn Säbel und Messer blitzten über dem vergeblich ringenden Körper. –

Mahadrö hatte kaum die Gefahr seines Gebieters gesehen, als er von seinem eigenen Kampf abließ und sich wie ein Tiger auf die Bedränger des Europäers stürzte, sie von ihm zurückstieß und sich über den am Boden Liegenden warf und mit seinem unbeschützten Körper die Schläge und Stöße auffing. Ein jauchzendes Geschrei der Asiaten verkündete, daß sie die Sieger geworden und nun ihrem Rachedurst freien Lauf lassen konnten.

In diesem Augenblick öffnete sich plötzlich das Thor der Mission und ein einzelner Mann mit einem Mädchen stand den Wüthenden gegenüber und vor der schrecklichen Mordscene.

Es war der Missionair Roncamp mit seiner Tochter.

Keiner der Diener der Mission hatte gewagt, das Paar bei ihrem muthigen Werk der Nächstenliebe zu begleiten, alle hielten sich entfernt und in den Gebäuden versteckt, seine Gattin lag zitternd in ihrem Gemach auf den Knien und betete.

Der alte Geistliche trug das dunkle Gewand seines Standes, sein weißes Silberhaar hing unbedeckt um sein wirklich ehrwürdiges Gesicht, während das Mädchen mit dem reichen schönen Blondhaar wie die Erscheinung eines Engels, die Hände bittend gefaltet, an seiner Schulter lehnte.

Der Eindruck, den der Anblick und die muthige Handlung auf die tobende Menge übte, war augenblicklich. Das Geschrei hörte auf, die erhobenen Waffen sanken nieder und unwillkürlich wich der Halbkreis einige Schritte zurück und ließ in seiner Mitte die beiden blutenden Opfer, den Malayen und seinen Herrn zurück.

»Freunde,« sagte der Missionair milde in chinesischer Sprache – »warum wollt Ihr diese Männer tödten? ich bitte Euch, gebt dem Erbarmen Gehör, und wenn sie Euch beleidigt oder gegen das Gesetz verstoßen haben, so übergebt sie ihrer Obrigkeit!«

»Sie haben Kiang-thin, den Seidenhändler, ermordet, weil er sein Weib vertheidigt! Sie müssen sterben!« schrie eine Stimme aus der Menge.

»Ist das wahr, Freund?« sagte der Missionair zu dem Seemann.

»Zum Henker mit Euren albernen Fragen!« brüllte Hawthorn – »laßt mich in die Thür, die Ihr längst hättet öffnen sollen, und dann laßt sie kommen die Hunde!«

»Tödtet ihn! laßt ihn nicht entkommen den Mörder!«

Wiederum hob der Missionair die Hand und noch ein Mal schwieg der Lärmen.

»Ihr wißt Freunde,« sagte er, »daß die Gerichtsbarkeit über die Europäer nicht Euch zusteht, sondern ihren Consuln. Ihr steht hier auf englischem Grund und Boden und diese Männer müssen ihrer zuständigen Behörde überliefert werden. Bedenkt, was Ihr thut und welche Folgen für Euch daraus entstehen würden!«

»Er hat in unserer Stadt gemordet! – Hört Ihr die Trommeln der rothen Barbaren?« schriean einige wilde Stimmen. »Auf sie! sonst wird man sie entfliehen lassen!«

Aber Hawthorn hatte die Gelegenheit bereits benutzt, sich auf ein Knie zu erheben. Mit einer letzten Kraftanstrengung sprang er empor und mit einem Satz hinter dem Missionair weg durch die geöffnete Thür in den Hof, indem er dieselbe hinter sich zuschlug und verriegelte.

Ein Wuthgebrüll der Menge erhob sich, als sie auf diese Weise den Hauptschuldigen ihrer Rache wenigstens für den Augenblick entkommen sah. Ihre Waffen erhoben sich drohend über dem Missionair.

Während dieser in die Zeit weniger Augenblicke sich drängenden Wendung war die Tochter des Geistlichen unbekümmert um das Geschrei und die Drohungen der erbitterten Asiaten bis zu der Stelle vorgeschritten, wo der Malaye, der so treu seinen Herrn vertheidigt hatte, lag.

Sie kniete neben dem vom Blut aus zehn Wunden überströmten Körper nieder, hob seinen Kopf auf ihren Schooß und versuchte den aus der gefährlichsten Verletzung am Haupt quellenden Lebensstrom zu stillen. Der Verwundete öffnete die Augen und sein Blick traf auf die schönen, reinen Züge des Mädchens noch mit einem so grimmigen, tigerhaften Ausdruck, daß dieses erbebte. Aber sogleich hatte sie sich gefaßt und indem sie mit ihrem Taschentuch das Blut von seiner Stirn wischte und es ihm dann umwand, sah sie im Kreise umher, der sich um sie gebildet, als suche sie ein bekanntes Gesicht, das sie um Beistand anrufen könne.

So groß die Erbitterung der Chinesen gegen die rohen Matrosen auch war, so wagten sie doch nicht, dem Missionair oder seiner Tochter etwas zu Leide zu thun. Beide standen in Shanghai selbst unter den Eingeborenen in der größten Achtung, denn während die Bemühungen des Missionairs bereits zum Groll der chinesischen Beamten eine nicht unbedeutende christliche Gemeinde gebildet hatten, war es Maria Roncamp gelungen, selbst unter den Feinden ihres Glaubens durch zahlreiche Wohlthaten an die Armen, durch aufopfernde Pflege von Kranken und die kleine Schule von Kindern, die sie mit großer Mühe gebildet hatte, sich viele Freunde unter dem Volke zu erwerben und dies um so mehr, als die wenigen europäischen Frauen, welche nach diesen fernen Ländern kommen und mit ihren Gatten oder Verwandten in den Faktoreien wohnen, gegen die Eingeborenen sich sehr abgeschlossen und hochmüthig zu benehmen pflegen.

Während daher ein Theil der Menge gegen die Mauern und die Thür der Mission anstürmte und nach Herausgabe des Mörders schrie, bildete ein anderer schützende Kreise um den Missionair und seine Tochter.

Der grimme, wilde Ausdruck, mit welcher das gelbe, blutdürstige Auge des Malayen auf die Jungfrau starrte dauerte nur einen Moment, dann – als ob er eine der Houris seines Paradieses gesehen, die ihm den Oelzweig des Propheten bringe – wurde es sanft und schloß sich wie in einem glücklichen Traum.

Maria Roncamp hatte bereits ihre Ruhe wieder erlangt und ihr menschenfreundliches muthiges Herz zeigte sich in seiner vollen Güte. Sie sah nochmals umher, ob sie nicht ein

Mitglied der Gemeinde in dem Kreise, der sie umgab, fände, und als ihr dies gelungen, wandte sie sich an den Mann.

»Sigan-Sing, mein Freund,« sagte sie vertrauend, »wenn Du mir vergelten willst, daß ich neulich Deine Frau gepflegt und ihren Arm geheilt habe, so hilf mir mit Deinen Nachbarn diesen Mann in die Mission tragen!«

»Aber Himmelsblüthe,« – dies war der Name, den die Chinesen dem jungen Mädchen gegeben – »er hat, indem er sich wehrte, zwei unserer Männer erstochen. Du siehst, er hält noch den blutigen Krys in seiner Hand!«

»Es ist ein großes Unglück,« erwiderte das Mädchen – »aber Du selbst sagst, daß er es in Vertheidigung seines eigenen Lebens gethan hat. Das Gericht mag zwischen Euch blutdürstigen Männern entscheiden. Aber jetzt steht er unter meinem Schutz und ich bitte Dich, ihn nach unserm Hause zu schaffen, damit ich auch nach Deinen verwundeten Freunden sehen kann!«

Die Macht, welche die ruhige Milde der Jungfrau auf die erregten Gemüther ausübte, war in der That so groß, daß außer dem Angesprochenen sich noch zwei andere Männer entschlossen, den jetzt leblosen Körper des Malayen aufzuheben. Sie wurden daran um so weniger von ihren Gefährten gehindert, als in diesem Augenblick die Trommel eines im Geschwindschritt herbeikommenden Pikets englischer Soldaten aus der nahen Faktorei schon in größter Nähe an ihre Ohren schlug.

Der den Chinesen bei den häufigen Streitigkeiten wohlbekanntere energische Kommandoruf: »Gewehr an! fällt das Gewehr!« räumte im Nu den Platz vor der Mission. Die Menge stob auseinander und flüchtete nach der Gränze der Chinesenstadt zurück; selbst die Männer, welche gehorsam der Bitte des Mädchens den blutigen Körper des Malayen aufgehoben hatten, ließen denselben wieder fallen, und nur die beiden in dem Handgemeng schwer von dem Krys des Malayen Verwundeten nebst einem mit seinen Polizeidienern herbeikommenden Mandarin blieben auf dem Platz zurück.

Die Streitigkeiten zwischen den Europäern, namentlich den rohen, aus allen Nationen zusammengesetzten Mannschaften der im Hafen von Shanghai ankernden Schiffe und den chinesischen Händlern und Lastträgern sind wie gesagt so häufig und enden so selten ohne Blutvergießen, daß auch diesem Vorgang wenig Bedeutung beigelegt wurde. Der englische Offizier erklärte dem Polizei-Mandarin einfach, daß, wenn noch einmal ein Angriff des Pöbels auf die Mission selbst stattfinden sollte, der brittische Consul mit Unterstützung des nächsten Kriegsschiffes schwere Rechenschaft fordern würde, und als er hörte, daß Hawthorn zu dem Schooner »die Seeschwalbe« gehörte, der unter amerikanischer Flagge im Hafen lag, überließ er es dem Beamten, seine Klage in der amerikanischen Faktorei anzubringen, und entfernte sich, ohne den Mörder weiter festzunehmen.

Der Mandarin wußte sehr wohl, daß die Klage wenig helfen würde. Er bedauerte in seinem Innern daher nur, daß es Jenem gelungen, sich der wohlverdienten Vergeltung zu entziehen und ließ von seinen, mit langen Bambusstöcken versehenen Häschern die Verwundeten, die Maria so gut als möglich verbunden hatte, sehr rücksichtslos nach der Chinesenstadt zurück transportiren.

Das Menschenleben hat in China ziemlich geringen Werth und die Art und Weise, wie die europäischen Faktoreien ihre durch den abgezwungenen Frieden errungenen Rechte in den fünf Küsten-Niederlassungen ausüben, ist sehr rücksichtslos oder vielmehr offen tyrannisch.

Während kurz diese Verhandlungen gepflogen wurden, hatten der Missionair und seine Tochter den bewußtlosen Körper des Malayen durch ihre Diener in die Mission tragen und in eines der Krankengemächer bringen lassen, da die Mission zugleich als Krankenhaus benutzt wird. Der Missionair selbst besaß nicht unbedeutende Kenntnisse in der Heilkunde, und von ihm hatte seine Tochter dieselben überkommen. Bis zur Ankunft des Arztes der Ansiedelung genügte Beider Hilfe daher vollkommen, und Maria hatte die Freude, ihren Geretteten bald wieder Zeichen des Lebens geben und zum Bewußtsein zurückkehren zu sehen.

Ein Blick des Dankes aus seinen glühenden Augen traf die liebliche Gestalt des Mädchens. Aber nicht der dankbare Malaye allein ließ auf ihr seine Blicke ruhen.

Hawthorn, um den – nachdem ihn der englische Offizier bedeutet, daß er seiner Wege gehen könne und bei dem amerikanischen Consulat die Klage der Chinesen über den begangenen Mord abwarten müsse, – sich schon wegen seines niederträchtigen Benehmens gegen seinen Gefährten Niemand gekümmert hatte, war den Dienern gefolgt, welche den verwundeten Malayen nach dem Krankenzimmer brachten.

Die Arme über einander geschlagen, an die Wand des Gemachs gelehnt und die eigenen Verletzungen nicht achtend, sah er in mürrischem Schweigen den Bemühungen des Missionairs und seiner Tochter um den Leidenden zu, bis der Arzt der Kolonie erschien und die Wunden näher untersuchte.

Sein finsternes, unheimliches Auge war dabei mit immer leidenschaftlicherem Ausdruck mehr auf die Bewegungen der Jungfrau, als auf seinen Genossen gerichtet gewesen.

Erst als der Doktor den letzten Verband beendet hatte, ließ er das erste Wort hören, indem er sich an diesen wandte.

»Nun, Doktor, wie ist's? Muß der dumme Tropf zur Hölle fahren oder nicht?«

Der Arzt sah ihn unwillig an. »Mit Gottes und dieser braven Menschen Hilfe,« sagte er, »hoffe ich das Leben dieses Mannes zu erhalten, obschon er schwer genug verwundet ist. Ich habe mir übrigens sagen lassen, daß er gerade in der Aufopferung für Sie diese Wunden erhielt!«

»Bah! Das war seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit – ich bin sein Herr und er ist nichts als einer der malayischen Schurken, wie sie schockweise in den indischen Gewässern zu haben sind. Aber denkt Ihr, Meister Pflasterkasten, daß ich ihn an Bord seines Schiffes bringen lassen kann?«

»Ich muß mich dem widersetzen, – es würde sein Tod sein.«

»Nun gut, so mag er bleiben, wo er ist. Ohnehin ist er dort am Besten aufgehoben. Aber wie lange, zum Teufel, wird die Geschichte dauern?«

»Unter vier Wochen ist die Herstellung auch nur einigermaßen nicht möglich!«

»Höll' und Verdammniß! So lange kann das Schiff nicht in diesem Nest liegen bleiben. Der Bursche ist zwar sehr brauchbar, aber doch immer nur ein Malaye. Wißt Ihr was, Doktor, Gold thut Alles in der Welt, es wird wohl auch Euren Arzneien auf die Beine helfen. In diesem Beutel sind zwanzig goldne Mohurs, da, nehmt und schafft mir Mahadrö in drei Tagen gesund!«

Er warf dem Arzte brüsk den seidenen Beutel zu.

»Es geht nicht, Sir, wenn ich auch mein Bestes thue. Unter acht Tagen ist der Mann nicht zu transportiren!«

»Dann mag ihn der Teufel holen, ich kann so lange nicht warten! – Hört, frommer Herr, nehmt Euch des Burschen Etwas an, es ist ja Euer Handwerk und ich will's gut bezahlen; für das Begräbniß der beiden Andern brauch' ich glücklicher Weise nicht zu sorgen, die Hunde haben sie ja zerfetzt, daß kein Stück an ihnen ganz geblieben ist. Mögen sie sie behalten, ich will bei erster Gelegenheit diesen kahlköpfigen geschlitzten Schurken einen Tanz aufspielen, der ihnen den heutigen Tag gedenken machen soll! Morgen komm ich wieder, um noch einmal, eh' ich segle, nach dem Burschen zu sehen!«

Ohne auch nur dem muthigen Einschreiten des Missionairs, das ihm doch offenbar das Leben gerettet, ein Wort des Dankes zu widmen, ging der Seemann davon zur großen Erleichterung der Bewohner der Mission, die sich wohl hüteten, den wüsten Menschen zum Wiederkommen einzuladen.

Aber Hawthorn kam nicht nur am nächstfolgenden Tage, sondern auch am zweiten und dritten wieder und seine Besuche dehnten sich weit länger aus, als nöthig gewesen wäre. Dazu wählte er immer verschiedene Zeiten, um Maria, die dem armen Malayen eine besondere Pflege widmete, am Lager des Kranken zu überraschen und ihr einige plumpe Galanterieen zu bezeigen, obgleich das Mädchen, welche der wilde Charakter des Seemanns und seine Person auf's Höchste abstieß, stets eine Gelegenheit fand, sich so bald als möglich zu entfernen. Die frechen, lüsternen Blicke des Dänen, denn aus dieser Nation stammte der Steuermann des »Satan«, widerten ihren reinen Sinn an und trieben die Röthe auf ihre Wangen, obschon derselbe jetzt für gut fand, sein Fluchen möglichst zu unterdrücken und sich in der Mission weniger wild und roh zu benehmen.

Endlich am fünften Tage, nachdem am Tage vorher bei dem erneuten Besuch des Seefahrers Maria Roncamp gänzlich unsichtbar geblieben war und ihr Vater auf die Frage nach ihr ihn kurz bedeutet hatte, daß sie für einige Zeit von der Mission abwesend sei, hörte die Familie des Missionairs zu ihrer großen Befriedigung, daß der Schooner, welcher den Namen »Seeschwalbe« trug, Anker gelichtet hatte und in See gegangen war.

Was man über das Schiff vernahm, war ohnehin nicht sehr geeignet, seinen Charakter zu empfehlen. Es galt als zum Opiumhandel dienend und seine Papiere schienen in bester Ordnung zu sein, wenigstens hatte der amerikanische Consul der Benutzung der Flagge seiner Nation Nichts in den Weg gelegt. Aber ein Gerücht wollte wissen, und die Eingebornen behaupteten es geradezu, daß der Schooner noch eine weit verwerflichere Bestimmung hätte, als die Unterstützung jener humanen und moralischen Politik des Krämer-Kabinetts von St. James, welche mit Kanonen und Bayonetten ein großes Land zwang, sich gegen seine Gesetze das Opiumgift importiren zu lassen.

Mit dem Absegeln der »Seeschwalbe« verloren sich übrigens die Gerüchte und die Besorgniß vor seiner Mannschaft, und Maria kehrte wieder zu ihrem Werk christlicher Liebe zurück, der Pflege des verwundeten Malayen, dessen Heilung jedoch längere Zeit erforderte, als der Arzt angegeben hatte.

Während derselben war Norford abwesend in einem Auftrag der Missionsgesellschaft auf einer andern Station, und als er endlich zurückkehrte, ungefähr zur selben Zeit, als der Malaye wieder sein Lager verlassen konnte, trat ein Unglück ein, das die Familie aufs Härteste traf und alle ihre Lebenspläne veränderte.

Die Cholera war in den Küstenstädten ausgebrochen und forderte zahlreiche Opfer auch in Shanghai. Eines derselben war der würdige Greis, der Vater Marias. Frau und Tochter

widmeten ihm die liebevollste Pflege, aber Gott hatte anders bestimmt und schon nach 48 Stunden erlag der Missionair, stark und vertrauend in seinem Glauben, den Angriffen der Krankheit und verschied.

Bei dieser Gelegenheit, in diesen Tagen des Leidens und Kummers, legte Mahadrö, der wilde Malaye, wahrhaft rührende Beweise seines Dankes und seiner Zuneigung für seine Retterin an den Tag. Er folgte wie ein Hund ihren Schritten, und als der Missionair gestorben war, und er die tiefe Trauer der Tochter sah, verhüllte er sein Gesicht mit den Falten seines Turbans und nahm drei Tage weder Speise noch Trank zu sich.

Es war am letzten derselben, dem Tage nach dem Begräbniß des Missionairs, als Maria Ronecamp allein in einem der Zimmer des Missionshauses, das Haupt in die Hand gestützt, in trübem Nachdenken auf dem Divan von Bambusrohr lehnte und an ihre Zukunft dachte. In diesem Augenblick hörte sie die Tritte eines Mannes hinter sich und in der Meinung, es sei ihr Verlobter Norford, streckte sie ohne aufzuschauen, ihm die Hand entgegen.

Aber sie fühlte dieselbe in rauher, ungewohnter Weise, gefaßt und gepreßt, und als sie empor sah, begegnete sie den leidenschaftlichen frechen Blicken des Steuermann Hawthorn.

»Gott verdamme meine Augen, schöne Dame,« sagte der Dreiste, »aber man muß Euch ja suchen wie ein verlorenes Boot in der Böö! Es ist gut, daß ich Euch hier allein finde mein Schätzchen, denn ich habe Euch Allerlei zu sagen.«

Das junge Mädchen hatte sich rasch erhoben und ihre Hand frei gemacht. »Was unterfangen Sie sich, Sir?« frug sie stolz – »wie kommen Sie in mein Zimmer?«

»Alle Teufel, auf meinen zwei Beinen, denk' ich,« lachte der Unhold, »da ich doch schwerlich auf den Planken der »Seeschwalbe« durch diese enge Thüren einsegeln kann. Aber ich würde lieber ein Dutzend Bursche zum Frühstück peitschen lassen, bis ihnen das Blut in die Schuhe läuft, als daß ich Euch erschrecken wollte, Täubchen. Ich habe gehört, daß der alte Griesgram, Euer Vater, gestorben ist, der ein so hübsches Mädchel hier immer hinter Schloß und Riegel hielt, statt sie ein lustiges Leben kosten zu lassen. Viel Geld und Geldeswerth wird er gerade auch nicht zurückgelassen haben und da mir's Eure verwünschten blauen Augen bis zum Närrischwerden angethan, mache ich Euch den Vorschlag, mit mir zu gehen und die Herrin zu spielen in der Kajüte der »Seeschwalbe« und über die Vier Dutzend Galgenvögel, die seine Mannschaft bilden!«

»Sir . . . «

»Zum Henker, wenn Ihr's nicht anders wollt und das einer freien *amour* vorzieht, will ich mich vor dem Konsul mit Euch zusammenspleißen lassen, da meine früheren Weiber wohl längst der Teufel geholt hat. Aber mein müßt Ihr werden, das hat Niels Hawthorn beim Kreuz von Dänemark geschworen, und wenn er das gethan, dann setzt er seinen Willen durch und ob Alles zu Grunde gehen sollte. Also sperrt Euch nicht lange und sagt Eure Bedingungen. Ich verspreche Euch, Ihr sollt es besser haben, als die reichste Fürstin von Indien.«

»Verlassen Sie augenblicklich dies Zimmer, oder ich rufe um Hilfe,« rief das geängstete Mädchen.

»Hoho – also Du willst nicht gutwillig, mein kleines hübsches Mövchen,« lachte der Seemann. »Nun wohl, wenn Du nicht meine Frau werden willst, müßt Du doch meine Geliebte werden, und ich will schon Mittel finden, Dich meinem Willen fügsam zu machen. Ich will Dir bis morgen Zeit zum Ueberlegen geben, die Weiber spreizen sich alle zu Anfang etwas,

und das da wird vielleicht helfen, Dich etwas eher kirre zu machen.« Damit warf er ein zusammengeknüpftes Seidentuch auf den Tisch, aus dem goldene Spangen, Ketten und andere Kostbarkeiten des weiblichen Schmucks herausrollten.

»Unverschämter – gehen Sie – oder . . .«

»Nicht so – Herzchen! Einen tüchtigen Schmatz muß ich haben als Pfand auf unsern Handel!«

Und hinter ihr drein eilend umfaßte er sie und preßte sie an sich in wilder Begierde.

Maria Roncamp schrie laut auf. »Hilfe, Henry! zu Hilfe!« Die zwei Thüren, welche in das Gemach führten öffneten sich fast in gleichem Augenblick.

Durch die eme stürzte der Malaye herein – in der anderen erschien Henry Norford, der Missionair, der frühere Erste Lieutenant der Fregatte »Waterloo«.

Unwillkürlich fuhr Mahadrö einen Schritt zurück, als er seinen Herrn erkannte, in dessen Armen das Mädchen sich wand. Wer diesen kurzen Vorgang beobachtet haben würde, hätte sehen können, daß ein furchtbarer Kampf seines Innern, der Kampf zwischen dem gewohnten Gehorsam und seiner Dankbarkeit, den Körper des Malayen erschütterte und erbeben ließ.

Dieselbe Erregung, nur ohne Kampf, fand bei dem ehemaligen See-Offizier statt. In demselben Moment, als er seine Verlobte, das theuerste Wesen, das er auf der Welt hatte, in den Fäusten des brutalen Wüstlings sich winden sah, waren all' die seit zwei Jahren von ihm gefaßten und streng beobachteten Vorsätze der christlichen Ruhe und Geduld verschwunden, und er stürzte in das Zimmer, die Faust erhoben, als schwinde sie noch den Säbel an der Spitze seiner Enterer bei dem Angriff auf ein feindliches Verdeck.

»Schurke, was thut Ihr da?«

Der Däne wandte sich wild gegen ihn. »Oho! ein junges Pfäfflein! weht der Wind aus dem Kompaßstrich?«

»Laßt augenblicklich die Dame los, oder bei Gott . . .«

»Nun?«

Die Faust des ehemaligen See-Offiziers fiel so kräftig auf seine Stirn nieder, daß der Unhold unwillkürlich die Jungfrau aus seinem Arme ließ und an die Wand taumelte.

Das Mädchen wäre zu Boden gefallen, wenn nicht der Malaye seine gütige Pflegerin aufgefangen hätte.

Der Steuermann stieß einen teuflischen dänischen Fluch aus, während er sich emporraffte, dann griff er nach dem Messer in seinem Gürtel und wollte sich auf den unbewaffneten Gegner stürzen.

Henry Norford war zwar an Körperkräften seinem Gegner keineswegs gewachsen, aber er besaß sicher mehr ruhigen Muth und bewußte kühne Entschlossenheit. Er hatte einen der leichten Bambussessel ergriffen und schwang ihn gegen seinen Feind, während seine Verlobte mit ihrem Hilferuf das Haus erfüllte. Dennoch wäre er wahrscheinlich verloren gewesen, wenn sich nicht Mahadrö zwischen ihn und seinen blutgierigen Gebieter geworfen hätte.

»O Sahib, was thust Du? Sie haben gerettet des armen Malayen Leben und das Deine! Er ist ein heiliger Derwisch der Christen!«

»Zum Teufel mit Deinem Leben, Du Hund! möge es hundertmal verloren gehen! Er hat mich geschlagen und muß sterben!«

»Hinaus mit Dir, Schurke, hinaus!«

Der muthige Offizier ging selbst auf den Mörder los, aber bereits hatte der Hilferuf seiner Verlobten von allen Seiten Diener des Hauses, darunter mehrere kräftige Europäer, herbeigeführt, die sich um ihn drängten.

Der wilde Seemann sah ein, daß er den Kürzeren ziehen müsse und daß – selbst wenn es ihm gelänge, augenblicklich seine Rache zu befriedigen, – der Mord eines europäischen Missionairs nicht dasselbe sei, wie der eines hilflosen Chinesen, und ihm sicher den Strick gebracht hätte. Da er ohnehin mehr brutal und grausam, als von wahrem Muth beseelt war, stieß er sein Messer in die Scheide zurück und begnügte sich, die Faust drohend gegen Norford zu schütteln.

Dieser hatte sich unterdeß wieder so gut als möglich gefaßt, und begann, sich der für seinen neuen Stand unpassenden Hingabe an die alte leidenschaftliche Hitze zu schämen. Doch kochte noch immer sein Blut wegen der seiner Braut angethanen Beleidigung.

»Werft das betrunkene Thier augenblicklich aus dem Hause,« befahl er, »und wenn der Mensch sich je wieder in der Mission blicken läßt, tragt Sorge, daß ihm seine gebührende Behandlung werde.«

Die Diener machten in der That Miene, den Befehl des Missionairs zu erfüllen, aber Hawthorn sah sie mit einem so wilden Blick an und legte aufs Neue die Hand an den Griff seines Messers, daß sie zögerten.

»Wer mich anrührt, dem dreh' ich die Klinge in den Eingeweiden um,« drohte der Wilde. »Wir sehen uns wieder Bursche, und dann soll Der schwarze Rock Deine Feigheit nicht schützen! Ihr aber, Dirne, wißt, was ich gesagt, und was Niels Hawthorn beim Kreuz von Dänemark geschworen, das hält er!«

»Hinaus!«

Der Steuermann schritt, noch immer die Hand am Messer, nach dem Ausgang, wohin ihm die Diener unwillkürlich Platz machten, als sein tückischer Blick auf den Malayen fiel.

»Hierher, Mahadrö!«

»Sahib – Sie waren so gut gegen mich!«

»Zu mir, Slave! oder ich lasse Dir den Rücken mit Rhinocerospeitschen zerfleischen! Du bist mein Eigenthum und folgst augenblicklich!«

Der Malaye, den in der That der Däne von einem wilden Völkerstamm auf Borneo als Gefangenen eingehandelt, also als Sklaven betrachten konnte, warf einen verzweiflungsvollen Blick auf seine bisherigen Hausgenossen, aber er erkannte an der finsternen Stirn des Missionairs und an dem Schluchzen des erschrockenen Mädchens, das angstvoll an die Schulter seines Verlobten sich schmiegte, daß sie ihm nicht helfen konnten, wenn Hawthorn ihn zurück forderte.

Mit einem Stöhnen des tiefsten Seelenschmerzes warf sich der Halbwilde vor dem Mädchen nieder und preßte ihr Gewand an seinen Mund. Dann sprang er empor, kreuzte die Arme über seine Brust und verließ mit gesenktem Haupt hinter seinem scheltenden Gebieter die Mission.

Auf den Befehl Norfords, den das zitternde Mädchen durch einen stummen Wink auf die zurückgelassenen Kostbarkeiten aufmerksam machte, beeilten sich die Diener, diese Mahadrö und ihrem Besitzer nachzutragen. –

Wochen waren seitdem vergangen, ohne daß man etwas von dem Schooner und seiner Mannschaft in Shanghai gehört hätte, denn auch bei dem eben erzählten Vorgang hatte das

verdächtige Schiff nicht im Hafen selbst geankert, sondern war, wie man später erfuhr, an einer der kleinen Tschin-san-Inseln liegen geblieben.

Maria hegte nach ihren Erfahrungen von der Wildheit des Charakters Hawthorn's und seinen schlimmen Begierden anfangs wohl Besorgniß für die Sicherheit ihres Verlobten und hielt ihn nach Kräften ab, allein außerhalb der Mission zu verweilen. Henry Norford aber verwies ihr diese Furcht und sein natürlicher Muth ließ ihn an eine etwaige Rache des wilden Seemannes nur mit Verachtung denken.

So wurde allmählig die Sache vergessen, obschon es Maria Roncamp bedünken wollte, wenn sie von einem oder zweien Dienern der Mission begleitet, ihre Gänge christlicher Liebe weiter über das Gebiet der Faktorei ausdehnte und die chinesischen Stadttheile besuchte, als würde sie häufig von Personen beobachtet, die ihrem Wege nachfolgten, ja selbst ein oder zwei Mal meinte sie unter der Menge versteckt die Gestalt und das Gesicht Mahadrö's wieder zu erkennen.

Da er aber nie sich ihr näherte, glaubte sie leicht, sich getäuscht zu haben, um so mehr, als bei den scharf ausgeprägten gleichen Typen der asiatischen Racen ein europäisches Auge die einzelnen Physiognomien schwerer zu unterscheiden lernt.

Ueberdies nahmen wichtigere und ernstere Sachen ihre Gedanken in Anspruch.

Von der Haupt-Mission war in Folge des Todes des würdigen Roncamp auf die Station ein anderer Missionair ernannt worden und Henry Norford erhielt die Anweisung, sich nach der britischen Niederlassung Sarawak auf Borneo zu begeben und eine Anzahl chinesischer Familien dahin zu begleiten, welche den im Innern des Landes, wo er früher verweilt hatte, fortdauernden Verfolgungen für die Annahme des christlichen Glaubens ausgesetzt geblieben, ohne daß die Consulate an der Küste sie genügend schützen konnten, und die deshalb vorzogen, wie alljährlich viele Tausende ihrer Landsleute, theils des Handels, theils anderer Ursachen wegen, nach den Inseln des indischen Archipels auszuwandern.

Der Missionair wünschte dringend, vorher seine eheliche Verbindung mit Maria Roncamp zu vollziehen, aber theils wollten Tochter und Mutter die Trauerzeit um den Tod des Vaters nicht so rasch abkürzen, theils fehlten an der Probezeit, die der alte Roncamp dem neuen Missionair ausdrücklich bestimmt hatte, ehe er in seine Verbindung mit Maria willigen wollte, noch drei volle Monate und Frau Roncamp hing mit einem gewissen Eigensinn an den Bestimmungen ihres Mannes, um so seinen Willen noch im Grabe zu ehren.

So wurde denn, da zur Zeit kein geeignetes englisches Kauffahrerschiff in Shanghai bereit lag, die kleine Kolonie nach jenen Gegenden zu bringen, die Chinesen bei solchen Fahrten überhaupt auch lieber sich ihren langsamen und ungeschickten, aber durch Jahrhunderte gewohnten eigenen Fahrzeugen anvertrauen, auf der andern Seite aber die Jahreszeit des gefürchteten Typhons, jenes eigenthümlichen und heftigen Orkans der indischen Meere nahte, beschlossen, eine große chinesische Dschonke zu miethen, und auf ihr die nicht ungefährliche Ueberfahrt zu machen.

Die Dschonke hieß »Juen-schang« oder »der fliegende Schwan«, hatte aber mit Ausnahme des breiten Bordes und des hohen halsartigen Schiffsschnabels herzlich wenig Aehnlichkeit mit dem stolzen Vogel, denn sie kroch über Wasser, statt zu fliegen, und vergeblich mühte sich Norford ab, dem Schiffer und seinen nacktbeinigen Matrosen eine geschicktere Anwendung der Segel und der Vertheilung des Gleichgewichtes beizubringen. Dschures oder Dschonken sind überhaupt keine Fahrzeuge, die für's Schnellsegeln oder um den stürmischen Wogen des

Meeres Trotz zu bieten gebaut sind, die vielmehr noch aus der Kindheit der Schiffsbaukunst stammen. Die größeren Dschonken sind von etwa 200 Last, haben zwei Mastbäume und eben so viele Segel, die sich beim Aufziehen wie Fächer in eine Reihe Falten zusammen legen. Eine große Menge Balken von leichtem Holz, nachlässig bearbeitet und zusammengefügt, bilden ihr Material. Die Rippen und Streben sind gewissermaßen nur an die Balken angehängt, so daß ein Schuß aus grobem Geschütz das ganze Fahrzeug gefährdet. Ihr Hauptbestandtheil aber ist der Bambus, von dem die Verdecke, die Kajüten, die Schanze, kurz fast Alles, gefertigt ist. Unförmlich in ihrem Aussehen und in ihren Bewegungen, werden sie doch nicht bloß zu Küstenfahrten, sondern häufig zu Reisen durch den ganzen indischen Ocean benutzt und man begreift eben kaum, wie es ihnen möglich wird, diese zu bestehen, wenn es eben nicht die große Leichtigkeit des ganzen Baues thut.

Eben so plump, wie ihre Schiffe, so unwissend sind die chinesischen Schiffer selbst in der Schifffahrtskunde, oder hängen vielmehr mit jenem, diesem Volke so eigenthümlichen Eigensinn, fest an den früheren geringen Kenntnissen und Gebräuchen. Obschon daher Norford eigentlich der Schiffsherr war, indem er das ganze Fahrzeug für den Transport seiner Kolonie gemiethet, so war es doch aller seiner Mühe, ja selbst seinen Befehlen nicht möglich, den Schiffer und seine Matrosen aus ihrem alten Schlendrian herauszubringen und sie von seinen besseren nautischen Kenntnissen profitieren zu machen.

Schon nach den ersten Tagen mußte er verdrießlich diesen Kampf aufgeben und sich darauf beschränken, für die Bequemlichkeit seiner Braut und deren Mutter nach Kräften zu sorgen.

Es befanden sich außer dem Missionair und den beiden Frauen vierunddreißig chinesische Familien auf der Dschonke und der Schiffer hatte nach gewohnter betrügerischer Weise sich noch erlaubt, eine Menge blinder Passagiere für seinen Geldbeutel zur Ueberfahrt einzuschmuggeln, so daß auf dem Schiffe mit Ausschluß der Mannschaft hundertundvierzig Personen waren, darunter an hundert Frauen und Kinder von jedem Alter.

Von dem Gedränge auf einer solchen Dschonke kann sich nur der einen Begriff machen, der eine solche als Transportfahrzeug je gesehen hat. Das Verdeck wimmelt und krümelt von Weibern und Kindern, die auf ihren Fersen umherhocken, die schmutzigen Opiumpfeifen rauchen, oder ihren Reis bereiten, während die Männer selbst auf diesem engen Raum ihren listigen Schacher und Tauschhandel zu treiben suchen, oder mit allerlei Arbeiten beschäftigt sind. Guirlanden von Zwiebeln und Früchten aller Art hängen zwischen den Masten und Böten, deren eine solche Dschonke höchstens zwei besitzt, Kisten und Ballen machen die Gangwege enge und thürmen sich oft bis zur halben Höhe der niedern Masten empor, während die angestrichenen hölzernen Kanonen wie Kinderspielzeug ihre falschen Oeffnungen aus den Luken strecken und noch nie einen der kecken Feinde, welche diese Meere durchschwärmen, zurückgeschreckt haben.

Die Familie Roncamp hatte ihr Quartier in der Campanje oder großen Hütte, die in übermäßiger Höhe mit buntgemalten Jalousieen und Fenstern das Hinterdeck einnimmt.

Es war am fünften Tage der Ausfahrt von Shanghai. Ein ziemlich heftiger Südwest hatte die Dschonke weit hinaus in's chinesische Meer geblasen, weiter, als die Schiffe sich sonst von der Küste zu entfernen pflegen, und als der Missionair mit seinen Instrumenten am Mittag die Sonnenhöhe aufnahm, fand er, daß sie sich etwa auf der Höhe der Tschufan-Inseln im Osten und etwa hundert Seemeilen von der Küste an ihrem Steuerbord befanden.

Schon seit dem Morgen hatten sie ein Fahrzeug bemerkt, das mit ihnen gleichen Cours verfolgte, aber sorgfältig zwischen ihnen und der Küste sich hielt. Obschon in diesen Meeren der Verkehr sehr groß ist, geht man doch gern unbekanntem Schiffen aus dem Wege, denn die malaiischen Seeräuber schweifen bis hier hinauf, während von der chinesischen Küste selbst zahlreiche Corsaren auf leichten Fahrzeugen nach irgend einer faßbaren Beute ausschwärmen und die größte Energie der englischen und französischen Stationsschiffe diesem Unwesen nicht zu steuern vermag.

Im Laufe des Vormittags war das fremde Fahrzeug näher herauf gekommen und Norford, der es mehrfach beobachtet hatte, konnte den Passagieren die erfreuliche Mittheilung machen, daß es keineswegs eine jener gefährlichen Proas, sondern nach seiner Takelage wahrscheinlich ein schnell seegelnder europäischer Schooner war.

Jetzt, nachdem er die Beobachtung der Sonnenhöhe gemacht, griff er auf's Neue nach dem Fernrohr und wandte es gegen das fremde Schiff, das sich jetzt bedeutend genähert und offenbar nun gerade auf den »fliegenden Schwan« abhielt.

Der chinesische Schiffer und seine Verlobte standen neben ihm, und beide bemerkten nicht ohne Besorgniß, daß während der langen Beobachtung sein Gesicht immer ernster wurde.

»Singh Padre,« sagte der dicke Chinese endlich, indem er bald nach seinen Fächersegeln, bald nach dem fremden Fahrzeug hin schielte – »ich möchte Eure Heiligkeit fragen, was Sie aus dem Schiffe dort machen?«

»Sieh selbst, würdiger Hoan-Tsin,« sagte der Missionair, dem alten Chinesen das Glas reichend.

Dieser sah gleichfalls lange durch und sein gelbbraunes, faltiges Gesicht wurde aschgrau bis an die Wurzel des langen Zopfs.

»Heiliger Confucius,« murmelte er – »das ist der Schooner, der vor sechs Monden im Hafen von Shanghai ankerte, und dem man sehr schlimme Dinge nachsagte!«

Maria Roncamp hatte dem Gespräch der Männer aufmerksam zugehört. »Welches Schiff meinst Du?«

»Es hieß die »Seeschwalbe«, mag wohl aber auch noch andere Namen führen, wie das Volk munkelte.«

»Um Himmelswillen – dann ist jener Hawthorn der Steuermann auf ihm und wir sind verloren.«

Der Missionair faltete streng die Stirn. »Es ist eine unangenehme Begegnung,« sagte er, »aber nicht so schlimm als Du fürchtest. So viel ich gehört habe, war jenes Fahrzeug ein Schmugglerschiff oder dient zum Opiumhandel. Sie werden es nicht wagen, friedliche Reisende zu belästigen, oder sie müßten die strenge Bestrafung der englischen Regierung fürchten.«

Der Chinese zuckte die Achseln. »Unsere Mutter Victoria ist weit,« meinte er, »und diese Schmuggler machen sich wenig aus den Gesehen. Ich will noch das Staatsseegel aufziehen lassen, dann wird der fliegende Schwan ihnen hoffentlich den Weg abgewinnen.«

Der ehemalige Seeoffizier winkte ungeduldig. »Glaubst Du denn mit dieser Schnecke von Fahrzeug, das nicht den Namen eines Schiffes verdient, jenem schnell seegelnden und trefflich gebauten Schiff auch nur eine Stunde lang entkommen zu können? Das Einzige, was wir thun können ist, ruhig unsern Cours fortzusetzen und die britische Flagge aufzuhissen, unter

deren Schutz wir segeln. Laß das sogleich thun Hoan-Tsin und ich glaube, daß er es nicht wagen wird, sie zu mißachten!«

Der kleine wohlbeleibte Chinese lief eilig nach vorn, wo die Schiffsleute und Passagiere sich drängten und gleichfalls nach dem Fremden schauten, und befahl, die auf allen Meeren des Erdballs wohlbekannte Flagge an beiden Masten aufzuziehen.

Es geschah mit vielem Geschrei, ohne welches das chinesische Schiffsvolk nicht den kleinsten Dienst verrichten zu können scheint, und eine große Unruhe und Furcht bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft, die durch einander rannte wie eine Heerde Schaaf, wenn der Wolf in der Nähe ist.

Ohne dem Aufziehen der Flagge durch ein gleiches Signal zu antworten, setzte der unheimliche Schooner seinen Lauf gerade auf die Dschonke zu fort.

Der Missionair hatte seine Verlobte bewogen, in die Kajüte zu gehen und mit ihrer Mutter dort zu bleiben, obschon er selbst ihren dringenden Bitten, ihr zu folgen, es verweigerte. Nachdem sie sich endlich zitternd und angstvoll entfernt, rief er aufs Neue den Schiffer herbei.

»Wenn jenes Spielwerk ehrliches Metall wäre,« sagte er, verächtlich mit dem Fuß gegen eine der Kanonen stoßend, »so könnten wir leicht jenen Burschen in der gehörigen Entfernung halten. So müssen wir uns auf uns selbst verlassen. Glaubst Du, würdiger Hoan-Tsin, daß Deine Mannschaft bereit sein würde, für das Schiff zu fechten, wenn es mir gelingt, die Mitglieder der Gemeinde zu einem entschlossenen Widerstand im Nothfall zu bewegen?«

»Möge Dein Angesicht niemals schwarz werden, Singh Padre,« schrie der Chinese. »Was denkst Du von diesen Männern? Sie sind gemiethet, die Segel zu ziehen und die Schiffsarbeit zu machen, nicht aber zu fechten! Ich glaube, daß Du auf dem ganzen Schiff keinen Mann finden wirst, der nicht ein Mann des Friedens ist und von Krieg etwas wissen will!«

»Memmen, die ihr seid!« murmelte verächtlich der Missionair, indem er auf die andere Seite des Verdecks ging und mit Gewalt jede Regung seines früheren Standes zu unterdrücken suchte, sich erinnernd, daß ja auch er selbst jetzt nur ein Mann des Friedens sein und Gefahren nicht anders begegnen durfte, als mit Ergebung und christlicher Ermahnung.

In dieser Ueberlegung störte ihn plötzlich der Donner eines Schusses, dem gleich darauf ein verworrenes Angstgeheul von dem Vorderschiff her folgte.

Der Schuß war von dem Schooner her gekommen, der etwa noch zwei Kabellängen entfernt war, – die Kugel aber, ob absichtlich oder nicht, ließ sich nicht entscheiden, über den Bug des »fliegenden Schwans« hinaus gerichtet gewesen.

Der Missionair wußte daher zuerst nicht, was das Geschrei der Schiffsmannschaft bedeuten sollte, bis der kleine Schiffer auf ihn zugesprungen kam und mit beiden Händen wie unsinnig durch die Luft fahrend, nach dem fremden Schiff deutete.

»Der rothe Hay! Himmlischer Confucius, beschütze uns! Der rothe Hay!« Henry Norford wandte sein Auge nach dem Schooner, der eben den Pulverdampf durchschnitt und sah von der Gaffel des Hauptmastes eine große schwarze Flagge wehen.

Die Schiffe waren einander bereits so nahe, daß er in Mitte dieses schwarzen Tuchs eine große rothe Figur, die Zeichnung eines Hayfisches, erkennen konnte.

So muthig er auch war, bei dem Anblick der schwarzen Fahne sank ihm in dem Gedanken an seine Begleitung das Herz, denn er kannte sehr wohl ihre Bedeutung, das Zeichen der Seeräuberei. Ein zweiter Blick belehrte ihn, daß am Boogsprit des fremden Schiffes ein

fratzenhafter Teufelskopf mit Hörnern und blökender Zunge angebracht war, und als der Fremde jetzt vorausschoß, um zu wenden, sah er an dem Hinterkastell in großen weißen Buchstaben den in den indischen und chinesischen Gewässern gleich dem Ruf »der rothe Hay« gefürchteten und mit diesem eng verbundenen Namen leuchten: »Satan«.

Henry Norford wußte zur Genüge, daß dies Schiff einer der berühmtesten Corsaren in diesem Theile der Welt seit mehr als zwei Jahren und bisher vergeblich von den englischen Kreuzern verfolgt worden war und daß seine Mannschaft die schändlichsten Unthaten begangen hatte. Ebenso gut aber wußte er, daß jeder Versuch des Widerstandes, selbst wenn die Mannschaft der Dschonke nicht aus Feiglingen bestanden hätte, vergeblich sein würde, da der Satan auf beiden Borden mit drei messingnen Vierpfündern und einer langen Drehbrasse auf dem Vorderkastel bewaffnet war. Das Erscheinen des Raubschiffes war übrigens ihm und Allen um so unerwarteter, als seit mehreren Monaten man an diesem Theil der chinesischen Küste in Folge der Wachsamkeit der englischen Kreuzer Nichts mehr von ihm und seinen Thaten gehört und sich daher der sichern Hoffnung hingegeben hatte, daß es nach andern Gegenden geflüchtet sei.

Die Verwirrung auf den Verdecken der Dschonke war gränzenlos, als man die traurige Wahrheit erkannte. Die Matrosen, den Schiffer an der Spitze, eilten hinunter, um sich im Raum zu verbergen, und die jammernden Passagiere drängten sich um den Missionair, gleich als suchten sie bei ihrem Seelsorger Schutz auch gegen die Gefahr für Leben und Gut.

Nur mit Mühe vermochte Norford von ihnen sich loszumachen, um noch einmal sich in die Kajüte zu seiner Verlobten und deren Mutter zu begeben, ihnen Muth einzusprechen und die Mahnung zu wiederholen, sich in ihre Kabine einzuschließen.

Als er wieder auf das Deck kam, hatte das Seeräuberschiff um die Dschonke geviert und war im Begriff, sich an ihren Backbord zu legen. Eine Menge wilder, bis an die Zähne bewaffneter Gestalten hing an den Wantungen des Schooners, bereit, sich sofort auf den hohen Bord des chinesischen Schiffes zu schwingen, und da der »Satan« sehr tief in Wasser ging, vermochte der Missionair sein ganzes Deck zu übersehen.

Mit einem tiefen Gefühl des Unwillens dachte er daran, mit welchem Erfolg er dem Seeräuberschiff hätte die Spitze bieten können, wenn diese hölzernen Kanonen gute, bis an die Mündung mit Kartätschen geladene Karonaden und an seiner Seite auch nur ein Zwanzig wackerer englischer Matrosen statt dieser Feiglinge gewesen wären.

Unwillkürlich suchte er unter der zum Entern bereiten Mannschaft seinen Gegner, den wilden Steuermann der »Seeschwalbe« oder vielmehr des »Satan«, aber er bemerkte ihn nirgends, bis sein Blick auf einen am Fuß des hintern Mastes stehenden Mann fiel, der sich auf eine große afghanische Streitaxt stützte.

Der Mann trug ein blutrothes Hemd und eben solche Beinkleider, sein gleicher Gürtel von chinesischer Seide barg ein wahres Arsenal von europäischen und indischen Waffen. Es war offenbar der Befehlshaber des Seeräuberschiffes, der berühmte *Squale rouge*, der »Rothe Hay«, denn er ertheilte, halb abgewendet, der Mannschaft Befehle, und als er sich jetzt umkehrte, erkannte der unglückliche Missionair in ihm den Mann, den er in Shanghai zu Boden geschlagen, den angeblichen Steuermann Hawthorn.

Die Augen der beiden Männer begegneten sich in demselben Augenblick, als die Schiffe zusammenstießen.

Ein wahrhaft teuflischer Ausdruck funkelte in den Augen des Dänen, während der Missionair alle seine Kraft zusammen raffte, um diesem Blicke mit der Ruhe eines Christen und der Würde eines Geistlichen zu begegnen.

Im Moment des Zusammenstoßes stürzten sich die Seeräuber mit einem wilden Triumphgeheul aus den Wantungen ihres Schiffes auf die Dschonke. Sie schossen Pistolen nach allen Richtungen und schwangen mit wilden Geberden ihre Waffen, obschon Niemand ihnen Widerstand leistete. Es war ein Gemisch aus fast allen Nationen der Erde, wilde verwegene Gestalten und Gesichter, von deren Ausdruck kein Mitleid zu erwarten war.

Was den unglücklichen Reisenden bevorstand, zeigte gleich die erste Handlung eines der Corsaren, als er an Bord sprang. Ein Kind von etwa drei Jahren war bei der Flucht seiner Eltern in den Raum auf dem oberen Deck zurückgelassen worden und lief in Angst vor den wilden Gestalten schreiend umher. Der Corsar ergriff es und schleuderte es mit einem Wurf über das Bollwerk in's Meer.

Mehrere Kugeln flogen um den Missionair her, der unbeweglich, wenn auch im Innern von der furchtbarsten Angst um das Schicksal seiner Lieben verzehrt, seine Stelle bewahrte. Während ein Theil der Eingedrungenen in den Raum eilte, um zu plündern und die Passagiere und Schiffsleute heraus zu zerren, stürzten drei oder vier auf Norford zu, dessen hohe ruhige Gestalt ihnen einen gefährlicheren Feind oder eine würdigere Beute zu verkünden schien, und bedrohten ihn mit ihren Handjars und Säbeln. Aber einer ihrer Gefährten, ein kräftiger, brauner Asiat, sprang vor ihn und rief seinen Kameraden einige, dem Missionair unverständliche, Worte zu, worauf jene von ihm abließen.

»O Sahib Padre,« flüsterte der Pirat, »warum nicht gefahren sein mit Himmelsblüthe auf englischem Schiff, vor den wir Flucht ergreifen? Es schlimm, sehr schlimm!«

Norford erkannte nicht ohne freudige Bewegung in dem Sprecher den Mulatten, den seine Braut so sorgsam gepflegt hatte und wollte ihn eben bitten, vor Allem diese zu schützen, als Mahadrö hastig von ihm weg und unter seine Gefährten sprang.

Ein neuer Akteur war auf der schrecklichen Schaubühne erschienen: der Kapitain des Piratenschiffs.

Mit unheimlichem Schweigen stieg der Däne über die Schiffswand empor und kam langsam, die schwere Streitaxt in der Hand, auf den Missionair zu, der gefaßt sein Schicksal erwartete und zu Gott nur um Schutz für die Geliebte betete.

Etwa fünf Schritt von ihm blieb der Rothe Hay stehen und ließ sich auf einem der Waarenballen nieder. Ein Haufen seiner Leute umstand ihn, auf ihre Waffen gestützt und bereit zu jeder Unthat, während man aus den verschiedenen Theilen des Schiffs Jammerschrei, das Gekreis der Frauen und dazwischen den Todesschrei eines bei dem geringsten Widerstand Ermordeten hörte.

Henry Norford schritt entschlossen auf den Piraten-Kapitain zu und blieb, kaum zwei Schritt weit, vor ihm stehen, kühn und fest seinem wilden Blick belegend.

»Mit welchem Recht, Sir,« sagte er muthig, »wagen Sie es, friedliche Reisende unter dem Schutz der englischen Flagge zu überfallen? Bedenken Sie wohl, daß Englands Macht einen Frevel an seinen Unterthanen und Schutzbefohlenen nicht ungerochen läßt!«

Der »Rothe Hay« lachte höhnisch auf. »Mit welchem Recht? fragst Du – nun zum Teufel, ich denke, daß mein Recht dort –« er wies auf die schwarze Flagge des Schooners, – »hier eben so göltig ist, als das Andreaskreuz von England.«

»England ist in Frieden mit allen Nationen – was Sie gethan, ist offenbar Seeräuberei!«

»*Goddam* – ich meine, der *Squale rouge* will auch Nichts anders sein! Halt Dein Maul, Pfaffe, bis die Reihe an Dich kommt, und ich denke, unsere Abrechnung wird schwer genug sein. – Wo ist der Kerl, der sich für den Kapitain dieser elenden Bambusbretter ausgiebt?«

Die Piraten hatten unterdeß Huan Tsing und die meisten der Passagiere heraufgeschleppt und wie eine Heerde Schafe auf dem Verdeck vor der Hütte zusammen getrieben. Jetzt stießen zwei der Corsaren den unglücklichen Schiffer in die Mitte des Kreises.

»Du bist der Eigenthümer dieses Schiffes?« herrschte der Corsar ihn an.

Der Aermste fiel auf seine Knie und streckte stehend die Hände aus. »O Sahib, Herr!« stöhnte er – »Huan Tsing ist nur zum Theil Eigenthümer des »fliegenden Schwans«! Du wirst Erbarmen haben mit einem unglücklichen Mann!«

»Wo ist das Silber, das Ihr bei Euch führt?«

»Heiliger Confucius – ich weiß von keinem Silber!«

»Schneidet dem Schurken die Fußsohlen auf und gebt ihm unser Pulver zu kosten, bis er gesteht!«

Der Unglückliche wurde trotz seines Sträubens zu Boden geworfen, die Füße wurden ihm in die Höhe gezogen und tiefe Einschnitte in die Sohlen gemacht, in die ein Kerl mit grimmi-ger Freude den pulverisirten rothen Pfeffer rieb.

Man hat keinen Begriff von dem Schmerz, den diese förmliche Vergiftung des Blutes verursacht. Als der alte Chinese wieder auf seine Füße gestellt wurde, begann er zum Hohngeläch-ter des Kreises, der ihn umgab, einen wahnsinnigen Tanz, indem er wechselnd beide Beine in die Höhe hob und vor Schmerzen laut aufheulte.

»Glaubt der langzöpfige Hund,« sagte der Piraten-Kapitain, »daß wir nicht wüßten, er habe hundert Silberbarren heimlich an Bord genommen, die ein Geizhals oder ein Narr wie er, ihm anvertraut hat, um sie nach Makao zu schaffen? Du siehst, daß unsere Spione in Shanghai mich gut unterrichtet haben! Ich weiß, daß Ihr schlitzäugigen Schurken schlau und zäh seid, wie die Nattern, wenn es gilt, Euer Geld zu verbergen. Ich habe aber keine Zeit, mich mit dem Suchen auf dieser verdammten Trödelbude abzugeben, deshalb gestehe, oder ich lasse Dir die Glieder mit glühenden Zangen abreißen!«

Die Corsaren ergriffen auf's Neue den Unglücklichen und machten Anstalten, den Befehl zu vollziehen, als er heulend gestand, daß die einzelnen Barren in den Wasserfässern verborgen wären.

Der Missionair hatte mit steigendem Entsetzen der Scene zugesehen – er begriff, was er von diesem Teufel zu erwarten hatte und verwünschte die Unvorsichtigkeit, den beiden Frauen die Ueberfahrt auf dem chinesischen Schiff gestattet zu haben; denn die Worte des Piraten hatten ihm gezeigt, daß dieser wochenlang ihre Absichten hatte belauern lassen und daß das Zusammentreffen mit dem »Satan« kein zufälliges war.

Um so mehr stieg seine Angst um das Schicksal seiner Braut, er bereute, nicht auf alle Gefahr hin, wenigstens den Versuch gemacht zu haben, die *Dschonke* zu vertheidigen, um so einen raschen Tod zu finden.

Unterdeß hatten die Corsaren mit großer Fertigkeit und Uebung die Plünderung fortge- setzt, indem alle Ballen und Kisten, Habe der Auswanderers aufgebrochen und des werth- vollsten Inhalts beraubt wurden. Was den Corsaren nicht paßte, wurde achtlos hin und her

gestreut, oder über Bord geworfen, die wichtigere Beute jedoch, namentlich die Anzahl Silberbarren, an Bord des Schooners geschafft. Sämmtliche Passagiere und Schiffsleute, die noch am Leben waren oder nicht verwundet im Raume lagen, – denn beim geringsten Widerstand, der oft von dem Geiz der Chinesen versucht wurde, machten die Piraten schonungslos von ihren Waffen Gebrauch, – waren nach Oben geschleppt, nur Maria Roncamp und ihre Mutter fehlten in der Menge und schon gab sich Norford der Hoffnung hin, daß es den beiden Frauen gelungen sei, einen Versteck zu finden, in dem sie vielleicht unentdeckt bleiben konnten, indem er dabei auf die Dankbarkeit des Malayen rechnete, den er seither nicht mehr auf dem Deck gesehen hatte.

Aber wenige Augenblicke nachher wurde die Hoffnung zu Nichte, denn Hawthorn schien jetzt sich genug mit dem andern Theil seiner Beute beschäftigt zu haben und ließ jetzt seine wilden Blicke über den Haufen der zitternden Gefangenen rollen.

»Mahadrö! – Mahadrö soll kommen!«

Der Malaye kam aus der Thür der Cajüte.

»Wo sind die beiden Weiber, die ich Deiner Aufsicht vertraut?«

Der Malaye wollte mit der Antwort zögern, aber ein strenger Blick seines Herrn traf ihn und er wußte ohnehin, daß es Nichts helfen konnte.

»Da drinnen, Kapitain!«

»Hole sie!«

Der Malaye verschwand – gleich darauf kehrte er zurück und ihm folgten die alte Dame und ihre Tochter.

Maria war sehr blaß, aber sie suchte mit Gewalt ihren Muth aufrecht zu erhalten. Als sie ihren Verlobten erblickte, eilte sie auf ihn zu und faßte seine Hand, als finde sie bei ihm Schutz.

Norford starrte finster vor sich nieder.

Der Capitain des »Satan« grinste höhnisch bei dem unwillkürlichen Thun des unschuldigen Mädchens, an dessen Angst er sich weidete.

»Nun Dirne,« sagte er spöttisch, – »jetzt bist Du in meiner Gewalt und wirst wohl ein ander Liedchen pfeifen, als damals in Shanghai. Erwinnere Dich daran, was Hawthorn Dir gesagt hat: wir sehen uns wieder!«

»Sir . . . diese Dame – ist meine Braut!«

Der Wilde lachte gell auf. »Ich möchte ihr rathen, sich einen andern Freier zu suchen, denn den jetzigen dürften ihr bald genug die Hayfische streitig machen. Was wollt Ihr? Verschont mich mit Eurem Weibergeheul, oder es geht Euch schlimm!«

Die barsche Drohung war an die alte Wittwe des Missionairs gerichtet, die vor ihm in die Knie gesunken war.

»Haben Sie Erbarmen Herr mit einer unglücklichen Mutter,« schluchzte die Frau. »Erinnern Sie sich, daß mein Gatte und meine Tochter Ihnen das Leben gerettet haben und wir treu Ihren Diener pflegten!«

»Nun zum Henker, will ich Euch nicht belohnen dafür? Die Dirne dort soll meine Liebste sein und mag Dich meinetwegen bei sich behalten, obschon ich sonst mit alten Weibern Nichts zu thun haben will!«

Ein Schrei des Entsetzens antwortete dieser Erklärung – das arme Mädchen fiel bewußtlos an die Brust ihres Verlobten, dem der kalte Schweiß in dicken Tropfen auf der Stirn perlte.

»Es ist Zeit, daß es zu Ende kommt!« brüllte Hawthorn. »Ist alles Werthvolle am Bord des Satan?«

»Ja, Kapitain!«

»So bringt die Weiber hierher und wählt die aus, die Ihr haben wollt!«

Mit einem tollen Jauchzen stürzten die Corsaren über die zitternden Frauen und Mädchen her und rissen sie aus einander. Mütter, die ihre Töchter vertheidigen wollten, wurden zu Boden geschlagen, die Gewänder der Aermsten in Stücke gerissen – einer der Räuber warf sie wie leblose Ballen dem andern zu; – neunzehn junge chinesische Mädchen und Frauen, zum großen Theile halb nackend unter den rohen Händen der Corsaren, wurden nach dem Deck des Schooners hinunter gebracht.

Ueber ihre Bestimmung konnte kein Zweifel sein!

»Hussah, meine Jungens, das wird eine lustige Nacht für Euch werden,« lachte der Kapitain. »Nun könnt Ihr sehen, warum diese geilen Langzöpfe ihren Weibern die Füße zusammenschnüren, daß sie nur watscheln können!«

Während Maria Roncamp jetzt in den Armen ihrer weinenden Mutter lag, war der Missionair in seine Knie gesunken. In seiner Brust tobte ein gewaltiger Kampf – er streckte seine Hände hinauf zu den Wolken und rang in verzweifelndem Gebet.

»Allmächtiger Gott – Du Vater der Erschaffenen – Du kannst es dulden, daß das strahlende Licht Deiner Sonne bescheinen darf solche Greuel und Verbrechen! O lasse die Schuldlosen lieber sterben, als die Beute dieser Tiger werden in Menschengestalt. Herr, erbarme Dich unser und laß diese Augen das Schrecklichste nicht sehen . . . «

»Es ist Zeit, Dirne – hierher zu mir!«

Der Missionair war mit einem Sprung empor. »Ungeheuer – wage es nicht sie anzurühren!«

»Reißt sie von der alten heulenden Hexe los! fort mit ihr auf den Schooner!«

»Niemals – eher soll sie sterben und Du zuvor!«

Und die Ergebung des Priesters war verschwunden in der Empörung des angstzerrissenen Herzens – der kühne Seemann und Offizier, der er sonst war, gewann in Henry Norford wieder die Oberhand und mit dem Sprung eines Löwen auf seinen Feind warf er sich, obschon waffenlos wie er war, auf seinen Gegner und rollte mit ihm, seinen Stierhals umklammernd, nieder auf das Deck.

Einen Augenblick lang schien der Erfolg seiner kühnen That sicher –, da gerade nur wenige der Seeräuber in der Nähe waren, fast Alle mit der Sicherung ihrer Beute und der Weiber beschäftigt, und Mahadrö, der Einzige, welcher neben dem Kapitain stand, weder Fuß noch Arm zu dessen Beistand rührte, obschon Hawthorn nach ihm brüllte. Hätte der Missionair auch nur die geringste Waffe zur Hand gehabt, so wäre es um den Dänen geschehen gewesen. Aber schon in den nächsten Augenblicken änderte sich dies, denn zehn Hände faßten den Engländer und rissen ihn von seinem Opfer.

Keuchend – mit blau geröthetem Gesicht und blutunterlaufenen Augen raffte sich der Corsar empor, nahm die Streitaxt auf und schwang sie über seinem Haupt zum furchtbaren Streich auf den Feind, der mit wogender Brust von der Anstrengung des Ringens und blitzendem Auge, von den Händen der Corsaren gehalten, ihn furchtlos mit dem Ausdruck des Hasses und der Verachtung anstarrte.

»Schlag' zu, niederträchtiger Mörder« sagte er, – »der Tod ist Alles, was ich mir und den Meinen wünsche!«

Die erhobene Hand des Seeräubers sank nieder, – aber nicht zum tödtlichen Schlage, denn er ließ die Axt, als ob ihm ein besserer Gedanken gekommen sei, langsam fallen, und warf einen so teuflischen Blick auf den Missionair, daß dieser trotz allen Muthes erbebte.

»Bindet ihn! – Fest! Schnürt den Schurken hier an das Bollwerk, mit dem Gesicht hinüber nach dem »Satan«!«

Während Maria und ihre Mutter aufschreiend die Füße des Bösewichts zu umklammern suchten, um das Leben ihres Freundes flehend, machte Norford einen letzten vergeblichen Versuch, sich aus den Händen seiner Wächter zu befreien, dann ergab er sich mit finstern Schweigen in sein Schicksal, ohne zu wagen, seine Augen auf die Geliebte zu richten, indem er versuchte, Gott um Kraft und Ergebung anzuflehen.

Doch in die flehenden Gebete seines Geistes drängte sich die fieberhafte Angst seines Herzens und verwandelte sie in verzweiflungsvolle Verwünschungen.

Das tückische Auge des Kapitäns aber schien nach einem neuen Opfer im Kreise zu suchen – es blieb auf Mahadrö, dem Malayen, haften.

»Nimm die Dirne,« befahl er – »trage sie hinüber in die Kajüte und binde sie fest auf die Matratze. Du stehst mir mit Deinem Leben dafür!«

Der Malaye machte eine jener demüthigen knechtischen Geberden der Asiaten gegen ihren Herrn. »O Sahib – Mahadrö kann ihren Leib nicht berühren, sie hat den meinen gepflegt, als er wund und krank war!«

»Schurke – willst Du gehorchen? Bring' mich nicht auf – denn Du verdienst ohnedem Strafe, weil Du vorhin, als der Narr mich erwürgen wollte, mir nicht zu Hilfe sprangst!«

»Strafe mich Sahib – laß mich zu Tode peitschen, wenn Du willst, aber fordre nicht von mir, daß ich sie beleidige!«

»Slave!«

»O Sahib!«

Er stand, die Arme über der Brust gekreuzt, vor ihm, den Todesstreich erwartend.

Eine schreckliche Stille herrschte rings um, nur von dem Schluchzen des unglücklichen Mädchens unterbrochen.

»Lieutenant Antonio Diaz!«

Der zweite Offizier des Schiffes, ein schmaler, großer Portugiese mit schielendem Blick und einer abscheulich von einem Säbelhieb gespaltenen Nase trat vor.

»Hier Senhor Capitano!«

»Laßt zwei Leute dieses Mädchen nach dem Schooner bringen und in meiner Kajüte bewachen, bis ich komme!«

Ein Wink des Lieutenants genügte, zwei der Piraten Maria Roncamp unter dem herzerreißenden Geschrei ihrer Mutter aus deren Armen reißen und an Bord des »Satan« hinüber schleifen zu lassen.

»Henry, zu Hilfe! Henry, rette mich!«

Der unglückliche Offizier wand sich unter dem Hohngelächter der Corsaren in seinen Banden.

»Schlagt den Böten der Schurken jetzt den Boden aus!«

Die zwei gleich unbehilflichen Bote der Dschonke wurden mit einigen Axtschlägen zertrümmert.

»Laßt die großen Stachel-Eisen bringen. – Wo ist der Zimmermann?«

Der herkulische Neger, welcher dies Amt versah, kam mit seiner Axt herbei. Der Kapitain sprach einige Worte mit ihm, worauf er mit einem teuflischen Grinsen antwortete und mit zwei Gehilfen in den Raum der Dschonke hinunter stieg.

Der Abend war über all' diesen Vorgängen heran gekommen, der Wind hatte sich zur förmlichen Stille eingelullt, so daß beide Schiffe bewegungslos neben einander lagen, und die Sonne mußte in kaum einer halben Stunde am Horizont versinken.

Nirgends umher, trotz der verzweifelnden Blicke des Missionairs, die er über den gerötheten Spiegel des Meeres sandte war ein anderes Seegel zu entdecken – die Unglücklichen waren hilflos ihrem Peiniger preisgegeben.

Man hatte unterdeß nach seinem Befehl vom Bord des Schooners Ketten und Eisen gebracht. Die letztern bestanden in zwei großen geöffneten Ringen, auf der innern Fläche mit kurzen, aber starken und stumpfen Spitzen, an den Halsenden mit Schrauben versehen.

Auf einen Wink des Dänen wurden sie vor ihm niedergeworfen. Mahadrö stand noch immer, das Haupt gebeugt, die Arme gekreuzt auf der nämlichen Stelle. Hawthorn wandte sich zu ihm und wies auf die furchtbaren Geräthe, welche den Erfindungen der Marterkammern des Mittelalters oder der modernen Steuererpressung des humanen Englands in Indien Ehre gemacht haben würden.

»Du kennst ihre Bedeutung,« sagte er rauh, »und weißt, wie sie dem Deutschen vor zwei Monden die Knochen zerbrochen haben, als er es wagte, meinem Befehle ungehorsam zu sein. – Jetzt geh' hinüber in meine Kajüte und schnüre die greinende Dirne auf dem Rohrbett fest!«

»O Sahib – bei der Mutter des Propheten, tödte mich, aber habe Mitleid mit ihr. Sie hat Mahadrö das Leben gerettet und er kann sie nicht berühren!«

»Zum letzten Mal – gehorche!«

Der Malaye antwortete nicht.

Kapitain Hawthorn stieß einen gräßlichen dänischen Fluch aus. »Knebelt ihn!«

Zwei der Corsaren, obschon diesmal offenbar nicht mit der gewohnten Eile zur Ausführung einer Nichtswürdigkeit, faßten den Malayen, der widerstandlos Alles mit sich geschehen ließ und banden ihm die Füße.

»Nieder mit ihm! Was zögert Ihr, Ihr Hunde? Legt ihm die Schraube um die Beine!«

Die Männer warfen den Unglücklichen jetzt auf das Deck und legten eines der offenen Eisen um seine beiden Kniee, so daß es diese umschloß.

»Willst Du gehorchen?«

Der Malaye ließ den Kopf auf seine Brust sinken, ohne zu antworten – Norford vermochte es nicht, das Auge länger auf dem wackern Burschen haften zu lassen, und wandte es ab.

»Die Schraube! zieht die Schraube an! Her mit dem Arm-Eisen!«

Eine Drehung der Schraube, so gering sie auch vielleicht von der Theilnahme seiner wilden Gefährten in Raub und Mord ausgeführt sein mochte, preßte bei dem kräftigen Gliederbau des Malayen die Knie desselben in der schmerzlichsten Weise zusammen und ließ die stumpfen Spitzen in Fleisch und Muskeln dringen.

»Das Arm-Eisen! Schnell, oder . . . «

Die Anwendung des schrecklichen Instrumentes entriß dem Gemarterten einen kurzen wilden Schrei – den einzigen Laut, den er von sich gab.

Indem man zwei an das Knie-Eisen befestigte kurze Ketten um seinen Rücken oder vielmehr Nacken wand, wurde der Körper in der abscheulichsten Weise zusammengeschnürt, so daß die Kniee bis zum Kinn hinauf gezogen waren. Dann wurden die Hände des Unglücklichen von Außen um die Beine gezogen und die Handgelenke unterhalb der Kniee mit dem zweiten kleineren Eisen zusammengeschaubt, so daß der Körper förmlich eine Art willenloser Kugel bildete.

Diese Strafe, oder vielmehr Marter, ist eine bei den Chinesen, die überhaupt Meister in der Erfindung von solchen sind, häufig vorkommende, nur daß sie dann nicht mit solcher Grausamkeit und durch Anwendung von Banden und Stricken, nicht von Eisen vollzogen wird, welche die Knochen des Unglücklichen zermalmen und aus den Gelenken reißen.

»Den Stock – nehmt die Handspeiche dort!«

Der Befehl des Kapitäns wurde vollzogen und das Holz zwischen den innern Ellbogen und Kniegelenken durchgestoßen, so daß der Körper nun eine unförmliche und bewegungslos um das Holz geschnürte Masse bildete.

»Jetzt hängt das Aas dort an die Strickleiter neben seinen Schützling, den Pfaffen, der ja die Zunge frei hat und ihm Geduld predigen kann, bis sie zusammen zum Teufel gehen. – Ist Deine Arbeit geschehen, Cäsar?«

Cäsar, der schwarze Zimmermann, der eben aus dem Raum mit seinen Gehilfen heraufgestiegen war, bejahte mit vergnügtem Grinsen.

»So jagt die heulende Brut hier alle hinunter und vernagelt die Luken. Es ist Zeit, daß wir nach dem »Satan« hinüberkommen und unsern lustigen Abend beginnen. Bindet die Dschonke einstweilen mit dem Ankertau an den Schooner und dann laßt sie auf drei Faden weit abtriften, damit dem hochwürdigen Herrn hier Nichts von unserer Festlichkeit entgehen und er den Segen dazu sprechen kann. Vorwärts Bursche, tummelt Euch, der Grogk und die Weiber warten auf Euch!«

Ohne sich weiter um die Unglücklichen zu kümmern oder ihnen auch nur einen Blick zu schenken, verließ er den Bord der Dschonke und stieg auf den Schooner nieder. Der Herr des »Satan«, der mit besserem Recht diesen Namen selbst geführt hätte, wußte, daß der entsetzlichere Theil seiner Rache wenigstens für den Missionair erst noch kommen würde!

Die zurückgebliebenen Piraten trieben jetzt mit Stößen und Schlägen die ganze übrige Bemannung des Schiffes mit den unglücklichen Passagieren hinunter in den Raum und verammelten die Luken über ihnen. Unter Hohngelächter verließen sie alsdann den »fliegenden Schwan« und stiegen wieder an Bord ihres Schiffes.

Die Enterhaken wurden gelöst und mit einigen Ruderschlägen der Feluke trieb diese von dem unbehilflicheren chinesischen Fahrzeug ab, bis sie in der Entfernung von drei oder vier Faden liegen blieb, durch ein starkes Tau mit der Dschonke zusammengehalten.

An Bord derselben hätte Niemand vermocht, es zu lösen. Auf dem Verdeck befanden sich nur der Missionair und Mahadrö, der Mulatte, beide zur vollständigen Hilflosigkeit geknebelt; – jedes andere menschliche Wesen war in dem untern Raum eingeschlossen und selbst wenn sie von dort hätten einen Ausgang finden können, hätte die Feigheit der Chinesen sicher keinem den Versuch gestattet.

Die Sonne war jetzt unter den Horizont gesunken, und mit jener Schnelligkeit, welcher in diesen Breiten den Tag zur Nacht übergehen läßt, trat fast ohne die in unserer Zone so trauliche und liebe Dämmerung, die Dunkelheit ein.

An Bord des »Satan« wurde es jetzt lebendig. Bunte chinesische Laternen wurden an den untern Raaen und dem Bollwerk aufgehängt, ein Fäßchen Rum und Körbe mit Weinflaschen aus der Proviantkammer heraufgeschrotet und alle Anstalten zur Feier eines wilden Bachanals getroffen.

Der Spiegel des Schooners war jetzt so gegen die Dschonke gekehrt, daß die Fenster derselben dem Platz der beiden Gefangenen ziemlich gegenüber lagen. Aber sie blieben dunkel, und wie sehr auch der Missionair seine Augen anstrengte, konnte er doch Nichts erkennen.

Das leise Stöhnen des armen Malayen in seiner furchtbaren Lage zog endlich die Aufmerksamkeit des Missionairs von jenen vergeblichen Bestrebungen ab und erinnerte ihn an die Pflichten seines heiligen Berufs.

»Armer Mann,« sagte er theilnehmend, »Du leidest um unsertwillen, ohne daß ich Dir zu helfen vermag, denn ich bin hilflos wie Du! Laß uns auf Den vertrauen, ohne dessen Willen Nichts geschieht im Himmel und auf Erden!«

Der Malaye antwortete auf diese Worte anfangs nicht. Nach einer Weile aber sagte er: »Sahib Padre, Du sehen, die leuchtenden Streifen hier um das Schiff?«

»Es ist das Leuchten des Meeres!«

»Nein, Sahib Padre – es sind die Hayfische! Mahadrö wußte, daß Schlimmes geschehen werde, denn seit zwei Tagen folgen die Fische dem »Satan«. Fische können nicht reden, aber haben Verstand und wissen was kommt. Sahib Padre muß sein gefaßt noch auf Schlimmes!«

»Ich fürchte den Tod nicht und hoffe wie ein Mann und Christ zu sterben. Nur Eines . . . –«

Ein wilder Jubel vom Bord des Schooners her, in das sich das Gekreisch einiger Weiberstimmen mischte, unterbrach seine Worte. Das höllische Bachanal hatte begonnen, die unglücklichen Frauen und Mädchen mußten der bestialischen Lust der Corsaren dienen, während diese sich in Wein und Rum berauschten und wie die Teufel auf dem Verdeck umhersprangen.

Der Missionair erbebte – das Gebet, das er zu dem glänzenden Sternenhimmel emporsandte, erstickte auf seinen Lippen.

»Ich habe erzählen hören,« sagte der Malaye, »daß der Gott der Christen verlangt, daß seine Bekenner ihren Feinden vergeben. Ist dem so, Sahib Padre?«

»Du sollst vergeben Deinen Feinden und wohlthun Denen, die Dich beleidigen und verfolgen,« flüsterte der Unglückliche mit erstickter Stimme, denn in diesem Augenblick begann sich die Kajüte des Schooners zu erhellen.

»Dann ist Allah ein besserer Gott, denn er verlangt nicht das Unmögliche!« knirschte grimmig der Malaye. »Schau hinüber Priester Deines Gottes und sage, ob Du Deinem Feinde vergeben kannst?«

»Schurke – Teufel in Menschengestalt! Wagt es nicht, sie zu berühren! Allmächtiger Gott, hast Du denn keine Blitze für den Schänder!«

Ein Schrei – ein viehisches Hohnlachen – ein Wimmern um Gnade antwortete allein dem Ausbruch dieser Verzweiflung.

Die Kajüte im Spiegel des »Satan« war jetzt glänzend erhellt, die Fenster waren weit geöffnet, und seltsamer Weise vermochten die Augen der beiden Gefesselten immer mehr das Innere zu übersehen, obschon das Piratenfahrzeug weit tiefer im Wasser lag als die Dschonke.

Auf einem Ruhebett von Rohrgeflecht lag die Gestalt eines Mädchens mit aufgelöstem Haar und zerrissenen Kleidern, um den Leib mit einem Strick an das Ruhebett gefesselt. Der Tisch,

der in der Mitte der Kajüte stand, wurde eben von einem schwarzen Diener mit Weinflaschen und allerlei Gegenständen eines schwelgerischen Mahles bedeckt.

Noch konnte der Missionair nicht genau die Unglückliche erkennen, die dort an der Seite des Gemachs gefesselt lag, aber seine Angst und das vorher Gehörte sagte ihm genugsam, wer sie war.

»Allmächtiger Gott, erbarme Dich ihrer und sende den Engel des Todes über die Unschuldige, ehe Du sie verderben läßt!«

Die Thür der Kajüte wurde aufgerissen, Kapitain Hawthorn trat herein, das Gesicht geröthet von Branntwein und bestialischer Aufregung. Zwei der Offiziere seines Schiffes folgten ihm, jeder eines der chinesischen Mädchen hinter sich drein schleifend.

»Hierher mit den Dirnen, Antonio,« schrie der Kapitain des Satan, »setzt sie an den Tisch und kitzelt sie mit den Dolchen, wenn sie nicht lustig sind; wir wollen den Kerlen da drüben wenigstens noch eine lustige Melodie aufspielen zu ihrer Hinunterfahrt! Schenkt ein Männer! Hussah für die Mission von Shanghai und ihre hübschen Kinder!«

Er hatte eine Flasche Wein in einen silbernen Pokal geleert, der wahrscheinlich früher ein Altargefäß gebildet, und trank ihn aus.

»Lustig, lustig Bursche! Der Teufel soll meine Seele haben, wenn wir nicht leben wollen, wie der Großmogul von Delhi. Ihr habt Euch zwei nette Weiber ausgesucht, aber sie sind doch Nichts gegen die da! Schaut – ist es nicht ein Kapitalmädel, so blond und weiß, wie man sie nur in Charlottenlund¹ sehen kann! – Nun Dirne, willst Du das Geflenne aufgeben und mit uns vergnügt sein?«

Ein krampfhaftes Schluchzen des Mädchens allein antwortete ihm.

Durch das Gejohl der trunkenen Seeräuber auf den Verdecks des Schooners drang eine kräftige Mannesstimme. »Mann, wenn Du ein Christ bist, wenn eine Mutter, nicht eine Wölfin Dich gesäugt, so schon die Unschuld!«

Der Corsar war zum Fenster der Kajüte getreten, er schwang den vollen Becher in der Hand.

»Hört wie das Pfäfflein da drüben pfeift,« lachte er. »Nun, Gott verdamme seine Augen – er soll uns den Hochzeitsseegen sprechen! Vorwärts Bursche, ein Jeder die Seine!«

Die beiden Chinesenmädchen waren schreiend in einen Winkel geflüchtet, aus dem sie die Corsaren hervorzerren, ihnen die Kleider vollends vom Leibe reißend. Eine mehr als teuflische Scene begann – die armen Wesen rangen vergeblich in den Armen ihrer Verfolger, bis der Lieutenant Diaz, erbittert durch den Widerstand des einen Mädchens, eines Kindes von fünfzehn Jahren, ihr seinen Dolch durch den Arm stieß, daß sie wehklagend auf die Kokosmatten zurücksank. *Squale rouge*, der Rothe Hay, hatte sich wie ein Thier auf seine Beute gestürzt.

Das unglückliche Mädchen, angeregt durch den wüthenden Ruf ihres Verlobten, kämpfte vergeblich gegen die brutale Kraft. Durch die Bande um ihren schlanken Leib an das Ruhebett gefesselt, vermochte sie nicht, sich zu erheben. Mit der Anwendung der rohesten Gewalt, indem er sogar die Gefährten seines Verbrechens zu Hilfe rief, schnürte der Piratenkapitain ihre Hände und Füße fest, dann schnitt und riß er die Gewänder förmlich von dem unbefleckten reinen Körper der Jungfrau, die vergeblich ihn um Erbarmen oder den Tod anflehte.

¹Ein bekannter Vergnügungsort bei Copenhagen.

Eine wilde entsetzliche Verzweiflung hatte sich des Unglücklichen bemächtigt, der Zeuge dieses furchtbaren und schändlichen Auftritts sein mußte. Er wand sich in seinen Banden, daß die Riemen und Stricke, tief in sein Fleisch einschnitten – tiefer, entsetzlicher noch schnitt der Angstruf, der Schrei des unglücklichen Mädchens in sein Ohr, in seine Seele!

Vergeblich! – Der Frieden Gottes, die gewaltige Ruhe der Natur lag über dem weiten Meeresspiegel, über dem unendlichen Dom voll blitzender Sterne ausgegossen, und drinnen in dem kleinen engen Raum, den der geringste seiner Blitze zu Atomen zerschmettern konnte, feierte, wie das blöde Menschaugen wäht, das Verbrechen ungestraft seinen scheußlichen Sieg und vernichtete hohnlachend jedes Lebensglück, jede Hoffnung der Tugendhaften und Schuldlosen.

Vergeblich! – die Riemen von Büffelhaut, die Stricke von Hanf hielten fest gegen selbst übermenschliche Anstrengung, unter der das Blut aus der Haut spritzte.

Und immer tiefer und tiefer stieg das hohe Verdeck der Dschonke gleichsam hinab zu der Wasserlinie des Schooners.

Ein gellender Schrei des unglücklichen Mädchens –

»Herr mein Gott!« – Er hing in seinen Banden, kraftlos – willenlos, das Haupt gebeugt – Thränen rollten über sein Antlitz – er wußte, daß sein Glück, sein Alles, verloren war in Zeit und Ewigkeit!

Dennoch murmelten seine Lippen den Vers des erhabenen Psalms:

»Bewahre meine Seele, und errette mich; laß mich nicht zu Schanden werden, denn ich vertraue auf Dich!«

Und wieder gellte der Schrei!

Ein Echo von hundert Stimmen antwortete ihm – angstvoll – entsetzlich, zum Himmel gellend!

»Das Wasser! Hilfe! das Wasser!«

Und an den Luken hämmerte und pochte es, gegen das Verdeck schlug es mit dem Unge-
stüm der Todesangst.

»Das Wasser! das Wasser!«

Unwillkürlich – in seiner Angst, in seiner Seelenqual – neigte sich der Missionair zu seinem Leidensgefährten.

»Mahadrö – was wollen sie – was ist geschehen?«

»Sahib Padre, Du weißt nicht, was die Männer des »Satan« gethan auf den Befehl des Massa Kapitain?«

»Was meinst Du?«

»Cäsar, der Zimmermann, hat den Boden der Dschonke durchlöchert – das Wasser dringt ein durch den Leck und sie sinkt; ehe eine Stunde vergeht, werden auch wir im Paradiese des Propheten sein und von seinen Houris umgeben werden!«

»Allmächtiger Gott, ich danke Dir, daß Du mir den Tod sendest und segne Die, welche Deine Werkzeuge waren!«

»Wie, Christ, Sahib Padre – Du segnest Deinen Feind?«

»Ich segne Den, der mir den Tod bringt und das bessere Leben. Hörst Du sie, die mich an meine Pflicht mahnen? Gott, Du mein Herr, vergieb mir, daß ich um eine Seele die vielen vergessen habe!«

Und mit kräftiger Stimme in das Geschrei der Todesangst, wie es jammernd aus hundert Kehlen zu ihm empordrang, stimmte er jene ergreifenden Worte an, der Bitte im Leiden:

»Gott hilf mir; denn das Wasser gehet mir bis an die Seele.

Ich versinke in tiefem Schlamm, da kein Grund ist; ich bin in tiefem Wasser, und die Fluth will mich ersäufen.

Ich habe mich müde geschrien, mein Hals ist heiser; das Gesicht vergehet mir, daß ich so lange muß harren auf meinen Gott!«¹

Und immer tiefer und tiefer sank das Deck – aus dem Innern des Schiffes, in das gurgelnd die Meeresfluth drang, schlossen sich einzelne Stimmen dem mächtigen Choral an, und schwächer und schwächer wurde das Todesgestöhn.

Aus den Fenstern des Schooners aber klang der wüste bachantische Jubel, der höllische Triumph der menschlichen Dämonen!

Dann wiederum ein entsetzlicher Jammerschrei: »Erbarmen! Erbarmen! Zu Hilfe, Henry, zu Hilfe!«

Eine wilde Extase hatte sich des unglücklichen Mannes bemächtigt – er sah, er hörte nicht mehr das Mädchen, seine Verlobte, seine Braut – durch den Todesruf seiner Gemeinde, durch das bachantische Geheul der trunkenen Piraten drang gewaltig seine Stimme mit dem Todesgesang: *De profundis clamavi ad te* –

»Aus der Tiefe ruft ich Herr, zu Dir! Herr höre meine Stimme, laß Deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens!

So Du willst Herr, Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen!«

Dann verstummten die letzten Anstrengungen der verzweifelnden Männer, das Deck zu sprengen, und höher und höher gurgelten die Wasser und stiller und stiller wurde es im Raume des »fliegenden Schwans«.

Ein letzter Schrei – drüben in der Kajüte des Piratenschiffs erloschen die Lichter und die heisern Stimmen der Trunkenheit, der Lärmen auf den Decks, der Jubel der bestialischen Lust und der oft blutige Streit.

Nur der Missionair sang fort mit immer heisererer dumpferer Stimme.

Da unterbrach eine andere die seine.

Es war der Körper, die lebendige Kugel an den Wanten des Schiffes, die zu ihm sprach.

»Sahib,« sagte der Malaye, »hörst Du mich!«

»Ich höre Dich, Heide! warum störst Du mich?«

»Du bist ein Diener Deines Gottes, und der Deine ist größer als Allah! Der Tod dieser Christen hat mein Herz gerührt, und ich möchte beten zu dem Gott, den Du preisest in Deinen Leiden!«

»Du hast gesehen, Mahadrö,« sagte der Missionair finster, »daß seine Blitze nicht die Frevler vernichten und die Schuldlosen verderben, ohne daß seine Hand sie schützt! Was willst Du mit dem Gotte der Christen? Bleibe bei Deinem Allah, der Dir mindestens die Rache erlaubt!«

»Taufe mich Sahib Padre,« sprach der Malaye, »denn Mahadrö will in dem Himmel der Christen wenigstens der dienen, der er im Leben nicht helfen konnte.«

Der Missionair senkte sein Haupt vor dieser Hingebung, dann sprach er langsam und feierlich die Worte der Taufe aus.

¹Der 69. Psalm.

»So laß uns denn zusammen sterben als Brüder im Leiden, als Brüder in Christo! Ich fühle das Schiff sinken und die See meine Füße netzen. Gott vergebe uns unsre Sünden und nehme unser unsterblich Theil gnädig auf in seine Hände!«

Der fliegende Schwan war tiefer und tiefer gesunken, die kräuselnden Wellen des Meeres umspielten in der That schon die Füße des Missionairs.

Leuchtende phosphorisirende Streifen zogen wie Schlangen zwischen der sinkenden Dschonke mit ihren Todten und dem stillen Bord des Corsaren.

Henry Norford fühlte, daß seine Stunde gekommen. Eine ergreifende Stille, die Stille der weiten Gewässer lag nach dem Toben des schrecklichen Bachanals rings um sie her, erschütternd in ihrer Ruhe und Majestät, und vom Himmelsdom strahlten Myriaden goldener Sterne.

Nur das Rauschen der Wellen an den Seiten der beiden Fahrzeuge unterbrach den Frieden der Natur, und von drüben her zuweilen aus den Fenstern der Kajüte auf den Schwingen der Nachtluft ein leises Wimmern und Weinen.

Henry Norford wagte nicht, die anzurufen, die ihm bisher das Theuerste auf Erden gewesen. Er wußte, daß seine Stimme sie zum Leben hätte zurückrufen können, und er hoffte doch, daß sie sterben werde.

So erwartete er selbst den Tod! — —

Aus dem mächtigen Ocean, der Asien und Amerika trennt, stieg die goldene Sonne und goß ihre Strahlen über die leicht bewegte Fläche.

Noch trieben auf ihr die beiden Schiffe langsam, fast unmerklich dahin, dem Wellenzuge folgend, denn noch hatte der Morgenwind sich nicht eingestellt.

Mit Erschrecken sahen die erwachenden Corsaren, daß die gesunkene Dschonke noch immer durch die fesselnden Taue an den Schooner gebunden war und in der Entfernung von wenigen Faden neben ihm schwamm. Sie stand bereits bis zum obern Deck vollständig unter Wasser und die Fluth spielte durch die leichten, von den Seeräubern am Tage vorher an vielen Stellen gänzlich demolirten Bollwerke darüber hin.

Der Missionair, stumm, fast mit dem Blick des Wahnsinns vor sich hin starrend, hing, oft bis über die Knie im Wasser stehend, noch in seinen Banden, neben ihm dicht über der Fluth die Kugelgestalt des Malayen. Nur das dunkle leuchtende Auge, aus dem zuweilen ein Feuerstrahl schoß, verkündete, daß noch Leben in diesem mißgestalteten schrecklichen Knäuel war.

Der Missionair und der Malaye waren die einzigen noch lebenden Wesen an Bord des »fliegenden Schwans«.

Die von einem ihrer weniger berauschten Kameraden aufgerüttelten auftaumelnden Seeräuber beeilten sich, ohne die Befehle ihrer Offiziere abzuwarten, die Taue zu kappen, indem sie thörichter Weise glaubten, daß diese allein die Dschonke am gänzlichen Versinken gehindert hätten.

Sie bedachten nicht, daß wäre es Gottes Wille gewesen, das unglückliche Schiff in die Tiefe des Meeres hinabsteigen zu lassen, nach den natürlichen Gesetzen der Schwere der daran gebundene Schooner hätte umschlagen müssen, während sie alle in Trunk und Wollust begraben lagen.

Gott hatte es durch ein einfaches Gesetz seiner Natur anders bestimmt.

Auch Kapitain Hawthorn war jetzt durch den auf dem Deck entstandenen Lärmen aus seinem Schlaf geweckt worden, und erhob sich noch wüst und halbtrunken von dem viehischen Gelage von dem breiten Rohrbett, auf dem er die willenlose Gestalt des unglücklichen Mädchens umschlingend den Rest der Nacht zugebracht hatte. Mit einigen Fußstößen jagte er die beiden Gefährten seiner Schwelgerei von dem Boden der Kajüte auf.

»Der Teufel gesege Euch den Schlafs Ihr Faulthiere! Auf und setzt nach dem Schiff, Ihr betrunkenes Viehzeug, damit der »Satan« wieder seinen richtigen Cours steuert. Verdammniß über den Burschen, da steht die elende Dschonke wahrhaftig noch im Wasser und der plärrende Schuft ist noch am Leben!«

Er war an die Fenster im Stern getreten, vor dem eine schmale Galerie lief, und schaute spöttisch und zornig hinüber nach der Dschonke. Der Lieutenant und der Steuermann hatten sich aufgerafft vom Boden und aus der Kajüte geschlichen, ohne sich um die beiden Opfer ihrer viehischen Lust zu kümmern, die an der Wand zusammen gekrochen waren.

Kapitain Hawthorn betrachtete einige Augenblicke triumphirend seinen Feind, dann trat er zurück in die Kajüte und zu dem Lager, das er eben verlassen. Auf dem mit den Resten des Gelages bedeckten Tisch lag ein Messer. Er ergriff es und durchschnitt die Bande, welche das Mädchen gefesselt hielten.

»Nun Dirne,« sagte er rauh und doch nicht ohne einen Anklang des Mitleids, »die Sache ist geschehn und läßt sich nicht ändern. Mein mußtest Du werden, denn ich hatte es geschworen auf's Kreuz von Dänemark! Ich hoffe, Du wirst vernünftig sein und Dich nicht weiter spreizen – Du sollst es gut haben bei mir und in Freuden leben. Die Anderen da sind Deine Slavinnen und Du magst Dich von ihnen bedienen lassen. Nun auf, und bringt die Kajüte wieder in Ordnung, indeß ich draußen zum Rechten sehe!«

Die Unglückliche war ohne sich zu regen in der Stellung liegen geblieben, in der er ihre Bande zerschnitten hatte. Kaum verkündete das schwache Heben und Sinken ihres entblößten Busens, daß noch Leben in ihr war.

Der Däne winkte drohend den beiden Chinesinnen und trat aus der Kajüte. Sein erster Blick galt den Masten und Spieren, an denen noch ungeordnet die Segel hingen, wie der »Satan« am Nachmittag vorher die Dschonke angelaufen war. Eben begannen die Wimpel und die schwarze Flagge mit dem schrecklichen Wahrzeichen den ersten Luftzug des Morgenwindes zu fühlen, der von der See her herankam.

»Schickt einen Mann zum Ausguck nach oben, Diaz! – An das Steuer, Toglinton und laßt die Fockseegel aufziehn zum Wenden. Auf, Ihr faulen Hunde und wischt den Rum aus Euren Augen oder ich will Euch peitschen lassen, daß die Fetzen von Eurem Rücken hängen!«

Er stand auf dem Hinterdeck und schaute auf den Haufen von Strolchen und Bösewichtern, die sich mürrisch zur Arbeit bequemten.

»Mastkorb – Ahoi!«

»Ja, ja, Señor!«

»Wer ist da oben?«

»Perez, der Chilene!«

»Zum Teufel mit ihm – er wird uns die scharfen Augen des Malayen niemals ersetzen. Halt guten Ausguck Bursche, oder wahre Deinen Schädel!«

»Ja, ja, Señor!« klang die eintönige Versicherung des Mannes.

»Und nun an die Arbeit, Bursche. Schleppt das Verdeck und bringt die Taue in Ordnung. Lieutenant, seht, daß das Gut von der Dschonke sicher weggestaut wird, bis wir es theilen können. Alle Hände munter meine Jungen, wir segeln nach Manilla, wo Ihr Euch lustig machen könnt. Höll' und Teufel – was ist das?«

Der Ruf galt einem schneidenden, Mark und Bein durchzitternden Schrei, dem gleich darauf das Hilfgekreisch von Weiberstimmen folgte.

Kapitain Hawthorn war mit einem Sprung am Steuerrad, von dem aus er über das Bollwerk auf die schmale Galerie im Spiegel unter den Fenstern der Kajüte sehen konnte.

»Maria – Dirne – was thust Du –!«

Es war zu spät! –

In der Kajüte hatte sich Folgendes zugetragen.

Die beiden Chinesenmädchen hatten, nach der Entfernung des Kapitäns und ihrer eigenen Entehrer, mit dem Stoicismus der Orientalen in das Geschehene ergeben, sich aufgerafft und waren zu der Tochter des Missionairs getreten, die sie ohnehin als ihre Herrin, als ein über ihnen stehendes Wesen anzusehen gewohnt waren. Sie hatten versucht, die Aermste aufzurichten und zum Bewußtsein zurückzurufen, indem sie ihr hundert Schmeichelnamen gaben und ihr sagten, daß ihre ganze Hoffnung auf sie gerichtet sei.

Endlich hatte Maria Roncamp die Augen aufgeschlagen. Anfangs starrten diese wie bewußtlos ohne Ausdruck und Ziel umher, während die langen blonden, von ihren Thränen gefeuchteten Locken wirr um die Brust und die nackten Schultern hingen, – dann fiel plötzlich ihr Blick auf die zerrissene Kleidung, auf die Kajüte umher, auf die beiden Mädchen, und mit einem Wehschrei sprang sie empor.

Die beiden Chinesinnen fielen ihr zu Füßen und flehten sie an, sich zu beruhigen, indem sie ihr die Versprechungen des Kapitain Hawthorn wiederholten, daß sie es gut haben sollte bei ihm, wenn sie sich nur in seinen Willen füge.

»Hawthorn?«

Der Name erschütterte sie wie ein Blitzstrahl – ihr irres Auge suchte umher nach dem Schrecklichen, – das ganze Bewußtsein ihres Unglücks, ihres gränzenlosen Elends brach gleich einer Lawine vernichtend auf sie nieder. Mit einem Sprunge war sie an den Fenstern. Ihr Blick traf auf die Dschonke, die sich immer mehr von dem Schooner entfernte und deren höchste Theile und Masten allein noch aus dem Meere ragten; – er traf auf die dunkle Gestalt des geliebten Mannes, der aus den leuchtenden glitzernden Wellen tretend in seinen Banden hing.

Ihr gellender Schrei drang über die Wogen – der Unglückliche hob das schwere Haupt – ehe die beiden chinesischen Mädchen sie hindern konnten, war sie aus dem Fenster und draußen auf der Galerie.

»Henry! Henry Norford, ich komme!«

Einen weißen lichten Schatten sah der Missionair durch die Luft fliegen – ein besserer, edlerer fliegender Schwan –; einen lichten weißen Körper mit erhobenen Händen sah der Corsar niedergleiten zu dem Spiegel des Meeres und die blitzenden Wellen über ihm sich schließen. –

Dem Aufschrei der Verzweiflung von der versinkenden Dschonke antwortete der wilde Fluch des Dänen vom Hinterdeck des Raubschiffes.

»Das Boot! setzt das Boot aus, ihr Schurken!«

Am nächsten Tau schwang sich die breite Gestalt Hawthorn's über die Brüstung hinunter auf die Galerie und war selbst bemüht, das Gigk im Stern von seinen Rollen zu lösen.

Aber sein Ruf war noch nicht verklungen, als er selbst schon einsah, daß jede menschliche Hilfe vergeblich war.

Von allen Seiten schossen dunkle schwarze Streifen durch die goldglitzernde Fluth und tauchten nieder zur Tiefe; – die jammernden Mädchen an den Fenstern der Kajüte schriegen laut auf, und aus der Tiefe des Wassers in das Gold seines Spiegels hob sich ein heller purpurner Blutstrom.

Der Steuermann reichte dem Kapitain die Hand herunter über das Bollwerk, ihm zu helfen. »Kommt herauf Sir – die Dirne ist hin, die Hayfische haben ihre Beute!«

Und gleichsam als Antwort auf die kurze Grabrede klang, von dem Mastkorb des Hauptmasts die Stimme des Chilenen herab:

»Unten auf Deck! Ahoi!«

»Was giebts?«

»Segel am Steuerbord! ein großes Schiff!«

»Schurke!« Der wilde Corsar war wieder ganz er selbst. Mit einem Sprung war er auf dem Deck, mit einem zweiten in einer der Wanten!

»Höll' und Teufel – ein Kriegsschiff! Ich sehe seine untern Segel mit bloßem Auge. Hinunter und holt mein Glas! Die schwarze Flagge herab, eh sie sie sehen, und die amerikanische auf. Bemannt die Spieren, Diaz, und setzt an Segeln auf, was der Schooner tragen will. Laßt den Schurken im Ausguck ablösen, damit er seine Strafe erhält für die schändliche Nachlässigkeit!«

Alles an Bord des »Satan« war jetzt in Bewegung; die Segel wurden gesetzt, das Gepäck von der Dschonke in den untern Raum gebracht, das gräuliche Bild am Boogsprit entfernt und durch das einer Möwe ersetzt, ebenso rasch verschwand der Namen des Schiffes.

In den ersten Augenblicken hatte der Kapitain nicht Zeit, an die Dschonke oder die Frauen zu denken. Der Portugiese hatte ihm das Fernrohr gebracht und Hawthorn beobachtete über die Schiffswand genau den Fremden, dessen Segel bereits vom Deck des Schooners aus sichtbar waren. Alles stand, der Befehle des Kapitains gewärtig, der – so wild und verbrecherisch er auch war, und so tyrannisch er auch die Mannschaft behandelte, – doch als Seemann bei ihr des unbedingtsten Vertrauens genoß.

Die Entfernung von der Dschonke hatte sich durch das Abtreiben der beiden Schiffe bereits auf etwa eine halbe Kabellänge vergrößert.

Jetzt wandte sich Hawthorn um, seine Stirn war finster zusammengezogen.

»Möge die Hand verflucht sein, die ihren Kiel gelegt.

»Es ist die »Diomedee«, unsere Feindin, die uns schon drei Mal gejagt. Sind die Leute an ihren Posten?«

»Ja, Sir!«

»Dann herum mit dem Steuer und laßt den Schooner um zwei Strich vom Winde abfallen. Das ist seine beste Segelkraft, und ich will an der Nocke baumeln, wenn wir ihr nicht entweichen, sobald die Brise stätig bleibt. Aber für alle Falle müssen wir gerüstet sein, um es aufzunehmen mit ihr. Laßt die Waffen bereit halten und Muniton herauf langen. Bringt die beiden Dirnen her aus der Kajüte!«

»Was soll mit den Burschen da drüben auf dem Chinesenschiff geschehen?«

»Verflucht seien sie! Wir haben keine Zeit mehr, ein Boot auszusetzen, um ihre Höllenfahrt zu beschleunigen. Aber ehe die Corvette das Wrack erreichen kann, muß mehr als eine Stunde vergehen, und dann liegen sie längst auf dem Meeresgrund und können nicht mehr plaudern. Der Schurke von Zimmermann sollte gekielholt werden, weil er seine Arbeit so schlecht gethan. – Schafft die Weiber auf die Laufplanke des Steuerbord!«

»Alle, Kapitain?«

»Alle – ohne Ausnahme!«

Die Chinesinnen wurden von den Corsaren herbeigezerrt und nach dem bestimmten Ort gebracht. Die unglücklichen Geschöpfe trugen meist noch in den wirren Haaren, in den zerrissenen Kleidern und bleichen Gesichtern die Spuren der scheußlichen Orgie – aber gewiß hatten sie keine Ahnung von dem schrecklichen Schicksal, das ihnen bevorstand.

Als sie jedoch von ihren Gefährtinnen das traurige Loos von Himmelsblüthe gehört hatten, der sie alle mit Begeisterung zugethan waren, begann ein lautes Jammern und Wehklagen.

»Höll' und Verdammniß!« tobte Kapitain Hawthorn – »werden die Kanailen ihre Mäuler halten? Sie wären im Stande, uns die ganze englische Flotte auf den Hals zu schreien. Wo sind die Dirnen, die diese Nacht Eure Weiber spielten, Diaz?«

Man zog die Beiden aus der Menge.

»Laßt Cäsar, den Zimmermann, kommen!«

Der große Schwarze trat aus dem Haufen. »Höre Bursche,« sagte grimmig der Kapitain – »Du hast Deine Arbeit da auf der Dschonke so jämmerlich gethan, daß Du die Bastonnade verdienst. Ich hoffe, daß Du die Schreihäse hier nicht wieder so lange singen lassen wirst!«

»Soll ich sie knebeln, Massa Kapitain und unten in den Kielraum stecken?«

»Ich weiß etwas, das sie leichter stumm machen wird, als Dein Knebel. Warum habt Ihr Eure Herrin nicht besser bewacht, wie ich Euch befahl, Kanailen?« wandte er sich zu den Mädchen.

Sie verstanden ihn wohl nur halb, da er englisch mit ihnen sprach, aber sie merkten aus dem Ausdruck seines von Zorn und Verdruß gerötheten Gesichts, daß er Böses mit ihnen vorhatte, und fielen zitternd auf die Knie!

»Gnade Sahib Kapitain, Gnade!«

»Wißt Ihr, daß Ihr Gnade winselt vor dem Rothen Hay? Nun zum Teufel, holt sie bei seinen Namensvettern! Hinunter mit ihnen, Cäsar!«

Ein jammerndes Hilfgeschrei – der riesige Aethiopier ergriff eines der Mädchen, schwang es in seinen Armen und schleuderte es über das Bollwerk.

»Kameraden,« sagte wild der Kapitain – »es muß sein! Weiber kriegt Ihr in Manilla zur Genüge wieder, aber wenn eine dieser heulenden Brut am Leben bleibt und jene Corvette erreicht uns, sind wir verloren. Ihr Tod ist Eure Sicherheit. In's Meer mit ihnen – die Hayfische warten!«

Ein entsetzlicher Auftritt, gegen den selbst das Bachanal der Nacht ein Kinderspiel gewesen, begann jetzt an Bord des »Satan«.

Die unglücklichen Wesen suchten nach allen Seiten ihren Mördern zu entrinnen. Einige klammerten sich mit so wahnsinniger Angst an die Taue und andern Gegenstände, daß ihnen die Corsaren die Finger mit ihren Dolchen aufbrechen mußten. Andere warfen sich zu ihren Füßen, boten ihnen ihren Leib und erinnerten sie in herzerreißenden Worten an ihre Hingabe, indem sie nur um ihr Leben flehten. Noch andere stürzten sich in wahnsinniger Furcht

selbst in die See, um im nächsten Augenblick in den Rachen der schrecklichen Ungeheuer der Tiefe zu enden!

Mahadrö hatte die Wahrheit gesprochen. Es war, als ob die stummen Tiger des Meers das Fest geahnt hätten, das ihr menschlicher Namensvetter ihnen gab. Nicht einer der gräulichen Schaar war bei der versinkenden Dschonke geblieben, um die beiden Gefesselten zu erwarten – alle begleiteten den Schooner und drängten sich jetzt in gräßlichem Gewirr, die schwarzen Leiber über das Wasser erhebend und dann plötzlich sich auf den Rücken schleudernd, den weiten Rachen mit der dreifachen Zahnreihe weit geöffnet, um das Opfer zu empfangen.

Eine breite Blutlache, zwischen den Ungeheuern der Tiefe noch zuckende menschliche Glieder, umfluthete das schreckliche Schiff.

Einem der Mädchen, gewandter und rascher als seine unglücklichen Gefährten, war es gelungen, aus dem Kreise der Mörder zu entkommen, über das Deck zu flüchten und an einer der Strickleitern in die Höhe zu klimmen. Der Corsar, in dessen Arm sie die Nacht gelegen, ein junger wilder Bursche, der in Pondichery von einem französischen Schiff desertirt war, verfolgte sie, vermochte aber erst nahe am Mastkorb sie einzuholen. Mit aller Kraft hielt das schreiende Mädchen sich hier fest, so daß er vergeblich sich bemühte, sie loszureißen.

Hawthorn hatte die Scene gesehen, aber von dem vergossenen Blut bis zum Wahnsinn erhitzt, von dem Verlust Marias und der Ueberraschung durch die Corvette wüthend gemacht, kannte er ein Erbarmen nicht.

»Mach' ein Ende, Bursche!« brüllte er hinauf.

Der junge Franzose hielt mit einem Arm das Mädchen.

»Sie hat Courage, Capitain,« sagte er halblachend. »Laßt uns ihr das Leben schenken – ich stehe für sie!«

Der Däne riß ein Pistol aus dem Gürtel und spannte es.

»Hinunter mit ihr, Schurke, oder ich zerschmettere Dir selbst den Schädel!«

»Nun *Sacrebleu*, wenn's denn sein muß!« Er hatte den Fuß gegen die Leiter gestemmt und riß an ihr. Plötzlich ließ die Chinesin los, und beide stürzten, sich noch umschlungen haltend, hinab. Sie schlugen auf die Tauen der Wantung und abprallend von da weit hinaus in's Meer.

Der Matrose kam alsbald wieder nach oben, und da er ein vortrefflicher Schwimmer war, machte er sich bald von seinem Opfer los und brüllte wie ein Stier um Hilfe. Mehre seiner Kameraden waren nach der Backbordseite geeilt, warfen ihm ein Tau zu und hofften ihn zu retten, da die Hayfische auf der andern Seite des Schiffes ihr gräßliches Mahl hielten. Bereits hatte der Pirat das Tau gefaßt und die Schiffswand erreicht, an der ihn seine Gefährten emporzuhiffen suchten, als er einen furchtbaren Schrei ausstieß. Im nächsten Augenblick hob sich der Körper an dem krampfhaft umklammerten Tau aus dem Wasser, aber ein Blutstrom schoß an ihm herunter, denn eines der Beine war dicht über'm Knie abgebissen, als sei es mit Säge und Messer amputirt, und als der Körper an Bord gehoben wurde, rollten die Augen des Mörders bereits selbst im Todeskampf.

Dies endete die schreckliche Scene; – aus den Wogen von Blut, über die verstümmelten Körper und die gräulichen Ungeheuer der Tiefe hinweg furchte der schnelle Schooner die Bahn seiner eiligen Flucht, während die von dem Ende ihres Kameraden betroffenen Piraten stumm und erschreckt um seinen im Todeskampf sich windenden Körper standen, obschon sie doch noch wenige Augenblicke vorher den Jammer ihrer Opfer gehöhnt hatten.

Aber die Stimme ihres wilden Anführers riß sie bald aus dieser Betrachtung: »Schüttelt die Oberbramsegel aus, Bursche – rasch hinauf, oder ich will Euch Beine machen! Setzt die Seitensegel an, Lieutenant Diaz und laßt die Enternetze bereit halten. Bei allen Teufeln, die Corvette gewinnt uns den Vortheil ab!«

Unter vollem Segeldruck schoß der »Satan« jetzt vor dem Winde durch die Fluth.

Keines der gefräßigen Ungeheuer umspielte mehr seinen Kiel.

Etwa anderthalb Stunden, nachdem das Piratenschiff die Dschonke verlassen hatte, kam die englische Corvette auf der Jagd nach dem verdächtigen Fahrzeug dort vorüber. Die Berechnung Hawthorn's hatte ihn getäuscht – das unglückliche Fahrzeug war noch nicht in die Tiefe des Meeres mit seiner traurigen Last niedergestiegen und dies aus sehr natürlichen Gründen. Wie bereits erwähnt, ist das Material, aus welchem diese Fahrzeuge erbaut werden, so leicht, daß sie schon dadurch eine enorme Tragkraft haben und nur unter ganz besonderen Umständen sinken. Die Oeffnungen, welche die Corsaren in den Schiffsboden gehauen, ließen zwar das Wasser eindringen, der Umstand aber, daß die Luken verschlossen und vernagelt wurden, preßte die Luft unter dem obern Deck zusammen und ließ das Fahrzeug eben nur bis zu diesem einsinken, wobei freilich die unglücklichen Passagiere und die eingesperrte Mannschaft das Opfer wurden.

In dieser Weise hätte das Schiff noch tagelang auf dem Ocean umhertreiben können.

Vom Bord der Corvette hatte man, ohnehin durch die schnelle Entfernung des Schooners aufmerksam gemacht, die Spieren und die unordentliche Takelage des chinesischen Schiffes bemerkt, und als man näher kam mit Hilfe der Gläser die räthselhaften dunkeln Gestalten des Missionairs und des Malayen, die gleichsam aus der Fläche des Meeres sich erhoben und oft von den Wogen mehr als zur Hälfte überfluthet wurden entdeckt. Die »Diomedee« gierte daher in der Verfolgung so weit zur Seite ab, um ein Boot hinüber senden zu können.

Als der Midshipman, der es führte, an Bord gelangte, fand er den Missionair ohne Bewußtsein in seinen Banden hängen. So wurde er in das Boot gehoben und auch der Malaye abgeschnitten und in Sicherheit gebracht, obschon es unmöglich war, den armen Burschen sofort von seiner Marter zu befreien, da die Werkzeuge hierzu fehlten. Aus seinen Worten aber vernahm man wenigstens oberflächlich was geschehen, und daß das fliehende Schiff am Horizont der berühmte Piratenschooner »der Satan« war. Auf die Frage nach der Mannschaft der Dschonke deutete der Malaye an, wie sie in den Raum des Schiffes getrieben worden und dort umgekommen sei. Obschon kein Zweifel daran sein konnte, da selbst die obern Planken bereits stundenlang unter Wasser gestanden, wollte der junge Offizier doch wenigstens sich überzeugen und befahl zweien der Matrosen, an der Vorderluke ein Loch in das Deck zu hauen. Zum Glück für Alle hatte er die Vorsicht dabei genommen, das Boot einige Faden weg legen zu lassen, denn kaum hatten die britischen Seeleute mit dem einen Beil, das sie bei sich führten, eine der Planken gelöst, als die eingepreßte Luft mit einer Explosion wie ein Flintenschuß ausströmte und die Bretter auseinanderriß, wobei einer der Matrosen leicht verwundet wurde. Diese hatten kaum Zeit, sich selbst in die See zu werfen und nach ihrem Boote zu schwimmen, in das sie eiligst aufgenommen wurden, als der »fliegende Schwan« von dem oben eindringenden Wasser gefüllt, in die Tiefe sank.

Nur den kräftigsten Anstrengungen der Matrosen und ihrer Kaltblütigkeit gelang es, das Boot glücklich aus den Wirbeln zu bringen, die das versinkende Fahrzeug um sich zog, und der junge Offizier ließ nun mit aller Kraft die Riemen einsetzen und nach der Corvette, die unterdeß beigelegt hatte, zurückrudern.

Eine halbe Stunde später waren sie an Bord und der Kapitain des englischen Schiffes ließ auf die Nachricht, daß das verfolgte Fahrzeug wirklich der berüchtigte Pirat war, alle Leinwand, die das Schiff nur tragen und der Wind nur schwellen mochte, beisetzen, um die mit der Rettung der beiden Unglücklichen versäumte Zeit wieder einzuholen, während diesen aus dem Hauptdeck von dem Wundarzt der Corvette und den Offizieren, jeder mögliche Beistand geleistet wurde.

Es war ein grauenhafter Anblick, der selbst manchem der harten, Wunden und Tod gewohnten Matrosen eine Thräne in die Augen trieb, als der Gehilfe des Waffenmeisters der Corvette die Schlösser der eisernen Reifen losgeschlagen hatte, welche die Glieder des armen Malayen gefesselt gehalten hatten. Die eisernen Spitzen waren tief in das Fleisch gedrungen und hatten zum Theil Muskeln und Knochen zerquetscht. Er mußte fürchterlich während der langen Zeit, fast vierzehn Stunden, gelitten haben, und dennoch hatte er nicht einen Schrei der Klage hören lassen. Seine Beine waren so furchtbar verletzt, daß er nicht aufzustehen vermochte und der Wundarzt achselzuckend versicherte, daß er, wenn er ihm auch das Leben retten könne, doch sein Lebelang ein Krüppel bleiben werde. Nur die Arme, obschon der Knochen des einen über dem Handgelenk gebrochen war, hoffte er ihm in alter Kraft zu erhalten.

Mit finstern verschlossenen Ausdruck lag der Malaye, während ihm die zweckmäßigsten Verbände angelegt wurden, auf dem Deck, nur von Zeit zu Zeit sich erkundigend, wie es seinem Leidensgefährten gehe, und ob die Corvette auf der Jagd hinter dem Schooner diesem schon einen Vortheil abgewonnen habe.

Henry Norford war durch reichliche Anwendung von flüchtigen Salzen und andern Mitteln wieder zum Leben zurückgebracht worden, aber die erschöpfte Natur forderte ihre Rechte und ehe er noch voll das Bewußtsein seines Elends erlangt hatte, sank er in einen tiefen Schlaf.

Die Sorgfalt um ihn war um so eifriger, als Kapitain *Oxbridge*, der Kommandeur der Corvette, in ihm einen früheren Schiffsgenossen wiedererkannt und ohnehin den Auftrag und die Absicht gehabt hatte, ihn in Shanghai aufzusuchen. Die Corvette war vom Admiral abgeschickt, den englischen Handel auf den beiden nördlichen Factorei-Stationen zu beschützen und im gelben Meere zu diesem Zweck zu kreuzen.

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als der Missionair erwachte. Erstaunt sah er sich um – die Wände der engen Kajüte, die ihm Kapitain *Oxbridge* eingeräumt, versetzten ihn Anfangs in seine Jugendzeit zurück und ließen ihn glauben, er befinde sich noch an Bord der Fregatte »Waterloo«. Dann plötzlich schoß es wie ein Strahl der Erinnerung durch seine Seele, er fuhr mit beiden Händen nach der Stirn und starrte umher, indem er sich von seinem Lager emporraffte.

Neben demselben saß als Wächter ein rauher alter Matrose.

»Um Gotteswillen – wo bin ich hier, Mann – was ist mit mir geschehen?«

»Wo Ihr seid Sir? Nun *Goddam*, wo sollt Ihr anders sein, als an Bord der »Diomedé«, Ihrer Majestät Corvette von 16 Kanonen. Es läßt sich denken, daß Ihr ein Stück von Eurem

Verstande eingebüßt – denn es ist kein Spaß für einen geistlichen Herrn, eine Nacht so im Wasser zuzubringen, Sir, alle Augenblicke gewärtig, daß so ein verfluchtes Beest einem die Beine wegschnappt. Aber Ihr habt doch noch Eure gesunden Glieder bewahrt, während es ein Jammer ist, den armen Kerl, Euren Gefährten, anzusehn!«

Norford faßte heftig den Arm des Matrosen.

»Mensch – von wem sprichst Du?«

»Ei zum Henker, von wem anders, als von dem braunen Burschen, den man wie eine Kugel zusammengeschnürt an den Wanten neben Eurer Hochwürden gefunden hat.«

»Mahadrö? – Barmherziger Gott – und Maria? Wo ist das Schiff? wo ist das Schiff?«

Er warf sich von dem Lager. »Meine Kleider! wo sind meine Kleider?«

»Na seid nicht närrisch, hochwürdiger Herr!« meinte der Seemann. »Den schwarzen Rock hat das Seewasser verdorben, aber der Kapitain hat Euch einen von den seinen hierher legen lassen durch den Steward, und meinte, der passe ohnehin besser für Euch und es sei eine Schande, daß ein Mann wie Ihr im Pfaffenrock stecke. Aber ich muß jetzt die Meldung machen, daß Ihr wieder bei Verstande seid, was man so nennt, denn der erste Lieutenant hat's im Auftrag des Kapitains streng befohlen.«

Der alte Seewolf verließ die Kajüte, Henry Norford aber stürzte sich von dem Lager und warf die trocknen Kleidungsstücke, die man ihm hingelegt, hastig über. Dann eilte er, ohne sich aufzuhalten, auf das Verdeck.

Hier begegnete er Kapitain Oxbridge.

»Henry Norford! Willkommen alter Schiffskamerad, und Gott sei gedankt, daß ich Ihnen einen solchen Dienst erweisen konnte und nicht zu spät kam.«

Der unglückliche Mann starrte ihn an; dann legte er die Hand an die Stirn. »William Oxbridge – wahrhaftig, ich erkenne Sie! – Aber Maria? bei Allem, was Ihnen heilig ist, beschwöre ich Sie, wo ist Maria, meine Verlobte, meine Braut?«

»Sir Henry Norford,« sagte ernst der Kapitain, des alten Freundes Hand erfassend, da er genug aus den kurzen, abgebrochenen Mittheilungen des Malayen entnommen, um das Unglück seines Freundes zu begreifen, – »Sie waren stets ein Mann, beweisen Sie es auch jetzt. Seien Sie meiner innigsten Theilnahme an dem traurigen Schicksal gewiß, das Sie betroffen. Die Flagge Alt-Englands wird nicht ruhen, bis der schändliche Verbrecher seine Strafe bekommen hat.«

»Maria! wo ist Maria? – ich habe ihren Geist gesehen . . . «

»Das Mädchen ist im Himmel! Bedenken Sie, daß Sie ein Priester Gottes geworden sind und Ergebung Ihnen geziemt. Wie der Malaye erzählt, hat sie selbst den Tod in den Wellen gesucht vor diesen Ungeheuern.«

Der Unglückliche begrub das Gesicht in seine Hände – die ganze Erinnerung kehrte ihm zurück, – dicke Tropfen perlten zwischen seinen Fingern hindurch.

»Mahadrö! wo ist Mahadrö?«

»Freund,« sagte der Kapitain, »bevor ich Sie zu dem armen Burschen führe, habe ich Ihnen wichtige Nachrichten aus England mitzuthemen. Ich bringe Briefe für Sie nach Shanghai, welche die Zeitungsnachricht bestätigen. Ihr älterer Bruder, Mylord, ist gestorben und da sein Sohn kurz vorher verunglückt ist, fällt die Pairie auf Sie und ich habe die Freude, Sie als *Lord Drysdale* zu begrüßen.«

Norford hatte kaum auf die Worte gehört – noch weniger berührte ihn die wichtige Kunde. »Mahadrö!« wiederholte der Arme – »führen Sie mich zu Mahadrö!«

»Mylord – Ihr Schmerz ist gerecht, aber er wird der Nothwendigkeit weichen. Kommen Sie!«

Indem der Kapitain mit einer Bewegung der Hand den Offizieren und Matrosen andeutete, zurückzutreten, führte er den Missionair nach dem Vorderdeck.

Auf einer Matratze lag die verkrümmte Gestalt des Malayen, die gebrochenen Glieder in Schienen und Banden. Neben ihm lagen noch die Instrumente seiner schändlichen Marter.

Der neue Lord warf sich an seiner Seite nieder und faßte die gesunde Hand. »Mahadrö, mein Freund,« stöhnte er mit tiefem Seelenschmerz – »sprich, rede Du! ist es wahr, was ich meiner Erinnerung, meinen Sinnen nicht glauben will? Wo ist Maria, meine Braut?«

»Bei Deinem Gott, Sahib, wohin die Guten und Gerechten gehen, und wo wir sie wiederfinden werden, da auch der arme Malaye ein Christ geworden durch Dich! Himmelsblüthe ist im Paradiese, wohin der Rothe Hay und die Männer des »Satan« niemals kommen werden!«

»Des Satan! Ja bei Gott, ich will ihn zu seiner Hölle schicken!«

Norford – oder vielmehr Lord Drysdale war emporgesprungen und faßte wild den Arm des Commandeurs. »Kapitain Oxbridge,« sagte er heiser – »wenn Sie je mein Kamerad, mein Freund gewesen sind, – stellen Sie mich an die Spitze Ihrer Enterer und dann hinan an den Bord des Corsaren! Zögern Sie nicht länger! Aber daß kein Anderer wage, seine Waffe mit ihm zu kreuzen! ich will ihn haben – mein muß er sein!«

Der Kapitain führte ihn an das Bollwerk und zeigte nach dem fernen Horizont, an dem eben das Meer mit Gold und Purpur besäend die Sonnenschein in die Fluth sank.

»Bei unserer alten Kameradschaft, Henry Norford,« sagte er ernst, »ich wollte die Aussicht auf mein Patent als Postkapitain darum geben, wenn ich Ihnen den Degen in die Hand drücken und sagen könnte: Vorwärts! – Aber die Schurken waren rascher als wir, und wissen ihren Vortheil zu benutzen. Wir haben Alles gethan, was britischen Seeleuten möglich ist und jeden Fetzen Leinwand aufgesetzt, den die Diomedea tragen konnte. Aber dort sehen Sie ihre Oberbramsegel verschwinden, und ehe die Sonne wieder aufgeht, werden sie uns in ihren Schlupfwinkeln zwischen den Inseln verschwunden sein, während ich meiner Ordre folgen und den Cours nach Norden steuern muß! Vertrauen Sie auf Gott, armer Freund! Seine Hand wird die Bösewichter finden!«

»Ja, Gott! – aber nicht der Gott, zu dem ich vergeblich gerungen! – Du hast den Gott der Christen gewählt, Mahadrö, der Liebe befiehlt zu den Feinden und Vergebung denen, die uns das Theuerste gemordet, – nein, nicht gemordet, – tausend Mal schlimmer als das! zerrissen, zerstückelt, entweiht – entsetzlicher, als der Tiger der Dschungel, als die Hyäne, die die Gräber aufwühlt. Wohl – so wähl' ich den Deinen, der die Rache befiehlt, und die Vernichtung der Feinde! Bei dem Gott, der die Unschuld verderben ließ, bei Deinem Allah, der mir das Schwert in die Hand drückt, schwöre ich's, Euch zu rächen, Schatten der Gemordeten und Entweihten! Möge mein Gehirn verdorren unter der Erinnerung, möge der Tropfen Wasser mir zur feurigen Gluth werden und das Blut in meinen Adern verbrennen, wenn ich nicht jeden Augenblick meines Daseins, jeden Schilling meiner Habe daran setze, diesen Bösewicht über die Erde zu peitschen, bis ich ihn erreicht habe und ihn mit diesen Händen zermalmen und mit Martern, wie sie noch kein Menschenwitz erdacht haben soll, ihm vergelten kann! Rother Hay! rother Hay! der schottische Wolf ist hinter dir!«

Und ohnmächtig aufs Neue von der entsetzlichen Aufregung sank er in die Arme Derer, die ihn schauernd umstanden. — — —

Vier Monate nachher ging von Calcutta eine Brigg unter Segel, die den Namen »der Rächer« führte. Sie war ein überaus schnell segelndes Schiff und für eine große Summe angekauft, frisch kalfatert und aufgetakelt, führte sechs Karonaden und zwei lange Neunpfünder an Bord, und war überhaupt mit der minutiösesten Sorgfalt als Kriegsschiff ausgerüstet. Eine Bemannung von sechszig wettergebräunten, erprobten Seeleuten, Männern, die keine Gefahr und keine Furcht kannten, verkündete die Bestimmung des Schiffes, und in der That hatte auch der Eigner der Brigg, der zugleich ihr Kapitain war, von dem Gouverneur von Indien eine Bestallung als Kaper der Regierung erhalten, die ihn ermächtigte, die Piratenschiffe »zu nehmen zu verbrennen und zu versenken,« wo er sie fände.

Auf dem Hinterdeck stand ein hochgewachsener finsterer Mann mit bleichem abgezehrtem Gesicht, aber von fester energischer Haltung. Er trug einfache schwarze Kleidung von europäischem Schnitt, nur statt der Mütze oder des Hutes bedeckte ein malayischer Turban von rother Farbe sein dunkles Haar, in das sich bereits viele Silberfäden mischten, obschon der Mann kaum die Dreißig überschritten haben konnte. Er stützte sich auf eine große Lochaber Axt, die berühmte und schreckliche Waffe seiner gälischen Vorfahren, während er mit fester kräftiger Stimme die Befehle ertheilte.

Neben ihm am Boden hockte, auf zwei Krücken gestützt, mit denen er sich jedoch sehr behend fortzuschieben verstand, ein Krüppel, dessen Beinen jede Muskelkraft zu fehlen schien, obschon sonst, bis auf den gekrümmten Rückgrat, der Unglückliche noch im kräftigsten Mannesalter zu sein schien und seine feurigen schwarzen Augen aus dem gelbbraunen Gesicht wie zwei Dolchspitzen leuchteten.

Es war der Malaye *Mahadrö* und der Kapitain auf dem Hinterdeck *Henry Norford*, Lord von Drysdale. —

Von diesem Augenblick an begann »der Rächer« mit seiner Besatzung eine eifrige Jagd durch das indische und chinesische Meer nach dem Piratenschooner »der Satan«. Kein Versteck der Inseln blieb undurchsucht, jeder Theil der Küste wurde sorgfältig durchspäht, jedes Schiff wurde um Nachricht über den berüchtigten Corsaren angehalten. Lord Drysdale streute Gold mit voller Hand und unterhielt die besten Spione.

Im Laufe eines Jahres war »der Rächer« zwei Mal dem Piratenschiff begegnet, das ihn auf alle Weise zu vermeiden suchte; denn das Gerücht von dem Schicksal und dem Unternehmen des englischen Pairs hatte sich bald verbreitet, und war auch Kapitain Hawthorn zu Ohren gekommen, der nachgerade diese Meere zu heiß für sich zu finden begann.

Das erste Mal geschah es durch einen glücklichen Zufall, daß der »Rächer« den Schooner in der Nähe der Baschi-Inseln antraf, nachdem er eben wieder ein Kauffahrteischiff geplündert hatte. Die Brigg eröffnete alsbald ihr Feuer, das der Schooner erwiderte, und steuerte gegen ihn, um ihn zu entern. Auf dem Hinterdeck des »Rächers« stand der Lord, die Lochaber Axt in der Hand, auf dem des Schooners der Däne Hawthorn. Wenige Augenblicke noch, und die Schiffe mußten zusammentreffen, als eine volle Lage des »Satan« den Fockmast der Brigg traf und ihn mit dem ganzen zur Lenkung der Brigg nöthigen Segelwerk stürzen machte. Die dadurch entstandene Verwirrung und Unbehilflichkeit des Schiffs benutzte der Däne, der sich

in der That nur in Rum den Muth getrunken hatte, seinem Gegner entgegen zu treten, um sofort den Schooner zu wenden und die Flucht zu ergreifen. Ehe der »Rächer« sich von dem Tauwerk befreien und einen Nothmast aufrichten konnte, war das Seeräuberschiff vor der kräftigen Brise in weiter Ferne und bald darauf ganz verschwunden.

Lord Drysdale war außer sich, daß ihm sein Opfer durch dies Mißgeschick entgangen war. Einen Monat lang suchte er den Satan unablässig zwischen den Inseln, ohne ihn wieder finden zu können. Nur die neuen Verbrechen, die der »Satan« begangen, gaben Kunde davon, daß er noch existirte.

Aber bald darauf verschwand auch diese, und es schien, als sei das Corsarenschiff gänzlich verschwunden.

Da erhielt im letzten Monat des Jahres Lord Drysdale die Nachricht, daß man ein Schiff, ähnlich dem »Satan«, in der Nähe der Ladronen gesehen und daß es dort einen deutschen Kauffahrer, der von Lima kam, geplündert hätte.

Der Kapitain des »Rächers« gönnte seinem ersten Lieutenant kaum Zeit, die Brigg mit Wasser und neuen Vorräthen zu versehen, als er ihren Lauf nach den Inseln richten ließ.

Am einundzwanzigsten Tage darauf hörten in der Nacht die Bewohner von Saypan den Lärmen eines Gefechts auf See und sahen einen amerikanischen Schooner, der seit einigen Tagen in einer Bucht ihrer Küste ankerte, in vollen Flammen stehen. Am andern Morgen hörte man, daß das amerikanische Schiff von einem englischen Fahrzeug überfallen und verbrannt worden sei.

Der Engländer lag noch in der Nähe des bis zum Wasserspiegel niedergebrannten Schiffes und seine Raaen trugen eine schaurige Last. Neunzehn Männer hingen an ihren Nocken – an dreißig waren im Kampf gefallen.

Jetzt erst erfuhr die Bevölkerung, daß das verbrannte Fahrzeug das berühmte Raubschiff »der Satan« gewesen war.

Aber der Engländer schien mit diesem furchtbaren Gericht nicht zufrieden; schon am Morgen setzten seine Boote eine starke Abtheilung der noch von der Blutarbeit der Nacht erschöpften Mannschaft an's Land, die an der ganzen Küste eifrig nach etwa an's Land geflüchteten Corsaren forschte denn wie es hieß, war das Haupt der Seeräuber, der berühmte »Rothe Hay« mit zwei oder drei seiner Gefährten, nachdem er bereits mit dem Kapitain der englischen Brigg im Handgemenge zusammengetroffen und von ihm verwundet worden war, in einem kleinen Boot entkommen, wenigstens wurde er weder unter den Gefangenen, noch unter den Todten gefunden.

Eine ganze Woche lang setzte Lord Drysdale auf das Eifrigste seine Nachforschungen über die ganze Insel und auf den Nachbarinseln fort und bot eine hohe Summe für die Entdeckung der Corsaren und ihres Führers. Er mußte endlich mit der Ueberzeugung die Anker lichten, daß auf diesen Inseln der verhaßte Feind keine Zufluchtstätte gefunden hätte, und daß, wenn es ihm wirklich gelungen war, zu entweichen, er in dem leichten Boot sich den Gefahren des weiten Oceans anvertraut haben mußte, der zweifelsohne längst sein Grab geworden.

Seit diesen Ereignissen bis zu der unvollständigen Erzählung, welche der Pirat davon auf dem Hinterdeck der »Santa Magdalena« gab, indem er dabei fleißig der Grogkkanne zusprach, waren zwei Jahre ergangen.

Niemand hatte seitdem wieder von *Squale rouge*, oder dem »Rothen Hay« gehört, bis der Mann, welcher in San Francisco sich in die Schaar des Grafen von Boulbon aufnehmen ließ und ihm zu trotzen wagte, sich selbst diesen Namen gab.

Aber in diesen Gegenden des Erdballs ist der Wechsel blutiger Thaten so groß, die Reihe der Abenteurer, ja der Verbrecher, so zahlreich, daß ein Zeitraum von zwei Jahren mehr als genügt, dem Einzelnen in den Augen der Menge die Verjährung zu sichern, noch dazu wenn der Schauplatz dieser Verbrechen ein anderer Theil der Welt war. Laufen doch die größten Schurken und Diebe der alten Welt in dem freien Amerika als freie Bürger und oft sehr angesehene Männer umher!

Wenn daher auch die Gesellschaft, welche der Erzählung des Piraten beigewohnt, obschon er sie nur gab, als sei er Zeuge dieser Thaten gewesen, wohl überzeugt war, daß er selbst die Hauptrolle gespielt, fiel es doch Niemand ein, ihn darüber jetzt noch zur Rechenschaft zu ziehen; der Corsar erreichte vielmehr vollkommen seinen Zweck, sich unter solchen Abenteurern eben durch die Größe seiner Verbrechen in einen gewissen Respect zu setzen und gefürchtet zu machen, was nach seiner Niederlage durch den Grafen geschwunden war.

Nur der wackere Mayordomo sprach unverholen seine Meinung aus und bedauerte zum ersten Mal, daß ein Engländer nicht seinen Zweck erreicht hatte. –

Als er gleich darauf aufstand, um aus der Nähe des ruchlosen Bösewichts fortzukommen, mit dem Master Slong und sein würdiger Freund eine intime Unterhaltung begonnen, und nach dem Vorderschiff ging, war ihm der Chinese, der schon früher sich möglichst an seine Seite hielt, nachgeschlichen und berührte jetzt leise seinen Arm.

»Singh-Bonifacio,« flüsterte er – »Du hast die Geschichte des schlimmen Mannes gehört!«

»Corbioux – das hab' ich, und ich wünschte, der Bursche hätte eine vierundzwanzigpfündige Kugel an den Beinen und läge auf dem Meeresgrund!«

»Wenn Singh-Bonifacio nicht den armen *Fong-sin* verrathen will, kann er Dir ein Geheimniß verrathen.«

»Nur vorwärts; Du stehst unter meinem Schutz!«

»Der Mann dort ist wirklich der Massa Kapitain vom »Satan« und er ist Einer, der nie eine Beleidigung vergiebt, der Sahib General möge sich hüten vor ihm.«

»Woher weißt Du das Erstere, Bursche?«

»Fong-sin,« gestand der Chinese stockend, »war sehr jung und sehr arm, als er drei Monate lang auf dem »Satan« Küchenjunge war, bis er davon lief.«

»Gut! – ich werde mir die Sache überlegen und mit dem Grafen sprechen, daß der Kerl fortgeschafft wird, sobald wir Guaymas erreicht haben. Bis dahin schweige, um Deiner selbst willen, mein guter Langzopf!«

Der Chinese zog sich zurück und der alte wackere Avignote schaute noch lange hinaus auf den prächtigen Sternenhimmel und die leuchtende See mit trüben Ahnungen über das Unternehmen, in das sich sein Freund und Gebieter eingelassen hatte.

Es war am dritten Morgen darauf, – ohne daß sich wieder Gelegenheit gefunden hätte, die nächtlichen Erzählungen am Mast fortzusetzen, – daß die Expedition des Grafen Raousset Boulbon die Rhede von Guaymas erreichte und in dem Hafen der westlichen Handelsstadt ankerte.

Die ganze Mannschaft stand auf den Decks der beiden Fahrzeuge gedrängt, der Ausschiffung harrend, als plötzlich der Pirat, der sich selbst »Squale rouge« genannt, erbleichte, und eilig sich in das Gedränge zurück und seine neuen Freunde Heseiah Slong und John Meredith durch die Luke wieder hinab in den Schiffsraum zog.

Sein Blick war auf eine Erscheinung gerichtet, die eine Wirkung auf ihn übte, als sei eine Kanonenkugel zu seinen Füßen niedergeschlagen.

In das Gedräng der Boote, welche die beiden Schiffe umschwärmten – und durch welches die Barke des Grafen sich eben Platz machte, der in großer Uniform mit dem Señor Don Esteban sich zum Gouverneur der Stadt begab, – war das Gigk eines englischen Schiffes gerathen, das auf der andern Seite der Rhede lag, und das von diesem kommend nahe am Bord der »Santa Magdalena« vorüber nach der Stadt ruderte.

Im Stern dieses Bootes saßen zwei Personen: ein hoher blasser Mann in dunkler europäischer Kleidung, das Haupt mit einem rothen Turban bedeckt, und neben ihm kauern, von seinem weißen Linnenmantel verhüllt, ein armer indischer Krüppel. – –

Die Kanonen des Forts begrüßten mit ihrem Donner die dreifarbige Flagge Mexiko's, die am Mast der beiden Schiffe aufgezogen war, während neben ihr stolz das Sternenbanner Amerika's und die weiße Flagge des alten Königthums von Frankreich hinaus in die Morgenluft flatterte.

Puebla
oder
Die Franzosen in Mexiko.
Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart.
von
Von Sir John Retcliffe.

(Verfasser des Romans »Sebastopol.«)

Erste Abtheilung: Der Schatz der Ynkas.
Zweiter Band.
Der Schatz der Ynkas.

ZWEITER ABSCHNITT.

GUAYMAS.

FRANZOSE UND ENGLÄNDER.

Wir haben am Schluß des ersten Bandes unsere Gesellschaft von Abenteurern verlassen, als sie eben im Hafen von Guaymas angekommen und ihr kühner Führer Graf *Raousset Boulbon* auf dem Weg war, mit dem Abgesandten der mexikanischen Regierung sich zum Gouverneur des Hafens zu begeben.

An der Stelle, wo der Rio de Guayamas, aus der Ebene kommend, die Sierra del Nazareno durchbrechend, sich in den mächtigen californischen Meerbusen stürzt, liegt San José Guayamas (Guaymas) in geringer Entfernung von der Hafenstadt, San Fernando de Guaymas, an welcher die Einbuchtung des Golfs, geschützt von dem Cap Haro den besten Hafen des westlichen Mexicos bildet.

Allerdings erlauben beide Städte – San José, vor dem aufblühenden Verkehr der Hafenstadt erbleichend, – wie San Fernando keinen Vergleich mit den östlichen Städten Amerikas, oder gar mit europäischen, indeß herrscht ein so eigenthümliches Leben und Treiben daselbst, daß der Reisende, auch wenn er nicht Handel treibt, nicht ohne Interesse und Befriedigung daselbst verweilen wird.

Das Ansehen der Stadt selbst ist sehr mangelhaft; zu dem Anspruch auf die Benennung als größere Häuser erheben sich meist nur die steinernen Factoreien der englischen, amerikanischen und spanischen Kaufleute, oder die Villa's, die sich dieselben in genügender Entfernung von dem Schmutz der ungepflasterten mit der gewöhnlichen spanischen Sorglosigkeit behandelten Straßen der Stadt gebaut haben. Die mexikanischen Häuser der Bewohner sind wie im ganzen Binnenlande niedere, flache und unreinliche Gebäude, die sich nur wenig von den Hütten der eingeborenen Indianer an den äußersten Gränzen der Stadt unterscheiden. Nur drei oder vier öffentliche Gebäude, darunter das Zollhaus, und das Haus des Gouverneurs erheben sich über diesen Typus. So schlecht das äußere Ansehen der Stadt aber auch ist, so betragen doch die Reichthümer, welche oft hier aufgehäuft sind, Millionen, und die fabelhafteste Verschwendung herrscht neben den Lumpen des Armen, den ein Zufall, ein augenblickliches Ereigniß mit Gold und Macht überhäufen kann.

Das Fort, wenn man diesen einfachen Bau von Erdwällen und Pallisaden, die im Viereck einige Gebäude umgeben, so nennen kann, ist fest, aber selbst in seiner Bewaffnung sehr primitiver Natur. Dennoch gehört es zu dem Charakter dieses seltsamen, an tausend Hilfsquellen so reichen und doch so verkommenen Landes, daß die Bewohner von Guaymas mit einem gewissen Stolz auf ihre Festung blicken, die sie in Wahrheit nicht vor einem einzigen tüchtigen Kriegsschiff beschützen würde, die aber in den zahllosen Pronunciamentos und Revolutionen der Stadt, der Provinz und des Landes immer eine bedeutende Rolle gespielt hat, da der Besitzer derselben, sei es durch Kampf, durch Bestechung oder Verrath, immer als Sieger und augenblicklicher Machthaber betrachtet wird.

Ehe wir zu den Szenen übergehen, welche jetzt auf dem Boden der Sonora, des erträumten Eldorado für die golddürstigen Abenteurer, gleichsam als Prolog ihrem Zug in die Wildniß vorangingen, müssen wir zur Verständniß noch einmal kurz die damaligen politischen Verhältnisse des Staates erwähnen.

Der Leser wird sich erinnern, daß der General Cevallos gegenwärtig Präsident der mexikanischen Föderation war, und heimlich damit umging, die Regierung wieder in die Hände des früheren Präsidenten Santanna zu spielen, der gegenwärtig von Jamaika aus seine Intriguen betrieb. Er wird sich ferner erinnern, daß Don Esteban, ohne die geheime Absicht des General Cevallos zu kennen, von der Regierung des Staates Sonora und der Vereinigung der Kaufleute und großen Grundbesitzer nach San Francisco gesandt worden war, um den Grafen Raousset Boulbon mit seiner Schaar für die Vertheidigung der Gränzen des Staates Sonora gegen die Einfälle der wilden Indianer, der zu diesem Zweck jetzt verbundenen sonstigen Todfeinde, der Comanchen und Apachen zu gewinnen, und daß die Persönlichkeit des Grafen ihn bewog, mit diesem Engagement ganz andere ehrgeizige Zwecke zu verbinden, zunächst darauf ausgehend, das jetzige Gouvernement des Staates Sonora zu stürzen, diesen selbst von der Föderation loszureißen und unabhängig zu machen, und für sich oder seinen Schwiegersohn, zu welchem er den Grafen zu nehmen gedachte, wenn nicht einen Thron, so doch eine Dictatur zu gründen, die der monarchischen Herrschaft gleich stand und sich leicht dazu verwandeln ließ.

Zur Hauptstadt des Staates Sonora war gegenwärtig in Stelle Hermosillo's das weiter hinauf am Rio Sonora gelegene Arispe, eine Stadt mit etwa 3000 Einwohnern, von dem Gouvernement gewählt. An der Spitze desselben stand der General Don Manuelo Paredos, ein Liberaler, von vielen Kaufleuten der Küstenstädte unterstützt, während der größte Theil der großen Grundbesitzer gleich Don Esteban zur Partei der Conföderado's gehörte.

Der Haciendero hatte nicht versäumt, während der Ueberfahrt den Grafen Boulbon auf's Genaueste mit allen Verhältnissen und Persönlichkeiten bekannt zu machen.

Der Hafen von Guaymas oder Guayamas bot an dem Morgen der Ankunft der Expedition, wie wir am Schluß des ersten Bandes bemerkten, ein überaus buntes und belebtes Bild.

Der Strand ist flach, nur die nothdürftigsten Hafenbauten zum Aus- und Einladen der Boote bilden streckenweise einen Molo, an den andern Stellen wirft das Meer seine Wellen unmitelbar gegen das sanft emporsteigende Sandufer, bedeckt es mit seinem Tang und seinen in hundert Farben schillernden Muscheln, oder rollt in Bogen seinen weißen Schaum darüber hin. Auf der Rhede lagen, außer den beiden Fahrzeugen der Expedition und der englischen Brigg, die unter dem Schutze des Cap Haro ankerte, wohl ein Dutzend größerer Schiffe aller

seefahrenden Nationen, ihrer Befrachtung harrend oder europäische Güter bringend, während zahlreiche Küstenfahrzeuge von den Inseln des Golfs, von Tiburon, San Estevan, Lorenzo im Norden, Tortuga und Lobos nach Süden, oder Hermosillo und der gegenüberliegenden Küste von Nieder-Californien und aus der Mündung des Rio Yaqui die Produkte des Landes herbei – oder die eingetauschten Waaren hinwegführend über den prächtigen Spiegel der Bay kreuzten. Ueber die niederen Häuser der Hafenstadt und von Guaymas selbst hob sich der Blick zu den Höhen der Sierra de Santa Clara, der Fortsetzung der Sierra del Nazareno, welche in der Entfernung von wenig Meilen die Hochebenen von dem Küstenstrich scheidet.

Zwischen dem Landungsplatz und den Schiffen durchschnitt eine Menge Boote den Wasserspiegel und führte Personen und Güter hin und her, an dem Strande selbst aber hatte sich fast die ganze constante und zufällige Bevölkerung versammelt, um die Ausschiffung der Expedition zu sehen, von der man sich bereits so Vieles erzählt hatte und auf die man so große Hoffnungen setzte.

Diese Versammlung der Bevölkerung war wie die aller südlichen Seeküsten und westlichen Länder äußerst bunt. Neben den amerikanischen und englischen Seeleuten sah man den feurigen und gewandten Chilenen, der in seinem Schiff eine Ladung der berühmten Maulthiere der Provinz zu holen gekommen war; Californier von La Paz oder Espiritu Santo und Ceralbo – jene Schwesterinseln zwischen denen Juan Racunha den furchtbaren nächtlichen Weg zurückgelegt, – hatten die Ausbeute der Perlenfischern des Sommers und des Schildkrötenfanges gebracht; Arrieros und Vaqueros der Hacienden im Innern waren mit den Heerden gekommen, die sie zur Verproviantirung der Schiffe oder zum Unterhalt der Bevölkerung lieferten; Karavanen von Peons und Indianern hatten auf langen Reihen von Maulthieren Früchte und Baumwolle, Salz, Alaun und edle Metalle aus, den Bergwerken von Nacohari, San Juan de Sonora und Babiocora hergebracht; die Besitzer der Goldwäschereien in den Thälern der Sierren waren hier, um den Ertrag der mühsamen Arbeit zu verwerthen, häufig aber auch in wenig Stunden zu vergeuden; die Schaar der Lasträger, ein Hauptelement der Bevölkerung von Guaymas, mit ihrem Capataz und den Unteranführern, keuchte schweißtriefend und dennoch lustig und munter unter den gewaltigen Bürden oder arbeitete in den offenen Magazinen; der Ranchero, der sich der Abstammung von spanischem Blut rühmte, sah stolz auf den armen Maquis Indianer, der sein Leben in den Tiefen des Wecres oder den Stollen der Bergwerke für den geringen Unterhalt wagte, auf den Oyata, der den Ertrag seiner Viehzucht oder seiner Industrie, welche die Indolenz der Europäer beschämt, hier zu Markte brachte, und selbst auf den Mestizen mit dem gemischten Blut China's. – Die Grisetten Mexikos, – und Frauen in alten Nüancen des braunen Teints, Mönche und Soldaten, Herren und Diener, Kinder und Schwarze, Seeleute und Kaufherren bewegten sich auf dem Platz bunt durcheinander, stritten, tauschten ihre Neuigkeiten aus, oder schlossen einen Handel.

Als das Boot mit Don Estevan und dem Grafen an den Stufen der Treppe landete, erscholl ein donnerndes *Viva!* und die zahlreichen Bekannten und Diener des reichen und mächtigen Haciendero drängten sich heran, ihn zu begrüßen und nach seinem und der Donna Dolores Wohlbefinden mit der überschwänglichen mexikanischen Höflichkeit sich zu erkundigen. Aber mehr noch als der Senator nahm sein Begleiter das Interesse der Männer und Frauen in Anspruch. Es hätte kaum bedurft, daß Don Estevan ihn mehreren seiner vornehmern Freunde als den berühmten Anführer der Expedition, den Grafen Raousset Boulbon vorstellte; denn seine Persönlichkeit und seine reiche militärische Kleidung hatte die Menge sofort das ahnen

lassen, und die Frauen genirten sich nicht, durch Ausrufe der Bewunderung den Eindruck zu geben, welchen seine Erscheinung auf sie machte, und auch die Männer konnten sich demselben um so weniger entziehen, als bei allen südlichen Racen körperliche Vorzüge bekanntlich eine sehr bedeutende Rolle spielen. Das Gerücht der beabsichtigten Expedition zur Aufsuchung der Schätze der Azteken und die Erzählung von dem merkwürdigen Duell in dem Circus von San Francisco war schon Wochen vorher der Ankunft des Grafen vorausgeeilt und hatte die Phantasie der Bevölkerung von Guaymaß gereizt und ihre Erwartung auf das Höchste gesteigert.

Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck diese Erzählung auf die leichtentflammte Phantasie dieser Bevölkerung gemacht hatte.

Der mexikanische Charakter ist ein seltsames Gemisch von Leidenschaften, von Feigheit und Heldenmuth, Geiz und Verschwendung, Eitelkeit und Aufopferung. Die besten und die schlechtesten Züge des menschlichen Herzens scheinen in ihm verschmolzen und man hat nicht blos in dem großen Befreiungskämpfe zahllose Züge von Begeisterung und Heldensinn gesehen, welche den berühmtesten Thaten des Alterthums zur Seite zu stellen sind, sondern man findet dieselben noch täglich in dem unruhigen Leben dieser Bevölkerung und in dem Kampf mit der Wildniß und ihren Bewohnern. Selbst in den schlechtesten Elementen aber findet sich ein gewisser chevaleresker Zug, ein Zug von Ritterlichkeit oder Stolz, der selbst die Verbrecher nicht gemein erscheinen läßt, und der offenbar in der Vermischung mit dem Blut der spanischen Conquistadoren seinen Ursprung hat.

Bei diesem Hange zu Abenteuern, bei dieser Empfänglichkeit für hervorragende Thaten des Muthes und der Kraft mußte natürlich der Empfang des Helden des furchtbaren Duells von San Francisco ein enthusiastischer sein, und dies um so mehr, als die äußere Erscheinung des tapfern Grafen das von der Phantasie der Männer und Frauen entworfene Bild nicht täuschte, sondern ihm in Glanz und Stattlichkeit vollkommen entsprach.

Der Namen: *il Conde Boulbon, il grande tigrero!* hatte sich demnach kaum mit Blitzesschnelle verbreitet, als der Jubel des Empfanges sich verzehnfachte und ein Regen von Blumen aus den Händen der Frauen den Franzosen begrüßte.

Der Graf dankte mit der Eleganz und Sicherheit eines vornehmen Herrn und folgte Don Estevan, der nach der Stelle vorausging, an welcher man seine Diener mehrere Pferde bereit halten sah, als ein Offizier in der Uniform der mexikanischen Dragoner durch die sich öffnende Menge sich ihnen nahte und vor ihnen stehen blieb.

Zwei kräftige Soldaten führten hinter ihm an langen Zügeln einen aufgezüumten Hengst von schwarzer Farbe, dessen feurige Augen und fortwährendes Bäumen und Ausschlagen bewiesen, daß er noch nicht lange seiner Heimat in den Prairien entrissen und gebändigt war. Die beiden Führer konnten ihn nur mit Mühe halten und die Menge wich erschrocken vor den fortwährenden Seitensprüngen des feurigen Thieres zurück.

Der Offizier, ein junger Mann von finsterem verschlossenem Aussehen und in seinem Gesicht den Typus der aztekischen Race tragend, das heißt die zurückweichende Stirn und die schmale, nach unten zugespitzte Form der Züge, verneigte sich.

»Señor Senator Don Estevan,« sagte er höflich, »wenn dieser Herr der erlauchte Conde Don Boulbon, der Kommandeur der von der mexikanischen Regierung angeworbenen Kompagnie ist, so bitte ich Sie, mich ihm vorzustellen, da ich einen Auftrag an diesen Herren habe.«

So höflich die Anrede auch war, so lag doch in den Worten selbst, welche die Stellung der Expedition bezeichneten, offenbar eine bestimmte Absicht.

Der Senator – denn dies war die bürgerliche Würde des Hacienhero im Staat, – erwiderte die Verbeugung des jungen Offiziers mit der gleichen gemessenen Höflichkeit.

»Ich habe die Ehre, Señor Teniente¹ Don Carboyal, Sie hiermit Seiner Excellenz dem Herrn Grafen Don Louis Aimé von Raousset Boulbon, Obersten in der Armee des Königs von Frankreich und General *en chef* der Sonora-Expedition vorzustellen. Wir sind im Begriff uns nach San José zu begeben, um Seiner Excellenz dem Herrn Gouverneur unsern Besuch zu machen.«

Der Graf und der Offizier verbeugten sich gegen einander. »Verzeihen Sie, Señor Don Estevan,« sagte der Letztere, »wenn ich Sie einen Augenblick aufhalte; ich werde sogleich die Ehre haben, Ihnen meinen Auftrag vorzutragen. Aber da ich, wie Ihnen bekannt ist, nicht viel besser als ein unwissender Indianer bin, so erlauben Sie mir wohl eine Frage zu meiner Belehrung.«

»Fragen Sie Señor Teniente!«

Die Blicke der beiden Männer, des Ranchero und des Offiziers, hatten sich mit einem kalten hochmüthigen Ausdruck gekreuzt. Es war der Haß und der Stolz beider Racen, die der Graf hier zum ersten Mal einander begegnen sah, den Mann von reinem spanischen Blut, den Nachkommen der Eroberer, und den Sohn der alten Bewohner des Landes, des aztekischen Stammes.

»Wenn ich recht verstanden habe, Señor Senator und dieser Herr es erlaubt,« fuhr der Offizier fort, »so haben Sie gesagt: Oberst in der Armee des Königs von Frankreich. Nun aber habe ich von dem Herrn Gouverneur gehört, daß ein König von Frankreich nicht existirt, sondern nur eine französische Republik, deren Flagge wir zuweilen die Ehre haben, als uns befreundet in den Häfen unseres Landes zu sehen.«

Die Hand des jungen Mannes wies dabei wie fragend nach den beiden Schiffen der Expedition, von deren Gaffel, wie wir früher gesagt haben, neben der mexikanischen und amerikanischen Flagge das weiße Banner mit den Lilien der Bourbons wehte.

Eine leichte Röthe überflog die Stirn des Grafen und eine Bewegung seiner Hand bedeutete dem Senator, daß er selbst die Antwort übernehmen werde.

»Señor,« sagte er kalt, – »ich habe die Ehre, mich Ihnen als Oberst der französischen Armee vorzustellen und bin bereit, meine Gefälligkeit so weit zu treiben, um Ihnen mein Patent darüber vorzulegen, wenn Sie es wünschen oder für nöthig halten. Wenn meine erhabenen Verwandten allerdings gegenwärtig auch nicht auf dem Thron sitzen und mein Vaterland in diesem Augenblick die Freuden einer republikanischen Regierung genießt, so haben sie doch nie aufgehört, Könige von Frankreich nach ihrem Rechte zu sein, und Sie werden, – so jung Sie auch noch sind, – aus Ihren eigenen Erfahrungen in Ihrem Lande wissen, daß in den heutigen Zeiten die Regierungsformen sehr unsicher sind und einem raschen Wechsel unterliegen können! Jene Flagge aber ist die meiner Familie, das heißt der wahren rechtmäßigen Könige von Frankreich.«

Der Offizier verbeugte sich wiederum sehr höflich. »Ich danke Euer Excellenz bestens für diese Belehrung und bitte Sie nochmals meine Unwissenheit zu entschuldigen. Aber, – wie die Regierungen auch jenseits des Meeres in Europa wechseln mögen, so wollen wir doch

¹Lieutenant.

Gott und die Heiligen bitten, daß sie unserm Lande den Segen einer freien Republik und Föderation dauernd bewahren mögen.«

»Haben Sie die Güte, zur Sache zu kommen, Señor Teniente!«

»Der Herr Gouverneur,« sagte dieser, »da er bedacht, daß Euer Excellenz zu Wasser von San Francisco gekommen sind und noch nicht Zeit gehabt haben, sich beritten zu machen, hat mich beauftragt, Ihnen als ein Zeichen seiner Achtung und seines Wunsches, möglichst schnell Ihre Gegenwart zu genießen, dieses Pferd, eines der Erzeugnisse unseres Landes, zu überbringen!«

»*Par Dios*, Señor Teniente – dieses Pferd scheint ja eben erst aus der Wildniß zu kommen!« rief der Hacendero. »Es ist unmöglich für einen Fremden, es zu besteigen, und meine Diener halten Rosse genug bereit, die sich besser eignen.«

Ein spöttisches Lächeln überflog das Gesicht des Grafen. Don Estevan hatte ihm während der Ueberfahrt genug über die Verhältnisse mitgeteilt, um zu wissen, daß man ihm mit dieser anscheinenden Höflichkeit eine Falle gelegt habe. Der Gouverneur von Guaymas, derselbe, den er zu besuchen ging, stammte aus den Familien der Eingebornen wie sein Lieutenant, den er zu ihrer Begrüßung gesandt, und er haßte die Fremden. Er hatte bei den Verhandlungen alles Mögliche aufgeboten, deren Zustandekommen mit dem Franzosen zu verhindern, und nur der überwiegende Einfluß der bedrohten großen Grundbesitzer und der Kaufleute hatte ihn gezwungen, nachzugeben.

Der Graf erkannte zugleich, daß jede Zögerung, das zweideutige Geschenk des Gouverneurs anzunehmen und zu benutzen, den Zweck desselben erfüllen, das heißt – jenen Eindruck schwächen oder vielleicht ganz verwischen würde, den der Ruf seiner Thaten und seines Charakters auf die Menge ausgeübt hatte, die ihn jetzt im Kreise neugierig und erwartungsvoll umgab.

Sein Entschluß war daher im Augenblick gefaßt.

Ein bezeichnender ernster Blick hielt den Senator auf, sich einzumischen, dann wandte der Graf sich an den Boten.

»Seine Excellenz der Herr Gouverneur von Guaymas,« sagte er mit dem leichten übermüthigen Sarkasmus, der ihm eigen war, »scheint trotz Ihrer Versicherung, Señor, doch nicht so große Eile zu haben, meine Gegenwart zu genießen, denn sonst hätte er mir, der ich 200 Meilen her gekommen bin, diesem Lande meine Dienste zu widmen, den Weg von San Fernando nach San José erspart. Ich bin indeß Seiner Excellenz und Ihnen sehr dankbar für das schöne Geschenk, das Sie mir überbracht, und werde es benutzen, um so bald als möglich diesen Dank zu überbringen.«

Der Graf warf einen flüchtigen Blick zurück nach der Landungsstelle – so eben hatten die ersten Boote angelegt und der Avignote mit zwanzig der Abenteurer stieg an's Ufer. Monsieur Bonifaz und der junge Preuße näherten sich ihm, um die weiteren Befehle einzuholen.

Ohne ihre Ankunft abzuwarten, schritt der Oberst auf das Pferd zu, jede Vorsicht dabei verschmähend,

»*Paso! cuidado!*¹ *Excellenza!*« riefen verschiedene Stimmen aus der Menge. – »Dieser Teufel würde dem besten Vaquero zu schaffen machen!«

Der Graf dankte mit einem Lächeln der Theilnahme, aber er schritt ruhig weiter und stand jetzt etwa drei Schritte von dem Pferde, das bei seiner Annäherung sich hoch in die Höhe

¹Langsam! vorsichtig!

bäumte und mit seinen Hufen durch die Luft schlug. Seine gerötheten Augen blitzten vor Schreck und Wuth, und die beiden starken Männer vermochten kaum auf beiden Seiten die Zügel festzuhalten und wurden oft hoch in die Höhe gerissen.

»Das Leder dieser Zügel scheint gut zu sein?« sagte der Graf kaltblütig, indem er den Kopf halb nach dem Offizier umwandte.

»Sie sind aus Streifen von Büffelleder geflochten,« sagte der junge Mann, trotz seiner Antipathie unwillkürlich die Ruhe des Franzosen bewundernd. »Sie können sich auf sie verlassen, Señor – aber ich bemerke, daß Sie keine Sporen tragen.«

Er sah auf seine pfundschweren silbernen nieder.

»Es ist unnöthig, – überdies zu spät. Ich darf den Herrn Gouverneur nicht warten lassen. Geben Sie mir die Zügel, Amigos!«¹

Der Soldat an der linken Seite des Pferdes reichte erfreut über den Befehl dem Grafen sofort den Zügel und sprang zurück. Im selben Augenblick warf sein Gefährte den anderen herüber und der Franzose fing ihn geschickt auf.

Eine athemlose Stille, nur von dem Schnauben des Pferdes unterbrochen, herrschte unter der Menge.

Der Graf, an der linken Seite des bäumenden Pferdes stehend hatte die beiden Zügel in der linken Faust. Das wilde Thier stieg auf den Hinterfüßen hoch in die Höhe, warf aus Maul und Nüstern weißen Schaum und schlug mit den Vorderhufen in die Luft.

Plötzlich sah man die rechte Hand des Grafen sich ausstrecken und den linken Vorderfuß des Thiers etwa eine Spanne hoch über der Fessel umfassen.

Ein Schrei des Entsetzens aus dem Munde der Frauen unterbrach das Schweigen.

»Er ist verloren! Zu Hilfe dem Caballero! es wird ihn zu Boden reißen!«

Aber seltsam – das Pferd stand wie eine Mauer; es versuchte offenbar, sich wieder auf den Boden nieder zu lassen, aber es vermochte dies nicht – der ausgestreckte Arm des Grafen, der die Kraft einer Eisenstange zu haben schien, hielt das Bein des Thieres frei in der Luft, seine ganze Last tragend, und zwang es, in dieser Stellung zu bleiben.

Die Augen des schwarzen Hengstes schienen blutdurchlaufen aus ihren Höhlen zu quellen, mit dem Geifer, den er ausschnob, mischten sich Blutflecken, der freie Huf schlug wild umher, ohne jedoch den Feind treffen zu können.

Dann faßte die Linke des kühnen Franzosen die Zügel kürzer, und – indem er zugleich den Fuß losließ, – riß er mit einem gewaltigen Ruck das Thier herunter, daß es schwer auf seine Hufe fiel.

In demselben Augenblick, als seine Füße den Boden berührten, hatte die Linke des Grafen fest die Nüstern des Thieres gepackt und drückte trotz alles Sträubens seinen Kopf so tief auf den Boden nieder, daß das edle Pferd die Vorderfüße beugen mußte und auf die Knie sank.

Einen Augenblick versuchte das wilde und kräftige Thier noch gegen diese unwiderstehliche Gewalt anzukämpfen, dann schien es das Bewußtsein zu fühlen, unterlegen zu haben und ein ängstliches, halbersticktes Stöhnen gurgelte aus der keuchenden Brust hervor.

Das Pferd regte sich nicht mehr – es blieb in seiner knieenden Stellung liegen.

Der Graf warf einen kurzen triumphirenden Blick umher, dann ließ er die zusammengedrückte Nüster frei, wickelte den Zügel um die linke Hand, und diese auf die Vorderlehne des hohen mexikanischen Sattels stützend sprang er mit einer einzigen Bewegung in diesen.

¹Meine Freunde!

Ein donnerndes Brava und Viva begleitete diese eben so kühne als geschickte Bewegung, während das erschrockene Thier emporsprang und wild um sich schaute.

Aber bereits hatte es seine Herrschaft verloren. Der Graf saß kaum im Sattel und fühlte das Pferd emporspringen, als er ihm einen Druck der Schenkel gab, der ihm den Athem und alle Lust zu weiterem Kampf gegen die Herrschaft des Menschen benahm. Die Zügel fest in der Hand zwang er es in dem Galop, mit dem es davon sprang, zu einer Volte und galopirte dann zwei Mal im weiten Kreise umher, bis er wieder auf die nämliche Stelle zurück kam und das Pferd, ganz von Geifer und Schaum bedeckt, als wäre seine natürliche Farbe die des Schimmels, wie eine Mauer vor dem mexikanischen Lieutenant stand.

»Jetzt Señor Teniente,« sagte der Graf so ruhig, als säße er an der wohlbesetzten Tafel eines Freundes oder befände sich auf dem Divan eines Boudoirs und nicht auf dem Rücken eines wilden Rosses der Prairie – »haben Sie die Güte, Ihr Pferd zu besteigen und mir den Weg zu dem Herrn Gouverneur zu zeigen!«

Es war, als ob der Schrecken und der Enthusiasmus der Umstehenden bloß auf diesen Beweis der Kaltblütigkeit und Sicherheit gewartet hätten, um sich in einen Sturm von Jubel und Begeisterung aufzulösen. Die Viva's wollten kein Ende nehmen, die Frauen hoben ihre Kinder in die Höhe, ihnen den tapfern Extrangero¹ zu zeigen, die Mädchen lösten die Blumen aus ihren Haaren und von ihrem Busen und warfen sie ihm zu, und die Männer schworen bei ihren Schutzheiligen, daß er der erste Vaquero² der Welt sei. Bei einem Volk, wo das Pferd eine so bedeutende Rolle spielt, wo auch der Aermste gewohnt ist, im Sattel jeden Gang zurückzulegen, konnte diese Begeisterung für das durch seine große Körperkraft sonst ziemlich einfache Kunststück nicht Wunder nehmen, und der Graf begriff, daß er durch sein erstes Auftreten einen vollständigen Sieg in der Meinung dieser Bevölkerung gewonnen hatte.

Er erwiderte daher lachend die Vorwürfe, die ihm sein getreuer Bonifaz machte, gab ihm einige Befehle in Betreff der Ausschiffung der Expedition und wandte sich dann nach dem Haciendero und dem Offizier, die bereits im Sattel saßen.

»Sie haben mir da wirklich ein herrliches Geschenk überbracht, Señor Don Carboyal,« sagte er zu dem Letzteren, indem er den Hals des Pferdes jetzt schmeichelnd und beruhigend klopfte, »und ich bin dem Herrn Gouverneur zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Und jetzt, Señores, *vamos!*³ wie Sie zu sagen pflegen!«

Der Teniente verbeugte sich schweigend und gab seinem Pferde die Sporen. Bei allem Vorurtheil, das er gegen den Fremden hegte, unterlag er doch selbst zu sehr den Neigungen und Ansichten seiner Nation, um nicht gleichfalls mit Bewunderung dem Vorgang zugesehen zu haben.

Das Pferd, das den Grafen mit seinen Begleitern jetzt in vollem Galop nach San José Guaymas trug, war in der That auch ein herrliches Thier und – nachdem es erst gebändigt worden – ein werthvolles Geschenk. Zaum und Sattel waren reich nach der Sitte des Landes mit Sammet und Silber verziert.

Der Graf ritt, ohne die eben vorgegangene Scene mit einer Sylbe zu erwähnen, über gleichgültige Dinge plaudernd mit seinen beiden Gefährten weiter.

¹Fremder.

²Pferdehirt, Pferdebändiger

³Vorwärts! Lassen Sie uns gehen! Ein beliebter spanischer Ausdruck, wie das französische: »Allons!«

Der Weg zwischen San Fernando und San José Guaymas ist nicht weit, er ist eben und offen, aber er enthält dennoch auf seiner Mitte ein seltsames Hinderniß.

Ein Morast, ein Sumpf, eine Art von Baya oder Meeresarm, zuweilen von den Sturmfluthen neu getränkt, und zugleich einen aus dem Innern kommenden Bach – wenn dieser gerade Wasser hat und nicht trocken liegt – aufnehmend und in das Meer führend, erstreckt sich quer über die Straße.

Es ist charakteristisch für die Fahrlässigkeit oder vielmehr Gleichgültigkeit, mit der in diesem Lande alle Angelegenheiten der öffentlichen Ordnung behandelt werden, daß trotz des angewachsenen Verkehrs es noch keinem Menschen eingefallen ist, diesen Sumpf auszutrocknen, oder wenigstens einen festen Damm für die Straße hindurchzubauen.

Als sich die drei Reiter, von den beiden Dragonern und einem Diener des Senators gefolgt, dem Sumpfe näherten, sahen Sie, daß ein anderer Reiter ihnen auf diesem Wege zuvor war und eben an der Hütte hielt, welche am Rande der Furth von Rohr, Baumzweigen und Rasen erbaut ist.

Dieser Reiter, der schwarz gekleidet war und einen orientalischen Turban von rother Farbe trug, schien Jemand zu rufen. Alsbald kam aus der Hütte ein in eine zerlumpte Zarape gehüllter Indianer hervor, ergriff eine lange Stange und schlug damit unter lautem Geschrei in's Wasser. Nachdem dies einige Minuten geschehen war, trieb der Reisende sein Pferd in das Wasser, ritt durch die Furth und setzte am andern Ufer im Galop seinen Weg nach San José fort.

Fünf Minuten darauf war die Gesellschaft des Franzosen an derselben Stelle und der Graf wollte sein Pferd ohne Weiteres in das Wasser treiben, als der Senator ihn zurückhielt.

»Señor Conde! wollen Sie sich von den Thieren fressen lassen, eh' wir noch unser Werk begonnen?«

Der Graf sah ihn fragend an.

»Es ist der Alligator-Sumpf,« sagte der Offizier. »Der Guardia¹ muß sie erst vertreiben, ehe die Reisenden den Sumpf passiren können!«

»Aber ich sehe Ihre Kaimans oder Alligators nicht!«

»Der Reisende vor uns hat sie verjagt. Es ist derselbe, der bei unserer Ankunft in einem Boot an uns vorüberfuhr. Vielleicht, daß ihn der Señor Carboyal kennt?«

Die Frage war an den Lieutenant gerichtet, der unterdeß dem Indianer einen Befehl gegeben hatte.

»Es ist ein englischer Lord, der mit der Brigg angekommen, die im Hafen von San Fernando ankert. Sie werden ihn wahrscheinlich bei Se. Excellenz dem Gouverneur finden. Sehen Sie, dies Gewürm hat wahrhaftig schon wieder seine Plätze eingenommen!«

In der That rauschte es bei den Stangenschlägen des Indianers in dem Sumpf auf und fünf oder sechs der mit Schlamm bedeckten riesigen Eidechsen huschten zur Seite, ohne jedoch sonderlich viel die Menschennahe zu fürchten; denn zwei der größten blieben etwa zehn Schritt von dem Durchgang entfernt im Morast hocken, streckten den häßlichen Kopf durch das Schilf und sperrten die rosenfarbenen, mit gewaltigen Zähnen umkränzten Rachen auf, einen stinkenden Brodem hervorstoßend und die Reisenden mit ihren grünen Augen anglotzend.

Der Graf wandte sich zu dem Offizier.

¹Wächter.

»Sind die Pistolen in Ihren Halftern geladen, Señor Teniente?« frug er.

»Immer, Herr Graf!«

»Darf ich Sie dann um eine derselben bemühen?«

»Mit Vergnügen, Señor – aber wenn Sie sich die Unterhaltung machen wollen, auf eine der Bestien zu schießen, so erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es eine vergebliche Mühe ist; denn selbst eine Büchsenkugel würde von ihrem Panzer abprallen. Nur durch einen Schuß in's Auge sind sie zu tödten.«

»Geben Sie!« Der Graf hatte die Pistole genommen und den Hahn gespannt. Sein Pferd versuchte einen Seitensprung, aber er zwang es mit festem Schenkeldruck, den Sumpf zu betreten und ritt langsam durch die Furth, während die Unthiere zur Seite mit dem geräuschvollen Zusammenklappen der Kinnladen ihre Furcht und ihre Wuth kund gaben. Plötzlich hob er rasch die Hand und feuerte. Die Alligators tauchten unter und verschwanden unter der Wasserdecke.

Der mexikanische Offizier lachte spöttisch. »Ich sagte es Ihnen vorher, Señor,« bemerkte er – »ein Schuß in's Auge allein ist ihnen gefährlich.«

»Und wenn man sie in's Auge trifft?«

»So erfolgt der Tod sogleich und wenige Augenblicke nachher zeigen sie ihren weißen Unterleib auf der Oberfläche.«

Die Gesellschaft hatte bereits das andere Ufer erreicht – der Graf drehte gelassen sein Pferd um.

»Voilà, Monsieur!«

Sein Finger wies auf die Stelle zurück, wo vorhin die beiden Alligatoren ihre Köpfe herangestreckt hatten.

Ein weißlich gelber Körper hob sich aus dem schmutzigen Wasser eben empor.

»*Caramba!* es ist der Alligator! – bei allen Heiligen, das war ein Meisterschuß!«

»Ich schieße nie fehl!« sagte der Graf kalt, indem er die Pistole zurückgab. »Und jetzt wird mich dies Viehzeug hoffentlich kennen und mir nicht mehr den Weg versperren, wenn ich Se. Excellenz den Herrn Gouverneur zu besuchen denke. *Vamos!*«

Und er gab seinem Pferde die Fersen und galopirte weiter. Der Offizier war über diese zweite Lection, die er im Verlauf von kaum einer halben Stunde erhalten hatte, anfangs etwas verblüfft, aber er recollirte sich bald und folgte dem Voransprengenden, während der erfreute Indianer mittels eines langen Hakens die ihm so unverhofft zugefallene Beute aus dem Sumpfe holte.

Die Nachricht von der Ankunft der Expedition und dem Besuch ihres Anführers bei dem Gouverneur hatte sich bereits auch in San José verbreitet und die Reiter wurden bei ihrem Eintreffen mit gleichem Enthusiasmus empfangen, wie in dem Hafen selbst. Das Haus des Gouverneurs lag an dem Plaza mayor und in dem Augenblick, als die Gesellschaft ankam, welcher der Offizier einige Minuten vorangeritten war, und der Graf und der Senator aus dem Sattel stiegen, erschien unter der Veranda der Gouverneur von Guaymas, Oberst *Juarez*, mit einigen seiner Offiziere und dem Engländer.

Es war in der That der spätere Präsident und nachmals so berühmte Führer der mexikanischen Nationalen, der damals die Stelle als Gouverneur der wichtigsten Hafenstadt des Westens bekleidete. Zu jener Zeit war er freilich nur als ein untergeordneter, aber ehrgeiziger und schlauer Offizier und als großer Gegner der spanischen Partei bekannt.

Der Unterschied zwischen beiden Männern, die sich jetzt mit dem ganzen Hochmuth ihrer Nationalität, aber auch deren gewandten und höflichen Formen gegenübertraten, war in jeder Beziehung ein überaus großer. Wir haben bereits früher Gelegenheit gehabt, die imposante und stattliche Gestalt des Abkömmlings der Bourbonen zu beschreiben. Dem gegenüber verschwand die kleine zierliche Figur des Mexikaners, dessen Gesichtszüge gleich denen seines Offiziers stark an die aztekische Race erinnerten. Dennoch fehlte es ihm nicht an einer gewissen Würde, die seinen Anspruch auf die Abstammung von den alten Herrschern des Landes bekräftigte, und sein schwarzes Auge zeigte Klugheit und Energie.

»Mögen Euer Excellenz tausend Jahre leben und willkommen sein in unserem Lande,« sagte der Mexikaner, ohne eine Vorstellung seitens des Senators abzuwarten. »Haben Sie die Gnade, Señor Conde, mein Haus als das Ihre zu betrachten!« Damit reichte er dem Franzosen die Hand und führte ihn durch die Veranda in das große Gemach des Hauses, wo ein Frühstück nach mexikanischer Sitte servirt war.

»Señor Don Estevan,« fuhr hier der Gouverneur fort, »ich habe die Ehre, Ihnen zu Ihrer Rückkehr Glück zu wünschen. Wie ich gehört, hat die liebenswürdige und hochgeehrte Señora Donna Dolores Sie auf dieser beschwerlichen Reise begleitet? ich hoffe, daß die Zierde der Sonora in gleich erwünschtem Wohlsein zurückgekehrt ist?«

Jeder Zug in dem Gesicht des Mexikaners war bei dieser Erkundigung eitel Höflichkeit und der Graf konnte keinen anderen Ausdruck darin entdecken, obschon er ihn scharf beobachtete, da er von dem Senator selbst wußte, daß Oberst Juarez als Wittwer sich um die Hand der Donna Dolores beworben hatte, um in wohlberechnetem Ehrgeiz durch diese Verbindung die Popularität seiner Abstammung mit dem Gewicht des Einflusses und des Reichthums der spanischen Familien vom reinen Blut zu verbinden. Die Ablehnung seiner Bewerbung war eine der Ursachen des politischen Zwiespalts und seiner Opposition gegen das Projekt der Sonora-Expedition.

Der Haciendero verbeugte sich mit der gleichen Höflichkeit.

»Señor Don Juarez,« sagte er kalt – »ich sage Ihnen meinen unterthänigen Dank für die Erkundigung. Señora Dolores befindet sich so vortrefflich, wie es bei einer Verlobten nur sein kann!«

Diesmal konnte der Mexikaner bei aller Selbstbeherrschung eine heftige Bewegung nicht unterdrücken.

»*Caramba*, Señor Don Estevan – was sagen Sie da? – Señora Dolores verlobt?«

»Ich habe die Ehre, Excellenz, Ihnen in diesem sehr ehrenwerthen Herrn, dem Grafen von Raousset Boulbon, den künftigen Gemahl der Señora Doña Dolores da Sylva Montera vorzustellen. Die Sache ist jedoch eigentlich noch ein Familiengeheimniß, da die Vermählung erst stattfinden soll, wenn der Señor Conde von der Besiegung der Apachen zurückkehrt, indeß ich weiß, daß Euer Excellenz und diese Señores den freundlichsten Theil an meiner Familie nehmen.«

Der Gouverneur hatte sich gefaßt. »Gewiß, Señor, gewiß! Nehmen Sie meine herzlichsten Glückwünsche, und da auch von diesen Herren die Rede ist, so erlauben Sie mir, Ihnen in diesem Señor Se. Herrlichkeit den Lord von *Drysdale* vorzustellen, dessen Schiff Sie wahrscheinlich in der Bucht von San Fernando bei Ihrer Ankunft bemerkt haben, und der mir die Ehre seines Besuches und seiner Freundschaft erzeigt.«

Die Vorgestellten verbeugten sich gegeneinander; der Graf hegte zu viel nationale Antipathien gegen die britische Nation, um sonderlich viel Notiz von dem Fremden zu nehmen, doch konnte er nicht verhindern, daß die äußere Erscheinung desselben Eindruck auf ihn machte. Lord Drysdale sprach nur wenig – seine Miene war noch immer ernst, fast finster zu nennen und ein Zug tiefer Schwermuth lagerte auf seinem von der Sonne der Tropen gebräunten Gesicht. Aus den wenigen Bemerkungen, die er während des Frühstücks machte und aus einigen Worten des Gouverneurs ging hervor, daß der Lord schon früher Don Juarez hatte kennen lernen, und daß er jetzt diese Küsten bereiste und auf dem Wege nach San Francisco war.

In der That hatte Henry Norford, Lord von Drysdale nach der Vernichtung des Raubschiffes in der Bucht von Sayzan an den Ladronen zwar seine Kriegsfahrt aufgegeben und seine Brigg »der Rächer« nach Indien zurückgesandt, aber er konnte sich noch immer nicht entschließen, diese Meere zu verlassen, deren Tiefe sein Liebstes barg, um nach Europa zurückzukehren. Theils hielt ihn die Erinnerung fest, theils noch immer der Gedanke, daß der »Rothe Hay« dennoch jenem Gemetzel entkommen und noch unter den Lebenden sein könnte. So war er seit etwa zwei Jahren von einer Küste des großen Oceans und der indischen Meere zur andern geschweift und wollte sich jetzt nach Californien begeben, um von hier aus den Landweg durch die Felsgebirge nach New-York anzutreten und im Vaterlande seinen Schmerz zu begraben, da die Vergeblichkeit aller seiner Nachforschungen ihn endlich überzeugt hatte, daß der Bösewicht, den er verfolgte, sein Grab gefunden haben mußte.

In diesem Augenblick führte die Hand Gottes, des wahren »Rächers«, den Mörder seines Glücks auf's Neue in seinen Weg, ohne daß er bis jetzt eine Ahnung davon hatte.

Man hatte es mit der mexikanischen Höflichkeit vermieden, während des Frühstücks von Geschäften und dem Zweck der Anwesenheit des Grafen mit seiner Schaar zu sprechen, und Oberst Juarez hatte es meisterhaft verstanden, sich zu verstellen und die Gefühle in sich zu verschließen, welche die Mittheilung des Haciendero in ihm erregten. Erst als die Gesellschaft sich erhob und der Graf und sein künftiger Schwiegervater Anstalt trafen, zurückzukehren, wandte er sich an den Ersteren.

»Wann gedenken Sie, Señor Conde, die Ausschiffung der Expedition beendet zu haben?«

Der Franzose warf einen Blick auf den Senator. Dieser legte, wie zufällig, zwei Finger auf die Brust.

»In zwei Tagen, Señor Governador!«

»So daß ich demnach mit Euer Excellenz Erlaubniß übermorgen – wie Sie es in Europa nennen – Musterung über Ihre Compagnie halten kann?«

Eine dunkle Röthe überflog bei dieser Frage die Stirn des stolzen Franzosen.

»Es wird mir ein Vergnügen machen,« sagte er kalt, übermorgen früh meine Expedition Euer Excellenz vorstellen zu können.«

»Ich bin überzeugt davon, Herr Graf,« fuhr der Mexikaner fort, »daß ein Offizier Ihrer Erfahrung verstanden hat, eine tüchtige Truppe zusammenzubringen, die, wenn auch als irreguläres Corps doch der mexikanischen Armee, der sie für eine bestimmte Zeit anzugehören die Ehre hat, entsprechen wird. Freilich ist der Krieg an unseren Gränzen und mit den wilden Horden der Indianer ein anderer, als in Europa und die Interessen der Regierung verlangen daher, daß ich mich auf das Sorgfältigste um die Verwendung ihrer Mittel und die Ausführung des Kontraktes kümmere, da sonst die Expedition leicht ohne den gehofften Erfolg bleiben

würde. Mit Uebereinstimmung des Herrn General-Gouverneurs in Arispe werde ich Ihnen daher eine Abtheilung unserer Dragoner, zuverlässige und in unseren Kriegen erfahrene Leute unter dem Kommando des Señor Don Carboyal mitgeben.«

Das Gesicht des Grafen war bei der Rede, die offenbar den Zweck hatte, ihn zu demüthigen, immer dunkler geworden, aber ein warnender Blick des Haciendero ermahnte ihn zur Kaltblütigkeit.

»Ich hoffe, Señor Don Governador,« sagte er mit gewaltsamer Fassung, »Ihnen binnen Kurzem zu beweisen, daß meine Leute sich alle Mühe geben werden, der Armee von Buena-Vista und Cerro Gordo¹ sich würdig zu zeigen. Señor Estevan wird die Güte haben, die weiteren Punkte meines Vertrages mit der mexikanischen Regierung mit Euer Excellenz zu verhandeln. Was die freundliche Unterstützung der Expedition durch eine Abtheilung der regulären Dragoner betrifft, so überhäufen Euer Excellenz einen armen Fremden mit Güte, und ich habe Ihnen noch für das ausgezeichnete Geschenk zu danken, das Sie mir durch unsern jungen Freund hier überbringen ließen!«

Er deutete auf das Pferd, das eben die Diener vor die Stufen der Veranda geführt hatten.

»Carrajo,« rief der Oberst, »ich habe gehört, daß es Ihnen wirklich gelungen ist, diesen Teufel zu bändigen, was bisher noch keinem meiner Reiter geglückt war!«

Der Graf lachte hochmüthig. »Euer Excellenz sehen, daß ein Franzose mit Wilden wie mit Zahmen fertig zu werden versteht. Ich hoffe, Euer Excellenz davon noch weitere Proben zu geben, wenn ich den Schatz Ihrer Vorfahren hebe, den es Señor Juarez bisher nicht zu finden gelang.« Und den Fuß leicht in den Bügel setzend, sprang er in den Sattel des Pferdes und zwang es zu einer Lançade.

Der Gouverneur war einen Augenblick erbleicht bei den letzten Worten des Grafen; denn die Tradition seiner Familie war ihm nicht unbekannt, die von den ungeheuren Reichthümern sprach, welche die letzten Herrscher Mexikos in den Einöden an der Gränze der Sonora auf ihrem Rückzug vor den spanischen Ueberwindern verborgen haben sollten.

Er hatte jedoch Selbstbeherrschung genug, seine Bewegung zu verbergen. »Mögen Euer Excellenz tausend Jahre leben, um Ihre Absicht auszuführen. Auf Wiedersehen in San Fernando!«

Der Graf und der Senator gaben ihren Pferden den Zügel und galopirten unter den Vivas der Menge davon – der Oberst Juarez kehrte in sein Gemach zurück.

Der Gouverneur verabschiedete die Offiziere bis auf seinen Adjutanten Carboyal und blieb mit diesem und dem Engländer allein.

»Caramba!« sagte er, indem er sich eine Cigarette von Maisstroh drehte. »Was sagen Sie zu diesem Franzosen?«

»Dieser Franzose, Señor Juarez,« erwiderte der Lord, »ist ein Mann!«

»Pah – er ist ein Prahler und Abenteurer, nach Allem, was Don Valerio von ihm erzählt und bei dem Schatten Montezumas, ich fürchte, daß die Herren Comanchen und Apachen seiner Hochzeit mit dieser hochmüthigen Närrin vom blauen Blut einen Riegel vorschieben werden!«

»Dann wird er sie vorher heirathen!« sagte der Lieutenant.

Der Gouverneur schaute ihn fragend an.

¹Zwei berühmte Niederlagen der mexikanischen Truppen unter Santanna im amerikanischen Kriege.

»*Par Christo* – es ist, wie ich sage! Was ich von seinen Banditen gesehen habe, flößt mir wenig Zutrauen ein. Der Aufenthalt bei den Fleischtöpfen von Guaymas, wenn sie ihn erst haben kennen lernen, dürfte ihnen besser behagen, als der Krieg in der Wüste. Wer wird sie daran hindern?«

»Ich!«

»Euer Excellenz Energie ist bekannt. Aber ich bitte Sie zu bedenken, daß wir nur 400 Mann Truppen in Guaymas haben und Don Estevan ein alter Intrigant ist, der die Anwesenheit dieser Männer für seine eigenen Zwecke benutzen könnte.«

»Sie haben Recht, Don Valerio! Wir müssen sofort unsere Anstalten treffen. Wo sagten doch Eure Herrlichkeit, daß Sie der Santa Trinidad begegnet wären?«

»Auf der Höhe der Punta San Ignacio, Sir!«

Der Gouverneur schlug auf ein Becken, das im Zimmer hing und die Stelle einer Klingel vertrat.

Ein Diener erschien.

»Man sende mir augenblicklich *Volaros* hierher!«

Einige Augenblicke nachher trat der mit dem Namen des »Fliegenden« Bezeichnete ein. Es war ein Mann von etwa 40 Jahren, der nur Haut und Muskeln zu sein schien und, wie die *Vaqueros* der großen Hacienda's, ganz in Leder gekleidet mit mächtigen spannenlangen Spornen an den Stiefeln.

»Wie viel Leguas vermögen Sie in 24 Stunden zurückzulegen, Señor *Volaros*?« frug der Gouverneur den Staatsboten, denn das war das Amt des Mannes.

»*Caramba*, Señor – das wird weniger auf mich, als auf das Pferd ankommen, das ich reite.«

»Sie kennen El Zapote aus meinem Stall?«

Der Reiter schnalzte mit der Zunge. »Teufel,« sagte er – »dann muß das Geschäft allerdings Eile haben, wenn Euer Excellenz mir Ihr bestes Pferd zu Gebote stellen wollen, dessen Beine nur von den Muskeln desjenigen übertroffen werden, das dieser verdammte Franzose uns zur Schande reitet!«

»Also?«

»Mit El Zapote, Señor Don, mache ich mich anheischig, in 24 Stunden fünfundzwanzig Leguas zurückzulegen.

»Und wenn Sie unterwegs das Pferd wechseln können?«

»Dreißig bis fünfunddreißig!«

»Ich habe Ihr Wort?«

Der Bote griff in die Tasche seiner Lederjacke und zog einen Rosenkranz und ein Spiel schmutziger Karten heraus. Den ersten küßte er andächtig und steckte ihn wieder ein, die Karten legte er auf den Tisch.

»*Catad*, Señor! – jede Versuchung ist jetzt entfernt und ich gebe Ihnen mein Wort als *Ca-ballero*!«

»*Muy bien*! So machen Sie sich fertig, in zehn Minuten im Sattel zu sein!«

»Nach Arispe, Señor?«

»Nein! Sie werden es im Augenblick erfahren, wo Sie den Brief abholen. Satteln Sie El Zapote!«

Der Sendbote verbeugte sich und ging.

»Es ist unnöthig,« fuhr der Gouverneur fort, »daß er vorher erfährt, wohin er zu gehen hat. Wenn Sie dem San Trinidad an der Punta San Ignacio begegnet sind, muß er jetzt in der Mündung des Mayo oder des Fuerte, schlimmsten Falls in der Bucht von Ahome ankern. Letzteres ist nicht volle dreißig Leguas von hier entfernt, er kann es morgen um diese Zeit erreicht haben, und da der Seeweg der kürzere ist, kann die Santa Trinidad bei günstigem Winde übermorgen Vormittag im Hafen von San Fernando sein! – ich habe Sie für diesen Fall um eine Gefälligkeit zu bitten, Mylord!«

»Sprechen Sie!«

»Ihr Schiff liegt in dem Hafen. Haben Sie die Güte, es außerhalb desselben gegenüber dem Cabo Haro für die nächsten Tage ankern zu lassen, so daß jedes vom Süden herkommende Fahrzeug ihm zunächst zur Sicht kommen muß. Sobald die Trinidad ankommt, haben Sie die Güte, dem Kapitain ein Schreiben, das ich Ihnen bis morgen zustellen lassen werde, durch ein Boot zu senden.«

»Yes!«

»Señor Teniente, ich bitte Sie, sofort das Ersuchen an Don Fabiano Floreno, den Kapitain der San Trinidad auszufertigen, Angesichts desselben so rasch als möglich nach der Rhede von Guaymas zu steuern. In fünfzehn Minuten muß Volaros auf dem Wege sein. Ein zweiter Bote wird seine Excellenz den General-Gouverneur in Arispe von unsern Vorsichtsmaßregeln in Kenntniß setzen. Euer Herrlichkeit werden mir sicher das Vergnügen schenken, der Heerschau über diese Abenteurer beizuwohnen?«

Lord Henry nickte seine Einwilligung, – er versprach, seine Abfahrt nach San Francisco um drei Tage aufzuschieben.

Während hier bereits die Eifersucht des Gouverneurs, der Nationalhaß und noch ein anderer Grund, den wir später zu berühren haben werden, Schwierigkeiten und Gefahren der Expedition des französischen Grafen vorbereiteten, hatte dieser selbst auf dem Rückweg mit dem Haciendero ein ernstes, denselben Gegenstand betreffendes Gespräch.

Der Graf ritt einige Zeit stumm neben dem Senator her, mit unangenehmen Gedanken kämpfend. Obschon seine Leidenschaft für die schöne und stolze Spanierin während der Ueberfahrt von San Francisco sehr rasche Fortschritte gemacht und ihn in der That verleitet hatte, bei dem Senator um sie anzuhalten, war man doch um der mit dieser Verbindung verknüpften politischen Pläne willen dahin überein gekommen, sie vorläufig geheim zu halten. Dem Grafen war dies um so lieber, als er die Bemerkungen seines Factotums Bonifaz und die Scene mit Suzanne fürchtete, die folgen mußte und der er vorbeugen wollte, indem er die alte Geliebte nach und nach auf seinen Entschluß vorbereitete und ihr die Vortheile und die Nothwendigkeit dieser Verbindung auseinandersetzte.

Um so mehr hatte ihn daher die Erklärung des Senators bei dem Gouverneur in Erstaunen gesetzt und fast verletzt, und er sann jetzt darüber nach, wie er am Kürzesten die beiden ihm so nahe stehenden Personen in das ihnen bisher vorenthaltene Geheimniß einweihen sollte, da er wohl einsah, daß die Sache nun nicht länger verschwiegen bleiben könne.

Der Senator hatte eine Weile gewartet, daß der Graf ihn ansprechen sollte, als dies aber nicht geschah, regte sich sein spanischer Stolz. »Es scheint, Señor Conde,« sagte er hochmüthig, »daß ich mich in meiner Erwartung getäuscht habe. Ich hatte geglaubt, daß Sie die

erste Gelegenheit ergreifen würden, mir für die Anerkenntniß Ihres Verlöbnißes mit einer Tochter aus dem ruhmreichen Hause der Montera Dank zu sagen – statt dessen aber finde ich Sie stumm wie einen Bewohner der Gewässer, während wir doch Wichtiges genug zu besprechen haben. Sollte Ihnen diese Verbindung mit dem besten Blute Spaniens, das selbst dem Königlichen nicht nachsteht, etwa leid geworden sein?«

Der Graf riß sich gewaltsam aus seiner Stimmung, er fühlte die Gefahr jedes Verzuges.

»Verzeihen Sie Señor Don Estevan – Sie wissen sehr wohl, wie glücklich mich jede Abkürzung der Zeit macht, in der ich hoffen darf, Señora Dolores meine Gattin zu nennen. Aber ich muß gestehen, daß ich erstaunt war, Sie unsere Verbindung selbst verkünden zu hören, nachdem Sie es gerade wünschten, dieselbe geheim zu halten, bis wir das Ziel erreicht, das uns . . . «

Der Senator unterbrach ihn. »Dies Ziel ist vielleicht näher, als Sie denken. Der vertraute Diener meines Hauses hat mir während unseres Rittes Bericht erstattet über die Ereignisse während meiner Abwesenheit in San Francisco. Oberst Juarez ist ein Mann von glühendem Ehrgeiz und voll Haß gegen die Aristokratie des Landes. Er steht in Verbindung mit dem General Carbajal in Texas und auf dem Punkt, sich selbst zum Generalgouverneur der Staaten Sonora und Chihuahua ausrufen zu lassen. Ja es liegen bestimmte Anzeichen vor, daß er der Bewegung und dem Bündniß der Indianer selbst nicht fremd ist.«

»Aber der General-Gouverneur in Arispe?«

»Er ist ein Mann ohne Energie und Juarez hat ihn nicht zu fürchten. Was er fürchtet, das ist unsere Expedition, die seine Pläne bedroht, indem sie hier eine Macht bildet, der – mit den Grundbesitzern vereint – die seine kaum die Spitze bieten kann. Er hat die Ankunft der Schiffe wahrscheinlich nicht so rasch erwartet, sonst wäre der Schlag bereits erfolgt. Aus diesem Grunde hat er den tückischen Versuch gemacht, Ihnen in den Augen der Menge gleich bei Ihrem ersten Schritt auf mexikanischen Boden eine Niederlage zu bereiten. Ihr Muth und Ihre Gewandtheit Señor, haben seine List zu Nichte gemacht. Aber verlassen Sie sich darauf, daß er bei diesem Versuch nicht stehen bleiben wird. Es ist ihm gelungen, das ganze Unternehmen bei dem General zu verdächtigen und es ist bereits beschlossen, die von Ihnen geworbene Schaar in einzelnen Posten an der Gränze zu vertheilen und so Ihre Macht zu brechen. Man wird Sie als einen Offizier der mexikanischen Armee behandeln, nicht als selbstständigen Führer – Sie haben die Andeutungen bereits gehört!«

Der Graf strich sich den Schnurrbart.

»*Ventre saint-gris!*« sagte er – »ich möchte diesem Halbindianer leicht das Spiel verderben! Warum wollen wir unter diesen Verhältnissen noch warten und nicht sofort ausführen, was doch später geschehen soll?«

»Das ist es, Señor Conde, worüber ich mit Ihnen reden wollte. Ich habe es für zweckmäßig gehalten, Ihre Verlobung mit Dolores schon jetzt bekannt zu machen, um Sie dadurch mit der Aristokratie des Landes zu verschmelzen und den Gouverneur zu einem raschem Zeigen seines Hasses und seiner Pläne zu verleiten. Er hat sich genugsam verrathen. Sobald wir in meinem Hause in San Fernando sind, sollen Sie Weiteres hören. Noch diesen Abend sollen meine Boten unsere Freunde benachrichtigen, daß sie sich bereit halten und uns Unterstützung senden. Sie glauben sich also auf Ihre Leute verlassen zu können?«

Der Graf lachte. »So verschiedenartig die Elemente auch sein mögen, aus denen meine Schaar zusammengesetzt ist,« sagte er, »so bin ich überzeugt, daß ich mit ihr die Hölle erstürmen könnte, wenn wir nur den Weg dahin wüßten.«

»Desto besser, Señor Conde,« sprach mit gedämpftem Ton der Senator. »Die Königskrone der Sonora wird meinen Enkeln nicht zu schwer sein!«

In tiefen Gedanken setzten die beiden Männer ihren Weg fort. Der arme Indianer José hoffte diesmal vergeblich auf einen neuen Pistolenschuß des Forestero, der ihm wieder den weißen Bauch eines Alligators zeigen sollte.

In San Fernando herrschte am Abend ein ausgelassenes Leben, es war, als ob die bösen Geister ihren Sabbath feierten. Nachdem sie wochenlang an Bord der Schiffe eingesperrt gewesen war, benutzte die Gesellschaft natürlich die Gelegenheit des ersten Betretens des Landes, um sich dafür zu entschädigen und das Geld, was ihr die Spielbanken von San Francisco etwa übrig gelassen hatten, möglichst rasch zu vergeuden. Ueberdies hatte der Graf seinem Haushofmeister Bonifaz, der den Zahlmeister der Compagnie machte, befohlen, den Leuten einen Monatssold auszuzahlen, damit ihr erstes Auftreten in Guaymas möglichst vortheilhaft ausfalle.

Die Hafenschänken, die Spielbuden und selbst die meisten Privatwohnungen der unteren Klasse waren daher überfüllt von Mitgliedern der Expedition, und auf dem Landeplatz war mitten zwischen den aufgehäuften Waarenballen ein großes Feuer angezündet, an denen die Grogkessel brodelten oder ein fetter Hammelrücken briet, während daneben beim Klang der Guitarre und Kastagnetten eine Gesellschaft lustiger Gesellen mit den Mädchen des Orts den Bolero tanzte.

Diego Muñoz, der ehemalige Capataz, der Lastträger, der wegen des Mordes eines Vaters und seiner zwei Söhne und der Entführung der Tochter aus Guaymas hatte flüchten müssen, stolzirte jetzt hochmüthig und im Gefühl voller Sicherheit unter seinen Gefährten umher und hatte an jedem Arm eine der hübschesten und gefälligsten Chinas von San Fernando, während er mit der Miene eitler Befriedigung den Dampf seiner Maiscigarette in die Luft blies. Diese Befriedigung galt nicht allein der schönen Gesellschaft, in der er sich befand und der Rückkehr in seine Heimat, sondern hauptsächlich der neuen Würde, zu welcher der Graf ihn erhob. Derselbe hatte nämlich während der Ueberfahrt, um eine leichtere Handhabung und bessere Ordnung seiner Truppe zu bewirken, diese in Abtheilungen zu 30 bis 40 Mann getheilt und über jede derselben einen Führer gesetzt. Zu einem solchen war *Diego Muñoz* wegen seiner Lokalkenntniß und seines Anhangs befördert worden. Die anderen Führer waren der Torero *Antonio Perez*, der bisherige Lieutenant der Expedition mit einer entsprechenden Ausdehnung seiner Truppe; *Juan Racunha*, der Perlenfischer von Espiritu Santo; ein ehemaliger deutscher Unteroffizier von der Artillerie, Namens *Weidmann*, der den ersten Feldzug in Schleswig-Holstein mitgemacht hatte und dann nach Californien gegangen war und bei aller Neigung zu Spirituosen doch vortrefflich seinen Dienst verstand; und ein Pole, der schon die Schlachten von Grahov und Ostrolenka mitgefochten und in den letzten Jahren wieder von Miroslawski sich hatte bethören lassen, an jener unsinnigen und hoffnungslosen Erhebung in Posen Theil zu nehmen, die weniger auf den aufopfernden Kampf für hohe nationale Interessen, als auf Befriedigung der Eitelkeit ihres unfähigen Führers und Mord und

Plünderung hinauslief. Später hatte er in Ungarn unter Bem gefochten, war mit ihm nach der Türkei übergetreten und über England nach Amerika gekommen. Er war ein Mann von mehr als fünfzig Jahren, graubärtig und von finstern Ansehen, mit Namen *Hypolit von Morawski*, und der Graf, der großes Vertrauen zu seiner Energie und Treue gewann, hatte ihn zum Führer der leichten Reiter-Abtheilung bestimmt, die er sich bilden wollte, und wozu jener ganz vortrefflich paßte.

Meister *Kreuzträger*, dem der Graf gleichfalls ein Kommando zugehört, hatte dies abgelehnt, und dagegen gebeten, sich ein fünf bis sechs Kameraden aus der ganzen Schaar nach seinem Belieben aussuchen zu dürfen, mit denen er es übernehmen wollte, den Kundschafterdienst der Expedition auf dem Marsch und ihre Versorgung mit frischem Wild zu versehen.

Den ehemaligen preußischen Offizier *Arnold von Kleist* hatte der Graf zu seinem persönlichen Adjutanten bestimmt, wobei Diego Muñoz das frühere Amt eines Art Stabschefs behielt, der den Verkehr des Grafen mit seinen Leuten vermittelte.

Der Gouverneur Juarez hatte, wie sich der Graf bei seiner Rückkehr nach San Fernando überzeugte, noch keine Anstalten für die einstweilige Unterbringung der Expedition getroffen, und wenn dies auch auf den Umstand geschoben werden konnte, daß die Expedition früher angekommen war, als man sie erwartet hatte, so zeigte doch das weitere Verfahren eine offenbare beleidigende Vernachlässigung; denn im ganzen Laufe des Tages ließ sich kein Bote oder Beamte des Gouverneurs blicken, um diese Anstalten zu treffen. Der Graf befahl daher, daß die Expedition einstweilen auf dem Hafenplatz ein Bivouac aufschlagen sollte, was um so weniger eine Belästigung für sie war, als die Nacht ohnehin unter Spielen und Trinken zugebracht wurde und die Bewohner von San Fernando sich beeiferten, sie mit Lebensmitteln vollauf zu versehen.

Der Graf mit seinen Begleitern: dem Mayordomo und Suzanne, hatte seine Wohnung in den Gebäuden der weitläufigen Handelsfactorie genommen, die der Senator zum Absatz der Produkte seiner Haciendas in San Fernando Guaymas besaß.

In der Wohnung des Senators und des Grafen war an diesem Abend ein geheimnißvolles, aber sehr reges Leben und Treiben. Boten waren schon am Nachmittag von dem Senator nach verschiedenen Seiten an alle auf zehn Leguas in der Runde wohnenden Freunde gesandt worden, um sie für den nächsten Tag nach der Stadt zu bescheiden, – andere, Männer von entschlossenem und kühnem Aussehen, sprengten im Galop mit besonderen Aufträgen fort. Im Dunkel der Nacht kamen Geistliche in ihren braunen und weißen Kutten in das Haus geschlichen und hielten mit dem Hausherrn geheime Unterredungen, und selbst zwei Soldaten von der Garnison der Forts waren von dem alten Diener des Senators bei ihm eingeführt worden und hatten ihn mit sehr vergnügten Gesichtern wieder verlassen, um sich sofort in die nächste Spielbude zu begeben.

Der Graf hatte unterdeß die Rapporte seines Lieutenants über die Ausschiffung und den Zustand der Leute entgegengenommen und selbst ihr Bivouak auf dem Plazza besucht, wo er mit enthusiastischem Jubel empfangen worden war. Jetzt stand eben Diego Muñoz, der ehemalige Capataz der sehr ehrenwerthen, nur etwas wilden und händelsüchtigen Zunft der Lastträger von Guaymas vor ihm und Beide waren in einem wichtigen Gespräche begriffen.

»Wie viel Mann, Señor Muñoz,« fuhr der Graf darin fort, »sagten Sie doch, daß die Zunft hier zählt?«

»Hundertdreiundzwanzig, Señor Conde, alles Bursche, um eine Seele aus dem Fegfeuer, zu holen! aber dieser Schurke von Herrero, ihr jetziger Capataz, ist ein verfluchter Föderalist, so daß . . . «

»Nun?«

»So daß Sie auf meine Kameraden wenig zählen können, es sei denn . . . «

Der würdige Rival des Herrn Herrero stockte und warf einen etwas unsichern Blick auf seinen Anführer.

»Ich wünsche, daß Sie offen mit der Sprache heraus gehen, Capitan! Sie haben selbst gesehen, wie man uns hier behandelt.«

»*Caramba*, ich dünke wohl! das Volk ist gut, nur die Regierung taugt Nichts. Diese Yorkino's¹ waren von jeher Spitzbuben, das kommt von den Engländern und Amerikanern, die sich hier angesiedelt haben; diese Bursche verlangen wahrhaftig, daß wir über unser Vergnügen arbeiten sollen. Aber um es kurz zu machen, Señor Generale, wenn ich wüßte, daß ich keine Gefahr liefe, gehangen zu werden, würde ich bald mit diesem Schurken von Herrero an einander sein und ihm das Capatazspielen verleiden. Wenn Sie dann noch ein Auge zudrücken wollen, im Fall bei einem kleinen Lärmen etwa eines oder das andere der englischen Magazine abbrennen sollte, nun, *pardiez*, so glaube ich wohl, eine Majorität erhalten zu können; denn im Grunde sind die Herren Lastträger ganz vernünftige Leute, und es ist lange kein Pronunciamento gewesen. Man sehnt sich nach einer kleinen Veränderung!«

Der Graf lachte. »Sie begreifen, Señor Capitan, daß wir bei einem Zuge in's Goldland hier keine Feinde zurücklassen dürfen. Wie lange werden Sie Zeit bedürfen, um Ihre früheren Kameraden, die mir allerdings sehr ehrenwerthe und vernünftige Leute zu sein scheinen, umzustimmen?«

»Diese Nacht und der morgende Tag werden genügen. Nur werden Sie verlangen, daß ich sie tractire!«

»Ich verstehe. Hier sind hundert Piaster, das wird vorläufig genügen!«

»Ich denke. Haben Euer Excellenz sonst noch Befehle?«

»Nein. Sie werden mir morgen im Laufe des Tages melden, wie weit Sie sind! Bis dahin – *silentio!*«

Der neugebackene Capitan legte mit einer Verbeugung die Hand auf das Herz. *Válgame Dios*, Euer Excellenz können ganz auf mich rechnen!«

Er hatte kaum die Thür geschlossen, als diese sich wieder öffnete und den rothen Mantel hereinließ, in welchem noch immer die Figur des würdigen Methodisten Master Slong steckte.

Der glückliche Spekulant des Circus von San Francisco wand sich wie ein Wurm unter allen möglichen Verdrehungen seiner Glieder herein, und machte die seltsamsten Verbeugungen bis zur Erde. »Der Gott Zebaoth sei mit unserm erhabenen General,« sagte er näselnd. »Die Leuchte, die uns führen wird durch das Thal der Finsterniß zu der Quelle des Lichts, so die sündige Menschheit in ihrer vulgaren Sprache das Gold nennt, möge ihrem unwürdigsten Diener vergeben, wenn er das hohe Nachdenken stört.«

Der Graf liebte es zuweilen, sich an der Originalität des heuchlerischen Schurken zu ergötzen, war aber diesmal wenig in der Stimmung dazu und fuhr ihn daher barsch an.

¹Früherer Name der demokratischen Partei.

»Wer zum Teufel, Bursche, hat Sie herein gelassen? Ich habe Befehl gegeben, daß Niemand mich ungerufen stören soll!«

Der »Prediger in der Wüste«, wie er sich zu nennen pflegte, hob die Hände in die Höhe. »Die Stimme, die aus dem Dornbusch sprach auf der Höhe des Horeb,« wimmerte er »hat befohlen: fürchte nicht den Zorn der Mächtigen und Vornehmen, wenn es gilt, ein gottseeliges Werk zu thun. Die Zornigen versöhnen, den Bittenden helfen und den Reuigen die Pforten der Gnade öffnen, ist ein gottgefälliges Thun. Señor Perez, unser allverehrter Kapitain, die rechte Hand Euer Excellenz, hat unsern Bitten nicht widerstehen können, und da John Meredith, ein würdiger Soldat und treuer Diener, gerade vor Euer Excellenz Thür die Wache hat, so sind wir hier, Dero Gnade zu erstehen, nicht für mich, ein unschuldiges Lamm, das noch Niemand beleidigt hat, sondern für einen büßenden Sünder, weil Vergebung den Schuldigern die Palme im Strahlenkranze christlicher Tugend ist!«

Der Graf unterbrach ungeduldig mit einer Handbewegung die widrigen Blasphemieen. Ohne die zarte Andeutung des Methodisten, daß er sich in ihrer Gesellschaft, also in ihrer Gewalt befinde, zu beachten, war er doch neugierig zu wissen, was der Halunke im Schild führte.

»Der mitleidigen Schildwache, Ihrem würdigen Freunde Meredith,« sagte er streng, »werde ich sofort Arrest geben. Unterdeß kommen Sie zur Sache, Master Slong und sagen Sie in kurzem verständlichen Englisch oder Spanisch, was Sie wollen, und wen Sie unter dem »Wir« verstehen?«

Der Methodist begriff, daß er nicht länger die Geduld des Grafen auf die Probe setzen dürfe, wenn es nicht auf Kosten seiner Person geschehen solle, und öffnete daher mit einer demüthigen Verbeugung die Thür. Die Person, die durch diese eintrat, während hinter ihr das wenig Vertrauen erregende Gesicht des Kentuckiers im Schatten erschien, war Niemand mehr und weniger, als der Corsar, Kapitain *Hawthorn*, der »Rothe Hay«.

Einen Augenblick war der Graf allerdings etwas betroffen und machte eine unwillkürliche Bewegung nach seinem auf dem Tisch liegenden Revolver, das flüchtige Lächeln aber, das über das Gesicht des Methodisten flog, ließ ihn sofort seine Absicht ändern; er kreuzte die Arme über der Brust und wandte sich auf seinem Sessel ruhig nach dem Eingetretenen.

»Im Himmel ist mehr Freude über einen Gefallenen, so da wiederkehrt, als über zehn Gerechte,« näselte Slong. »Gehen Sie, mein Freund und schütten Sie Ihr Herz unserm würdigen General aus, er wird seine Hand über Sie halten!«

Der Seeräuber blickte seinen frommen Protektor etwa mit der Miene eines Bullenbeißers an, der einem Menschen, welcher ihn streichelt, an die Kehle springen will, und murmelte höflich, Slong möge sich zum Teufel scheeren.

»Werde ich nun endlich erfahren, was Sie hier wollen?« frug der Graf streng.

»Zum Teufel,« brummte der Pirat. »Sie sind ungeduldig! Glauben Sie etwa, daß es einem alten Seewolf, wie ich bin, so leicht ankommt, mit Friedensvorschlägen zu einem Manne zu kommen, der ihm den Arm aus dem Gelenk gedreht hat?«

Er hob den rechten Arm in die Höhe, den er zum ersten Mal außer der Binde trug, aber erst schwerfällig bewegen konnte.

»So? Sie kommen also, um mir Friedensvorschläge zu machen?«

»*Damned!* ich muß wohl!«

Der Graf lächelte spöttisch. »Vor Allem, Meister »Rothhay«, oder wie Sie sich sonst nennen, gehören zu Friedensunterhandlungen zwei gleich berechnigte Mächte. Sie haben mir einen

Dolchstoß versetzen wollen, ich habe Sie dafür bestraft – ich sehe nicht ein, was unter uns weiter zu verhandeln wäre!«

»Meinetwegen,« murrte der Pirat – »nennen Sie's wie Sie wollen! Sie haben diesmal die Macht in Händen. Der Teufel soll mich bei lebendigem Leibe verzehren, wenn ich jemals einen Menschen um Verzeihung gebeten habe. Zum Henker, wenn Sie es denn mit Gewalt hören müssen, ich war ein Narr, daß ich mich vom Zorn hinreißen ließ, und – es thut mir leid, Sir!«

»Das ist etwas Anderes,« sagte der Graf. »Es ist gut; kommen wir zur Sache, Master Roth-Hay!«

»Die Sache ist die, daß ich bei Ihrer Compagnie in Dienst getreten bin. Sie wissen schon bei welcher Gelegenheit!«

»Und Sie wünschen unsern Contract wieder zu lösen?« sagte der Graf. »Es ist gut, sprechen Sie deshalb mit Kapitain Perez. Ich bin damit einverstanden. Mein Mayordomo hat mir ohnehin einige Dinge erzählt, die eine Trennung als das Beste erscheinen lassen. Ich werde die Anweisung geben, Ihnen drei Monate Sold auszuzahlen!«

»Den Teufel auch,« sagte grimmig der Corsar – »ich mag Ihr Geld nicht, Sir, ich will Ihren Schutz, und Sie dürfen mir denselben nicht entziehen, nachdem Sie mich wehrlos gemacht haben!«

»Meinen Schutz?«

»Ja! Haben Sie mich nicht unter Ihre Compagnie aufgenommen?«

»Das ist richtig, aber ich glaubte, Sie selbst wollten Ihren Contract lösen!«

»Der Satan soll mich holen, wenn ich daran denke. Dieser verfluchte Engländer würde mich bei der ersten Gelegenheit bei lebendigem Leibe rösten!«

»Welcher Engländer?«

»Dieser Teufel, der sich Lord Drysdale nennt und den Sie heute in San José beim Gouverneur getroffen haben; –« der Corsar hatte demnach keine Zeit versäumt, durch seine Freunde Erkundigungen einzuziehen. – »Er hat einen alten Haken auf mich wegen einer längst abgethanen Geschichte und ist mein Todfeind!«

»Einem Todfeind stellt sich ein Mann im ehrlichen Kampf!«

Das blutgeäderte Auge des Korsaren schoß einen diabolischen Blick. »Wehe ihm, wenn wir das nächste Mal an einander kommen – und wäre es nur, um den schändlichen Traum los zu werden. Aber diese Faust hat noch nicht die Kraft wieder, eine Waffe zu brauchen!«

»Wenn es derselbe Engländer ist,« sagte der Graf streng, »von dem mir Bonifaz erzählt, so hat er Ursach genug, Sie an die erste Raanocke zu hängen, denn Sie haben es hundertfach verdient!«

Der Corsar sah finster zu Boden. »Meinetwegen denn, man kann nur einmal sterben! *Carrajo!* was schadets groß, wenn die Leute sagen, daß ein Mann aus dem königlichen Blut von Frankreich, womit Sie prahlen, den Engländern zu Liebe einem armen Teufel sein Wort gebrochen hat!« Er drehte sich um, das Zimmer zu verlassen,

Ein donnerndes »Halt!« des Grafen fesselte seine Schritte. »Sie haben gesagt, daß ich Ihnen mein Wort gegeben habe?«

»Den Teufel ja! haben Sie nicht Contract mit uns Allen auf die Dauer eines Jahres geschlossen? Wir dürfen während der Zeit Sie nicht im Stich lassen, aber eben so wenig Sie uns!«

»*Ventre saint-gris*, das ist wahr und so sehr Sie auch den Strick verdienen für Ihre Unthaten, so wird ein Bourbon doch sein Wort halten. Doch merken Sie wohl! Sie haben sich zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet; wagen Sie es, Ihren Eid zu brechen, so ist unser Contract gelöst, und Sie sind vogelfrei!«

»Bah! Sagen Sie, was ich thun soll, und es wird geschehen!«

»Uebermorgen findet eine Musterung der Expedition auf dem Hafenplatz statt. Der Lord wird zugegen sei. Ich befehle, daß Sie sich in der ersten Reihe Ihrer Abtheilung befinden!«

Der Corsar wollte eine Einwendung erheben, aber der feste Blick des Grafen erstickte sie.

»Wählen Sie, ob Sie gehorchen wollen oder nicht! Ich werde dort sein.«

»Gut! das Weitere ist meine Sache. Jetzt gehen Sie und sagen Sie Kapitain Perez, daß er sogleich die Wache vor meiner Thür ablösen und auf vierundzwanzig Stunden in strengen Arrest schicken soll. Gutenacht! Master Slong, Sie werden den Mann aufsuchen, den man den Kreuzträger nennt und ihn zu mir schicken!«

Ein Wink der Hand verabschiedete das Paar, das sich still, ohne weiter ein Wort zu wagen, entfernte.

Der Graf ging, unwillig über das Geschehene und daraus neue Verwickelungen hervorgehen sehend, in dem Gemach auf und nieder, als der Kreuzträger eintrat.

Das ehrliche Gesicht des alten Wegweisers mit dem traurigen, und doch so energischen Ausdruck, wirkte beruhigend auf den Grafen, der vor ihm stehen bleibend ihm die Hand reichte. Der Mann nahm respektvoll, aber mit einer gewissen Würde, den Händedruck.

»Es freut mich, Sie zu sehen, Monsieur Kreuzträger,« sagte der Graf – »oder, um Ihnen Ihren wahren Namen zu geben, muß ich gestehen, daß ich denselben noch immer nicht weiß!«

»Meine Eltern seelig, General, hießen Vignard und nannten mich in der Taufe *Jerôme*. Also *Jerôme Vignard*, wenn's Ihnen gefällt, General. Aber ich habe Nichts dawider, wenn Sie mich Kreuzträger nennen, da ich das Kreuz, das mir Gott auferlegt hat, doch nun einmal tragen muß.«

Der Graf wies nach einem Rohrstuhl. »Setzen Sie sich, Monsieur Vignard,« sagte er freundlich, »ich habe ein wenig mit Ihnen zu plaudern. – Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie die Prairien als eine Art von Wegweiser früher durchzogen?«

»So ist es, mein General. Ich begleitete die Caravanen von Santa Fé nach Chihuahua durch das Land der Apachen und auf diesem Wege war es, wo mich das Unglück traf, dem ich meinen Namen verdanke.«

»Sie haben mir bereits versprochen, diese traurige Geschichte mir zu erzählen,« bemerkte der Graf mit Theilnahme, »und ich werde Sie bei passender Gelegenheit daran erinnern. Jetzt bedarf ich Ihres Rathes und Ihres Beistandes bei einer anderen Sache. Ich habe aus allen unseren Leuten zu Ihrem Scharfblick und Ihrer Besonnenheit das meiste Zutrauen!«

»Gott der Herr hat seine Gaben verschieden vertheilt,« sagte der Wegweiser einfach. »Das weiße Haar, Monsieur, bringt die Ruhe der Ueberlegung.«

»Sie haben wahrscheinlich,« fuhr der Graf fort, »bei unserer Ausschiffung bereits bemerkt, daß der Hafen von Guaymas und die ganze Hafenstadt durch eine Art von Fort beherrscht wird, wenn man die plumpe Anlage so nennen kann, das auf einer Landzunge und auf dem daselbst befindlichen Hügel errichtet ist?«

»Es fällt in die Augen, Monsieur, und ist zu einer Vertheidigung eine ziemlich gut gewählte Stellung. Ich habe oft schlechtere gehabt mit den Karavanen von Santa Fé, wenn wir uns gegen die Indianer vertheidigen mußten!«

»Das glaube ich gern. Um so besser werden Sie die festen oder schwachen Punkte einer solchen Position zu würdigen wissen, besser vielleicht, als ein Ingenieur von Fach. Es handelt sich darum, mir einen genauen Bericht darüber zu erstatten. Ich selbst mag das Fort nicht besuchen, das könnte Mißtrauen erregen; wenn ein Mann wie Sie aber aus Neugier dort herumschlendert, so wird Niemand dabei an eine Absicht denken.«

»Meine Aufgabe ist also?«

»Was ich Ihnen gesagt, Monsieur Kreuzträger, die schwächsten Stellen dieses Forts zu erspähen und mir über seine Bewaffnung genaue Nachricht zu bringen. Ich habe Ursach, zu fürchten, daß man Etwas gegen uns im Schilde führt oder wenigstens nicht besonders guten Willen für uns hegt, und es ist gut, auf alle Fälle gerüstet zu sein. Ich erwarte morgen Mittag Ihren Bericht. Und nun – Gutenacht Monsieur Vignard, und helfen Sie mit, ein wenig Ordnung unter unsern Leuten zu halten!«

Der Kreuzträger entfernte sich mit militärischem Gehorsam, ohne weiter eine Bemerkung zu machen.

Es war bereits Mitternacht, aber der Graf ging noch immer unruhig auf und nieder – es war, als scheue er sich, sein Schlafgemach zu betreten.

Endlich schien er einen festen Entschluß gefaßt zu haben. Er nahm den silbernen Armleuchter mit den brennenden Kerzen und ging durch zwei leere Zimmer. Vor der Thür des dritten blieb er stehen, ehe er die Hand auf die Klinke legte. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und indem er vor sich hin murmelte: »Es muß sein! Es ist zu unser Aller Besten!« öffnete er rasch die Thür.

Ein spanisches Bett mit den landesüblichen Musquito-Vorhängen stand in der Mitte des Zimmers; an seinem Fußende kniete eine Gestalt in Frauenkleidern, das Gesicht tief in die Decken gedrückt, die doch das schmerzliche Schluchzen nicht unterdrücken konnten, das sich aus tiefer Brust emporrang.

Bonifaz, der Mayordomo, kam ihm entgegen mit ernster, trauriger Miene. »Sie weiß Alles, Ihrem Befehle gemäß,« sagte er leise mit vorwurfsvollem Ton. »*Corbioux!* ich will lieber allein einen Dreimaster ausladen, als das Stück Arbeit noch einmal thun!«

»So hat sie sich darein ergeben und wird nach Frankreich zurückkehren?«

»*Niemals!* – in diesem Entschluß ist sie wie ein Stein. Versuchen Sie selbst Ihr Heil! Gott besser's!«

Der Alte wischte sich eine Thräne aus dem Auge und ging hinaus. Die Thür schloß sich hinter ihm – der Graf war mit der Mutter seines Kindes, dem Mädchen, das ihm so viel geopfert, so innig an ihm gehangen, allein.

AUF DER SPUR!

An dem Abend desselben Tages, an dem der Graf Boulbon mit seiner Expedition in Guaymas gelandet war, bewegte sich in einer öden und wilden Gegend unfern der Ufer des Rio Casas Grande eine kleine Gesellschaft mit raschen, aber vorsichtigen Schritten durch das mannshohe Gras.

Voran ging ein junger Indianer von schlanken, elastischen Formen, den Haarschopf auf dem Scheitel mit einem Riemen zusammen gebunden, aus dem zwei Adlerfedern, das Zeichen seines Anrechts auf den Namen eines Häuptlings, nach seiner rechten Schläfe niederhingen. Er trug ein Jagd-Hemd von Hirschleder und eben solche kurze mit Frangen aus Menschenhaaren besetzte Beinkleider, Moccasins, eine Decke über der Schulter und eine gute Büchse in der Höhlung des linken Arms. Sein Gesicht war mit schwarzen, weißen und rothen Farben bemalt, zum Zeichen, daß er sich auf dem Kriegspfade befand.

Es war *Wonodongah*, der »Große Jaguar« der Comanchen. Hinter ihm kam seine Schwester »Windenblüthe«, ein kleines Packet tragend, der Yankee folgte ihr und der alte Trapper machte den Beschluß der Gesellschaft, deren Mitglieder sich sorgfältig bemühten, ihre Füße jedes in die Fußstapfen des Vorhergehenden zu setzen.

Die Lautlosigkeit, mit der sie vorwärts schritten, die Vorsicht, mit welcher der Indianer zuweilen stehen blieb, um in die Ferne zu lauschen, bewies, daß sie entweder verfolgt oder verfolgt waren und sich nicht bloß auf einer gewöhnlichen Wanderung befanden. Die Sonne sank bereits im Westen, als sie sich einer Reihe von Hügeln näherten, die weiter hin zu einer rauhen Bergkette anschwellen, jenem Gebirgszug, der die Sierra Espuelas mit der Sierra de los Patos verbindet.

Der Indianer bog jetzt, noch ehe die Sonne den Horizont erreicht hatte, in einen jener Pfade, welche der Gang der wilden Thiere der Prairien nach ihrem Nachtlager oder nach irgend einer Quelle durch die hohen Gräser der Prairie zu bahnen pflegt, und schritt auf diesem weiter, ohne seinen Gefährten irgendwie Rechenschaft zu geben, warum er die Richtung ihres Weges verändert hatte.

Sie waren in dieser etwa eine Viertelstunde fortgeschritten, als der Yankee, der schon lange Zeichen der Ermüdung von sich gegeben hatte, völlig erschöpft stehen blieb und sich auf seine Büchse stützte.

»Gott verdamme mich,« sagte er, sich mit einem schmutzigen Taschentuch den Schweiß von der Stirn trocknend – »ich kann keinen Fuß mehr vor den andern setzen. Es ist Zeit, Rothhaut, daß wir ein Nachtlager suchen, ich bin müde und hungrig.«

Die ganze Gesellschaft war in dem Augenblick, wo der Yankee anhielt, gleichfalls stehn geblieben.

»Hat die »Schielende Ratte« Lust, sein Haupthaar heute Abend an dem Feuer der Apachen trocknen zu wissen?«

»Aber wir haben von den Apachen keine Spur mehr gesehen seit dem See von Guzmanne,« murrte Brown. »Ueberdies – warum schließen wir uns ihnen nicht an? wir wollen doch dieselben Feinde bekämpfen!«

»Die Apachen sind Hunde,« erwiderte der Indianer stolz. »Der Tomahawk eines Toyah wird immer roth sein von ihrem Blut. Wir sind die Feinde der »Offnen Hand« – dies war der Name, den die bilderreiche Sprache der Indianer dem französischen Grafen bereits gegeben hatte, – »aber Eisenarm und der Große Jaguar werden niemals die Freunde der Apachen werden.«

Der Kanadier mischte sich hier ein. »Wenn die Gefahr nicht allzu dringend ist,« sagte er, »so möchte ich wohl auch dazu rathen, unser Nachtlager zu suchen. Du mußt bedenken, Jaguar, daß Windenblüthe nicht unsere Sehnen und Muskeln hat.«

»Es ist gut,« sagte der Comanche. »Mein starker Vater wird diese Nacht die Feuer der Apachen sehen!«

»Und wie weit glaubst Du, daß wir von ihnen entfernt sind?«

»Das Pferd eines Apachen kann den Raum in zwei Stunden durchmessen!«

»Dann sind wir allerdings verteufelt nahe für ein Nachtlager neben solchen Schurken. Aber es hilft Nichts, und ich denke, Jaguar, wir haben ihnen schon so nahe geschlafen, daß wir die Gurgeltöne ihres Schnarchens und das Schnauben ihrer Pferde hören konnten, damals, in den Felsen des Buonaventura, als unser Freund Goldauge noch mit uns war, statt dieses hübschen Mädchens, das noch nicht gelernt hat, eine Büchse zu führen!«

Er nickte lächelnd nach dem Karabiner, der früher ihrem Bruder gehört hatte, und den Windenblüthe jetzt in der Hand trug.

»Comeo ist die Tochter ihres Volkes,« erwiderte der Comanche. »Ihre Hand ist schwach, aber sie wird in der Stunde der Noth nicht zittern, wie das Moos an der Eiche im Hauch des Windes. Meine Brüder mögen mir folgen. Wonodongah ist bereit, ihren Wunsch zu erfüllen.«

Der Indianer schritt wieder voran, die Anderen einschließlich des Yankee, dem die unangenehme Aussicht auf das Scalpirtwerden neue Kräfte gegeben hatte, folgten. Sie waren durch das Gestrüpp von Gräsern und trockenen wilden Baumwollenstauden etwa zehn Minuten vorgedrungen, als sich nach und nach Bäume um sie her an den Seiten und auf den Spitzen der Hügel erhoben und größere und kleinere Felsstücke umherlagen, die sich wahrscheinlich durch ein früheres Erdbeben von einer vor ihnen emporsteigenden Felswand abgelöst hatten. Noch wenige Schritte, und es zeigte sich ihnen ein Platz, der selbst für das ungeübtere Auge des Amerikaners alle Vortheile zu einem Nachtlager zu vereinigen schien.

Etwa hundert Schritt vor ihnen erhob sich die bereits erwähnte Felswand steil und unzugänglich. Bis zu ihrem Fuß dehnte sich mit sanfter Erhebung ein Hügel aus, aus dessen kleinem Plateau eine mächtige mexikanische Eiche sich erhob, mit ihren Aesten die Felswand vielfach berührend. Der mächtige Baum mit seinem so kurz vor Beginn der Regenzeit bereits welkem und trockenem Laub sah aus, wie ein Greis unter den Bäumen der Wildniß; denn vom Gipfel bis zu seinen untersten Aesten hing in langen Strähnen und Bärten, eine förmliche Hülle bildend, das weiße spanische Moos bis zur Erde. Die Vegetation Europas bietet Nichts dieser Eigenthümlichkeit und Ueppigkeit Gleiches. Unter dem Schutz dieser Wand kann leicht eine ganze Gesellschaft vor dem Späherauge sich verbergen, wenn nicht eine neugierige Hand etwa den Schleier lüftet.

Aus einem engen Spalt am Fuße des Felsens strömte eine reichliche und frische Quelle, die sich den Hügel hinab in die Prairie ergoß und zwischen den Anhöhen entlang ihren Lauf nahm. Dies erklärte genügend, weshalb die Thierpfade durch das Gras nach dieser Seite gebahnt waren.

So einladend – Heimlichkeit und Wasser bietend – dieser Ort auch war, dachten doch weder der Kanadier noch Wonodongah daran, ihn ohne eine weitere genaue Prüfung zu wählen. Während der Erstere mit Hilfe Comeo's bemüht war, die Spuren ihres Weges möglichst zu verwischen, hatte der Indianer bereits den Hügel erstiegen und war, die Büchse in der Hand, unter die Laube des Baums gedrungen. Einige Minuten nachher rief sein Hugh! die Gefährten heran.

Der Raum unter dem Baum glich förmlich einer gewölbten Halle, er war trocken und weit und nur von kurzem oder gar keinem Grase bedeckt, da der Schatten der Aeste und des Moores dasselbe nicht zu der Höhe emporschließen ließ, wie in der freien Prairie.

Auf ein Zeichen des Kanadiers legte das Mädchen ihren Pack ab, und der Yankee, nachdem er einen ledernen Becher an der Felswand mit Wasser gefüllt, aus seiner Holzflasche etwas Rum hinein gegossen und das Getränk hinunter gestürzt hatte, warf sich auf den Boden.

»Den Henker!« sagte er – »ich glaube, hier können wir schlafen wie in einem Bett, wenn wir erst ein tüchtiges Abendbrod zu uns genommen haben!«

Aber der Indianer machte keine Anstalt, dem Beispiel seiner Freunde zu folgen. Er fuhr vielmehr eifrig in seiner Untersuchung des Bodens fort.

»Hat mein Sohn Etwas gefunden,« frug der Kanadier, »was seine Besorgniß erregt, daß die Apachen diesen Ort besuchen? Ich muß gestehen, er scheint mir sonst zu einem Nachtlager ganz vortrefflich.«

»Die Apachen sind dümmer als die Wölfe, sie sind zu träge, die Quelle bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. Die Spuren ihrer Mocassins sind fern geblieben von diesem Ort, und es hat noch niemals ihr Feuer auf diesem Hügel gebrannt.«

»Welche Besorgniß hegt mein Sohn also sonst?«

Der Indianer hob einen weiß genagten Knochen, deren viele vor der Felswand lagen, in den Fingern empor.

»Eisenarm mag sehen!«

»Ei Potztausend,« meinte der Kanadier, »das ist der Schenkelknochen eines Dammhirsches. Die wilden Thiere werden ihn hier verzehrt haben. Aber ich denke, sie werden sich hübsch entfernt halten, wenn sie die Nähe von drei guten Büchsen wittern.«

Wonodongah schüttelte den Kopf. »Wenn die Raubthiere der Prairie hier ihre Mahlzeit zu halten pflegten, müßte man die Spuren ihrer Füße sehen!«

»Und mein Sohn findet keine solche Spur?«

»Nicht eine!«

»Das ist allerdings seltsam, und ich weiß, Rothhaut, obschon das Tageslicht schwindet, daß wir uns auf Deine scharfen Augen verlassen können. Aber vielleicht haben sich einige alte Hirsche hierher zurück gezogen, um in Frieden ihrem Schöpfer den Hauch ihres Daseins zurückzugeben. Es ist Verstand auch unter den Thieren. Doch ich sehe wirklich nicht ein, was dies uns hindern sollte, diesen Platz zum Nachtlager zu wählen. Er ist zur Ruhe, wie zur Vertheidigung gleich gut.«

Der junge Mann schien sich der Erfahrung seines Freundes und der vorgebrachten Erklärung willig zu fügen. Er warf sofort seine Decke ab, lehnte seine Flinte an den Stamm des Baumes und begann umher trocken abgefallene Zweige zu sammeln.

»Wird der Schein des Feuers uns nicht verrathen?« frug der Yankee, dessen Besorgniß seinen Appetit und seine Bequemlichkeit überwog.

»Pah,« sagte der Trapper – »für was hätten wir denn diese Decken mitgeschleppt? Ueberdies ist das Moos so gut wie eine Wand. Spanne die Decke Deines Bruders zwischen jenen beide Aeste auf, Kind, dann sind wir vollkommen sicher! – So Mädchen, ich sehe, daß Du nicht umsonst den Unterricht der Wildniß genossen hast. Ihr, Meister Schielauge, wäret sicher nicht auf den vernünftigen Gedanken gekommen, eine zweite Decke auf der entgegengesetzten Seite nach dem Felsen zu aufzuhängen!«

»Ich sehe wahrhaftig auch den Nutzen nicht ein,« murrte der Yankee, ärgerlich über den Spitznamen, den ihm der Trapper gab, und den er sich vergeblich schon oft verbeten hatte.

»Das ist, Ihr seid ein Mann der Städte und nicht der Wildniß,« belehrte ihn der Alte, »sonst würdet Ihr gesehen haben, daß nach der Seite des Felsens hin das Moos weniger dicht ist, und wissen, daß die Flamme auf dem Stein einen hellen Schein wirft, der weit hin leuchtet, wie Eure Spiegel in den Ansiedlungen. – So Kind, und nun laß Deinen Bruder getrost das Feuer anzünden, der Rauch zertheilt sich in den Zweigen, und sage uns, was Du zu essen für uns hast.«

Comeo hatte ihren Pack geöffnet und mit einer Zierlichkeit und Behendigkeit, die der elegantesten europäischen Hausfrau Ehre gemacht hätte, auf der Haut ihre Vorräthe ausgebreitet. Aber leider waren dieselben so gering, daß sie selbst bei der Enthaltbarkeit eines Indianers Bedauern erregen mußten.

Sie bestanden allein noch in zwei Streifen gedörrtem Büffelfleisch und einigen Stücken Maiskuchen.

»Den Henker auch,« sagte der Trapper, – »man kann nicht sagen, Kleine, daß Deine Tafel an Ueberfluß leidet. Das ist gerade genug, um bis morgen nicht Hungers zu sterben! Nun – ich habe es auch schon schlimmer gehabt, und hätten wir heute Morgen nicht die Spuren dieses Gewürms am Guzman-See gefunden, so würde ich leicht einen tüchtigen Büffel geschossen haben, der auf die nächste Woche uns Vorrath geliefert hätte. Jedenfalls müssen wir morgen suchen, auf eine oder die andere Weise dazu zu kommen, einstweilen aber wollen wir das verzehren, was wir haben, denn es ist leicht möglich, daß wir alle Kräfte brauchen müßten und mit hungrigem Magen ficht sich's immer schlecht!«

Der Yankee sah mit ziemlichem Neid, daß der Trapper den geringen Vorrath in vier gleiche Theile schied und ihm den einen zuschob. Er tröstete sich damit, sich an dem Feuer einen Becher heißen Kaffee's zu bereiten, zu dem er den Vorrath in seiner Jagdtasche bei sich führte, und von dem es ihm nicht einfiel, seinen Gefährten anzubieten.

»So meint Ihr wirklich, Señor Eisenarm,« frug er nach der Stillung seines ersten Hungers, »daß wir in Gefahr kommen könnten, hier angegriffen zu werden?«

»Gott allein weiß es, aber ein Mann muß immer darauf gerüstet sein. Ihr habt es selbst so gewollt, daß wir nicht den direkten Weg von Rio Gila nach Hermosillo oder Arispe nehmen sollten, um den Mörder unsers Freundes aufzusuchen. Ihr habt jedoch nach unserm Verträge über unsere Zeit und unsern Weg zu bestimmen, und Ihr seht, wir sind bereit, Euch zu folgen!«

»Ihr wißt, Señor Eisenarm,« sagte der Yankee, »was das Ziel dieses Franzosen ist und wohin ihn sein Weg führt. Wenn ich also für's Beste gehalten, daß wir uns direkt nach jenem Punkt,« – er sah sich vorsichtig um – »nach der Goldhöhle begeben und in ihrer Nähe uns aufhalten, so sind wir gewiß, daß wir über kurz oder lang ihn mit seiner Räuberbande dahin kommen sehen werden, wo er dann ein gefahrloses Ziel für Eure Büchsen sein wird. Da Ihr nun Euch verpflichtet hattet, mir das Geheimniß der Goldhöhle zu entdecken und mir Euren Antheil daran zum Ersatz der Verluste und Mühen zu überlassen, die ich durch Euren seeligen Freund gehabt habe, so meine ich, daß unsere beiderseitigen Interessen in der Wahl dieses Weges vertreten waren.«

»Wir werden sehen,« meinte der Trapper – »allzugroße Eile thut niemals gut. Was willst Du thun, Comanche?«

Die Frage galt dem Indianer, der an der Quelle, sein Gesicht gewaschen hatte und jetzt bei dem Schein des Feuers und mit Hilfe eines kleinen Stücks zerbrochenen Spiegels aus seinem Medizinsack begann, sich auf's Neue dasselbe zu bemalen, nur mit andern Farben und Linien.

»Mein Vater lebt in der Prairie, er sieht es!«

»Ah, ich verstehe! Du willst auf Kundschaft ausgehen und Dich womöglich unter die Apachen mischen?«

»Die Apachen sind Coyoten! sie sind blind! sie heulen nur, aber sie beißen nicht!«

»Nun, das möchte ich gerade nicht sagen. Wir haben oft genug gefunden, daß ihre Zähne ziemlich scharf sind. Jedenfalls ist die höchste Vorsicht nöthig, Jaguar, da Du nicht einmal Deine Büchse mitnehmen kannst, denn das würde die Aufmerksamkeit auf Dich lenken. Ich dünkte, es möchte gut sein, wenn ich Dich in einiger Entfernung begleitete, damit Dir meine Kugel nöthigenfalls Beistand leisten kann!«

»Eisenarm muß bei der Schielenden Ratte und dem Mädchen bleiben. Sie haben Beide keine Erfahrung!«

Der Trapper nickte. »Das ist wahr! Nun so sei Gott mit Dir, Jaguar und kehre so bald als möglich zurück!«

Der junge Mann erhob sich und ohne den Andern ein Wort des Lebewohls zu sagen, gleich als mache er bloß einen Spaziergang, nicht einen Weg, bei dem es sich um Leben und Tod handelte, nahm er den Bogen und die Pfeile, welche seine Schwester auf dem Bündel mit seinem früheren Karabiner getragen hatte, zog die beiden Adlerfedern aus seiner Scalplocke und kroch – ohne den Vorhang des spanischen Moores aufzuheben, – unter diesem hinweg in's Freie.

Nach einigen Augenblicken hörten die Zurückgebliebenen jedoch das Hst! des Comanchen.

»Was giebt es, Jaguar?« frug der Alte.

»Mein Vater komme und sehe!«

Der Canadier kroch mit gleicher Vorsicht durch den Vorhang und auf seinen Wink folgten ihm der Yankee und das Mädchen. Der erste Blick zeigte ihnen sofort, auf was der Comanche ihre Aufmerksamkeit lenken wollte.

Von dem Standpunkt, den sie inne hatten, konnten sie in der Tiefe der Prairie in der Entfernung allerdings von etwa einer Legua oder darüber den Schein von drei verschiedenen Feuern sehen.

»Ah,« sagte der Alte, »die rothen Teufel sind also in großer Anzahl hier und nicht bloß eine Bande, wie wir aus den Spuren am See schlossen. Das wird Ernst, Jaguar, und wir müssen auf unserer Hut sein!«

Die Worte waren zwar an seinen jungen Gefährten gerichtet, aber als er sich nach diesem umschaute, war keine Spur mehr von ihm zu sehen.

»Er ist fort, und der Himmel sei mit ihm. Hoffentlich sehen wir ihn nach einigen Stunden gesund wieder. Das Beste, Meister Schielaug, was wir thun können, ist, in unsere Festung wieder zurückzukriechen und geduldig abzuwarten, was der brave Junge für Nachricht bringen wird!«

Der Kanadier hatte übrigens die That mit den Worten verbunden und die andern Beiden waren ihm gefolgt. Als der Trapper wieder am Feuer saß und vorsichtig die Kohlen bedeckte, so daß sie nur leicht fortglimmen konnten, meinte der Yankee: »Wäre es nicht besser, Señor Eisenarm, wenn wir uns lieber sogleich auf den Weg machten und eine größere Entfernung

zwischen uns und diese Wilden legten? Euer Freund kann uns ja folgen, er wird gewiß unsere Spur finden!«

Der Trapper schüttelte unwillig den Kopf. »Nein, nein Fremder,« sagte er bestimmt, »das geht nicht. Ich verdenke es Euch nicht, daß Ihr Eure Müdigkeit vergessen habt und Eure Kopfhaut in Sicherheit bringen möchtet, da es wohl das erste Mal ist, daß Ihr so nah mit dem Gewürm zusammenkommt. Aber wir dürfen den braven Jungen nicht im Stich lassen, wenn er etwa genöthigt sein sollte, sich auf uns zurückzuziehen, und überdies habe ich Euch schon vorhin gesagt, daß man mit unnützer Eile Nichts gewinnt. Hättet Ihr hübsch gewartet mit Eurer Neugier auf die Goldhöhle, bis dieser Franzose mit seiner Gesellschaft heran gewesen wäre, so hätte die Sippschaft dort unten vollkommen Beschäftigung gehabt und würde sich nicht um uns kümmern. So aber müssen wir nun sehen, wie wir uns aus der Klemme helfen. Das Beste ist, Ihr legt Euch jetzt aufs Ohr und stärkt Euch durch Schlaf, während ich die erste Nachtwache halte. Zur rechten Zeit will ich Euch schon wecken!«

Der Yankee fand, daß es am Besten sei, dem Geheiß zu folgen, nahm noch einen Schluck aus seiner Flasche und streckte sich in seine Decke gehüllt mit den Füßen nach dem Feuer am Boden aus, indem er aus der Ruhe seiner Begleiter schloß, daß die Gefahr nicht sehr dringend sein konnte. Das Mädchen kauerte sich in einiger Entfernung an dem Stamm der Eiche nieder, um wenigstens anscheinend dem Willen ihres alten Freundes Folge zu leisten, obschon sie in Wahrheit nicht schlief, da die Sorge um den Bruder, den sie zärtlich liebte, sie wach erhielt.

Der Kanadier blieb, die Büchse über sein Knie gelegt, an dem Feuer sitzen in einer Stellung, die ihm erlaubte, sich rasch zu erheben. Sein mit schlichtem blonden Haar bedecktes Haupt lag in die Hand gestützt, und er schien bald in tiefes Nachdenken verloren. So sah ihn das dunkle Auge der jungen Indianerin, wenn es sich hin und wieder öffnete um sich auf ihn zu wenden.

Alles umher blieb ruhig und still – nur zuweilen unterbrach das klägliche Geheul der fern durch die Ebene schweifenden Coyoten die nächtliche Stille.

An was mochte der alte Jäger denken? An die hundert Gefahren, an die unzähligen Mühen, die er in einem langen Leben, in diesem jahrelangen Kampf gegen die Schrecknisse der Wildniß ertragen, oder vielleicht an die ferne unschuldige Kinderzeit, wo noch nicht der Todesschrei eines menschlichen Wesens auf den Knall seiner Büchse an seinen Erinnerungen haftete, an jene Zeit, wo noch der Vater die Hand auf seinen Blondkopf legte und das Schürzenband der Mutter sein Halt war gegen die Gefahren des Lebens!?

Sein Vater war aus einer Familie französischer Refügiés, seine Mutter aber die Tochter eines einfachen deutschen Landmannes, der mit seiner Familie im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ausgewandert war. In dem alten Jäger verschmolz sich somit überwiegend das deutsche Element mit der französischen Abstammung, die so sichtbar bei seinem Berufsgenossen, dem Kreuzträger, sich zeigte.

Stunde auf Stunde verfloß, ohne daß der Indianer zurückkehrte oder sich etwas Ungeöhnliches hören ließ, das seine Wache gestört hätte. Von Zeit zu Zeit erhob er sich, kroch durch den Vorhang des Moores und lauschte nach der Prairie; aber auch dort blieb Alles still, und als die Sternbilder Mitternacht zeigten, weckte er den Yankee, ermahnte ihn, scharfe Obacht zu halten, und war, ehe dieser noch sich recht am Feuer niedergesetzt, schon eingeschlafen.

Wiederum waren zwei Stunden vergangen, auch das junge Mädchen war der Allgewalt der Natur erlegen und eingeschlafen, als sich schwer eine Hand auf die Schulter des fahrlässigen Wächters legte, der längst an den verglimmten Kohlen eingeschlummert war, und dieser auffahrend mit Todesschreck in das wild bemalte Antlitz eines Indianers blickte.

Emporspringend stieß der Yankee einen Schrei aus und wollte nach seiner Büchse greifen, aber die Hand des Wilden drückte sich rasch auf seinen Mund.

»Die schielende Ratte,« sagte der Indianer spöttisch, »hat die Augen weder zum Sehen noch zum Wachen! Seine Freunde können sich wenig auf ihn verlassen, wenn die Prairie mit Apachen gefüllt ist.«

»Den Teufel auch,« brummte Master Brown, der bei dem ersten Wort zu seiner großen Beruhigung Wonodongah erkannt hatte; »eines Eurer Gesichter sieht in dieser vertrackten Malerei wie das andere aus und Ihr habt mich wirklich tüchtig erschreckt. Nun –, was bringt Ihr Neues, Jaguar? ich hoffe, eine gute Nachricht!«

Der Indianer hielt es nicht der Mühe werth, auf die Frage zu antworten, da er bemerkte, daß Eisenarm von dem geführten Gespräch bereits erwacht war und sich aufgerichtet hatte. Er setzte sich daher zu den Kohlen, warf einige Reiser darauf und zündete diese auf's Neue an, indem er auf die Aufforderung seines älteren Gefährten zu sprechen wartete.

Diese erfolgte denn auch alsbald. Der Kanadier hatte sich zu ihm gesetzt und reichte ihm die Hand.

»Ich freue mich herzlich, Häuptling, daß Du ohne Unfall wieder zurück bist,« sagte er, »denn ich darf wohl annehmen, daß Du ziemlich nahe bei den Schurken gewesen bist, und das ist doch nicht ohne Gefahr.«

»Wonodongah,« erwiderte der Andere stolz, »hat an dem Berathungsfeuer der Apachen gesessen!«

»Das ist eben so keck als unvorsichtig,« meinte der Andere, »indeß es war Dir zuzutrauen. Will mein Sohn uns sagen, was er erfahren hat!«

»Die Prairie ist voll der heulenden Wölfe!«

»Ich fürchtete es nach den Feuern, die wir gestern Abend beobachtet. Ich hoffe aber, das Gesindel wird sich nicht allzulange aufhalten. Dies sind nicht ihre gewöhnlichen Jagdplätze!«

»Die Apachen sind auf dem Kriegspfad.«

»So, so? aber gegen wen und was thun sie hier?«

»Sie harren auf ihre Freunde und Bundesgenossen! Die Sonne wird sechs Mal aufgehen, ehe sie versammelt sind!«

»*Caramba* – das ist zu lange, um darauf zu warten! Und ist es ein Krieg ihrer Stämme, oder was haben sie sonst vor, das sie hier vereinigt?«

»Die rothen Männer haben ein Bündniß geschlossen gegen ihre gemeinsamen Feinde. Sie werden sich nach Abend wenden und die Städte und die Hacienda's angreifen!«

»Ich habe von diesem Bündniß der rothen Völkerschaften schon am Rio Gila gehört, und daß die Amerikaner dabei ihre Hand im Spiele haben. Aber ich hoffe, Comanche, daß Deine Nation nicht an diesem Raubzug denn weiter ist es im Grunde Nichts, Theil nehmen wird! Weiber und Kinder morden und ruhige Leute um ihr Eigenthum berauben ist keine sehr lobenswerthe Heldenthat!«

»Der große Geist hat das Wasser zwischen seine rothen und seine weißen Kinder gesetzt,« sagte der Indianer mit Würde. »Als die Jagdgebiete der weißen Männer ihnen zu eng wurden,

sind sie nach den Ueberlieferungen unserer Väter auf ihren Kanoës an den Strand der rothen Männer gekommen, von dorthier, wo die Sonne aufgeht. Der Indianer sind nicht viele – es war Raum für sie auf den Prairien und auch noch für ihre weißen Brüder, die hungerte. Die rothen Männer haben redlich mit ihnen getheilt und ihnen Land gegeben, Wald und Wasser, Prairie und Berge. Aber die weißen Männer sind unersättlich, sie haben niemals genug und betrogen ihren rothen Gastfreund um sein Eigenthum mit Gewalt und List, bis er zum Tomahawk gegriffen hat, die Gräber seiner Väter vor dem Eisen ihres Pfluges und dem Schlag ihrer Aexte zu bewahren. Die Nation der Comanchen ist die erste unter den rothen Männern. Sie wird nicht fehlen, wenn es den großen Kampf gilt!«

Der Kanadier zuckte nachdenkend die Schultern. »Es ist Wahrheit und Gerechtigkeit in dem, was Du sagst, Comanche,« erwiderte er, »und ich selbst, obschon ich ein weißer Mann bin ohne einen Tropfen anderen Blutes, muß bekennen, daß den rothen Männern viel Unrecht geschehen ist, und daß ich es ihnen nicht verdenken könnte, wenn sie die Entscheidung einem großen Kriege Mann gegen Mann und ohne Hinterlist überlassen wollten. Aber ich bleibe bei dem, was ich gesagt, Comanche, das ist kein Krieg um den großen Streit zwischen den beiden Farben, sondern ein Raubzug gegen Wehrlose, hervorgerufen durch die Intriguen schlechter Menschen, und es sollte mir herzlich leid thun, zu sehen, daß Deine Brüder, die Comanchen, dabei gemeinsame Sache machen mit diesen Spitzbuben, den Apachen!«

»Der Comanche,« sagte der Indianer ernst, »hat das Auge des Falken. Er findet seinen Weg allein durch die Prairie!«

»Gut, gut – ich bin alt genug, um zu wissen, daß Nichts zu machen ist gegen Vorurtheile, die man mit der Muttermilch eingesogen hat. Das Wichtigste ist, daß wir unsern Weg durch die Prairie nach der Goldhöhle, wie dieser würdige Mann wollte, nicht fortsetzen können. Wie hoch schätzt Du die Zahl der Apachen?«

Der Indianer hatte durch seinen langjährigen Umgang mit dem Trapper einige Kenntniß von den Zahlen gewonnen, eine Sache, die sonst sehr selten bei den Eingebornen zu finden ist.

»Drei Feuer,« sagte er – »an jedem Feuer lagert mindestens zehnmal die Zahl der offenen Hand.«

»Also fünfzig – das würde im Ganzen etwa Zweihundert des Gewürms abgeben, viel zu viel für drei ehrliche Büchsen. Es bleibt uns also nur übrig, mit dem Tagesgrauen den Rückweg einzuschlagen und über das Gebirge zu gehen. Was meint Ihr dazu, Meister Schielauge?«

Der Yankee kämpfte offenbar einen großen Kampf zwischen seiner Furcht und seiner Habsucht, schließlich aber gewann doch die erstere die Oberhand. »Ich calculire,« sagte er seufzend, »daß es das Beste sein wird, uns zurückzuziehen und zu erkundigen, wo dieser Franzose geblieben ist. Wenn seine Schaar mit den Wilden erst an einander gerathen, mögen sie sich meiner wegen auffressen wie zwei wilde Thiere! Der Klügere wird dann den Vortheil davon haben. Laßt uns sobald als möglich aufbrechen und unsern Weg zurücknehmen.«

»Die Brüder der Apachen kommen von Mitternacht her. Die Schielende Ratte wird ihnen in den Weg laufen. Ihre Pferde sind schnell.«

»Außerdem,« fügte der Kanadier hinzu, – »ist noch ein Umstand zu berücksichtigen. Unsere Vorräthe sind gänzlich aufgezehrt und wir können den Marsch nicht ohne dergleichen antreten.«

»Die Apachen,« sagte der Indianer – »haben wie die Hunde die Knochen abgenagt. Aber es fehlt nicht an Büffeln auf der Prairie. Wenn die Sonne aufgeht, werden sie eine große Jagd halten, um Fleisch für ihre Feuer zu gewinnen!«

»Hollah! das wäre eine Aussicht, Jaguar,« meinte der Trapper, sich mit der breiten Faust auf den Schenkel schlagend. »Es ist zwar etwas gefährlich hier in dem Versteck, aber ich sollte meinen, da die Spitzbuben alle zu Pferde sind, während ehrliche Christenmenschen zu Fuße gehn müssen, werden sie hier zwischen den Felsenrücken weniger verloren haben. Nun denke ich mir, daß wohl die meisten von dem Gewürm nur mit ihren Bogen und Pfeilen, statt mit einer guten Kentuckybüchse oder einem englischen Karabiner bewaffnet sein werden, und da sie ohne Sinn und Verstand auf der Prairie zu morden pflegen, wenn sie eine Heerde Thiere entdeckt haben, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß wir in dem hohen Grase leicht einen verendenden oder angeschossenen Büffel finden werden, den wir tödten können, ohne von unsern Büchsen Gebrauch zu machen. Das wird uns Vorrath für eine Woche geben und unter der Zeit werden wir mit Gottes Hilfe sicher einen Ausweg finden. Hast Du vielleicht bemerkt, Jaguar, von welchem Stamme der Apachen die ungebetenen Gäste dort drüben sind und ob sich Krieger von Ruf unter ihnen befinden?«

»Es ist Einer unter ihnen, dessen Namen das Blut meines weißen Vaters rascher schlagen macht!«

»Was? – Du meinst doch nicht –«

»*Wis-con-Tah*, die schwarze Schlange der Mescaleros!«

»Fluch über den Schurken! dann haben wir allerdings Ursach, doppelte Vorsicht zu brauchen. Und Du hast ihn wirklich so in der Nähe gesehn, daß Du ihn erkennen konntest, Jaguar?«

»Der Krieger meines Volkes ist so nahe an ihm gewesen, daß er den Finger in die Narbe seines Halses hätte legen können, welche die Kugel meines weißen Vaters ihm gerissen hat!«

»Schade, schade, daß der Schuft damals in demselben Augenblick, als mein Finger den Drücker berührte, seinen Kopf wenden mußte: es wäre ein giftiges Gewürm weniger auf der Prairie gewesen! Aber wahrlich, Jaguar, ich bewundere Deine Kaltblütigkeit, daß Du so nahe bei dem Schurken sein konntest, der Deinen Erzeuger in den Hinterhalt lockte, wo ihn der »Graue Bär« erschlug, ohne daß Du selbst auf alle Gefahr hin einen tüchtigen Schlag nach ihm führtest. Ich glaube, ich wäre es nicht im Stande gewesen, mich also zu mäßigen.«

»Das Leben Wonodongah's gehört in diesem Augenblick nicht ihm!«

»Das ist wahr, Jaguar, es gehört der Rache an dem Franzosen und diesem Manne. Aber ich hoffe zu Gott, daß er auf unserm Wege uns wieder begegnen wird, wo zwischen der Büchse eines christlichen Jägers und ihm Nichts ist, als die Prairie, und dann will ich meine Rechnung mit ihm ausgleichen. Sonach ist es also Deiner Schlaueit und Deinem kalten Blut, das selbst über Deine Jahre hinaus ist, gelungen, ohne alle Anfeindung und ohne Abenteuer wieder hierher zurückzukehren?«

Statt der Antwort schlug der junge Indianer die Falten seines Jagdhemdes auseinander – an seinem Gürtel hing eine frische, noch blutige Kopfhaut.

»Teufel, Teufel!« brummte der Trapper, »das ist schlimm! dieser *Wis-con-Tah* wittert vergossenes Blut auf fünf Meilen in der Runde! Wie ist das gekommen,« mein Sohn?«

»Er war einer ihrer Späher und begegnete mir auf dem Rückweg durch die Prairie. Er schöpfte Verdacht und war auf meiner Spur!«

»Nun,« meinte Eisenarm, »ich sehe, daß es sich nicht anders thun ließ. Es ist immer besser, als wenn er unsern Zufluchtsort entdeckt hätte. Aber was hast Du mit dem Leichnam gemacht?«

»Er ist in einer Regenrinne unter Gras und Zweigen verborgen, so gut es die Zeit erlaubte!«

»Gott gebe, daß sie ihn nicht finden. Jetzt aber, Jaguar, strecke Dich noch eine Stunde auf die Decke dort nieder und stärke Deine Kräfte im Schlaf, denn Du wirst sie brauchen. Ich werde Dich wecken, wenn's an der Zeit ist.«

Der Comanche nahm die zweite Decke vom Ast, wickelte sich in sie, denn die Regenzeit war nahe und die Morgenluft daher frisch und kalt, und streckte sich auf dem Boden aus. Auch der Yankee suchte sich wieder eine Stelle zum Schlaf, obschon die Besorgniß über das, was er zum Theil gehört, – denn der größere Theil der Unterhaltung war in der Sprache der Comanchen geflogen worden, – ihn lange wach erhielt.

Der Morgen dämmerte und die grauen Wolkenstreifen im Osten begannen sich in Gold und Purpur zu färben, als der Kanadier den jungen Indianer weckte. Er hatte in dem Blechtopf bei dem Rest der Kohlen Kaffee von dem Verrath des Yankee bereitet und nöthigte ihn jetzt mit der Sorge eines Vaters, einen Becher des heißen Getränkes zu genießen. Dann sahen Beide auf das Genaueste ihre Waffen nach, steckten frische Zündhütchen auf ihre Büchsen, die bereits dazu eingerichtet waren und besprachen sich eine Weile über ihren Plan. Der junge Wilde schien vergeblich in seinen älteren Gefährten zu dringen, ihm allein das Wagniß der Beschaffung der Vorräthe zu überlassen, der Trapper verweigerte dies auf das Bestimmteste und traf seine Vorbereitungen zu dem Gange.

Unterdeß war auch Comeo erwacht und die Art und Weise, wie sie sich schweigend aber sorgsam, der Stellung der indianischen Frauen gemäß, um ihren Bruder beschäftigte, bewies, mit welcher Liebe sie an ihm hing und sich freute, daß er der Gefahr entgangen war, auch wenn sie ihre Gefühle nicht laut zu äußern wagte. Eisenarm unterrichtete sie von ihrem Vorhaben und wies sie an, sobald sie den Lärmen der Jagd auf der Prairie hörte, den Yankee zu wecken und ihn zur Aufmerksamkeit zu ermahnen. Unter keinen Umständen sollten sie den Schutz des Baumes verlassen, sondern lieber, wenn ja Gefahr drohe, daß ein Unberufener sich ihrem Versteck näherte, ohne daß die beiden Jäger es verhindern könnten, Schutz in den Aesten und dem dicken Moos und Blätterwerk des Baumes suchen. Zu dem Ende streuten vor ihrem Weggang noch Eisenarm und der Comanche die Kohlen des Feuers umher und vertilgten sorgfältig alle Spuren des Nachtlagers.

Die Sonne war unterdeß am Horizont empor getaucht und der Morgenwind begann die Nebel, die über der Prairie lagen, zusammen zu ballen und zu zerstreuen.

Zugleich ließ sich aus der Ferne das Brüllen der Büffel hören, die zur Tränke zogen.

»Es ist Zeit, Comanche,« sagte der alte Jäger – »in einer Viertelstunde werden wir das Geheul dieser Apachen und den Knall ihrer Büchsen vernehmen. Geh' Du zur Linken, indeß ich mich nach Rechts wende, damit wir den Nebel und die Einsamkeit der Prairieen noch benutzen, um uns verbergen zu können!«

Er nickte dem jungen Mädchen noch freundlich zu und glitt dann, ohne sich um den schnarrenden Yankee zu kümmern, auf die frühere Weise aus dem Schutze des Baums. Der Comanche war schon früher verschwunden. –

Wir müssen jetzt eine Zeit von etwa zwei Stunden überschlagen, während deren, mit Ausnahme etwa der Jagd, auf der Prairie nichts Ungewöhnliches vorfiel. Diese Jagd war in vollem

Gänge und wurde von den Wilden mehr zum Vergnügen, als zur Befriedigung des Bedürfnisses betrieben. Die Apachen hatten sich bei dem ersten Tagesgrauen von ihren Lagern entfernt, in denen nur etwa ein Drittheil der ganzen Schaar zurückblieb, und sich zu zwei großen Halbkreisen ausgedehnt, um die Büffelherde, die am Abend entdeckt worden war, auf dem Wege zur Morgentränke zu umgehen. Die Apachen sind vortreffliche Reiter, obschon sie darin doch den Comanchen nachstehen, und ihre Pferde die wilden feurigen Renner der Prairien. Nachdem es ihnen gelungen war, die Heerde, wahrscheinlich den Zweig einer größeren, denn sie zählte nur etwa zweihundert Stück, einzukreisen, gaben die Häuptlinge das Zeichen zum Angriff und die Reiter stürzten unter wildem Geheul auf die Masse der Büffel zu, ihre Lanzen, Bogen und Büchsen in der Luft schwingend. Es bedurfte nur weniger Minuten, um die erschreckten Thiere auseinander zu sprengen, und nun galopirten die Reiter allein oder in Gruppen hinter den einzelnen Thieren drein, schossen – Seite an Seite – ihre Pfeile in ihre Rippen ab, oder suchten ihnen Lanzenstiche hinter die Schulterblätter beizubringen. Häufig wandte sich jedoch das verwundete und verfolgte Thier um und dann wehe dem Reiter, der nicht genug Gewandtheit hatte, sein Pferd im selben Augenblick herum zu werfen und davon zu jagen.

Nur Wenige hatten den Muth, in einem solchen Augenblick mit der Lanze oder der Büchse in der Hand den wüthenden Bullen oder die ihr Kalb vertheidigende Kuh fest zu erwarten und das Thier mit sicherem Stoß auf das Blatt, aufrennen zu lassen, oder es durch einen glücklichen Schuß in's Gehirn zu tödten. Das Klagegeheul der Indianer verkündete schon bald nach Eröffnung der Jagd, daß einem ihrer besten Krieger der kühne Streich mißlungen war, indem die Kugel an der dicken Stirnmähne des Bullen absprang und dieser mit einem Stoß seiner kurzen, aber spitzigen Hörner allen weitem Heldenthaten des »See-Adlers« ein Ende gemacht hatte.

Aber selbst dieser Unfall konnte der Lust im Ganzen keinen Eintrag thun. – Andere Gruppen waren bei diesem Jagdspiel beschäftigt, ihre Lassos von Lederriemen oder die Bolo's, die gefährlichen Kugeln, um Horn oder Füße der flüchtenden Thiere zu schleudern und sie damit zu Boden zu reißen.

Die Jagd hatte bereits über zwei Stunden gedauert und die Apachen waren in Gruppen oder einzeln über die ganze Ebene zerstreut, ohne daß sie jedoch bis jetzt dem Abhang des Gebirges zu nahe gekommen wären, was wohl hauptsächlich darin seinen Grund hatte, daß die gejagten Thiere sich scheuten, in die steileren Hügel zu gerathen, weil ihr Lauf dort nicht so rasch war, als in der Ebene. Comeo und der Yankee waren wiederholt in die Aeste des Baumes gestiegen und hatten von dort, sich vorsichtig umgesehen, ohne doch das Nahen einer Gefahr zu entdecken. Dies hatte sie ziemlich sicher gemacht und sie nahmen aus der Ferne nicht ohne Interesse an dem aufregenden Schauspiel Theil.

Der canadische Jäger hatte lange in einer Erdspalte zwischen dem hohen und dichten Grase verborgen gelegen in der Hoffnung, daß der Zufall ihm eines der verwundeten oder ermatteten Thiere zutreiben würde, und er war eben im Begriff, ungeduldig seinen Platz zu wechseln, als er in einiger Entfernung den gellenden Schrei einer indianischen Kehle ausstoßen hörte. Er verbarg sich sogleich wieder und lauschte aufmerksam, aber ohne Erfolg – der Schrei wiederholte sich nicht, – dagegen raschelte und brach es von der andern Seite her durch die dürren Gräser und Baumwollstauden, und kaum zehn Schritt von ihm stürzte

ein mächtiger Bulle mehrfach verwundet, während der Athem mit Blut vermischt aus seinen Nüstern drang, im Verenden nieder.

Der vorsichtige Jäger lauschte erst einige Zeit, während das Thier im letzten Todeskampf lag, ob sich keine Zeichen hören ließen, daß dasselbe verfolgt würde; die Jagd schien sich aber nach einem entfernten Theile der Prairie gezogen zu haben und der Büffel bloß in seiner letzten Angst hierher geflüchtet zu sein, um hier zu verenden. Darauf kroch der Trapper hoch erfreut, daß ihm das Glück so günstig gewesen, aus seinem Versteck hervor, näherte sich vorsichtig dem Thier und machte seinem Todeskampf ein Ende, indem er mit fester Hand ihm die Kehle durchschnitt.

Der gewaltige Koloß schlug noch ein Paar Mal mit den Hufen, dann streckte er die Glieder und war todt. Eisenarm legte seine Büchse neben sich und begann alsbald das Geschäft, zunächst um den fetten Höker einen Kreisschnitt in die Haut zu machen und so dies kostbare Fleischstück in seiner Hülle abzutrennen. Dann legte er weiter den Rücken des feisten Thieres bloß, um einige tüchtige Stücke Filet zum Rösten auf den Kohlen abzuschneiden.

Plötzlich machte ihn eine Stimme erbeben und inne halten in seiner blutigen Arbeit.

»Mein weißer Vater,« lautete die Ansprache in schlechtem Spanisch, »ist gewiß lange genug auf den Prairien gewesen, um das Recht des Jägers zu kennen. Das Wild gehört Dem, der es getödtet, nicht Dem, der es zufällig gefunden. Der Speer *Mokawaunih's* hat diesen Büffel in's Leben getroffen!«

Der Trapper hatte sich umgewendet, da die Stimme von der Seite herkam und nicht ohne daß ein gewisses Gefühl von Kälte, sein sonst so tapferes Herz überschlich, als er einen Indianer zu Pferde, kaum fünf oder sechs Schritte von sich entfernt, sah.

Der Apache, denn daß der Reiter zu der Schaar derselben gehörte und selbst ein Krieger von Ruf sein mußte, überzeugte ihn der erste Blick, hielt unbeweglich. Sein Karabiner hing an einem Riemen auf dem Rücken, seine Linke, die zugleich den einfachen Zügel seines Rosses hielt, hatte nachlässig die lange Lanze auf den Boden gestemmt, die Rechte aber hing an seinem Körper nieder und das scharfe Auge des Jägers bemerkte, daß sie die Rollen eines Lasso's trug.

Der Kanadier war wohl mehr als ein Mal in seinem Leben von einer plötzlichen Gefahr überrascht worden, aber nie hatte sie einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als die gegenwärtige, da er wußte, wie viel für seine Freunde von dieser Entdeckung und seiner Kaltblütigkeit abhing.

»Der große Geist,« sagte er daher so ruhig als möglich, »hat die Büffel für alle seine Kinder erschaffen, für die rothen wie für die weißen. Die Krieger der Prairie haben heute eine gute Jagd gehabt, sie werden einem weißen Bruder, der hungert, dieses Fleisch gönnen!«

Er versuchte dabei die Hand nach seiner auf der andern Seite des Thieres liegenden Büchse wie zufällig auszustrecken, aber der funkelnde Blick, der sofort aus den schwarzen Augen des Indianers auf ihn schoß, belehrte ihn sogleich, daß dieses Manöver bemerkt und gedeutet worden sei. Er zog daher seine Hand wieder zurück und beschäftigte sich damit, die abgeschnittenen Stücke Fleisch in die Haut zu packen.

»Mein Vater muß sehr hungrig sein,« sprach der Indianer mit spöttischem Nicken nach dem Fleisch, »oder einen weiten Weg vor sich haben!«

»Das ist wahr! Du hast es getroffen, Apache,« sagte der Trapper. »Ich habe einen weiten Weg nach den Ansiedlungen und deshalb eben habe ich die Gelegenheit benutzt, um mir einigen Vorrath mitzunehmen. Ich hoffe, daß Eure Jagd eine recht glückliche gewesen ist!«

»Die Apachen sind Männer, der Büffel weiß, daß in ihrer Hand der Tod ist. Wenn der weiße Jäger ein Freund der Apachen ist, warum kommt er nicht mit mir, um an ihren Feuern auszuruhen und sich zu stärken? Mokawaunih's Name gilt im Rathe der Krieger und er wird für einen guten Platz seinem Gaste sorgen!«

»Ich bin überzeugt davon, Rothhaut und würde gern an dem Feuer der Apachen, meiner Freunde sitzen. Aber leider ist es diesmal nicht möglich, denn ich bin auf einem sehr eiligen Marsch und muß noch vor Sonnenuntergang einen tüchtigen Weg im Gebirge zurückgelegt haben.«

Der Indianer hatte sich vorgelehnt auf seine Lanze gestützt, er schien durch die Worte des Trappers vollständig getäuscht und ganz sorglos zu sein.

Eisenarm glaubte diese Stimmung benutzen zu müssen, um sich wieder zu erheben und in Besitz seiner Waffe zu setzen und machte eine entsprechende Bewegung.

»Mein weißer Vater hat vergessen,« sagte der Indianer ruhig, »daß hinter ihm vier Augen sind, die vielleicht mit Mißtrauen seine Büchse betrachten. Die Kugeln meines Vaters stehen in bösem Ruf!«

Mit einer raschen Wendung des Kopfes hatte der Kanadier in der That erkannt, daß er nicht mehr allein mit dem Indianer war. Zwei andere Apachen hielten in seinem Rücken, Büchse und Lanze in der Hand, offenbar bereit, auf einen Wink sich seiner zu bemächtigen.

Das Herz des Jägers krampfte sich zusammen, er fühlte, daß er einen Entschluß fassen müsse.

»Wenn mein weißer Vater ein Freund der Apachen ist,« sagte der Indianer, sich langsam aus seiner vertraulichen Stellung emporrichtend und die Stirn in Falten ziehend, »woher kommt es dann, daß Einer ihrer Krieger nicht weit von dieser Stelle erschlagen und seines Scalps beraubt liegt?«

Bei diesen Worten, die dem Kanadier zur Genüge den vorhin gehörten Schrei als bei der Auffindung der Leiche des in der Nacht von Wonodongah erschlagenen Spähers ausgestoßen erklärten, war kein Zweifel mehr möglich. Eisenarm sprang mit einem Satz empor und erfaßte seine Büchse. Aber in demselben Augenblick, ehe er sie noch emporzuheben vermochte, sah er eine dunkle Linie vor seinen Augen vorüber wirbeln und fühlte die Schlinge des Lasso um seinen Hals sich zusammenziehen.

»Hund von einem Bleichgesicht! Die Wölfe der Prairie sollen Deine Gebeine zernagen!«

Der Jäger hatte die Büchse wieder fallen lassen und mit beiden Händen nach dem todbringenden Riemen gegriffen; aber der Indianer hatte bereits das Roß gewendet, und trotz seiner herkulischen Stärke riß der Lasso ihn über den Körper des Büffels zu Boden.

Er fühlte, daß er verloren war!

In diesem verhängnißvollen Augenblick, während er fortgeschleift wurde und über und um sich das gellende Hohngelächter seiner Feinde vernahm, sah das bereits durch den Druck der Schlinge auf seine Kehle aus den Höhlen hervortretende Auge den Blitz eines Schusses und den gimmigen Krieger, der ihn am Lasso schleppte, mit zerschmettertem Schädel aus dem Sattel stürzen.

Zugleich hörte er mit dem Knall einen furchtbaren Schlag, wie das Brechen von Knochen.

Die Gewalt, die ihn zu Boden gerissen und seine Kehle zugeschnürt hatte, hörte auf; im nächsten Moment fühlte er sich emporgehoben und die Schlinge von seinem Halse gerissen.

»Möge mein weißer Vater schnell das Pferd besteigen, das sein Sohn für ihn bereit hat,« hörte der Trapper eine befreundete Stimme dicht an seinem Ohr, – »diese Wölfe werden sogleich hinter uns sein!«

Der Jäger, indem er einen tiefen Athemzug that und noch halb betäubt um sich schaute, fühlte doch, daß es jetzt keine Zeit sei zu Erklärungen. Er sah neben sich den Comanchen stehen, die rauchende Büchse noch an der Spitze des Laufs in der Hand, während die andere ihm die Zügel von zwei indianischen Pferden entgegenstreckte; die Körper von zwei Apachen lagen blutig mit zerschmettertem Schädel im Grase. Mit einer gewaltsamen Anstrengung, seiner wieder Herr zu werden, raffte er sich vollends empor, ergriff sein Gewehr und das Fell mit den Fleischstücken und schwang sich auf das nächste Pferd – im Nu war der Comanche auf dem andern.

»Vorwärts! vorwärts! nach dem Moosbaum!«

Es war in der That die höchste Zeit. Während die beiden Pferde durch das Gras der Prairie flogen, hörten sie hinter sich und von beiden Seiten das wilde Geheul der herbeieilenden Feinde, das sich noch verdoppelte, als diese bei den Leichen der Ihren angekommen waren. Es schien, als ob die Ebene plötzlich eine Legion von Teufeln ausgespieen, denn überall zeigten sich über den Graswellen die Lanzen und die Köpfe von Reitern, welche die Signalrufe ihrer Gefährten davon in Kenntniß gesetzt, daß sich Feinde auf der Prairie befänden, und zur Verfolgung aufforderten.

Die Jagd, die sich jetzt entspann, war eine weit tollere, als die vorhin auf die Büffel. Zuerst versuchten die beiden Reiter allerdings, die Verfolgung nach einer andern Richtung zu lenken, als dem Zufluchtsort ihrer beiden Gefährten; aber bald überzeugten sie sich, daß dies nur unnütz ihr Leben Preis geben hieß und ihr einziges Heil in dem Erreichen dieses Ortes lag. Trotz des rasenden Rittes fand dennoch der Comanche Gelegenheit, seinem Freunde Auskunft über die fast wunderbare Art seiner Rettung zu geben.

»Die Squaws der Apachen werden Klagelieder anstimmen, wenn ihre Männer und Brüder je wieder zu ihren Dörfern zurückkehren. Vier ihrer Krieger werden den Platz am Berathungsfeuer nicht wieder einnehmen.«

»Vier, sagst Du, Comanche? Ich weiß nur von dem, den Du gestern Abend erschlugst, und den beiden Leichen, die wir so eben zurückließen.«

Der Indianer deutete auf das Pferd, das unter ihm keuchte. »Glaubt mein Vater, daß dieser Platz leer war? Der Tomahawk des Großen Jaguars der Comanchen hat ihn leer gemacht. Wonodongah nahm die Stelle eines Apachen ein und hielt hinter seinem weißen Vater, als die falsche Zunge Mokawaunih's Worte der Freundschaft zu ihm redete.«

Das erklärte in der That Alles. Der junge Comanche, der gleich seinem Gefährten und in einiger Entfernung von diesem gleichfalls in der Steppe versteckt gelegen hatte, um den verwundeten Büffeln aufzulauern, war dabei von einem Apachen überrascht worden. Schnell entschlossen hatte er diesen getödtet, sich seiner Ausrüstung bemächtigt und, unterstützt durch die am Abend vorher vorgenommene Bemalung seines Gesichts mit den Farben und Zeichen der Apachen, hatte er das Pferd des Getödteten bestiegen. Er hatte sich kaum eine Strecke von dem Platz seines Sieges entfernt, als jener gellende Schrei ertönte, der aus der

Gegend her kam, wo er in der Nacht den Körper des scalpirten Indianers verborgen hatte. Zugleich kam einer der Reiter, der sich zunächst auf der Jagd befand, an ihm vorüber gesprengt und winkte ihm, zu folgen, Wonodongah durfte nicht zögern, dies zu thun, und schloß sich ihm an, gewiß, leicht eine Gelegenheit zu finden, um sich unbemerkt wieder zurückziehen zu können.

Er konnte dies mit um so größerer Sicherheit wagen, als er schon während der Nacht bemerkt hatte, daß die Schaar der Apachen aus Abtheilungen verschiedener Stämme zusammengesetzt war; zugleich hoffte der junge Wilde mit der ihm eigenen Treue und Aufopferung, daß er Gelegenheit haben könnte, seinem älteren Freunde, der sich nach jener Seite gewendet, ein Zeichen der Warnung im Vorüberkommen geben zu können.

Somit bewahrte er denn auch seine volle Kaltblütigkeit, als er mit seinem Gefährten, dem Apachen, bei dem Krieger anlangte, der den Trapper entdeckt hatte.

Er begriff sehr wohl, was das Ende der Unterredung sein würde. In dem Augenblick, wo Mokawaunih, der ihn ohne Argwohn für einen der Seinen hielt, den Lasso um den Hals des Kanadiers warf und ihn zu Boden riß, lag auch die Büchse an seiner Wange und seine Kugel zerschmetterte den Schädel des Feindes. Die Kugel hatte kaum den Lauf verlassen, als er zugleich den Lauf in seine rechte Hand sinken ließ und mit gewaltigem Schwung den Kolben gegen den Kopf des Apachen schwang, der noch an seiner Seite hielt und sich eben anschickte, seinem Kameraden Beistand zu leisten. Das Glück begünstigte die kühne That. Der Apache stürzte, wie vom Blitz getroffen, von seinem Pferd und Wonodongah hatte im Nu dessen Zügel ergriffen und stand neben seinem alten Freunde.

Das Uebrige weiß der Leser. Die beiden Flüchtigen waren jetzt auf tausend Schritt dem Hügel mit dem Moosbaum nahe gekommen, aber etwa sechs der Apachen, mit besseren Pferden versehen, befanden sich dicht hinter ihnen, und in einiger Entfernung folgte unter wüthendem Geschrei eine größere Zahl.

Die Reiter trieben ihre Pferde zur letzten Eile.

»Hört mein weißer Vater mich?« frug der Comanche.

»Sprich!« keuchte der Jäger.

»Dort, wo der Baumwollenbaum steht, müssen wir die Pferde verlassen. Sie können uns nicht länger tragen und der Weg den Hügel hinauf ist steil. Wir müssen versuchen, diese Hunde von Apachen zu täuschen!«

»Ich möchte wissen, für was dieser schuftige Yankee eine Büchse hat, wenn sie sich nicht hören lassen will bei der Noth seiner Freunde! Da ist es anders mit Dir, Jaguar! – Jetzt sind wir an der Stelle – bücke Dich, damit ihre Pfeile oder Kugeln Dich nicht treffen!«

Die beiden Reiter hatten mit einem plötzlichen Ruck ihre erschöpften Pferde angehalten und sich von ihnen geworfen. Im nächsten Augenblick, als die Apachen heran jagten, waren sie in dem hohen Grase verschwunden.

Die Indianer sprengten unter dem Wuthgeheul getäuschter Erwartung vorwärts, als ein Schuß vom Baume her das Pferd des vordersten traf und es sich überschlagen machte. Gleich darauf fiel ein zweiter Schuß und warf einen der Reiter von dem Rücken seines Thiers. Die Verfolger stutzten und hielten an – ein gellendes Triumphgeschrei, von der Kehle des Comanchen ausgestoßen, ertönte sich vom Fuß des Hügels und das donnernde »Hurrah! Brav gemacht, Kinder!« des Trappers mischte sich darein. Gleich darauf sah man die Gestalten der beiden Verfolgten den Hügel hinauf eilen und unter der Decke von Moos verschwinden.

Die Apachen wandten eilig ihre Pferde und entflohen aus der Schußweite. — — —

Eine Minute standen unter dem sichernden Versteck die beiden Flüchtigen mit keuchender Brust, während an dem Stamm der Eiche die zierliche Gestalt Comeo's, den Karabiner ihres Bruders in der Hand, herunter glitt und mit freudig funkelndem Auge sie betrachtete.

»Das waren zwei Schüsse, und zwar zur rechten Zeit, Mädchen,« sagte endlich der Trapper. »Da Meister Schielauge nur ein Gewehr hat, so mußt Du den einen gethan haben?«

»Comeo hat ihren Bruder in Gefahr gesehn,« sagte das Mädchen schüchtern aber mit einem Blick der Liebe auf den Gegenstand ihrer Sorge. »Sie hat in ihrer Angst nicht länger zögern können, einen Schuß auf seine Feinde zu thun!«

»Es ist gut!« erwiderte ruhig der Comanche. »Nimm dies Fleisch und zünde das Feuer an!«

»Nein, es ist nicht gut,« rief trotz der drohenden Gefahr und während er an der Mooswand eine kleine Oeffnung machte, um hinaus zu schauen, der Trapper — »es war vortrefflich! und ich wette Comeo, daß Dein Muth allein den Meister Schielauge veranlaßt hat, uns auch eine Kugel zu Hilfe zu senden. Ich bin Dir und Deinem braven Bruder von Herzen verpflichtet, wenn auch das Leben eines Jägers gerade nicht viel werth ist in der Prairie. Es ist heute das zweite Mal, Comanche, daß Du meinen Scalp gerettet, und wenn Schwören bei einer so geringfügigen Sache nicht eine Sünde wäre, würde ich Dir geloben, daß ich Dir's gedenken will, so lange ich noch eine Büchse heben, oder ein Messer fassen kann. Aber halt — diese rothen Teufel kommen uns etwas zu nahe und bedürfen einer Lection. Ist Deine Büchse wieder geladen, Jaguar?« Der Comanche, der dies wichtige Geschäft sofort nach seinem Eintritt begonnen, trat statt aller Antwort an den Moosvorhang.

Die Waffe des Trappers hatte sich unterdeß zwischen den Zweigen hervorgestreckt, und da die weißen und dunklen Reflexe des Moores und der Blätter nicht gestatteten, auf so weite Entfernung die drohende Mündung zu gewahren, hütete sich der Apache, den der Trapper glücklicherweise von seinem höheren Standpunkt zu Fuß durch das Gras hatte heran schleichen sehen, nicht genugsam, bis Blitz und Knall aus der Blätterwand schlug und der Unglückliche einen hohen Sprung that und dann platt auf das Gesicht zu Boden fiel.

Ein neues Geheul erhob sich; aber der glückliche Schuß hatte die Wirkung, daß die Apachen sich weislich aus dem Bereich der gefährlichen Büchsen hielten. Dagegen sahen die beiden Freunde, wie sich immer mehr und mehr der Indianer in dieser Entfernung versammelten und Boten hin und her durch die Prairie sprengten, um die noch Zerstreuten zu sammeln. Auch der Yankee war jetzt von dem Baum nieder gestiegen und machte in einigen Verwünschungen seinem Verdruß und seiner Angst über ihre gefährliche Lage Luft.

»Ich calculire, Meister Eisenarm,« murrte er, »da Ihr ein gutes Pferd zwischen Euren Beinen hattet, es wäre vernünftiger und unserm Contract entsprechender gewesen, Ihr hättet diese heulenden Teufel nach einer anderen Seite gelockt, als gerade hierher, wo Ihr wußtet, daß ich verborgen lag. Was nützt uns nun das Büffel Fleisch, das Ihr gebracht habt, wenn diese rothen Satane uns zuvor den Kopf einschlagen! Ich fürchte, von einem vernünftigen Vergleich werden sie Nichts mehr hören wollen, nachdem wir ihnen einige der Ihren erschossen haben. Ich hab's wahrhaftig nicht gern gethan, aber das Mädchen zwang mich dazu durch ihre Unvorsichtigkeit!«

»Es hat allerdings den Anschein, Mann,« sagte der Trapper mit philosophischer Ruhe, »daß wir hier unsern Scalp lassen müssen, wenn Gott nicht ein Wunder thut. Was aber das Fleisch anbetrifft, so sehe ich nicht ein, weshalb wir uns das nicht zu Nutze machen sollen, so lange

noch Odem in uns ist und wir diese Schurken von unserer Festung abhalten können. Ich verspreche Euch, Schielaug, wenn es zum Aeüßersten kommt, immerhin ein halbes Dutzend auf mich zu nehmen. Sie sollen mich kennen lernen, eine Ehre, die sie bisher nicht gehabt zu haben scheinen, weil die meisten von ihnen Lipanesen und Mimbrenos sind¹, mit denen ich bisher weniger zu thun gehabt habe. – Aber bemühe Dich nicht Comeo, dürre Zweige zu suchen, – jetzt wo die Halunken unser Versteck wissen, ist es gleichgültig, ob ein bischen mehr Rauch oder nicht ihnen in die Nase kommt. – Wie denkst Du, Jaguar, über unsere Lage? Ich meinerseits muß gestehen, daß ich sie ziemlich unbehaglich finde, obschon ich noch keineswegs gesonnen bin, mein Todtenlied anzustimmen, was die Schweine da draußen auch gar nicht einmal werth wären!«

Der Comanche blieb an seinem Posten stehen, während er auf die Aufforderung seines Freundes zum Kriegs Rath antwortete.

»Nicht die Apachen werden *Bras de fer* und seine Freunde besiegen, aber das Gras!«

»Das ist wahr, Jaguar! Wenn wir auch noch so scharfen Ausguck halten, wird es uns doch unmöglich sein, zu verhindern, daß sich einer oder der Andere im Schutz der Gräser und Stauden näher schleicht und in den Hinterhalt legt. Dann werden, ihre Pfeile dieselben Dienste thun, wie unsere Kugeln!«

»Das Feuer!«

Das Wort genügte, um dem Trapper die Idee seines jungen Freundes klar zu machen. »Weiß Gott, Du hast Recht Jaguar, wir wollen die Spitzbuben aus ihrem Versteck herausräuchern, ehe sie weiteres Unheil stiften können. Es ist ein Luftzug von den Bergen her und die Spitze des Hügels ist ziemlich frei von Gras. Es wird nur darauf ankommen, daß Ihr die Flamme von dem Baume abhaltet; aber ich will so weit wie möglich hinab gehen, wenn ich das Gras anstecke.«

Es schien dem Trapper eine ganz einfache Sache, daß er sein Leben den Kugeln und Pfeilen preisgeben wollte, und er griff ohne weitere Vorbereitungen nach einem Brande des Feuers, an dem bereits die Streifen des Büffelrückens brien.

Aber die Hand des Comanchen hielt ihn zurück,

»Warum will mein weißer Vater sein Leben wagen, wenn wir ein Mittel haben, das zu vermeiden?«

»Ein Mittel? nun bei Gott, Jaguar, es liegt mir Nichts daran, diesen Spitzbuben zur Spielescheibe zu dienen. Aber ich sehe kein Mittel.«

»Eisenarm möge meinen Posten einnehmen und seine Büchse bereit halten, indeß ich die Vorbereitungen treffe,« sagte der junge Mann einfach.

Der Jäger ging sogleich an den Moosvorhang, konnte sich aber nicht enthalten, einen Blick rückwärts nach dem Feuer zu werfen, wo der Comanche unterdeß mehre glühende Kohlen heraus gesucht. Dann nahm er aus dem Köcher von getrockneter Haut, den er am Abend vorher benutzt hatte, drei der etwa zwei Fuß langen Pfeile und holte von dem nächsten Baumast eine Partie trocknen Mooses.

Der Trapper schlug sich vor die Stirn. »Daß ich daran nicht dachte!« Von jetzt an, überzeugt, daß der Versuch ohne Gefahr ausgeführt werden würde und gelingen müsse, verwandte er seine Aufmerksamkeit allein auf seinen Posten.

¹Die wildesten und kriegerischsten der neun Stämme der Apachen sind die Gilenos, die Mescaleros, die Lipanesen und die Mimbrenos.

Er bemerkte bald, daß sie sich zu einer Berathung zurückgezogen hatten und eine Person von Bedeutung – ein Häuptling – angekommen sein mußte.

»Ich wollte zehn Biberhäute darum geben,« sagte er zu dem Yankee, der wieder auf den Baum geklettert war und über ihm in den Aesten mit einem kleinen Taschenperspectiv Wa- che hielt, – »und wenn ich zu deren Fang bis an den Rio del Norte wandern müßte, wenn mir dieser schiefhälsige Schurke, die Schwarze Schlange der Apachen hier noch einmal zum Schuß kommen sollte! Wenn Ihr mit Eurem Dings da mehr als andere Leute mit ihren geraden Augen sehen könnt, so laßt uns ein Wort davon hören.«

»Ich sehe viele Indianer zu Pferde in einem Kreise versammelt,« berichtete Brown. »In der Mitte befinden sich ihrer drei, die Federn in ihrem Haarschopf tragen.«

»Das sind die Häuptlinge. Sagt mir, Mann, könnt Ihr kein besonderes Zeichen an ihnen erkennen, wodurch sie sich von den andern Schurken unterscheiden, denn Schurken sind sie alle!«

»Der Eine, ein großer starker Mann – Gott im Himmel, was hat der Kerl für ein grimmiges Gesicht! – trägt eine Wolfshaut um die Schulter und der Rachen des Thiers liegt gerade auf seiner linken Achsel.«

»Ha – ich kenne ihn, wenigstens dem Ruf nach,« bemerkte der Jäger. »Es ist Kataumih, der »Springende Wolf« der Lipanesen, ein tapferer Häuptling. Aber die Anderen?«

»Der Zweite,« berichtete der Yankee vom Baume her, »hat ein unförmliches Ding, wie ein Herz oder eine Pfeilspitze mitten auf der Stirn gemalt mit rother Farbe. Er hat nur ein Auge wie ein Cyclop.«

»Ich weiß nicht, was das für ein Thier sein mag, ein Cyclop,« sagte der Trapper – »jedenfalls kann es nicht in der Prairie leben. Was aber den Burschen selbst betrifft, so muß es Eurer Beschreibung nach der »fliegende Pfeil« sein, der junge Häuptling der Mimbreno's, von dessen Grausamkeit und Kriegslust sie in der Wilduiß viel erzählen. Aber sollten wirklich die größten Schurken von Allen, der »Graue Bär« und die »Schwarze Schlange« nicht dabei sein?«

»Ich bitt' Euch, Señor,« flüsterte der Yankee von den Zweigen nieder – »seht nach Links dort, es ist mir, als hätte ich schon zwei Mal den Kopf eines Indianers zwischen den Halmen auftauchen sehen!«

»Bah, ich habe das Gewürm längst beobachtet, der Kerl scheint des Vagabondirens auf der Prairie müde zu sein und sich nach den Jagdgefilden seiner Väter zu sehnen. Sprecht ruhig weiter, Meister Schielauge und kümmert Euch um den Halunken nicht. Wie sieht der dritte von den Häuptlingen aus?«

»Es ist ein kleiner Kerl, spricht aber am meisten von Allen. Er trägt den Kopf etwas nach der linken Schulter geneigt und von seinem Haarbusch hängt ein langes schwarzes Ding herunter, wie eine Wurst oder wie ein Trauerflor in den Ansiedlungen!«

Der Jäger lachte. »Ihr scheint mir ein Leckermaul, Meister Schielauge,« sagte er. »Das, was Ihr für eine Wurst haltet, ist nichts Anderes, als der Totem, das Wahrzeichen dieses alten giftigen Schurken, die Haut einer schwarzen Schlange, die, als sie noch umherkroch, gewiß nicht giftiger gewesen ist, wie . . . «

Er unterbrach seine Rede plötzlich und ein Blitz und Knall folgte, dem ein Geheul des Schmerzes antwortete. Der Yankee sah von der Stelle, wo er vorhin den Kopf eines Indianers bemerkt zu haben glaubte, einen Mann emporspringen und eilig zu den Seinen flüchten, indem er den blutigen Stummel der rechten mit seiner Linken hielt.

»So,« meinte Eisenarm – »dem Halunken ist das Spielen mit Schießgewehr einstweilen versalzen und ich hoffe, daß seine Flinte selbst zu keinem Schuß mehr taugen wird. Also ein kleiner boshafter und redseliger Kerl mit einer Schlangenhaut am Schopf, sagt Ihr, Mann? Nun dann könnt Ihr vor jedem Richter in den Ansiedlungen die Bibel darauf küssen, daß Ihr das schlechteste Gewürm in der ganzen Prairie gesehen habt. Hast Du gehört, Jaguar: der »Springende Wolf«, der »Fliegende Pfeil« und die »Schwarze Schlange« – es ist bei meines Vaters Haupt keine schlechte Gesellschaft, mit der wir uns hier messen, und ich möchte nur wissen, wo der »Graue Bär« steckt, ohne den sich doch die Schlange selten zu einer Teufelei wagt! Wenn Du Dich nicht eilst Jaguar, dürften sie bald eine neue aushecken, die uns den Scalp kosten könnte!«

»Hier,« sagte der Comanche – »drei Seiten, drei Pfeile! Mein Vater möge auf den Baum Acht haben.«

Der junge Indianer hatte zu seinem Zweck sich einer sehr einfachen Maschinerie bedient. Er hatte die Spitzen der Pfeile mit Flocken der wilden Baumwollenstaude umwickelt, die zahlreich von dem Wind an den Baum geweht waren, einen glimmenden Holzweig darauf gebunden und die ganze Spitze mit den langen Moosflechten umwickelt. Jetzt bückte er sich unter den Moosvorhang und schoß rasch diese drei Pfeile im Bogen nach verschiedenen Seiten ab.

Da der Brand eben noch durch die Moosflechten verdeckt war, konnten die Feinde nicht sogleich bemerken, was der Zweck dieser Manipulation war. Aber gerade das Durchschneiden der Luft entzündete die Flamme, und die Pfeile waren kaum in das hohe Gras niedergefallen, als sich von diesen Stellen aus leichte Rauchwölkchen in die Höhe kräuselten und gleich darauf eine fliegende Flamme emporschöß.

»Jetzt Kinder gilt's,« rief der Trapper. »Comeo, nimm Deine Flinte und komm gleichfalls her. Wir können der Kugeln nicht zu viele haben, wenn es ihnen einfallen sollte, unter dem Schutz des Rauches rasch einen Angriff zu machen.«

In der That wäre dies bei der großen Uebermacht der Apachen auch anfangs ein verhältnißmäßig leichtes Unternehmen gewesen; aber sei es, daß sie gänzlich überrascht von dieser Vertheidigungsmaßregel ihrer Gegner und die Anführer zu weit entfernt waren, sei es, daß sie einen direkten Angriff scheuten, ehe sie die Zahl ihrer Feinde kannten – der günstige Augenblick ging vorüber, nur ein neues Wuthgeheul beantwortete die kühne Maßregel der Belagerten, und in wenig Minuten blieb Jenen Nichts übrig, als eilig die Flucht zu ergreifen und sich von den Wirkungen der Flammen zu retten, die jetzt wie eine hohe Feuermauer den Hügel umgaben und in rasender Schnelle sich weiter verbreiteten.

Die – bis auf das Ufer der kleinen Quelle – bei der vorgerückten Jahreszeit völlig austrockneten Gräser und Stauden gaben dem Brande eine vortreffliche Nahrung, und der leichte Luftzug von der Felswand her trieb die Flammen sichtlich in die Prairie hinaus, so daß bald jede Gefahr für den schützenden Baum selbst verschwunden war.

Der Trapper stieß bei dem Anblick der fliehenden Reiter, so lange der Rauch ihm diesen gönnte, ein heiteres Lachen aus. »Den Henker,« rief er – »diese Spitzbuben werden lange Beine machen müssen, wenn sie nicht schlimmer geröstet werden wollen, wie unser Büffelrücken. Was meinst Du wohl, Comanche, ob Dein Feuer sie erreichen wird?«

Der Indianer, der mit gleichem Interesse den Vorgang beobachtet hatte, erhob leicht den Arm und wies nach einer Stelle, wo die Rauchwolken sich ein wenig theilten.

»Der Apache ist ein Hund. Er weiß, wo die Hunde trinken,« sagte er.

»Richtig – das ist wahr, ich habe den Weiher heute Morgen bei unserm Gange bemerkt. Wenn sie so schlau sind und Zeit haben, sich dorthin zu flüchten, werden sie allerdings nicht weit zu laufen brauchen. Aber dann müssen sie ihre Lagerplätze preisgeben und Alles, was sie dort zurückgelassen haben, verlieren.«

»Die Schwarze Schlange,« erwiderte der Comanche »ist schlechter als ein Hund, aber er ist ein Häuptling. Er weiß, daß das Feuer das Feuer vertreibt.«

»Richtig – Du denkst an Alles, Jaguar. Es sind genug Pferde unter den Beinen jenes Spitzbuben, die selbst mit dem Sturmwind um die Wette laufen könnten. – Wahrhaftig, dort hinten steigt eine zweite Rauchwand empor – ich glaube selbst, daß sie diesmal noch nicht nach Verdienst gebraten, und daß wir noch einige Kugeln mit ihnen zu wechseln haben werden. Aber wenigstens ist auf zwei Büchenschüsse weit das Terrain hier gesäubert und keine Maus kann heran kommen, ohne daß wir sie bemerken.«

Es war in der That so, wie die beiden erfahrenen Jäger schlossen. Die Apachen, überrascht von dem Feuer, hatten sich auf den Ruf ihrer Häuptlinge und mit dem Instinkt, den das Leben in der Prairie gegen die gewöhnlichen Gefahren derselben allen Eingebornen verleiht, nach dem kleinen Weiher gestürzt, welchen jenseits der Hügel und Felsstücke das Wasser des Quells in einer Niederung des Bodens bildete, während zugleich mehre ihrer besten Reiter in der Richtung der Lagerstätten davon eilen und an entfernten geeigneten Stellen einen Brand dem Brande entgegensenden mußten. Bei der Bildung des Terrains und da es der nahen Berge halber in diesem Theile der Prairie an kleinen Bächen oder breiteren, wenn auch trockenen Wasserrinnen nicht fehlte, war dies nicht schwer, auszuführen.

So erstreckte sich der Brand denn mehr nach der Seite, von welcher die Gesellschaft des Yankee zuerst gekommen war, und gewann nicht die Ausdehnung, welche Prairiebrände, namentlich in dieser Jahreszeit zu haben pflegen, obschon nach einigen Richtungen hin auch nach Stunden noch dunkle Rauchwolken fortführen, sich am Horizont fortzuwälzen und somit anzeigten, daß das Feuer noch keineswegs ganz erloschen war.

Dagegen blieb der erste Zweck der Jäger vollständig erreicht und der Hügel, dessen steiniges, ziemlich kahles Erdreich die Flamme verschont hatte, auf wenigstens zwei Büchenschüsse weit von dem Gestrüpp der Gräser und Stauden vollständig gesäubert, das den Apachen das Heranschleichen an die einzelnen am Fuß liegenden Steine und Felsstücke erleichtert hätte, wo sie Deckung genug gefunden haben würden, um die seltsame Festung ernstlich zu belästigen und einen allgemeinen Sturm vorzubereiten. Freilich konnte dieser Schuß nur für die Tagesstunden gelten; denn das schützende Dunkel der Nacht mußte für die Angreifer den früheren Schutz des Grases ersetzen und ihnen das Heranschleichen noch mehr erleichtern.

Das waren auch die Gedanken, die den Trapper schwer bedrückten, während die drei Männer jetzt an dem Stamme der Eiche sahen und eine tüchtige Mahlzeit an dem gebratenen Büffelfleisch hielten, indeß Comeo an der Mooswand Wache stand. Mehre Pläne wurden hin und her berathen, aber alle wieder verworfen. Eine sofortige Flucht war unmöglich: erstens weil der Boden der Prairie ein bis zwei Stunden brauchte, um sich wieder abzukühlen, vorzüglich aber, weil offenbar die Apachen in der Nähe lauerten, bereit, sich bei einem solchen Versuch auf die dann schutzlose Gesellschaft zu stürzen. Es dauerte denn auch nicht lange, bis ihre Feinde sich wieder zeigten, außerhalb jeder Schußweite hin und her sprengten und mit Schwenken ihrer Waffen und Geschrei sie verhöhnte« und bedrohten.

So vergingen mehrere Stunden, der Abend nahte heran und als endlich die Jäger beschloßen hatten, mit der ersten Dunkelheit auf jede Gefahr hin den Versuch zu machen, nach jener Richtung zu entweichen, woher sie gekommen, verkündete der Yankee, dem meist der Beobachtungsposten in den Aesten der Eiche übertragen war, daß von dort her ein zahlreicher neuer Trupp Indianer sich näherte.

Der Comanche hatte unterdeß längst die verhaßte Malerei der Apachen, die ihm so gute Dienste geleistet hatten, wieder aus seinem Gesicht gewischt und dafür die Kriegsfarben seiner Nation sich angemalt, und der Trapper sprach eben über die geringen Aussichten zu entkommen mit dem Mann, dessen Habsucht und Goldgier sie in diese Klemme geführt hatte und tröstete ihn damit, daß man ja doch nur ein Mal sterben könne und ihre Feinde die Apachen höchst wahrscheinlich ihre Rache an dem zweiten Liebhaber des Goldthales, dem französischen Grafen übernehmen würden, als der sehr wenig zu dieser Philosophie geneigte Amerikaner plötzlich einen Schrei des Schreckens ausstieß und lang und schwer von dem Ast herunter auf den Boden plumpete, daß die Kohlen, an denen der Rest des Fleisches behufs der bessern Aufbewahrung in Streifen trocknete, auseinander stoben.

»Zum Henker, Meister Schielauge,« rief der Trapper – »was in aller Welt ficht Euch an, daß Ihr Euren Posten verlaßt, wie ein Sack Mais den Rücken eines Esels? Könnt Ihr nicht reden Mann – habt Ihr etwa einen Apachen oben im Baume gesehen?«

»Um Gotteswillen,« stöhnte der erschrockene Jonathan, der noch immer zwischen den heißen Kohlen saß – »habt Ihr's nicht bemerkt? Dort – dort! Helft mir um Gotteswillen auf oder ich verbrenne!«

Aber der Jäger achtete nicht auf die neue Gefahr, in der sein contractlicher Herr und Meister schwebte; denn seine ganze Aufmerksamkeit war in der That in anderer Weise und weit dringender in Anspruch genommen.

Er sah den Comanchen in horchender Stellung den Kopf niederbeugen und dann sich rasch und gewandt auf die Aeste des Baumes schwingen.

Zugleich ließ sich ein leichtes knurrendes Brummen hören, das sich allmählig verstärkte und aus dem Laub des Baumes zu kommen schien.

Der Trapper sah sich überall um, aber er konnte die Ursache nicht entdecken; Meister Jonathan Brown hatte unterdeß für gut befunden, sich selbst aus seiner unangenehmen Lage auf Kosten seiner Beinkleider zu befreien.

Der Kanadier wollte eben eine neue Frage thun, als der Comanche an dem Stamm des Baumes nieder glitt und die Hand auf seine Schulter legte.

»Mein weißer Vater,« sagte er ernst, aber vollkommen ruhig, »hat sich vorhin gewundert, daß er den Grauen Bär der Gileno's nicht unter den Apachen gesehen hat.«

»Gewiß! aber was soll das hier? oder hast Du vielleicht eines Deiner kleinen Kunststücke geübt, Jaguar, um dem Burschen da noch mehr Angst einzujagen, als er so schon um seinen Scalp hat? – Ich sollte aber meinen, es wäre eine schlechte Zeit jetzt zu solchen Scherzen.«

Der Comanche lächelte, während das Brummen sich wiederholte und den Jäger überzeugte, daß es nicht von seinem jungen Freunde ausgegangen.

»Eisenarm,« sagte der Indianer – »braucht sich nicht um den Grauen Bären der Apachen zu kümmern, da er den Grauen Bär der Felsgebirge in seiner Nähe hat!«

Die Wahrheit überkam den Kanadier wie mit einem Blitzschlag; aber er hätte es wirklich lieber gesehen, wenn zehn Apachen zugleich auf ihn eingestürmt wären, als daß die Nachricht

wahr sei, die sein junger Gefährte ihm gegeben. Dennoch konnte er sich nicht der Wahrheit verschließen und indem er hastig nach seiner Büchse griff, flüsterte er: »Wo, Jaguar, wo ist das Unthier?«

Aber der Comanche legte die Hand auf seinen Arm und entfernte die Büchse. »Es ist keine Gefahr,« sagte er. »Mein weißer Vater möge sehen und uns dann Rath halten lassen!«

Er führte den Jäger geräuschlos nach der Rückseite des Baums und deutete in einer Lücke der Zweige nach der Felswand.

Ein grimmiges Brummen und Schnauben ließ sich hören.

Der Trapper blickte erstaunt nach oben. In der glatten Felswand, an einer Stelle, über der ein starker Ast bis an das Gestein reichte, befand sich ein Spalt oder Loch etwa vier Fuß hoch und drei Fuß breit, das der Trapper bei früherer Untersuchung der Oertlichkeit gar nicht beachtet hatte, da einestheils das aus dem Felsen wachsende Moos und Kraut es größtentheils verdeckten, oder das Dunkel des Abends es versteckte, und er es selbst am Morgen, wenn er da Zeit zu einer weitem Untersuchung gehabt hätte, für eine der gewöhnlichen Klüftungen und Spalten der Felsen gehalten haben würde.

Die Spalte oder dieses Loch befand sich in der Höhe von etwas mehr als zwei Manneslängen, also etwa zwölf Fuß hoch vom Boden. Aus dieser Oeffnung aber schauten den Trapper zwei runde in grünlichem Feuer schillernde Augen an, die tief zwischen hellbraunen Haaren und über einem Rachen lagen, dessen spitze schwarze Schnauze sich von Zeit zu Zeit öffnete und eine Reihe von scharfen weißen Zähnen zeigte, die einen Eisenstab hätten zermalmen können.

»Alle Teufel,« rief der Kanadier – »das ist wahrhaftig ein Weißer Bär! Warum hältst Du mich ab, auf die Bestie zu schießen? Wir thun sonst eben so gut, uns den Apachen freiwillige auszuliefern, als noch länger hier zu warten, daß das Ungethüm herunterkommt.«

Der Indianer zog jedoch den Kanadier zurück. »Die Schielende Ratte möge herbeikommen,« sagte er zu dem Yankee, der sich – die Büchse in der Hand – bis an den äußersten Rand ihrer kleinen Festung geflüchtet hatte. »Comeo wird genügen, Wache zu halten gegen die Apachen.«

Meister Jonathan schlich zitternd heran, fortwährend nach der Felswand schielend. Die Thatsache, daß außer ihren grausamen Feinden, den Apachen, noch das schlimmste und gefährlichste Raubthier der Prairie und des Gebirges sich in ihrer Nähe befand, hatte all seinen Muth gebrochen. In der That ist der weiße Bär in jenen Gegenden der furchtbarste Feind, auf den man stoßen kann. Seine Wildheit und seine Kraft sind gleich groß. Er ist im Stande, mit einem Schlage seiner mit langen Klauen bewaffneten Tatzen einen Büffel zu Boden zu strecken, und ein Pferd in seinem Rachen fortzuschleppen. Seine Muskelkraft ist enorm. Dazu läuft er so rasch, wie ein Roß galopirt und selten entgeht ihm ein fliehender Feind. Daher gilt ein Kampf mit ihm und seine Erlegung als die größte Heldenthat unter den Indianern. Zum Glück kommt dies gefährliche Unthier nur selten vor und hält sich meist in den rauhern Felsgebirgen auf, es sei denn, daß er vom Hunger getrieben sein Lager näher an den Prairiesen in irgend einer Schlucht oder zwischen verwittertem Gestein aufgeschlagen hat.

Der junge Comanche stand an den Stamm der Eiche gelehnt, die Arme in einander verschlungen, so ruhig und gelassen da, während die beiden Männer zu ihm traten, als ob es

gälte, friedlich am Berathungsfeuer ihrer sichern Wohnungen irgend einen gleichgültigen Beschluß zu fassen, nicht als ob sie rings von den größten Gefahren umgeben wären.

»Was denkst Du von unserer jetzigen Lage, Jaguar?« frug der Trapper. »Ich meine, es wäre vollkommen genug gewesen an einem oder dem anderen dieser Gegner, nicht, daß sie uns beide über den Hals kommen. Wir müssen etwas rasch unsern Kampfplan fassen, denn der Bestie da oben kann es jeden Augenblick in den Sinn kommen, über uns herzufallen.«

»Der Bär wird warten, bis wir ihn angreifen!«

»Ja – wenn er noch kein Menschenblut geschmeckt hat, sonst möchte es doch nicht lange dauern. Nach dem Kopf der Bestie zu urtheilen, scheint sie eine der größten ihrer Art. Ich sollte meinen, wenn wir uns so nahe als möglich heranschlichen und zu gleicher Zeit Feuer auf sie gäben, könnten wir ihr vielleicht den Garaus machen.«

Der junge Mann legte mit einem stolzen Lächeln die Hand auf die mächtige Tatze, die er auf der Brust trug, da er mit der Kriegsmalerei seines Stammes auch jenen seltsamen Schmuck wieder angelegt hatte, den wir bei seinem ersten Erscheinen – auf der Plazzavon San Francisco – beschrieben haben.

»Ich habe gesehen, daß der Alte der Berge« – dies ist ein Name, den die Indianer dem grauen Bären zu geben pflegen – »sieben Kugeln im Leibe hatte, und nicht zu Boden fiel.«

»Wahr, wahr Jaguar, und Dein Tomahawk war es, der ihm den Rest gab.«

»Wenn die Apachen den Knall unserer Büchsen hören,« fuhr der Comanche fort, »ohne daß sie die Kugeln sehen werden sie glauben, daß wir uns unter einander tödten oder daß wir nicht mehr zu treffen vermögen. Sie werden neugierig sein wie die Raben und eilig herbeikommen.«

»Das ist richtig – aber was sollen wir thun? Es ist noch zu früh am Tage, um unsern ersten Vorsatz auszuführen, und den Versuch zu machen, uns durchzuschleichen.«

»Hat mein Vater die Felswand betrachtet unter der Wohnung des Alten der Berge?«

»Freilich – sie ist glatt und steil, und jetzt wissen wir auch, weshalb die Knochen von Hirschen und andern Thieren dort liegen. Die Bestie hat sie aus ihrem Schlupfwinkel fallen lassen.«

»Eisenarm,« fuhr der Comanche lächelnd fort, »hat sonst ein ziemlich gutes Auge. Hat er vielleicht die Spuren des Alten der Berge unter der Felswand auf dem Boden bemerkt?«

»Nein – das weißt Du so gut wie ich! Sie hätten uns unmöglich entgehen können, und das war es eben, was uns gestern Abend so verblüffte, daß wir zwar Knochen, aber keine Spur eines Raubthiers fanden.«

»Mein Vater ist ein alter Jäger,« fuhr der junge Mann fort. »Er weiß sehr wohl, daß der weiße Bär nicht auf die Bäume und glatten Steine klettern kann.«

»Gewiß – es ist die einzige gute Eigenschaft, welche die Natur noch diesem Viehzeug gegeben hat. Aber was willst Du damit sagen, Jaguar?«

Der Indianer hob ruhig seine Hand und deutete nach der Oeffnung. »Will mein Vater mir vielleicht sagen, wie der Bär dort hinein gekommen ist?«

Die einfache Frage ließ sofort dem Trapper ein Licht aufgehen. »Bei Gott, Jaguar,« sagte er aufgeregt – »Du hast Recht. Du bist der Klügste von uns Allen! Der Bär hat weder auf den Baum klettern können, noch an dieser glatten Wand in die Höhe. Die Bildung seiner Klauen erlaubt ihm das nicht, entgegengesetzt dem Talent aller andern Mitglieder der Bärenfamilie, die vortreffliche Kletterer sind.«

»Also?«

»Also muß die Höhle oder Spalte dort, wo er sich befindet, noch einen andern Ansgang oder vielmehr Eingang haben, einen Gang, der wahrscheinlich durch die ganze Felswand führt und ehrlichen Christenmenschen den Weg auf die andere Seite des Berges öffnen würde, von wo sie leicht den Apachen entkommen könnten und ob ihrer drei Mal so viel wären, wenn – wenn eben nicht die Bestie diesen Weg versperrte! – Wir müssen also mit ihr um den Besitz kämpfen und Du siehst, daß ich doch Recht darin hatte.«

»Mein Vater,« wiederholte der Indianer, »hat selbst zugestanden, daß der Knall unserer Büchsen die Apachen hierher locken würde, die Schwarze Schlange würde den Grund wissen wollen – ihr Geist ist wachsam. Warum wollen wir nicht einen unserer Feinde mit dem andern kämpfen lassen?«

»Wie meinst Du das, Jaguar?«

»Es ist sehr einfach. Mein Vater hätte es gewiß selbst gefunden, wenn nicht die Freundschaft zu mir sein Auge trübte. Eisenarm, die Schielende Ratte und Windenblüthe werden auf den Baum steigen, indeß der Große Jaguar hier unten bleibt und den Alten der Berge durch seine Künste so lange reizt und erzürnt, bis er sich aus seinem Schlupfwinkel herab stürzt, um ihn die Gewalt seiner Tatzen und Zähne fühlen zu lassen. Unterdeß werden mittelst der Aeste die Freunde Wonodongah's leicht die Höhle des Bären betreten und nach ihrem Ausgang eilen!«

»Aber Du, Jaguar – was geschieht mit Dir? Wir können Dich doch unmöglich der Gefahr aussetzen, während wir unsere Scalps in Sicherheit bringen!«

»Der graue Bär,« meinte der junge Mann, »ist plump wie ein Faulthier, wenn er auch rasch im Laufen ist. Bevor er sich von seinem Fall aufgerichtet hat und den Jaguar angreifen kann, wird dieser auf dem Baume sein und seinen Freunden folgen. Wenn die Apachen kommen, werden sie nur den Alten der Berge finden, bereit, sie zu umarmen!«

Der Jäger lachte vergnügt. »Wahrhaftig Junge, das geht, es ist ein vortrefflicher Gedanke. Ich möchte das lange Gesicht der Schwarzen Schlange und der andern Schurken ihres Gelichters sehen, wenn sie endlich heute Abend ihr Kriegsgeheul erheben und die Courage bekommen, unter diese Mooswand zu dringen und Nichts finden, als den Meister Urian und sein kräftiges Gebiß! – Laß uns ohne Zögerung an's Werk gehen, Comanche!«

»Mein weißer Vater ist also einverstanden mit dem Plan?«

»Gewiß! das heißt, da ich selbst mir den Vorderposten vorbehalten habe. Und da der Bär vielleicht eine Madame Bärin in seinem Lager zur Gesellschaft hat, so übernehme ich somit auch meinen Theil der Gefahr, sonst würd' ich Dir den Handel hier unten gewiß nicht allein überlassen.«

»Mein Vater spricht die Wahrheit. Er führt aber mit Recht den Namen Eisenarm. Wir wollen unsere Vorbereitungen beginnen!«

Die Verhandlung war mehrfach durch das Brummen und Schnauben des Bären unterbrochen worden, der den Hauptacteur dabei bilden sollte, ohne daß die beiden Jäger sich viel darum gekümmert hätten. Der Yankee hatte anfangs zitternd und mit Staunen der Berathung zugehört, aber sein Vertrauen wuchs schnell an der Ruhe und Sicherheit der beiden Männer und er theilte zuletzt sogar die Freude des Trappers auf die Ueberraschung der Apachen, bis die Bemerkung, daß sie leicht einem zweiten Exemplar seines Namensvetters – Braun – begegnen könnten, diese Stimmung wieder bedeutend bei ihm abkühlte. Er war daher sehr mit

der Anordnung einverstanden, oder führte sie vielmehr herbei, daß Windenblüthe die zweite Person in der Reihe sein und er ihr folgen sollte. Nachdem die geringen Vorräthe der kleinen Gesellschaft daher zusammengepackt waren, wurden Comeo und Jonathan auf die Aeste des Baumes spedirt, wo sie unterdeß die etwas vernachlässigte Ausschau nach den Apachen halten sollten.

Wonodongah hatte sein Gewehr dem Yankee zu tragen gegeben und nur den Tomahawk, das starke Bowiemesser, was seine frühere, im Schlafgemach des Grafen Boulbon zurückgelassene Klinge ersetzt hatte, den Bogen und eine der wollenen Decken zurückbehalten. Außerdem hatte er das Tuch des Mädchens von hochrother Farbe ihr abgenommen.

Der Trapper hatte einen aus Riemen geflochtenen Strick, der früher das kleine Packet, das Windenblüthe getragen, zusammengehalten hatte, um den untersten Ast geschlungen, um damit dem Comanchen im Augenblick der Gefahr das rasche Hinaufklettern zu erleichtern. Er fühlte jetzt, ob auch der Griff seines Messers ihm gut zur Hand, und reichte dann seine Rechte dem jungen Mann.

»Nun, Jaguar, ich denke, es ist Zeit. Ich weiß, daß wir uns auf Dich verlassen können, aber ich bitte Dich, nicht unvorsichtig Dich der Gefahr auszusetzen und den günstigen Augenblick nicht zu versäumen. Ich werde nicht eher ruhig sein, als bis ich Dich wieder hinter uns weiß!«

»Mein weißer Vater möge sich beruhigen – er selbst hat den gefährlicheren Theil erwählt.«

»Gut, gut, und brauchst Du ja etwa Hilfe, so rufe und ich werde sogleich bei Dir sein. Mach' es nicht zu arg mit Meister Petz, damit er sich hübsch höflich beträgt gegen unsere Freunde, die Apachen!«

Und vergnügt vor sich hin lachend über den Streich kletterte er auf den Baum, wo er noch einen Blick nach der Ebene warf. Es kam ihm zwar vor, als sähe er hinter ein Paar der Felsstücke, die näher zu dem Fuß des Hügels lagen, verdächtige Schatten, aber es konnte ihnen jetzt gleichgültig sein, ob die Apachen sich etwas mehr genähert hatten oder nicht und er traf sofort alle Anstalten, um den Augenblick zu benutzen, wenn der Bär in die Falle gegangen wäre.

Der Comanche hatte unterdeß seine Vorbereitungen getroffen. Er hatte die schwere Wolldecke über seinen linken Arm geworfen und Tomahawk und Messer derart in den Gürtel gesteckt, daß er den Griff leicht erfassen konnte. Er trat nunmehr an die Felswand unter die Oeffnung, aus welcher der Bär noch immer brummend herausschaute und begann allerlei Sprünge und Capriolen zu machen und mit dem rothen Tuch vor seinen Augen umher zu wehen.

Meister Braun schnaubte über diese Freiheit, die man sich mit ihm nahm, gewaltig auf und begann seine mit drei Zoll langen Klauen bewehrte Tatze herauszustecken und nach dem Tuch zu haschen. Da der Beginn der Regenzeit nahe bevorstand, hatte er sich vielleicht schon zu seinem Winterschlaf in der Höhle niedergelegt, oder war sonst durch das Knallen der Schüsse, den Rauch des Prairiebrandes oder den Geruch des bratenden Fleisches veranlaßt worden, aus der Tiefe seiner Höhle an die Oeffnung zu kommen, um sich umzuschauen, was es gäbe. Die Nähe und der Anblick der Menschen, die sein Gebiet eingenommen, hatte natürlich nicht dazu gedient, seine Mißstimmung, zu vermindern.

Die Drei auf dem Baum verhielten sich während der Zeit bewegungslos und hatten sich hinter dem Laub verborgen.

Der Comanche, nachdem er das Ungethüm so weit gereizt, trat jetzt einen Schritt zurück, spannte den Bogen und legte einen der beiden letzten Rohrpfeile, die ihm übrig geblieben waren, auf die Sehne. Er zielte sorgfältig und schnellte dann ab; der Pfeil traf sein Ziel und verwundete die Schnauze des Ungethüms, diese empfindliche Stelle der meisten Thiere. Der Bär stieß ein wildes Gebrüll aus drängte sich mit dem Vorderleib halb durch die Oeffnung und schlug wüthend mit den Pranken nach seinem Feinde, daß Zweige, Blätter und Moos umherflogen. Wonodongah schwang auf's Neue das rothe Tuch und reizte so das wüthende Thier immer mehr. Blut und heißer Brodem kamen aus der Nase und dem fletschenden Rachen und die grünen Augen des Ungeheuers funkelten wie Kohlen. Aber dennoch schien es keine Luft zu haben, seinen Schlupfwinkel zu verlassen.

»Nimm den zweiten Pfeil, Comanche und ziele nochmals auf die Schnauze der Bestie,« flüsterte der Trapper von oben her.«

Der Indianer warf das rothe Tuch vor seine Füße, ergriff den Bogen und legte seinen letzten Pfeil auf. Es war, als ob der Bär sehr wohl wisse, was ihn bedrohe, denn er versuchte, sich in die Höhle zurückzuziehen. Aber der Schütze war schneller als er, die Sehne klang und der spitze Pfeil traf wiederum die blauschwarze Nase des Thiers und drang diesmal so tief ein, daß er in der Wunde stecken blieb.

Der Bär stieß ein wüthendes Schmerzgeheul aus, stürzte sich vorwärts, versuchte vergeblich, sich an den Zweigen oder der glatten Felswand fest zu halten und plumpete schwerfällig auf den Boden nieder.

Er hatte diesen kaum erreicht, als auch der Trapper seinen beiden Gefährten ein Zeichen gab, ihm zu folgen, auf einen der untern Aeste dem Felsen möglichst nahe trat und sich mit Hilfe des obern Astes in die Felsenspalte schwang, in der er kopfüber verschwand. Das Mädchen warf noch einen Blick auf den Bruder und da sie sah, daß dieser bereits hinter dem Baum stand, den Strick in der Hand, folgte sie eilig dem Kanadier. Der Yankee schloß die seltsame Einfahrt in den Berg.

Eisenarm kroch zuerst, das Messer zwischen den Zähnen, und jeden Augenblick gewärtig, ein Zeichen von der Anwesenheit des zweiten Bären zu hören, auf Händen und Füßen vorwärts. Einige Schritte weiter hin erhöhte sich der Felsengang jedoch, so daß sie gebückt vorwärts schreiten, Wenn auch nicht sich umwenden konnten.

»Ist der Jaguar hinter Euch, Meister Schielaug?« frug ängstlich der Trapper.

»Ja, ja – es ist Alles in Ordnung,« erwiderte bebend der Yankee, denn er glaubte, einen seltsamen gellenden Ton hinter sich gehört zu haben, der ihm Furcht einjagte. »Um Himmelswillen macht vorwärts, die Luft ist erstickend in diesem Loch!«

Der Kanadier kroch und ging so rasch als möglich weiter, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil der Weg sich offenbar in die Höhe wand und häufig scharfe Steinecken, Knochen und Schmutz ihn noch schwieriger machten. Einmal glaubte er dicht vor sich ein anhaltendes Schnauben zu huren, und umklammerte den Griff seines Messers, bereit, sich auf die Bärin zu stürzen; aber er überzeugte sich bald, daß es das Rauschen von Wasser in einer benachbarten Felsspalte war, wahrscheinlich der Quelle, die am Fuß des Felsens hervorsprudelte. Dazu war der Geruch der Ausdünstungen und der Excremente der hier hausenden Raubthiere und der verfaulten Fleischreste ihrer Beute so durchdringend, daß eben nur die Nähe des Wassers und der Luftzug, der dieses begleitete, die Fortsetzung des Weges möglich machte. Endlich, nach etwa viertelstündigem Kriechen und Vorwärtsdringen zeigte sich in der

Ferne ein matter Lichtschimmer. Der Höhlengang erweiterte sich zu einer oben offenen Felsspalte, die hin und wieder einen schmalen Streifen des blauen Himmels zeigte und auf deren Grund der Bergquell aus hundert Regenrinnen zusammenrieselte. Keine Spur eines zweiten Raubthiers zeigte sich weiter, – noch hundert Schritt, und der Trapper trat aus der Oeffnung der Felsspalte auf ein kleines Plateau, zu dessen Füßen sich ein wildes, mit Steinblöcken und einzelnen Sträuchen und Bäumen bedecktes Thal ausbreitete.

Sie waren gerettet! – Mit einem dankbaren Blick zum Himmel, der ihnen so wunderbar seinen Schutz verliehen, wandte sich Eisenarm, indem er sein Messer wieder in die Scheide stieß, zurück zu seinen Gefährten, sie zu begrüßen.

Windenblüthe glitt aus der Felsspalte in's Freie – gleich darauf folgte keuchend der Yankee – – dann blieb die Oeffnung leer, – der Große Jaguar der Comanchen fehlte.

Das Mädchen stieß einen Schrei aus – mit einem Sprung stürzte der Trapper zurück zu dem Ausgang, indem er Brown rücksichtslos zur Seite stieß, und schrie den Namen seines jungen Gefährten in die gähnende Mündung hinein. Aber nur das Echo antwortete dumpf auf seinen Ruf!

Als der Bär aus seinem Felsenloch niederplumpte auf den Boden, brach er zwar den Pfeil ab, drückte sich die Spitze desselben damit aber noch tiefer in die Wunde und wälzte sich brüllend vor Schmerz einige Augenblicke auf dem Boden.

Es wäre dem Indianer offenbar leicht gewesen, während dieser Zeit zu entfliehen, und er hatte den Strick des Trappers auch bereits in der Hand, um sich empor zu schwingen, als er plötzlich an dem Stamm der Eiche wie gebannt stehen blieb und auf das wüthende Thier starrte.

Seine Augäpfel schienen sich förmlich zu erweitern, seine Nüstern blähten sich, der Mund zuckte, und ein stolzer Ausdruck flog über seine Züge.

Die ganze Lust der Jagd und des Kampfes kam über ihn, er dachte an den Ruhm, den es ihm bringen würde, zum zweiten Mal den gewaltigsten und gefürchtetsten Räuber der Prairie überwältigt zu haben, noch dazu diesmal allein, und alles Andere war vergessen.

Der Bär hatte sich jetzt aufgerichtet – seine funkelnden Augen hatten seinen Feind erblickt, und er kam langsam auf den Hinterbeinen mit erhobenen Tatzen und geöffnetem Rachen, aus dem Geifer und Blut floß, auf ihn zu. Das Thier war eines der größten seiner Art und sein Anblick wahrhaft furchtbar.

Es war zu spät jetzt zur Flucht, auch wenn der Comanche hätte entfliehen wollen. Aber er dachte nicht im Entferntesten daran. Er ließ den Strick fallen, seine Muth und Entschlossenheit sprühenden Augen begegneten mit magischer Gewalt denen des Thieres, seine Rechte hatte das schwere Bowiemesser aus dem Gürtel gerissen, die Linke faßte die wollene Decke, und indem er mit einem Sprung auf das Thier zustürzte, warf er die Decke ihm über den Kopf, bückte sich tief und stieß das Messer bis an's Heft in den weißlichen Bauch des Ungethüms.

Zwei Mal mit Blitzesschnelle wurde der Stoß wiederholt, während der Bär noch sich aus den Verwickelungen der Decke los zu machen strebte, dann fiel das Thier mit seiner ganzen Schwere über den kühnen Jäger her und warf ihn zu Boden. Einige Augenblicke wälzten sich Bär und Mann auf der Erde in wüthendem Kampf. Wieder und wieder tauchte sich das Messer in den Leib des Ungethüms, aber dessen Klauen und Zähne hatten auch furchtbar den jungen

Mann zerfleischt, und als die Tatzen des Bären ihn jetzt umfaßten und ihn wie in einem eisernen Schraubstock zusammen preßten, fiel sein blutender Arm herab, das Messer entglitt den sich öffnenden Fingern und sein Kopf sank hinten über, indem seine sich schließenden Augen mit einem letzten Blick den rothen Rachen mit den grimmigen Zahnreihen weit geöffnet über sich sahen.

In diesem Augenblick glänzte Etwas durch die Luft, ein krachender Schlag erfolgte und wiederholte sich, und das Gehirn des Ungethüms spritzte mit seinem Blut ihm in's Gesicht. Während die Tatzen des Bären sich lösten, sank der Comanche zu Boden und sah wie im Traume um sich eine seltsame Scene, ehe er das Bewußtsein verlor.

Ueber dem todten Thier stand ein Indianer von mächtiger Gestalt und bereits über die mittleren Jahre des Lebens hinaus, wie die grauen Haare seines Schopfes zeigten, von dem zwei Adlerfedern nieder flatterten. Die Züge seines Gesichts, bedeckt mit der Kriegsmalerei der Gilenos, waren rauh und finster, seine rechte Hand, jetzt ruhig an seiner Seite herabhängend, hielt einen schweren Tomahawk umfaßt, von dessen scharfer Klinge das Blut und Gehirn des Ungeheuers herabtropfte. Auf seiner Brust aber trug der riesige Wilde denselben Schmuck wie der junge Häuptling der Toyahs, eine Kette von Zähnen und Klauen, in der Mitte mit der Tatze eines derselben Thiere, wie er so eben erlegt.

Rings umher aber, auf ihre Speere oder Karabiner gestützt, stand ein Kreis dunkler, drohender Gestalten, mit blitzenden Augen und Unheil verkündenden Mienen.

Der grimmige Indianer erhob seine Hand und deutete spöttisch auf das erlegte Thier. »Der Graue Bär der Apachen,« sagte er – »ist ein großer Häuptling! Die Toyahs sind seine Hunde – der Große Jaguar der Comanchen ist ein Knabe, wenn es den Kampf von Männern gilt. Sein Schmuck ist eine Lüge – *Wonodongah* ist unter dem Fuß seines Feindes!«

Ein gellendes Siegesgeschrei der Apachen weckte das Echo des Felsens bei der Nennung dieses Namens, der ihnen jetzt erst kundgab, welcher entschlossene und gefürchtete Gegner ihrer Nation in ihre Hände gefallen war. Das Echo dieses Siegesgeheuls war es, das den Yankee auf der Flucht durch die Felshöhle erreichte und ihn mit einer Lüge vorwärts jagte. –

FRANZOSE UND ENGLÄNDER.

(Fortsetzung.)

Der auf die Ankunft der Sonora-Expedition folgende Tag war in gleicher Weise mit offenen und geheimen Vorbereitungen der beiden Parteien vergangen, wie der Nachmittag vorher. Der Gouverneur von San José hatte es – offenbar absichtlich – noch immer versäumt, sich um die Unterbringung und Verpflegung der Expedition zu bekümmern, die entweder auf den Straßen oder dem Hafenplatz campirte oder in den Schänken und den gastfrei geöffneten Wohnungen lagerte.

Juarez ist kein Soldat, er ist nie Soldat gewesen und führte den militärischen Titel bloß aus jener Eitelkeit, die in den amerikanischen Republiken die Obersten und Generale wie Pilze aus der Erde schießen läßt und die beste Kritik der republikanischen Ueberhebung ist! Er war in früheren Jahren Advokat in Veracruz und begann seine diplomatische Karriere in den Wirren unter Santa Anna. Ehrgeizig, grausam, neidisch, hinterlistig und schlau, dabei zäh, ausdauernd und nicht ohne Muth, haßte er eigentlich den Stand des Soldaten ebenso wie die spanische Race, ja alle Fremden, und schmeichelte ihm nur, wo er desselben zur Ausführung seiner Pläne bedurfte.

Seine spätere Laufbahn in den Kämpfen mit Miramon bis zur Gegenwart hat diese Charakterzüge bestätigt und immer mehr hervortreten lassen und bestärkt. Indianer seiner Abstammung nach, hatte eben nur der Beschluß des Senates der Staaten Sonora und Chihuahua, in dem die Haciendero's und die Kaufleute den überwiegenden Einfluß auf die Centralregierung übten, ihn genöthigt, dem Engagement der Expedition des Grafen Boulbon zuzustimmen. Er ahnte, daß die Politik des Präsidenten in Mexiko und der spanischen, das heißt der konservativen Partei – wenn man sie in jenem Lande so nennen kann, – noch ganz andere Zwecke damit verbarg.

Wir wissen bereits, daß er außerdem auch einen persönlichen Groll gegen Don Estevan, das bedeutendste Mitglied der spanischen Partei hegte, einen Groll, der durch die Erklärung der Verlobung der Donna Dolores mit dem Anführer der Expedition nur noch vermehrt werden konnte.

Aber obschon der Gouverneur von San Guaymas sich fern hielt von der eigentlichen Hafenstadt, wuchs in dieser im Laufe des Tages das Leben doch in ganz auffallender Weise.

Verschiedene Freunde Don Estevan's, begleitet von einer stattlichen Cavalkada ihres Haushalts, trafen ein, je nachdem die Entfernung ihrer Wohnsitze von San José; eine nähere oder größere war. Sie fanden in dem Hause des reichen Haciendero, wenn auch nicht Unterkommen, so doch die gastfreieste Aufnahme. Die Versammlung wuchs dort von Stunde zu Stunde, und der französische Graf, der durch das bourbonische Blut eben so gut Spanien angehörte, war der Löwe des Tages.

Auch in den untern Schichten der Bevölkerung fand ein lebhaftes Zuströmen von außerhalb statt; – hier aber schien der Einfluß der demokratischen Partei die Oberhand zu haben. Während die Vaquero's, die Jäger und Bediensteten der Hacienda's offenbar zur aristokratischen Partei, das heißt zur Partei ihrer Herren standen, war das Nämliche nicht mit den niedern Peons, den Arbeitern von indianischer Abkunft der Fall, die, von der Neugier oder einem geheimen Einfluß getrieben, aus der Umgegend zahlreich herbeiströmten. Gegen Abend traf sogar eine Schaar der Bergleute von Cochino ein, durch ihre Wildheit und Grausamkeit berüchtigt und gefürchtet. Soldaten kamen, nicht in Cadres, sondern einzeln, oder in Trupps, aber mit voller Bewaffnung, wie von Müßiggang und Neugier getrieben von San José herüber und verstärkten im Stillen die Garnison des Forts.

Von alle diesen Anzeichen erhielten natürlich der Senator und Graf Boulbon genauen Bericht; – es schien danach gewiß, daß es am andern Tage zu einem Streit, vielleicht zu einem Kampf der Parteien kommen werde.

Der Graf hatte seine Schaar, die Haciendero's, ihre Diener und die französischen und spanischen Kaufleute; – der Gouverneur seine Soldaten, die Peons und Bergleute, die englischen und amerikanischen Kaufherren und das Fort.

Er war also im Vortheil und es kam darauf an, für wen sich die Bevölkerung des Hafens entscheiden würde.

Don Estevan war überaus unruhig; der Graf vertraute mit seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit dem Zufall und seinem Glück. Eine ganz andere Sorge, als die um den Ausgang eines etwaigen Kampfes hielt seine Stirn gefurcht. Es hatte all' seiner Ueberredungsgabe, all' seines Einflusses bedurft, um während der Stunden der Nacht Suzanne, wenn nicht zu überzeugen,

doch zu überreden daß die Verbindung mit der reichen und vornehmen Mexikanerin unbedingt nothwendig für seine Pläne und seine Zukunft sei und daß er diese Zukunft suche, um damit auch die ihres Kindes zu gründen.

Die Schauspielerin hatte zwar nie darauf gerechnet, daß der Graf sie zu seiner Frau erheben würde; sie hatte vorausgesehen, daß er über kurz oder lang eine seinem Range und seiner Abkunft angemessene Verbindung schließen werde. Aber als der Augenblick da war, als die Wirklichkeit eintreten sollte, gewann das Gefühl des Frauenherzens den Sieg und ließ ihren leidenschaftlichen Schmerz hervorbrechen. Sagen wir es sogleich, – es war weniger die Heirath, welche diesen Schmerz hervorrief, als die Eifersucht auf die Person der Spanierin und die Huldigung welche der Graf dieser so offen vom ersten Augenblick an bewiesen hatte.

Nur durch das feierliche, mit seinem Ehrenwort bekräftigte Versprechen, sie in keinen Verhältnissen von sich zu entfernen, konnte der Graf, nachdem alle Versuche, sie zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen, vergeblich geblieben waren, sie beruhigen und zur Beibehaltung ihrer bisherigen Rolle und Tracht vermögen.

Die Ansichten der mexikanischen Bevölkerung über die Verhältnisse der beiden Geschlechter sind zwar ziemlich frei und ausgedehnt, aber der Graf kannte genügend den Stolz der Donna Dolores, um nicht zu wissen, daß sie als Verlobte und Frau doch niemals eine Nebenbuhlerin neben sich dulden werde.

Um Mittag hatte der Kreuzträger, wie ihm aufgetragen worden, dem Grafen Bericht über den Zustand des Forts gebracht. Man hatte ihm zwar verweigert, das Innere zu betreten, aber der alte Jäger und Wegweiser wußte durch seine scharfe Beobachtungsgabe ziemlich eben so viel, als wenn er hinein gekommen und in allen Winkeln herumgekrochen wäre.

Das Fort bestand danach aus schlecht gehaltenen Erdwällen mit Brustwehr und einem Graben davor, im Innern ein Blockhaus und einige mehr hüttenartige Gebäude für die Besatzung zum Schuß gegen die Sonne und zum Nachtlager, die Bewaffnung aus vier eben so schlechten Kanonen, von denen zwei nach der Seeseite, zwei nach dem Lande gerichtet waren.

Aber der Kreuzträger hatte bemerkt, daß man im Laufe des Tages auch den beiden ersteren die letztere Richtung gegeben hatte.

Man fürchtete also eine Gefahr von dem Lande her, nicht von der See.

Dieser Umstand gab dem Grafen zu denken, da doch die beiden Schiffe der Expedition noch im Hafen lagen und man noch nicht Zeit gehabt hatte, die beiden kleinen Kanonen, die er von San Francisco mitgebracht, an's Ufer zu bringen.

Die Geschütze des Forts waren mit Kartätschen geladen worden, diesen Umstand hatte Diego Muñoz berichtet, dessen neue Geliebte die Tochter eines der Sergeanten der Besatzung war und ungehindert ein- und ausging.

Nach den Angaben des Kreuzträgers entwarf der Graf einen rohen Plan des Forts. Dann wandte er sich an ihn mit der offenen Frage, auf welche Weise er glaube, daß – im Fall eines Zwiespalts – man sich am Leichtesten dieser Position bemächtigen könne? Die beiden Männer beriethen länger als eine Stunde mit einander.

Ueber all' diesen Beschäftigungen war der Abend herangekommen.

San Fernando Guaymas war so belebt wie seit langer Zeit nicht; die Männer der Expedition, Peons, Vaquero's, Soldaten, Matrosen, – die ganze Bevölkerung des Hafens drängte lustig durch einander – überall Gesang, Spiel, Trinkgelage, Tanz und Zänkerei.

Daß es auch an der Letzteren nicht fehlte, dafür bürgte der Nationalcharakter der verschiedenen Mitglieder dieser bunten Gesellschaft fast aus allen Ländern der Erde.

Auf dem großen freien Hafenplatz brannten wieder die Feuer, um die sich viele der Abenteurer gelagert hatten. An einem derselben hatten der Methodist und sein würdiger Freund aus Kentucky aus einer Tischplatte und einem grünen Vorhang unter freiem Himmel eine Spielbank improvisirt, um die sich bald die Bewohner der Stadt und die fremden Landleute drängten, da Ehren-Hesekiah eine stattliche Reihe kleiner Ledersäckchen vor sich aufgestellt hatte, nach seiner Angabe sämmtlich mit Goldkörnern aus den Placero's des Sacramento gefüllt. In der That hatte Master Slong vor den habgierigen Augen der Vaquero's und Soldaten auch eines der Säckchen, das er absichtslos aus der Mitte heraus zu greifen schien, geöffnet, und siehe da, sein Inhalt – oder wenigstens die obere sichtbare Schicht – bestand wirklich aus veritablen Goldkörnern.

Der Ruf von dieser Probe hatte sich blitzschnell verbreitet, und es hätte in der That dabei nicht erst des Plakats bedurft, das die Industrie des Methodisten aus einem großen Papierbogen an einer Stange befestigt während des Tages beschafft hatte, und das die bescheidene Inschrift trug:

Slong, Meredith und Comp.,
Erste Bank der Goldminen von Californien!
Kapital 10,000 Unzen
laden die Caballero's von San Guaymas
höflichst ein, ihr Glück zu versuchen
mit Karten und Würfeln.

»Da die Expedition Sr. Hoheit Excellenz des berühmten Generals Don Aimé Grafen von Boulbon schon morgen aufbricht, um die furchtbaren Indianer des Rio Gila zu bekämpfen, können den geehrten Caballero's und Gentlemen nur baare Einsätze oder Darlehen auf Werth gestattet werden.«

Diese Clausel war vielleicht sehr nöthig und zeigte von der Vorsicht des Master Slong. Es war bei dem verlockenden Reichthum der Bank der Herren Slong, Meredith u. Comp. nur merkwürdig, daß die besagte Expedition außer zur Bekämpfung der Indianer nach ihrem ersten Programm auch zur Aufsuchung des berühmten Schatzes der Azteken auszog, und daß von den dreihundert Kameraden der Herren Slong u. Meredith, die denn doch auch meistens ausgepichte Spieler waren und das Gold in jeder Form sehr liebten, kein Einziger sein Heil an dem grünen Tische versuchen wollte, sondern daß sich Alle sehr entfernt von der hochachtbaren Compagnie hielten und lieber ihr Glück und ihr Geld der Spielbank zuwendeten, welche etwa hundert Schritt entfernt ein spekulativer Chinese zugleich mit einem Ausschank von Gin, Grogk und Pulque aufgeschlagen hatte.

Das hinderte aber wie gesagt nicht, daß die Bewohner von San Fernando und die Fremden in Menge den Spieltisch der California-Firma umlagerten und ihre Piaster und Dublonen gegen die Goldsäcke der Herren Slong u. Meredith einsetzten.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß sie ihre Dublonen und Piaster verloren.

Der Kentuckier war erst kurz vor Eröffnung des Spiels seiner Strafhaft entlassen worden, die er sich durch die zu große Gefälligkeit für seine Freunde zugezogen hatte. Er hatte neben seinem Geschäftsfreund Slong Platz genommen und machte, von dessen Augen bewacht den

Croupier, während ein Revolver vor ihm auf dem Tisch und ein zweiter in seinem Gürtel bewiesen, daß er seinerseits wieder die Spieler überwachte. Ueberdies befand sich zu diesem Zweck noch einer der beiden englischen Matrosen, die zugleich mit ihnen in die Sonora-Compagnie getreten waren, am Tisch. Jack war ein handfester Boxer erster Sorte, machte keinen Anspruch auf Theilung des Gewinnes oder nähere Einsicht in den Geschäftsbetrieb der Bank und begnügte sich mit dreifacher Grogk-Ration gegen die Verpflichtung, bei entstehendem Streit seine Fäuste auf Seiten der Herren Slong, Meredith u. Comp. zu brauchen.

Die beiden Kreise um die zwei Spieltische boten ein überaus buntes und belebtes Bild, jeder init verschiedenen Szenen und in einer Unterhaltung aus zehnerlei Sprachen. Die Erhitzung der Spieler stieg immer höher und es gehörte alle Schlaueit der Bankhalter dazu, um durch den geschickten Wechsel von Gewinn und Verlust, wenn auch nicht die Meinung der Verlierenden, so doch die des Publikums für sich zu behalten und doch einen Gewinn von tausend Prozent zu machen.

Um den Tisch des Master Slong unterschieden sich in diesem Augenblick namentlich zwei Gruppen.

Die eine bestand aus etwa zehn oder zwölf Männern von verschiedenem Alter, schlanken aber sehnigen Figuren, geeignet, jeder Anstrengung und Mühseligkeit zu trotzen, mit sonnegebräunten offenen Gesichtern und fast ganz in Leder gekleidet, denn es waren Vaqueros der benachbarten Hacienda's. Aus ihren mit schweren Sporen belasteten Stiefeln ragte der Horngriff des in dem Knieband steckenden langen Messers hervor, das ihnen jedenfalls eine liebere Waffe war, als das Machete, welches jetzt an ihrem Gürtel zum Theil ohne Scheide hing. Einige hatten sogar der gewohntesten Waffe nicht entsagen können und trugen auf der andern Seite dieses Gürtels an einem eisernen Haken befestigt einen sorgfältig zusammengerollten Lasso, als wären sie jeden Augenblick bereit, sich in den Sattel zu schwingen und die gefährliche Leine nach dem Gegner – sei es Mensch oder Thier – durch die Luft sausen zu lassen. Es waren sämmtlich muntere lustige Bursche, die ihre Piaster mit Anstand und Sorglosigkeit verloren, denn das Geld kümmerte sie wenig, da für ihre Bedürfnisse der Haciendero sorgen mußte und in der Prairie das Geld ihnen ohnehin von keinem Nutzen war. Obschon mehrere von ihnen einen Weg von zehn und mehr Leguas zu Pferde an diesem Tage zurückgelegt hatten, bemerkte man doch an Keinem Spuren der Müdigkeit. Sie scherzten mit den zwischen den Männern stehenden Manola's, gaben ihnen Silberstücke zum Spielen oder tauschten einen Theil ihres zufälligen Gewinnes mit ihnen für ein Lächeln, eine Blume oder ein Scherzwort.

Die Gruppe, den Vaquero's gegenüber, war ganz das Gegentheil der muntern stattlichen Burschen: finstere wilde Gestalten in dunkler vernachlässigter Kleidung mit buschigem Haar und rauhem ungekämmtem Bart. Ihr Auge hatte etwas Unheimliches, Lichtscheues, während es doch in der Leidenschaft des Spiels von einer Wuth funkelte, die erschrecken mußte; ihre Gestalt zeigte etwas Gedrücktes, Sieches, aber dennoch verkündete das nervöse Spiel der Hand, das Zucken der Finger bei jeder Gelegenheit nach dem Holzgriff ihres langen – entgegengesetzt der Gewohnheit der Vaquero's – im Gürtel getragenen Messers, daß sie schlimme Gegner in einem Streit sein würden. Die Gesichtsbildung erinnerte größtentheils an ihre indianische Abstammung, doch fand sich auch der verkommene verwilderte Typus jeder andern Nationalität unter ihnen; denn es war ein altes hergebrachtes Recht, daß auch

der schlimmste Verbrecher in den Bergwerken – und aus den Bergleuten von Cochino bestand die Gesellschaft – Aufnahme und Schutz fand. Während die Vaquero's mit der Manier von Caballero's ihr Geld verspielten und verloren, folgten die Männer der Tiefe mit gierigem Blick jedem Piasterstück, das die gewandte Hand des Kentuckiers in die Kasse strich, und ihre Augen ruhten so begehrllich und bedeutsam darauf, daß Slong sich besorgt nach seinem Trabanten umschaute.

Master Jack trank eben behaglich sein sechstes Glas Grogk. Die breiten Fäuste des Matrosen, die einen Ochsen ohne Beil hatten zu Boden schlagen können, beruhigten ihn einigermaßen.

»Zum Spiel, zum Spiel, Señores! Der Herr der himmlischen Heerschaaren wird so vortrefflichen und tugendhaften Caballero's sicher nicht seinen Beistand versagen und ihnen die glücklichen Karten zeigen!«

Eine der Manola's, ein hübsches Mädchen in ihrem koketten Kleide von gelber Seide mit der blaugestreiften Mantille um das kecke Gesichtchen, war zufällig oder absichtlich zwischen die Gesellschaft der Bergleute gerathen. Einer derselben, ein mürrischer schielender Bursche mit einem fast bis auf die Brauen herabreichenden Haarwuchs hatte so eben zehn Dublonen von der Bank gewonnen, da bei dem besorgten Blick auf seine Kasse und die steigende Leidenschaftlichkeit der Bergleute die geschickte Hand des würdigen Methodisten die Volte falsch geschlagen hatte.

Das Mädchen wandte sich an den Gewinner.

»Señor Minero«¹ sagte sie – »ich hoffe, Ihr werdet einer Dame, die Euch Glück gebracht hat, eines oder zwei dieser Goldstücke verehren, um sich einen neuen Rebozo zu kaufen. Der englische Kaufmann drüben an der Ecke hat eine Sendung wunderschöner mit Silber gestickt erhalten.«

Der Angeredete schob mit einer groben Bewegung die zierliche Hand zurück, die sich ihm zugewandt und warf, nur auf das Spiel erpicht, die verlangten zwei Dublonen auf eine Karte.

»*Va en hora mala*² Dirne, Du störst mich im Spiel! Komm nachher wieder – Du scheinst mir hübsch genug für eine Nacht!«

»*Pu*, Sennor! Sie sind kein Caballero!«

Der Bergmann hatte die zwei Dublonen verloren – in dem Eifer, sie wieder zu erlangen, setzte er den Rest seines Gewinns auf die nächste Karte.

»Heda, kleine Concepcion!« rief ein Vaquero von der andern Seite des Tisches, – »dieser Señor *grunidos*³ behandelt Dich nicht, wie eine so hübsche China verdient. Komm zu mir, und Du sollst Deinen neuen Rebozo haben!«

»Mit Vergnügen, Señor, ich sehe, daß Sie ein ächter Caballero sind, was man nicht von Jedem der hier Anwesenden sagen kann!«

In diesem Augenblick zog der Kentuckier die acht Goldstücke des Minero ein und dieser wandte sich mit einem wilden Fluch zu dem Mädchen.

»Du wirst hier bleiben, Dirne, ich will es!«

¹Bergmann.

²Geh' zum Teufel.

³Brummbär.

»*Quita, allá*,¹ Señor, – ich bin ein freies Mädchen! Sie benehmen sich wie ein Gassenkehrer!«

Der wilde Bergmann hob die Faust zu einem Schlage, aber der neue Ritter der Manola sprang mit einem Satz, der den Geldhaufen und die Einsätze durch einander warf über den Tisch und mitten hinein in die Gesellschaft.

»*Pasito, pasito*, Señor Minero!« – sagte er, sich vor das Mädchen drängend. »Sie scheinen vergessen zu haben, daß diese Dame bereits meine Einladung angenommen hat und sich daher unter meinem Schutz befindet. Ihre Hand Señor, würde danach gegen mich erhoben sein!«

»Ich werde mir den Teufel daraus machen!«

»Señores, Señores – ich beschwöre Sie, keinen Streit hier!« schrie der Bankhalter. »Master *Roberton*« – dies war der Name des Matrosen, – »seht zu, daß diese Caballero's ihren Zank an einer andern Stelle abmachen. Master Meredith – halten Sie die Kasse fest!«

Die ängstlichen Vorsichtsmaßregeln des Methodisten hätten aber vielleicht wenig genützt, denn die Bergleute griffen bereits nach ihren Messern und ein blutiger Kampf wäre entstanden, wenn nicht eine schwere Faust den zornigen Minero zur Seite geschoben hätte.

»*Damnation!* Was soll der Lärmen, Bursche?« sagte eine rauhe Stimme auf Englisch. »Habt Ihr keine Fäuste, um Euren Streit wie ehrliche Kerle auszumachen, statt mit den Spicknadeln da gleich zur Hand zu sein? Ich will nicht *Tom Watson* heißen und der erste Steuermann der »Najade« sein, wenn ich nicht Jeden zu Boden schlage, der es wagt, die Hand mit einem Messer zu erheben!«

Es war die derbe Gestalt eines englischen Seemann's, die sich zwischen die Streitenden geschoben hatte. In der That war es der Steuermann des Schiffes Lord Drysdale's, der mit einer Anzahl seiner Matrosen an's Land gekommen war, um sich hier zu amüsiren, und dabei zufällig den Streit unterbrach.

Jack Roberton, der von der Kompagnieschaft engagierte Klopffechter war sogleich dabei. Er streckte dem Landsmann die Hand – die mehr einer Tatze glich, – entgegen.

»Gott soll mich verdammen, alte Seerate, wenn Ihr nicht zur rechten Zeit kommt! Ich hätte mich mit dem Gesindel wahrhaftig allein herumschlagen müssen. So – gebt Eure Pfote her, – und nun wollen wir sehen, wer hier zu mucksen wagt!«

Der Steuermann sah ihn groß an. »Heda, Bursche, wer seid Ihr denn eigentlich, daß Ihr so mir Nichts, Dir Nichts Tom Watson's Hand und Beistand haben wollt?«

»*Goddam* – eine Seerate wie Ihr,« meinte Jack. »Braucht Euch nicht zu sträuben, bin ein ehrlicher Kerl und liebe vielleicht nur ein wenig zu sehr den Grogk!«

»So? und von welchem Schiffe seid Ihr denn?«

»Ja, Kamerad,« sagte Jack nicht ohne einige Verlegenheit – »zu einem Schiffe gehöre ich gegenwärtig nicht. Ich war mit der »Jane Eyre« drüben nach San Francisco, gekommen, und da sie mir so viel von der Sonora-Expedition erzählten und dem Gold, das da in Haufen zu Tage liegen soll, so habe ich mich anwerben lassen, ich und Will Burns, und jetzt helfe ich hier Master Slong diese spitzbübischen Mexikaner beim Spiel in Ordnung halten!«

»*Damned!* Ihr und Will Burns seid also von Eurem Schiff davon gelaufen?«

»Nun – meinetwegen, wenn Ihr's so nennen wollt! Es thun's Viele, die zu den Goldgräbern in die Placers gehen!«

¹Pfui.

»Und Ihr landläufiger desertirter versoffener Hurensohn wagt es, dem Steuermann der »Najade« Eure schmutzige Tatze entgegenzustrecken?« sagte der Seemann. »Da, nehmt das, Ihr Schuft, für Eure Frechheit!«

Und er versetzte Meister Jack einen Faustschlag zwischen die Augen, daß dieser lang zu Boden gestürzt wäre, wenn er nicht auf den wilden Bergmann gefallen, dessen Streit diese Zwischenscene unterbrochen hatte.

Der Minero war keineswegs in der Laune, dies geduldig zu tragen. Er ließ den Griff seines Messers fahren, faßte den Matrosen und stieß ihn unsanft zurück. »Verfluchter englischer Ketzler,« sagte er – »was mengt sich das Schwein in unsern Streit?!«

Jack schaute einige Augenblicke ziemlich verblüfft bald auf seinen Landsmann, dessen Schlag ihn vollkommen nüchtern gemacht hatte, bald auf den Minero; da er aber den Bulldoggenmuth der untern englischen Klassen besaß, hatte er sich bald gefaßt und ballte wild die Fäuste, bereit, sich auf Einen oder den Andern zu stürzen.

Die Sache sollte aber einen ganz andern Ausgang nehmen und zwar durch den Steuermann der Najade.

Dieser hatte mit sehr großem Mißfallen das Benehmen des Minero bemerkt.

»Hollah Bursche, Ihr dort mit dem Hundegesicht und der schäbigen schwarzen Jacke,« schrie er – »wie könnt Ihr Euch unterstehen, einen englischen Seemann zu stoßen und zu schimpfen? Glaubt Ihr, weil ich, Tom Watson, Steuermann des Fregattschooners Najade, diesem Gentleman eine verdiente Züchtigung versetzt habe, daß so ein zwiebelfressender gelbhäutiger Maulwurf wie Ihr einen Engländer anrühren darf? Auf die Knie, Bursche, und bittet hübsch den Mann hier um Verzeihung, wenn Ihr nicht windelweich geschlagen werden wollt!«

»*Carrajo!* ich denke nicht daran!« kreischte der Mexikaner. »Bleibt mir vom Leibe, Señor, wenn Ihr nicht mein Messer in Eurem ungeschlachten Leibe fühlen wollt. Ihr habt diesen Mann auf mich gestoßen und er hätte mich zu Boden gerissen, wenn ich ihn nicht zurück geworfen!«

»Als ob das etwas Besonderes wäre, Ihr erdedurchwühlender Schuft, wenn Ihr Euren schmutzigen Sand geküßt hättet, den Ihr ein Land zu nennen beliebt. Ich habe Euch gesagt, daß Ihr Jack Theer um Verzeihung bitten sollt um der Ehre von Alt-England willen!«

»Hipp! hipp! Hurrah!« schrie der Matrosenhaufe hinter ihm. »Ihr habt Recht, Steuermann Watson!«

»Señor,« sagte zähneknirschend der Minero, indem er sich mit einem auffordernden Blick nach seinen Gefährten umsah, die sich – die Hand am Messer, um ihn drängten – »ich warne Euch, Ihr sucht Händel mit mir!«

»Merkst Du das jetzt erst, Maulaffe? Da – nimm das für Deinen Bratspieß!«

Und er ergriff eine Handvoll der Ledersäckchen, welche die Bank der Herren Slong, Meredith u. Comp. so prahlerisch auf den Tisch gestellt hatte, und schleuderte sie dem Bergmann in's Gesicht.

Der würdige Bankhalter hatte sofort beim Beginn des Streites die baaren Gelder und das Säckchen mit den verlockenden Goldkörnern in seine weiten Taschen in Sicherheit gebracht, es aber nicht verhindern können, daß von diesem andern Theile seines Reichthums ein so gewaltsamer Gebrauch gemacht wurde.

Als dies nun geschah, drückte er sich rasch in die Menge und verschwand, seine Goldsäcke und seine beiden Compagnons im Stich lassend. Die Ursache wurde auch alsbald klar, denn während die meisten der Minero's ihren beleidigten Anführer einstweilen im Stich lassend, sich auf die drei oder vier zu Boden gefallenen Säckchen warfen und sich darum balgten, war das eine, das die Stirn des Minero mit aller Kraft getroffen, geplatzt und hatte sein Gesicht und seine Brust – nicht mit Goldkörnern – sondern mit ganz gewöhnlichem Kiessande überschüttet.

Die Vaquero's und Mehrere der Umstehenden brachen in ein schallendes Gelächter aus, das den Minero noch wüthender machte, und wie ein Panther mit vorgestrecktem Messer sprang er auf seinen Gegner los und that einen wüthenden Stoß nach ihm.

Die Klinge hätte sicher den Steuermann der Najade bis an das Heft durchbohrt, wenn Jack Robertson, der desertirte Matrose, nicht den Arm des Mexikaners mit einem kräftigen Faustschlage zur Seite geworfen hätte. So schrammte die Klinge den Steuermann nur an der Schulter und der Minero, das Gleichgewicht verlierend, da er keinen Widerstand fand, stürzte selbst zu Boden.

»Brav gemacht, Jack,« schrie der Steuermann, »bist doch ein besserer Kerl als ich dachte! Tom Watson bittet Dir den Schlag ab. Und jetzt Gott verdamme ihre schielenden Augen, auf sie Bursche und gebt ihnen eine Lection!«

Der Tisch mit den Lampen und Laternen wurde umgeworfen, die China's¹ flüchteten schreiend aus dem Gedränge, und eine wilde Schlägerei entstand, in der zwar Anfangs die Faust und Kraft der britischen Seeleute die Oberhand hatte, bald aber den Messerstichen und der Uebermacht der Minero's, zu denen sich rasch ein Theil des Publikums gesellte, weichen mußte. Sie suchten sich jetzt mit Allem, was sie ergreifen konnten, Tischbeinen, Brettern, Holzscheiten und dergleichen zu bewaffnen, womit sie sich auf das Tapferste wehrten, waren aber dennoch gezwungen, sich zurückzuziehen.

In der Nähe nach dem Strande zu, wo ihr Boot lag, befand sich das Comtoir und das Lagerhaus eines englischen Kaufmanns, desselben, an den die Najade consignirt war. Die Matrosen hatten oft dort verkehrt und es war daher sehr natürlich, daß sie hierher ihren Rückzug nahmen, in der Hoffnung, dort Schutz oder wenigstens bessere Waffen zum Widerstand zu finden. Das Comtoir war verschlossen, der Eingang des Lagerschuppens jedoch geöffnet, da mehrere Arbeiter und Lasträger unter der Aufsicht eines Commis wegen einer dringenden Verpackung von Waaren, die mit einem am andern Morgen absegelnden Schiff noch versendet werden sollten, darin beschäftigt waren. Hier, an dem Eingang faßten die britischen Matrosen, von denen Einer, durch einen Messerstich in's Herz getroffen, todt auf dem Platz zurückgeblieben und zwei andere leicht verwundet waren, auf's Neue Posten, bewaffneten sich mit einigen Eisenstangen, die in der Nähe standen, und wurden durch die Arbeiter und Lasträger verstärkt, welche der für seine Waaren besorgte Kaufmann ihnen zu Hilfe sandte.

Nach einigen Augenblicken der fortdauernden Schlägerei, während deren die Menge vor dem Gebäude immer mehr anwuchs, erhielten sie überdies einen andern gewichtigen Beistand.

Um diesen zu erklären, müssen wir zu dem zweiten Spieltisch, zu der Spielbank des Chinesen zurückkehren, die in einiger Entfernung von der Gesellschaft Slong, Meredith u. Comp.

¹China, Manola – die spanischen Grisetten.

aufgeschlagen war, und an welcher die Kameraden dieser Firma von der Expedition vorzogen, ihr Glück zu versuchen und ihr Geld zu verlieren.

Höchst wahrscheinlich war der langbezopfte Bankhalter Tschu-Tsching ein eben so großer Spitzbube als Master Slong, aber er war den Mitgliedern der Expedition unbekannt und genoß daher mehr Vertrauen bei ihnen. Eine große Anzahl der Abenteurer war um den Tisch des Herrn Tschu-Tsching versammelt, der nur einen Landsmann zu seinem Beistand und sonst nur seine Fingerfertigkeit und Schlaueit als *sauve-garde* hatte.

An den Manola's von San-Fernando fehlte es natürlich hier noch weniger, als an dem Tisch der andern Bank, denn die Fremden waren jedenfalls freigebiger, als die Mexikaner, und in der That hatten sich schon in der Zeit von vierundzwanzig Stunden eine Menge jener leichten Verhältnisse geknüpft, wie sie in diesen Gegenden Sitte und Gewohnheit sind.

Das Silber und Gold rollte an diesem Tisch sehr rasch und Meister Tschu-Tsching war schlau und vorsichtig genug, sich nicht zu habsüchtig zu zeigen, sondern in klugem Wechsel auch den Spielern häufige Gewinne zukommen zu lassen, wenn auch natürlich das Saldo mit 590 Prozent zu seinen Gunsten blieb. Im Ganzen herrschte zwischen manchen wilden Flüchen und Verwünschungen bei dem Wechsel des Spiels doch jene Heiterkeit und Unbekümmertniß, welche das Leben der Abenteurer charakterisirt, und zwischen dem Spieltisch und dem nächsten im Freien improvisirten Tanzplatz, wo die Manola's die wilden leidenschaftlichen Bewegungen eines Bolero beim Klang der Kastagnetten und einer Mandoline mit ihren Verehrern ausführten, war ein fortwährendes Ab- und Zugehen.

Auch an Theilnehmern aus den Ortsbewohnern selbst und den herbeigeströmten Landleuten fehlte es nicht und die Sonora-Expedition stand bei diesen noch in so gutem Credit, daß man sich beeiferte, den fremden Caballero's alle mögliche Freundlichkeit zu erweisen.

Das gute Vernehmen und das Vergnügen sollten indeß bald auch hier gestört werden!

Kurz vor Beginn des Streites an dem andern Spieltisch waren zu dem des Chinesen von verschiedenen Seiten her zwei neue Gesellschaften getreten.

Die eine bestand aus dem jetzigen Lieutenant der Expedition *Diego Muñoz*, dem früheren Capataz der wichtigen Gilde der Lastträger von San Fernando-Guaymas, unter der er trotz der Ursachen seiner Flucht noch viele Anhänger zählte.

Señor Muñoz führte sehr hochmüthig ein hübsches Mädchen mit feurigen schwarzen Augen und schlankem Wuchs am Arm und war von dem Perlenfischer von Espiritu-Santo und einem Dutzend der kecksten Bursche seiner Abtheilung begleitet. Die Manola an seinem Arm, die sich in dem neuen Putz, den er ihr freigebig im Laufe des Tages gekauft hatte, spreizte, wie eine Pfauhenne, war nicht mehr und nicht weniger als die schöne Tochter des Sergeanten Perez im Fort, dem die Verschließung der Thore und die Bewahrung der Schlüssel oblag, und die bis zur Ankunft der Sonora-Expedition sich die Huldigungen des gegenwärtigen Capataz der Lastträger hatte gefallen lassen.

Dieser selbst war es denn auch, welcher mit einer Anzahl Mitglieder seiner Gilde von der andern Seite her dem Spieltische des Chinesen sich näherte. Señor *Gomez Herrero* war ein Mann von einigen dreißig Jahren, von keineswegs so schlankem und elegantem Wuchs wie sein Rival, aber muskulös und sehnig gebaut und von einer Kraft, welche ihm hauptsächlich jenes Ansehn in seinem Gewerbe und unter seinen Gefährten verschafft hatte, das ihn zu dem wichtigen Amte des Capataz erhoben. Er verwaltete dasselbe mit einer rücksichtslosen

Strenge und hatte bei mehreren Gelegenheiten dem Interesse der Kaufherren wichtige Dienste geleistet. Aus diesem Grunde war er von den Mitgliedern der Gilde mehr gefürchtet als geliebt, und als dieselben der glänzenden Gestalt ihres früheren Kameraden und Anführers ansichtig wurden, ließen viele einen lauten und munteren Begrüßungsruf erschallen.

Gomez Herrero warf einen finstern mißbilligenden Blick auf sein Gefolge. Er war von Natur aus ein ernster, hochmüthiger und sparsamer Mann und Alle wußten überdies, daß die unglückliche Familie, die Señor Muñoz seiner schnell verrauchten Leidenschaft so blutig geopfert hatte, zu seiner Verwandtschaft gehörte. Der Zuruf an diesen war daher um so kränkender für ihn.

Jedermann, der die näheren Verhältnisse kannte, war sogleich überzeugt, daß sich aus diesem zufälligen oder absichtlichen Zusammentreffen der beiden Rivalen eine interessante Scene entwickeln würde, und bei der großen Vorliebe dieses Volkes für alle aufregenden Scenen und für die Befriedigung seiner müßigen Neugier hätte keiner der anwesenden Mexikaner freiwillig den Platz verlassen.

Die beiden Gegner begrüßten einander mit jener übergroßen Höflichkeit, welche in Mexiko selbst die Begegnung von Todfeinden begleitet.

»Señor Don Herrero,« sagte der neugebackene Lieutenant, »erlauben Sie mir, Ihnen ein Leben von tausend Jahren zu wünschen. Ich hatte noch nicht das Vergnügen, Sie seit meiner Ankunft zu sehen und freue mich, Sie bei so vortrefflicher Gesundheit zu finden!«

Die Behauptung des ehemaligen Capataz war nun allerdings eine Lüge, denn er hatte seinen Nachfolger seit den sechsunddreißig Stunden ihrer Anwesenheit mehrfach gesehen, aber bis zu diesem Augenblick nicht für gut gefunden, Notiz von ihm zu nehmen.

Das gegenwärtige Oberhaupt der ehrenwerthen Lasttränergilde verbeugte sich ziemlich kalt. »Ich habe die Ehre, Señor Don Muñoz,« sagte er, »Ihren Gruß mit den gleichen Gefühlen zu erwidern und wünsche Ihnen das Beste! Wollen Sie mir wohl erlauben, mit der Dame da an Ihrem Arm einige Worte zu reden?«

Die Schöne ließ ihren Fächer klappen und breitete ihn mit jenem unnachahmlichen Ausdruck der Spanierin vor ihrem Gesicht aus, welcher durch seine Verächtlichkeit einen Anbeter zur Verzweiflung bringen kann.

»Wenn Doña Manuela Sie anhören will, Señor,« sagte der neue Offizier vornehm, – »ich meinerseits habe Nichts dawider.«

»Ich wüßte in der That nicht,« meinte hochmüthig die Dame, »was der Señor Capataz mir zu sagen hat! Meine Ohren sind nicht verstopft!«

»Ich komme so eben von Ihrem Vater, Señoritta,« sagte ihr Anbeter, »und er hat mich beauftragt, Sie zu ihm zu führen.«

»Bah! sagen Sie ihm – ich sei noch beschäftigt! ich werde später kommen!«

»Das wird nicht gut angehen, Manuela,« antwortete etwas rauh der Capataz. »Die Thore des Forts sollen um zehn Uhr heute geschlossen sein und er wünscht Sie bei sich zu sehen.«

»Ich werde bei einer Freundin schlafen. Ich habe mich noch zu einem Fandango engagirt und will zuvor dem Spiel zusehen. Sie langweilen mich, Señor Herrero! ich glaube, ich bin noch nicht Ihre Verlobte!«

»Sie sehen Señor Don Gonez,« nahm der Teniente mit einer spöttischen Miene das Wort, »daß die Señoritta keine Eile hat, zu dem ehrenwerthen Señor, ihrem Vater, zu kommen. Als Caballero werden Sie den Willen der Dame respektiren. Dieselbe wünscht einige Dublonen

für ihre Toilette zu gewinnen, da der Señor Sergeant sie darin etwas knapp halten soll, und ich möchte um aller Welt willen ihr diese Gelegenheit nicht entziehen.«

Der Capataz biß sich auf die Lippen und blieb an dem Tisch stehen, an den jetzt die Manola getreten war. Ihr Begleiter zog aus der Tasche eine Hand voll Silber- und Goldstücke und bot ihr dieselbe ungezählt. Die anwesenden Frauen klatschten ihm Beifall über diese Freigebigkeit und priesen ihn mit allerlei Redensarten, die nicht ohne verschiedene Sticheleien auf die bekannte Sparsamkeit des gegenwärtigen Capataz war.

Das Mädchen pointirte mit dem gewöhnlichen Leichtsinn dieser Wesen und der schlaue Chinese, der seinen Vorthail in dieser Gesellschaft kannte, ließ sie sechs Dublonen gewinnen, die er auf der andern Seite reichlich wiedereinnahm. Manuela war der Gegenstand der Bewunderung und des Neides unter ihren Genossinnen.

Auch Muñoz hatte wiederholt gesetzt, aber offenbar mit wenig Glück, was ihn jedoch nicht zu bekümmern schien. Er verlor seine Piaster mit großem Anstand.

»Señor Capataz,« wandte er sich auf's Neue an seinen Nachfolger – »Sie spielen nicht?«

»Ich habe ein Gelübde gethan, Señor Don Muñoz, keine Karte mehr anzurühren bis zu einer gewissen Zeit.«

»*Ó que lástima!* und ist es erlaubt zu fragen, was Sie zu diesem unnatürlichen Gelübde veranlaßt hat, das Ihnen ein großes Vergnügen entzieht?«

»Sehr gern, Señor Don Muñoz. Es geschah in Folge der Ermordung eines Anverwandten, Namens Pepe, beim Spiel und ich gelobte, die Karten nie wieder anzurühren, bis sein und der Seinigen feiger Mörder gehangen ist!«

Ein rother Fleck zeigte sich auf der Stirn des ehemaligen Capataz bei diesem direkten Angriff; denn er selbst war es, der den Bruder seiner Geliebten bei einem Spielerstreit erstochen und dann Vater und Bruder hatte verschwinden lassen, um sich vor ihrer Rache zu sichern. Da die Familie arm war und dem gemischten Blut angehörte, hatte seine Entfernung aus Sonora genügt, die weitere Untersuchung und die Bestrafung des Verbrechens zu beseitigen.

Eine tiefe Stille unter den Anwesenden folgte den Worten, denn selbst die wüsten und rauhen Gefährten des neuen Offiziers begriffen, daß die Worte eine tiefere Bedeutung haben mußten.

»*Muy bien*, Señor Capataz,« entgegnete nach einer kleinen Pause der Teniente – »ich hoffe mit Ihnen, daß die Heiligen Ihnen noch dies Vergnügen machen werden. Indeß bis dahin, daß Sie die Karten wieder anrühren dürfen, bleiben Ihnen zu Ihrer Unterhaltung die Würfel. Sie werden mir eine besondere Ehre anthun, wenn Sie mir das Vergnügen erzeigen, eine Partie mit mir zu machen! Ich schlage vor, daß der Gewinner seinen Gewinn der honorablen Gilde der Ganapano's, der ja auch ich die Ehre hatte anzugehören, zu einem kleinen Fest verehrt.«

So gedrängt konnte der Capataz unmöglich die Partie ablehnen, ohne sich vor seiner Gilde eine starke Blöße zu geben.

»Es sei, Señor Don Muñoz,« sagte er. »Wie hoch setzen Sie die Partie fest?«

»Ganz nach Ihrem Belieben, Señor!«

Der Capataz schwankte einen Augenblick zwischen seinem Stolz und seinem Geiz. Dann, sich überwindend, sagte er: »Wir wollen fünfzig Piaster sagen, Señor Muñoz. Es ist die Summe, die ich bei mir trage.«

»Wie es Ihnen gefällt, Señor, und ich werde die Ehre haben, sie aus meiner Tasche zu verdoppeln, wenn das Glück des Spiels sich für mich entscheiden sollte. In wie viel Einsätzen befehlen Sie, zu spielen?«

»Meinetwegen in zwei,« sagte der Capataz ärgerlich und beschämt bei dem beifälligen Murmeln seiner Untergebenen.

»Buen, Señor, so lassen Sie uns anfangen. Unsere Freunde warten auf Ihren Wurf.«

Muñoz legte eine Hand voll Geldstücke vor sich auf den Tisch und ergriff den Becher mit den Würfeln. Der Capataz zog seinen ledernen Geldbeutel und zählte bedächtig die Summe von fünfzig Piastern auf. Es blieben in der That nur noch einige Pesados in dem Beutel.

»Wollen Sie anfangen, Señor Don Herrero?«

»Es befindet sich in guter Hand!«

»Wohl. Drei Würfe auf jede Partie!« Der Capitain warf achtlos, er hatte sieben Augen. *Ay Dios mio* – welcher schlechte Wurf! Sie haben Glück, Señor Herrero. Da – Eilf!«

»Sie verbessern sich!« sagte der Capataz, dessen Augen unwillkürlich zu funkeln begannen.

Die ganze Umgebung nahm zum großen Aerger des Herrn Tschu-Tsching mindestens ebenso viel Antheil an der Partie, als die Spieler selbst.

»Sechs!«

»Sie haben also vierundzwanzig Augen geworfen,« sagte der Capataz etwas spöttisch. »Es wird mir schwer werden, Sie zu erreichen!« Er warf – die beiden Sechsen lagen oben.

»*Ai – demonio!* Zwölf!«

Ein Laut des Bedauerns ging durch den Kreis.

Der Capataz warf rasch zum zweiten Mal. Es waren Neun.

»Einundzwanzig!« sagte Muñoz – Sie haben die erste Partie gewonnen.«

»Noch nicht!« Er warf.

In der That hatte er Recht – er hatte nur zwei Augen geworfen – die Chinas klatschten in die Hände.

»Das war in der That ein schlimmer Wurf, Señor Capataz. Aber Sie werden Ihr Glück corrigiren. Haben Sie jetzt die Güte, anzufangen.«

Der Capataz gab sich alle Mühe, ruhig zu scheinen und seinen Verdruß zu unterdrücken. Er warf rasch drei Mal hintereinander, konnte es aber nur auf siebenundzwanzig Augen bringen, während die Würfe seines Gegners dreißig zählten. Ein allgemeiner Freudenruf begrüßte dies Resultat.

»Sie haben das Glück auf Ihrer Seite, Señor Don Muñoz,« sagte der Capataz, indem er ihm die fünfzig Piaster zuschob. »Ich hoffe, es wird ein anderes Mal auf der meinen sein.«

»O gewiß! – Señores und Señoritta's,« wandte der Gewinner sich zu der Umgebung, »Sie werden mir als Ihrem alten Freund und Landsmann die Bitte nicht abschlagen, diesen kleinen Beitrag zu den Festlichkeiten des heutigen Abends anzunehmen. Vielleicht wird Señora Manuela mit ihren Freundinnen die Güte haben, diese Piaster an sich zu nehmen und für ihre Verwendung zu sorgen, nachdem sie der heiligen Beschützerin der ehrenwerthen Gilde der Ganapano's eine stattliche Kerze dafür reservirt hat!«

Diese Art des Geschenks, dem durch die Hand der Mädchen jedes den Stolz der Männer Verletzende genommen wurde, erregte einen neuen Ruf der Zustimmung.

»Aber Señor Capataz,« fuhr der Kapitain fort, der die beiden auf dem Tisch liegenden Einsätze den Mädchen zuschob, »Sie wollen uns doch nicht verlassen? Ich hoffe, Gelegenheit zu haben, Ihnen Revange zu geben.«

»Ich habe kein Geld mehr bei mir, Señor Muñoz,« sagte der Capataz mürrisch, »und spiele nie auf Credit!«

»O Señor, meine ganze Habe steht zu Ihren Diensten. Das Wort des Ersten der berühmten Zunft der Ganapano's würde jedem Caballero genügen. – Wissen Sie, daß ich da einen merkwürdigen Einfall habe?«

Herrero zuckte ungeduldig die Achseln. »Ich kann unmöglich den Sprüngen Ihrer Phantasie folgen, Señor.«

»O er wäre sehr leicht durch Ihre Güte auszuführen – versteht sich, mit Bewilligung dieser Herren. Sie wissen, daß ich die Ehre hatte, früher Ihrer Zunft anzugehören, ja sogar Ihr Amt zu bekleiden, bis ein kleines Mißverständniß mich gezwungen hat, dasselbe aufzugeben, und dafür den auch ganz ehrenwerthen Posten eines Offiziers bei der Sonora-Expedition anzunehmen. Aber, was wollen Sie, Señor, der Mensch ist nun einmal ein Gewohnheitsthier und die Erinnerungen seiner Jugend haften an ihm, wie die Stacheln des Cactus. Diese Begegnung hat in mir eine unüberwindliche Sehnsucht hervorgerufen, und Sie sind allein der Mann, der sie erfüllen kann.«

»Ich verstehe Sie noch immer nicht!«

»Das kommt wahrscheinlich davon, weil meine jetzige kriegerische Stellung mich allzusehr mit anderen Dingen beschäftigt. *Quien sabe!* genug, um mich kurz zu fassen, ich möchte mit Ihnen um eine kleine Gunst spielen!«

»Um eine Gunst?«

»Ja Señor Capataz! Ich hege den unbezwinglichen Wunsch, mich noch einmal und sei es auch nur auf vierundzwanzig Stunden an der Spitze meiner alten Kameraden zu sehen. Setzen Sie das Amt des Capataz für einen Tag ein und ich werde jeden Gegensatz halten.«

Der Andere sah ihn erst betroffen, dann nachdenkend an.

»Ist das Ihr Ernst, Señor Teniente?«

»Gewiß – so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Bestimmen Sie nur den Gegenpreis. Wenn meine Mittel oder die meiner Freunde es irgend erlauben, werde ich ihn halten!«

»Ihr Ehrenwort darauf?«

»Das Wort eines Caballero!«

Mindestens die Hälfte der anwesenden ehemaligen Kameraden des Abenteurers jubelten diesem Vorschlag Beifall, denn sie glaubten, daß er gethan werde, um ihnen einen guten Tag zu machen.

Der Capataz Herrero war an den Tisch zurückgetreten und stemmte die Hand darauf.

»*Muy bien*, Señor Oficial, ich nehme Ihren Vorschlag an. Ich stelle demnach das Amt des Capataz der Gilde auf einen Tag als Einsatz, und Sie – —«

»Nun?«

»Sie unterwerfen sich, wenn Sie verlieren, der Puñalada!«

Ein Schrei des Schreckens ließ sich aus dem Munde aller Frauen hören – selbst viele der Männer fuhren bestürzt bei dem Vorschlage zurück und die Kameraden Diego's von der Expedition, denen dieser alte gefährliche, von den Gesetzen verpönte und abgekommene, von

der Bevölkerung aber noch immer in Ehren gehaltene Brauch unbekannt war, drängten sich herbei, um nach der Bedeutung des Vorschlages zu fragen.

Bei den in Mexiko so häufig vorkommenden Mordthaten, die den Verüber gewöhnlich mehr der Rache der Verwandten des Ermordeten preisgeben, als der Bestrafung durch die Gesetze, kann sich der Mörder dadurch von der ersteren loskaufen, daß er sich dem nächsten männlichen Verwandten, oder der Person, welcher von diesem dies Recht übertragen wird, zur Puñalada stellt.

Der Schuldige läßt sich den rechten Arm auf den Rücken binden, den linken mit seinem Mantel umwickeln und empfängt, den linken Fuß auf einen Stein befestigt, ohne jede andere Waffe zur Vertheidigung seinen Gegner, der das Recht hat, ihm drei Dolchstöße – nicht mehr – bis auf die Hälfte der Klinge zu geben. Gelingt es dem Verbrecher, die Stöße mit dem mantelumwickelten Arm abzupariren, oder wenigstens unschädlicher zu machen, so ist seine That gesühnt und die Familie der getödteten Person muß jeder ferneren Blutrache entsagen.

Dieser Brauch, der übrigens immer seltener geübt wird, aber doch Jedermann bekannt ist, gründet sich noch auf die uralte Sitte des mexikanischen Gottesgerichts, den Kampfstein. Es ist niemals vorgekommen in der Sonora, daß ein Mörder, welcher die Puñalada bestanden hat, – was freilich sehr selten der Fall, – von der Familie der ermordeten Person weiter angefeindet wurde.

Nach dieser Andeutung war der Eindruck, welchen die Forderung des Capataz machte, sehr erklärlich und in der That so groß, daß der Kreis um den Spieltisch des Chinesen gar keine Aufmerksamkeit für den Lärmen und das Geschrei zeigte, welches von der andern Spielbank herüberscholl, wo die oben erwähnte Schlägerei so eben begonnen hatte.

Aller Augen richteten sich auf den Lieutenant Muñoz.

Dem ehemaligen Capataz fehlte es keineswegs an persönlichem Muth in der Hitze eines Kampfes, oder von seinen Leidenschaften aufgestachelt. Der Gedanke jedoch, einem Todfeind – und als solchen kennzeichnete der Blick, der die Forderung Herrero's begleitet hatte, zur Genüge seinen Nachfolger, – fast schutzlos gegenüber zu treten und dem beinahe gewissen Tod in's Auge zu sehen, mochte auch den muthigsten Mann einen Augenblick erbeben machen. Die Farbe wich aus dem Gesicht des ehemaligen Capataz.

Ein spöttisches Lächeln flog über das Antlitz seines Gegners. »Ich erinnere Sie, Señor Teniente,« sagte er höhnisch, »daß nicht ich es bin, welcher zu dieser Partie herausgefordert hat. Sie selbst waren es und bestimmten den Preis vor allen diesen Zeugen.«

Diese Mahnung genügte, um den Stolz des Abenteurers siegen zu machen. –

»Ich nehme Ihren Vorschlag an, Señor Don Herrero,« sagte er und diese Caballero's haben unsern Vertrag gehört. Lassen Sie uns die Partie beginnen.«

»Nach Ihrem Belieben, Señor!«

Der Capataz wandte das Gesicht einen Augenblick nach der Seite hin, wo der Lärmen immer ärger wurde. Schreiende Mädchen und Frauen kamen flüchtend von dort herbeigelaufen und riefen um Hilfe.

»Was geht dort vor, Señores?« frug der Capataz besorgt.

»*Quien sabe!* ein gewöhnlicher Spielstreit. Master Slong hat es wahrscheinlich zu arg getrieben, oder wünschen Sie etwa unsere Partie rückgängig zu machen? Ich muß Ihnen bemerken, Señor Capataz, daß es mir viel Vergnügen machen würde, Ihre Stelle morgen zu bekleiden und meinen ehemaligen Kameraden die Gesinnung eines Caballero zu zeigen!«

Der Capataz biß sich auf die Lippen. »Lassen Sie uns beginnen, Señor. Es braucht der Worte nicht! Treffen Sie die Bestimmungen, denn Sie sind offenbar im Nachtheil bei dem Einsatz.«

Trotz der Bemühung, kalt zu scheinen und trotz der Aussicht, eine blutige Rache an dem Mörder seiner Verwandten nehmen zu können, war der Capataz offenbar sehr unruhig und blickte wiederholt hinüber nach dem mit jedem Augenblick sich vergrößernden Menschenknäuel, der sich gegen die Faktoreien und Lagerhäuser wälzte.

Um diese Besorgniß zu erklären, wird es genügen, dem Leser zu sagen, daß es zu den Pflichten des Capataz der Lastträgerzunft gehört, für die Sicherheit dieser Lagerhäuser zu sorgen. Die Kaufleute und Handelsherren überlassen ihm mit unbedingtem Vertrauen ihr Eigenthum, und es ist eine Ehrensache der ganzen Gilde, diesem Vertrauen zu entsprechen. Es ist in der That höchst selten der Fall, daß in den Lagerhäusern ein Diebstahl oder eine Unterschlagung verübt wird, und der Capataz der Gilde übt bei einem solchen Vergehen unbestrittene Gewalt über Leben und Tod. Eine Ausstoßung aus der Zunft gilt als die höchste Schande.

Der gegenwärtige und der frühere Vorsteher kannten diese Pflichten sehr wohl und während es den Ersteren drängte, auf seinem Posten zu sein, bemühte sich der Andere, ihn festzuhalten.

Herrero winkte einen seiner Vertrauten zu sich und gab ihm einen Auftrag, mit dem er ihn fortsandte. Dann wendete er sich an seinen Gegner.

»Beeilen wir uns, Señor, wenn es Ihnen gefällig ist!«

»*De muy buena gana!*¹ Ich schlage deshalb vor, daß wir nur eine Partie von je drei Würfeln machen. Die Augenzahl entscheidet. Die Parejas² zählen doppelt. Die Würfel geschehen abwechselnd. Habe ich das Vergnügen zu gewinnen, so trete ich mit Sonnenaufgang auf vierundzwanzig Stunden in Ihr Amt als Capataz, gewinnen Sie, so bestimmen Sie selbst die Zeit des Puñalada. Ich hoffe, daß Sie mich alsdann nicht zu lange warten lassen werden!«

»Sein Sie unbesorgt, Señor! Sie sollen befriedigt werden!«

»*Vamos!* fangen wir an!«

Der Lärm des Kampfes zwischen den englischen Matrosen und den Mineros wurde immer gewaltiger. So interessant und anregend auch der eigenthümliche Streit war, der sich hier entspann, begann sich doch die Aufmerksamkeit des Kreises, der die Spieler umgab, zu theilen.

Der Lieutenant hatte den Becher ergriffen und schüttelte ihn. Neun Augen!

Der Wurf war verhältnißmäßig gut, aber der erste Wurf des Capataz überbot ihn sofort, es war ein Pasch von zweimal vier Augen, also nach den Regeln des Spiels Sechszehn.

In diesem Augenblick kam der Mann hastig zurück, den der Capataz fortgeschickt hatte.

»*Muerte! muerte,* Señor! Zu Hilfe, Señor Capataz, die rothen Barbaren von den Schiffen schlagen sich mit den Minero's!«

»Bah – was geht das uns an, wenn sie sich die Hälse brechen?« lachte Muñoz. »Zehn!«

Der Capataz raffte hastig die Würfel zusammen und warf sie in den Becher. Aber indem er ihn schüttelte, faßte eine Hand seinen Arm und hielt ihn fest – die Würfel fielen gegen seine Absicht heraus – eine Eins und eine Zwei.

»*Maldito!* seid verdammt mit Eurer Unverschämtheit!«

¹Sehr gern.

²Pasch.

Als er sich dabei umsah, schaute er in das von Furcht bleiche, aufgeregte Gesicht des ihm wohlbekannten jungen Factors des englischen Handelshauses, zu dessen Waarenlager sich die Matrosen zurückgezogen hatten.

»Schande über Euch, Señor Herrero,« sagte der junge Mann, seinen Arm schüttelnd, – »daß Ihr hier dem Spiel fröhnt, während Master Walker's Speicher von diesen Schurken vor Euren Augen geplündert wird, ohne daß Ihr einen Finger für ihn erhebt! Thut Ihr so Eure geschworne Pflicht, Mann?«

Der Capataz erbebte bei diesem Anruf an seine Ehre. Lieutenant Muñoz hob den Becher. –

–

»Einen Augenblick, Señor, einen Augenblick!« rief der Capataz.

Der neue Offizier lachte spöttisch. »Jedem sein Recht, Señor Capataz!«

Er warf – zwei Dreien! – »Zwölf!«

Der britische Kaufmann schleppte mit Gewalt den Gildemeister fort, denn in demselben Augenblick erscholl von den Speichern her der Schreckensruf: »*Fuego! Fuego!*«¹

Ein heller Lichtschein verbreitete sich plötzlich.

Der ehemalige Capataz und jetzige Teniente warf einen raschen spähenden Blick hinüber. »*Ha – demonio!* gut gemacht!« murmelte er zwischen den Zähnen. – Dann wandte er sich zu den Wenigen, die noch umher standen: »Sie sind Zeugen, Caballero's – Einunddreißig gegen Neunzehn! – Jetzt, Señoritta – entschuldigen Sie mich auf eine halbe Stunde. Es scheint, diese Spitzbuben von Engländern haben selbst ihr Magazin in Brand gesteckt und wir müssen die Ehre von Guaymas aufrecht erhalten!« Er neigte sich einen Augenblick zu dem Ohr des Mädchens. »Gehen Sie nach dem Fort! Auf Wiedersehen morgen!«

Er eilte davon, mit Wort und Wink seine Kameraden zur Folge rufend.

An dem Lagerhaus des englischen Kaufmann Walker hatte unterdeß die Scene einen andern Verlauf genommen.

Wir haben bereits bemerkt, daß der Capataz der Zunft der Ganapano's oder Lastträger, denen allein die Ausladung und Beladung der Schiffe im Hafen zusteht, für die Sicherheit der Magazine zu sorgen hat, und daß dieser Posten mit rücksichtsloser Energie und Strenge verwaltet wird, da es in Guaymas, wie in ganz Mexiko nicht an raubsüchtigem und verbrecherischem Gesindel aller Art fehlt. Als der Capataz Herrero, dem Ruf seiner Pflicht folgend, herbeieilte, fand er, daß das Magazin an einer Ecke brannte, während am Haupteingang desselben der muthige Steuermann der Najade mit seinen Kameraden und den im Magazin beschäftigten Arbeitern sich noch immer wacker gegen die Minero's und das Gesindel, das sich diesen angeschlossen hatte, schlug. Die Männer der Sonora-Expedition waren zwar zahlreich unter die Menge gemischt, aber sie hielten sich, den strengen Befehlen des Grafen gemäß, von jeder Parteinahme an einem Streit zurück.

Herrero, ein ebenso entschlossener als umsichtiger Mann, rief seinen Begleitern zu, sich mit der Löschung des Feuers zu beschäftigen und eilte nach dem Eingang, um in dem Innern des Gebäudes zu retten, was möglich wäre.

Aber der Kampf, der hier stattfand, hielt ihn zurück; denn er sah, daß die Vertheidiger in der größten Bedrängniß waren und, wenn es den verrufenen Minero's gelang, ihren Widerstand zu bewältigen und einzudringen, von einer Sicherung der Güter nicht mehr die Rede sein konnte. Er versuchte daher sein Ansehn geltend zu machen, mit Güte oder Gewalt

¹Feuer!

die Gegner auseinander zu bringen und die gegen die britischen Seeleute Partei nehmende Menge zurückzudrängen.

Indem er dies that, sah er sich plötzlich seinem Gegner vom Spiel, dem Teniente Muñoz gegenüber, der neben dem bereits mit Blut bedeckten Minero stand, welcher den Streit veranlaßt hatte und der vor Wuth und Erbitterung wie ein wildes Thier schrie und heulte, während die gewichtigen Schläge der Eisenstange des Steuermanns ihn in Entfernung hielten und Raum vor dem Eingang schafften.

Diego Muñoz hatte die Arme gekreuzt, ein spöttisches herausforderndes Lächeln lag auf seinem Gesicht. Das des Capataz röthete sich dunkel, als er sich von seinem Rivalen so beobachtet sah.

»Soll ich Ihnen helfen, Señor Herrero?«

»Gehen Sie zum Teufel, Señor! ich bedarf Ihrer Hilfe nicht! Zurück Spitzbuben – auseinander sag' ich, treibt sie zurück Leute! schlagt sie zu Boden die Diebe und Mordbrenner, wenn sie nicht weichen!«

Ein wüthendes Geschrei der Minero's antwortete ihm, aber sie wichen in der That zurück, denn Jeder kannte die Person des Capataz und seine Macht.

In diesem Augenblick senkte sich der Arm des Teniente und seine Hand drückte einen Gegenstand, den sie aus dem Gürtel gezogen, in die des Anführers der Minero's. »Es scheint, man beleidigt Euch mit dieser Bezeichnung, Caballero, statt Euch Recht zu verschaffen, gegen jene Ketzler!«

Der Bergmann drängte sich ungestüm vor. »Ihr lügt in Euren Hals hinein, Capataz!« schrie er. »Gebt uns den Schuft heraus dort, der uns beleidigt hat, oder *par Dios!* wir verbrennen Euch mit ihnen!«

Herrero wandte sich um – eine Anzahl der Lastträger hatte sich bereits zu ihm durchgedrängt, ihm Beistand zu leisten.

»Greift den Burschen da – in's Gefängniß mit ihm! er ist der Anführer der Schurken!«

»Schurke Du selbst!« Die Hand des Minero hob sich – ein Blitz des Revolvers in derselben, ein Knall – der Capataz drehte sich um sich selbst und stürzte zu Boden.

»*Muerte! muerte!*«¹

»*Muy bien!*« murmelte Lieutenant Muñoz – »ich glaube, die Puñalada wird nicht stattfinden und der Augenblick ist gekommen, von meinen einunddreißig Points Gebrauch zu machen!« – Mit einem Sprung war er mitten im Gewühl zwischen den Ringenden und den Männern, die dem Verwundeten zu Hilfe eilten und ihn aufzuheben suchten, während Andere nach dem Mörder faßten, um den seine Kameraden sich drängten. Mit einem Griff hatte er dem sterbenden Capataz, der durch die Lunge geschossen einen Strom von Blut mit jedem Athemzug auswarf, sein Amtszeichen, die silberne Pfeife, die er an einer Schnur um die Brust trug, abgerissen und ließ einen gellenden Pfiff ertönen.

»Caballero's der zweiten Compagnie – hierher!« Die Abenteurer, die ihm gefolgt waren, sammelten sich rasch um ihn. Zugleich drängten sich mit Gewalt die Ganapano's von allen Seiten auf das ihnen wohlbekanntes Signal herbei.

»Führt diese Männer fort, Jack Robertson!« befahl der Abenteurer, der sich so keck des Kommando's bemächtigt hatte. »Bringt sie zu ihrem Boot. – Haltet den Zugang besetzt Leute

¹Mord!

– stellt Posten um das Magazin, indeß wir den Brand löschen! An die Arbeit Amigo's, und beweist, daß Ihr Euren früheren Capataz nicht vergessen habt!«

Trotz des eben vorausgegangenen Mordes wurde der Befehl doch mit einem freudigen Zuruf begrüßt und die Arbeiter folgten Muñoz willig in den Speicher, um das Feuer zu löschen und die Vorräthe in Sicherheit zu bringen, während Lieutenant Racunha rasch das Gebäude mit Posten aus den Mannschaften der Expedition umgab und die Menge zurücktreiben ließ. In Zeit von einer Viertelstunde war bei der Nähe des Wassers der Brand, der zum Glück nur in einem Anbau des Hauptspeichers ausgebrochen oder offenbar angezündet worden, mit dem Opfer dieses Anbaues gelöscht und der Speicher selbst gerettet.

Man hatte den unglücklichen Capataz in das nächste Haus getragen, aber noch ehe der Sieg seines Rivalen so vollständig sich zeigte, war er verschieden.

Den Mörder zu greifen war natürlich keinem Menschen eingefallen, er hatte volle Zeit, sich in Sicherheit zu bringen, und am andern Morgen fand sich, daß die ganze Bande der Minero's es vorgezogen hatte, während der Nacht San Fernando zu verlassen, ohne die Ereignisse des nächsten Tages, für die ihnen eine Rolle bestimmt war, abzuwarten.

Obleich Scenen eines blutigen Streites und selbst eines Mordes in der Hafenstadt gerade keine Seltenheit waren, hatte das Vorgegangene doch die Besorgniß der Bewohner erregt und ihnen die Lust zu Spiel und Tanz verleidet. Jeder eilte, sich in seine Behausung zurückzuziehen, und bald waren es nur die Bivouacfeuer der Männer der Expedition, welche den Platz beleuchteten und auf die sich das nächtliche Leben beschränkte. Der Adjutant hatte schon früher den Lieutenant Muñoz zu dem Grafen beschieden und den Befehl, gebracht, daß überall Posten ausgestellt und strenge Ordnung gehalten werden solle.

Der Graf, bei dem sich sein künftiger Schwiegervater befand, empfing Jenen mit sehr befriedigter Miene. Beide hatten sich absichtlich gehütet, sich irgend in den entstandenen Streit zu mischen, aber genaue Nachricht von Allem erhalten, was geschehen.

»*Ventre saint-gris*, Teniente Muñoz,« sagte der Graf lachend – »ich muß gestehen, Sie sind ein geschickter und rascher Mann! Wie ich höre, ist der Capataz der Lastträger, der zu unsern Gegnern gehörte, todt?«

»So ist es, Excellenz. Die Zunft hat mir so eben das Amt ihres Capataz wieder angetragen!«

»Und was werden Sie thun?«

»Es auf vierundzwanzig Stunden annehmen – ich hoffe, während der Zeit Euer Excellenz damit gute Dienste leisten zu können und werde meinen Nachfolger mit Vorsicht zu wählen wissen, wenn es Euer Excellenz dann beliebt, mich in geeigneter Weise zu belohnen!«

»Was wünschen Sie denn, Señor?«

»Ich werde die Ehre haben, es Euer Excellenz zu sagen. Ich glaube, ich würde mich nicht schlecht eignen zu einem Kommandanten des Forts von San Fernando-Guaymas mit einem entsprechenden Titel.«

Die ganze lächerliche Eitelkeit der Mexikaner lag in der Antwort. Die militärischen Chargen schießen bei den zahlreichen Pronunciamento's wie die Pilze aus der Erde und wer heute noch Sackträger war, kann sich morgen schon zum Obersten der Miliz gemacht haben und in einer prunkenden Uniform umherstolzieren.

»Gut, gut!« sagte lachend der Graf – »ich finde Ihren Wunsch Ihren Ansprüchen gegenüber sehr bescheiden; vor allen Dingen aber gehört dazu, daß wir die Macht für solche Ernennungen in San Fernando haben und dazu im Besitze Ihres Forts sind, das man uns gegenwärtig versperrt.«

»Euer Excellenz werden es sein, sobald Sie es wünschen. Ich habe wichtige Verbindungen darin!«

»Darf ich fragen, welche?«

»O Señor Generale, gewiß! ich liebe die Tochter des Sergeanten Perez und werde von ihr wieder geliebt!«

Der Graf lachte hell auf. »Was zum Teufel, Señor Capataz, Ihre ganze Verbindung beschränkt sich auf einen Unterrock?«

Der würdige Lieutenant-Capataz drehte sich ruhig eine neue Papiercigarette. »*Pardiez*, Excellenz,« sagte er – »die Unterröcke sind die besten Verbündeten, die man haben kann, und haben schon ganz andere Dinge zu Wege gebracht. Sie werden es erfahren, wenn Sie uns morgen brauchen. Indeß, Señor, muß ich mir erlauben, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die hundert Piaster, die Sie mir gestern vorzustrecken die Güte hatten, vollständig heute Abend darauf gegangen sind und ein Spitzbube von Mineur mich außerdem um meinen vortrefflichen Revolver bestohlen hat!«

»Der Verlust läßt sich leicht ersetzen,« sagte höflich der Graf. »Ich begreife, daß Sie als Capataz morgen sich nicht dürfen lumpen lassen, und bitte Sie, diese weiteren hundert Piaster dazu zu verwenden. Bonifaz wird Ihnen aus meinen Vorräthen einen andern Revolver geben und dafür sorgen, daß Sie morgen bei der Besichtigung der Expedition Ihren neuen Pflichten nicht entzogen werden. Jetzt, Señor Muñoz, habe ich die Ehre, Ihnen gute Nacht zu wünschen, denn ich bin müde und wir werden Alle der Ruhe bedürfen!«

Als der neue Teniente-Capataz sich mit zahllosen Höflichkeitsbezeugungen entfernt hatte, sah der Graf den Senator lachend an.

»Wahrhaftig,« sagte er – »ich glaube, Señor, wir haben da ein vortreffliches Exemplar Ihrer Landsleute. Was fangen wir mit der Unverschämtheit des Burschen an, der uns indeß vortreffliche Dienste leisten kann?«

Der Haciendero zuckte die Achseln. »Es ist, wie Sie sagen, Señor Conde, der Mensch hat alle Fehler und guten Eigenschaften eines ächten Mexikaners. Wenn ihm nicht etwa der verrückte Gedanke in den Kopf kommt, Gouverneur der Sonora werden zu wollen, werden wir allerdings nichts Besseres thun können, als ihn zum Kommandanten von San Fernando zu machen; er ist dann wenigstens Ihr Geschöpf und Sie müssen hier für alle Fälle festen Fuß behalten. Andern Falls wird er sich auch mit einer Aufseherstelle auf einer meiner Haciendas begnügen. – Und nun gute Nacht, mein Sohn! Der morgende Tag wird entscheiden, ob meine Enkel die Krone der Ynka's tragen werden!«

Er reichte dem Franzosen die Hand, der ihm schweigend nachschaute. Die letzten Worte des Haciendero regten Bilder in ihm auf, gegen welche die ehrgeizigen Wünsche des Capataz wie das Flüstern des Windes gegen das Brausen des Sturms sich verhielten!

Die Nachricht von den Ereignissen des Abends gelangte noch in der Nacht nach San José, natürlich mit den gehörigen Entstellungen, welche den fremden Abenteurern den Angriff

auf die Magazine und die Brandstiftung zuschrieben. Dies diente natürlich nur dazu, die Spannung und den Groll zu vermehren.

Juarez hatte die Stunde der Musterung boshafter Weise auf die unangenehmste Zeit des Tages, die heißen Mittagstunden verschoben, indem er damit die Abenteurer zu peinigen dachte, hauptsächlich aber, um bei den von ihm getroffenen Anstalten möglichst Zeit zu gewinnen. Als Eingeborenem war für ihn die Andern unerträgliche Hitze keine sonderliche Strapaze, und als er sich mit seiner zahlreichen Begleitung um 12 Uhr San Fernando näherte, die kleine hagere Figur in eine mit Goldtressen bedeckte Uniform gekleidet, war er so munter und frisch, daß er sich wie ein boshafter Affe auf den Anblick der erschöpften und erhitzten Schaar freute, die unter ihren Waffen nun schon stundenlang auf der Piazza den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen sein mußte.

Aber er sollte sich in sehr ärgerlicher Weise getäuscht fühlen!

Der Graf hatte recht gut die Bosheit erkannt, die in dieser Verschiebung der Zeit lag, aber auch das Mittel gefunden, ihr zu begegnen. Bereits in den frühesten Morgenstunden hatten seine Offiziere ihre Abtheilungen versammeln müssen, jeder war ihre Stelle auf das Genaueste angewiesen und die Aufstellung zwei oder drei Mal wiederholt worden, und dann hatte der Graf sie entlassen, um erst auf das gegebene Signal wieder ihre Reihen zu bilden. Bis dahin bewegten sie sich in gewohnter Weise unter der Menge, welche den Platz füllte, denn halb San José-Guaymas hatte sich bereits am Morgen eingefunden, um das Schauspiel der Musterung der Expedition anzusehen.

In der Mitte des Hafenplatzes war ein großes offenes Zelt aufgeschlagen, unter dem eine Tafel mit Erfrischungen für den Gouverneur und seine Begleitung stand. Ein zweites kleineres Zelt war weiterhin aufgestellt, um als Muster derer zu dienen, welche man von San Francisco für die Expedition in das Innere der Prairien und der Gebirge mitgebracht hatte. Hier befanden sich auch die beiden Karonaden, welche Lieutenant Weidmann über Nacht aus dem Schooner an's Land geschafft und aufgestellt hatte, so wie das weitere Gepäck der Expedition. Ein Posten stand dabei und wies jede Annäherung der Neugierigen zurück. Die Schiffe im Hafen hatten geflaggt; die ganze Bevölkerung, mit dem Hang aller Südländer gar zu gern jede Gelegenheit zu einem Festtag ergreifend, bewegte sich in ihrem besten Putz, und von den Balkonen und Dächern der Häuser wehten bunte Fahnen und Teppiche.

Die Besatzung des Forts war schon vor zwei Stunden ausgerückt und theils auf den Erdwällen postirt, theils in einer Compagnie auf dem Platze selbst aufgestellt. Es zeigte sich jetzt, daß sie seit dem vorgestrigen Abend um mehr als das Doppelte verstärkt worden war und über 200 Mann betrug. Die Bosheit des Gouverneurs in der Wahl der Zeit fiel jetzt auf die armen Soldaten zurück, die murrend und fluchend zwei Stunden lang den vollen Sonnenbrand aushalten mußten. Endlich verkündete ein Kanonenschuß von den Wällen des Forts die Annäherung des Gouverneurs mit seiner Begleitung. Diese bestand aus der Compagnie Dragoner, etwa 70 oder 75 Mann, von denen ein Theil, wie der Gouverneur so zuvorkommend dem Grafen angedeutet, – die Expedition nach den Grenzen des Indianergebiets begleiten, oder vielmehr escortiren sollte.

Die Hälfte der Reiter mit einem halben Dutzend Trompetern an der Spitze, die einen martialischen Lärmen vollführten, kam voran, dann der Gouverneur mit seinen Offizieren und Beamten in großer Uniform, und hinterdrein der Rest der Dragoner, beiläufig gesagt, der besten und einzig guten Truppe, welche die mexikanische Regierung je gehabt hat.

Bei dem Donner des Kanonenschusses sah man von dem auf der Außenrheede liegenden Fregattschooner »Najade« ein stark bemanntes Boot abstoßen und sich mit eiligen Ruderschlägen dem Lande nähern.

Aber schon lange hatte die auf dem Platz versammelte nach einem möglichst prächtigen und bunten Schauspiel lüsterne Menge sich nach dem »Conde,« dem »grande tigrero« und Pferdebändiger umgeschaut, dessen Ruhm in aller Munde war, von dem man die wunderbarsten Geschichten erzählte und den man heute bei dieser feierlichen Gelegenheit im größten europäischen Militairpomp auftreten zu sehen erwartete.

Merkwürdiger Weise aber hatten sich seit dem Morgen, seitdem die verschiedenen Abtheilungen oder Compagnien der Expedition nach dem kurzen Exercitium ihrer Aufstellung wieder entlassen worden waren, weder der Graf noch seine Offiziere sehen lassen. Die Thüren des Hauses Don Estevans, wo sie versammelt waren, blieben verschlossen und man bemerkte nicht einmal Etwas von den Pferden, auf denen sie doch dem Gouverneur zum Empfang entgegen reiten mußten.

Ein Solches schien denn auch Don Juarez erwartet zu haben, denn er schaute wiederholt den Weg nach der Stadt entlang, und ließ zuletzt am Eingang derselben einen kurzen Halt machen.

Aber obschon seine Trompeter sich die Lunge ausschmetterten – es zeigte sich Niemand zu seiner Begrüßung, und er mußte sich entschließen, mit finsterner Stirn und beleidigter Miene weiter zu ziehen. Sein Staunen wurde noch größer, als er die Piazza erreichte und dort zwar die Reihen der Milizcompagnie, von einer Aufstellung der Expedition aber keine Spur bemerkte.

»*Carrajo!*« sagte er zu seinem Adjutanten, dem Dragoner-Lieutenant, »ich glaube, dieser Schuft von Franzosen untersteht sich, meine Befehle zu mißachten oder hat sich mit seiner Räuberbande bereits wieder auf und davon gemacht!«

»Es wäre das Beste, was er hätte thun können,« erwiderte der Teniente, »aber er scheint mir leider nicht der Mann dazu. Und sehen Euer Excellenz, – dort kommt man eben aus dem Hause dieses Spaniers, den der Himmel verderben möge!«

In der That hatten sich in dem Augenblick, als der Gouverneur mit seiner Cavalkade den Eingang der Piazza erreichte, die Thüren des Hauses Don Estevan's geöffnet und der Graf Raousset Boulbon, begleitet von seinen Offizieren, dem Senator und mehreren angesehenen Haciendero's aus der Nähe trat heraus und schritt über den Platz nach dem Zelt, unter welchem die Diener Don Estevan's eine Collation für den Gouverneur bereitet hatten.

Hier blieb der Graf stehen und erwartete offenbar die Annäherung desselben.

Zu Aller Verwunderung trug der Graf nicht die französische Obersten-Uniform, in der er bei seiner Ankunft dem Gouverneur seinen Besuch gemacht hatte, oder eine andere seinem Range angemessene militairische Tracht. Seine hohe kräftige Gestalt war vielmehr mit dem gewöhnlichen und einfachen Anzug der Trapper oder Jäger bekleidet. Er trug ein einfaches, mit Frangen besetztes Lederhemde in dessen Gürtel Revolver und die Dschambea, das Geschenk Nena Sahib's nach jenem Kampf im Circus von San Franzisko steckten, hohe Reiterstiefeln von weicher Hirschhaut mit den schweren mexikanischen Sporen und einen grauen Jagdhut, auf dem als einziges Unterscheidungszeichen zwei der weißen Schwanzfedern des Seeadlers prangten. Ein Hirschfänger hing an seiner Seite, Pulverhorn und Kugelbeutel über seiner Brust und am breiten Lederriemen die Büchse über seiner Schulter.

Aehnlich wie ihr Anführer waren auch die Offiziere der Expedition ausgerüstet, nur daß Jeder zur Auszeichnung eine weiße Schärpe über die Brust geschlungen trug.

Obschon diese Erscheinung alle Erwartungen von militairischem Glanz und prächtigen goldstrotzenden Uniformen täuschte, womit sich die mexikanischen Offiziere so gern schmücken, erkannte doch Jedermann sogleich die Bedeutung der Wahl dieser Tracht – der Uniform der Wüste! – und ein donnerndes »*Viva el Generale!*« erscholl auf dem Platz.

Der Gouverneur biß sich auf die Lippen und indem er seinem Adjutanten befahl, die Dragoner abschwanken und zur Seite der Miliz ihre Stellung nehmen zu lassen, ritt er mit seinen Begleitern gegen das Zelt.

Der Graf trat drei Schritte über den Umkreis desselben hinaus und erwartete hier den ersten Würdenträger von Guaymas.

In dem Augenblick, wo der ehemalige Advokat sein Pferd anhielt, zog der Graf höflich seinen Hut und begrüßte ihn mit einer tiefen Verbeugung.

»Señor Gobernador,« sagte er, »ich habe die Ehre, Sie bei mir willkommen zu heißen. Mögen Euer Excellenz nach dem reichen aber leider sich seit der Zeit der Patriarchen niemals mehr bestätigenden Wunsche tausend Jahre leben! – Euer Excellenz wolle es gefallen, abzustiegen.«

Der leichte Spott, der in dem Ton der Begrüßung lag, entging dem Gouverneur nicht, der wohl begriff, wie mit diesem Empfang der Franzose öffentlich die Unabhängigkeit der Expedition von den Behörden des Landes zeigen und ihm den eigenen schlechten Empfang vergelten wollte. Er unterdrückte jedoch seinen beleidigten Stolz unter der Maske kalter Ruhe.

»Ich danke Ihnen, Señor Conde, und freue mich, Sie so wohl und, nach Ihrem Aeußern zu urtheilen, bereits mit den Pflichten der Expedition angelegentlich beschäftigt und zum Abmarsch bereit zu sehen. Da ich gekommen bin, die Mannschaften zu besichtigen, über die mir leider bereits schwere Klagen zugegangen sind, so werde ich mit Ihrer Erlaubniß vorziehen, gleich im Sattel zu bleiben. Aber ich sehe mich vergeblich um, wo es Ihnen beliebt hat, diese Leute aufzustellen?«

Der Graf lächelte. »Bedenken Sie, Señor Gobernador,« sagte er, »es sind freie Männer und nicht gewöhnt, gleich Ihren Soldaten sich ohne Zweck einer unnützen Belästigung aussetzen zu lassen. Das stundenlange Stehen in der Sonnenhitze, nachdem sie die Nächte seither im Freien kampirten, würde sie belästigt haben, und ich habe ihnen daher die Erlaubniß gegeben, nach ihrer Bequemlichkeit den Augenblick abzuwarten, wo ich sie Euer Excellenz vorstellen kann.«

Don Juarez machte eine zustimmende Bewegung. »Ich kann mir denken, Señor Conde, daß bei einer solchen zusammengewürfelten Schaar die Disciplin noch nicht groß ist,« sagte er hochmüthig. »Aber es wird nothwendig sein, sie strenger zu handhaben und die Frevler von gestern Abend ernst zu bestrafen. Wir sprechen nachher weiter darüber und wie Sie sehen, habe ich Ihnen den nöthigen Beistand mitgebracht!« Er wies nach den Dragonern.

Man sah, daß es den stolzen Franzosen harte Mühe kostete, dem kleinen giftigen Advokaten gegenüber seine Ruhe zu bewahren, aber ein Blick des Senators erinnerte ihn daran.

»Ich werde Euer Excellenz darauf antworten, wenn Sie uns die Ehre erwiesen haben, aus dem Sattel zu steigen, um auf gleichem Boden zu verhandeln,« sagte er kalt, »und unter dem fliegenden Dach eines alten Soldaten Platz zu nehmen und von seinem Brod zu essen.

Unterdeß erlauben mir Euer Excellenz wohl, einen andern Gast zu begrüßen, Lord Drysdale, der, wie ich sehe, im Begriff ist, zu landen!«

Und mit einer höflichen Verbeugung es dem Gouverneur überlassend, vom Pferde zu steigen oder darauf zu bleiben, reichte er seine Büchse zurück an den Avignoten, der in seiner Nähe stand, und ging nach der Landungstreppe, den vornehmen Engländer zu bewillkommen, dessen Gigk so eben am Ufer anlegte.

Don Juarez empfand recht wohl, welcher Unterschied in der Begrüßung seiner Person und der ausgezeichneten Höflichkeit lag, die der Graf dem Lord erwies; aber er fand es doch für zweckmäßiger, sie vorläufig nicht zu bemerken und die Höflichkeitsbezeigungen Don Estevans anzunehmen, indem er mit seinen Begleitern vom Pferde stieg und sich nach dem aufgeschlagenen Zelte geleiten ließ.

Graf Boulbon, dem Lord gegenüber ganz der französische Cavalier der alten Schule, führte in diesem Augenblick den englischen Gast zur Gesellschaft.

Lord Drysdale war von dem Capitain der Najade, einem alten durchwetterten Seemann und dem Malayen begleitet. Der arme Krüppel, der sich mit großer Gewandtheit und selbst ziemlich leicht am Boden fortbewegte, blieb in einiger Entfernung von dem Zelte hocken, seine dunklen Augen nach seiner Gewohnheit fest auf seinen Freund und Gebieter geheftet, von dem er sie nur selten abwandte, um sie mit eigenthümlicher Schnelle umher rollen zu lassen. Das Boot der »Najade«, das sie bis zur Landungstreppe gebracht, hatte auf den Wunsch des Lords sofort wieder abstoßen und sich außer Rufweite vor Anker legen müssen, und die Bootsmannschaft den strengen Befehl erhalten, jeden Verkehr mit dem Ufer zu meiden, um keinen Anlaß zur Erneuerung der Streitigkeiten vom vorigen Abend zu geben.

Als der Graf und der Lord unter dem Zelt angekommen waren, bat er die Gesellschaft, zunächst die Erfrischungen anzunehmen. Man konnte sagen, daß die Tafel mit den Delikatessen aller Zonen bedeckt war, denn der Reichthum des Haciendero und die Vorsorge des Grafen in San Francisco hatte es an Nichts fehlen lassen. Aber obschon der Champagner in vollem Strom floß, waren es doch nur die Fremden, welche von der Collation einen reichlicheren Gebrauch machten, denn die Mäßigkeit der Mexikaner, wie überhaupt der spanischen Race ist sehr groß. Don Juarez allein trank mehrere Gläser Champagner, den er sehr liebte und schien recht munter gestimmt zu werden, denn auf eine heimlich dem Lord zugeflüsterte Frage, ob man jenseits des Cap Haro noch kein Fahrzeug bemerkt habe, hatte ihm dieser kurz erwiedert, daß ein solches, unzweifelhaft die »San Trinidad«, in Sicht sei und in Zeit von einer Stunde auf der Rhede eintreffen müsse.

Es war jetzt zwei Uhr – die mexikanischen Soldaten standen seit drei Stunden in der Sonnengluth und selbst die schaulustige Bevölkerung begann sich vor dieser zurückzuziehen, um ihre Siesta zu halten, als der Gouverneur den Bambussessel zurückstieß und sich erhob.

»Ich denke, Señor Conde,« sagte er – »es wird Zeit, daß wir an unsere Geschäfte gehen. Während Ihre Offiziere die Leute zusammenrufen und einigermaßen in Ordnung bringen, sofern dies ihr Zustand erlauben wird, will ich die Klage untersuchen, die Señor Walker, der englische Kaufmann, gegen Sie angebracht hat.«

Der Graf blieb ruhig sitzen, sich eine Cigarre drehend. »Eine Klage gegen mich, Señor Gobernador?« frug er mit gut geheucheltem Erstaunen. »Ich habe vorhin schon einige ähnliche Worte gehört, die mich in Verwunderung gesetzt! Wollen Euer Excellenz nicht noch einige

Augenblicke Platz behalten – die Aufstellung der Expedition wird in zehn Minuten vollzogen sein!«

Er zog seine Uhr und legte sie auf den Tisch. Dann wandte er sich zu seinem Adjutanten: »Monsieur de Kleist, lassen Sie die Signale geben! – An Ihre Posten, meine Herren! – Nun, Señor Gobernador« – der Graf vermied stets, dem ehemaligen Advokaten einen militairischen Titel zu geben – »bin ich zu Ihrem Befehl.«

Juarez zögerte noch einige Augenblicke, dann, als er sah, daß sein Gegner keine Miene machte, sich zu erheben, ließ er sich wieder nieder. Er fühlte sich zum zweiten Mal gedemüthigt – der Versuch, den Franzosen in die Stellung eines Angeklagten vor seinem Richter zu bringen, war gescheitert.

Zugleich hörte man die langgezogenen Töne zweier Waldhörner und man bemerkte unter dem noch auf der Piazza versammelten Publikum eine lebhaftere Bewegung. Von allen Seiten eilten bewaffnete Männer von kühnem trotzigem Aussehen über den Platz in bestimmter Richtung.

»Nun, Señor Gobernador, ich warte auf Ihre Anklage, um Ihnen nachher meine gerechten Beschwerden mittheilen zu können. – »Ist es Euer Excellenz gefällig, noch ein Glas Rosoli zu nehmen?«

Der Mexikaner machte eine ungeduldige ablehnende Bewegung, Graf Boulbon schenkte sich gelassen ein Glas des beliebten Branntweins ein. Mit Ausnahme des Lords hatte sich die ganze Gesellschaft erhoben und stand um die Drei.

»Das Magazin des englischen Kaufmanns Walker,« sagte endlich der Gouverneur, der fühlte, daß es an ihm war, »ist nach einer mir zugegangenen Anzeige in Folge eines von den Fremden angezettelten Tumultes geplündert und in Brand gesteckt worden. Man hat britische Seeleute, die es vertheidigten, angegriffen. Einer ist dabei erschlagen und sogar der Capataz der Lastträger-Gilde, ein sehr ehrenwerther loyaler Mann, mir persönlich bekannt, ermordet worden!«

»Und wer soll das Alles gethan haben?«

»Wer anders, Señor Conde, als die zuchtlosen Abenteurer, die Sie uns zugeführt!«

»Señor Gobernador,« sagte der Graf stolz, »die Männer, die ich anzuführen die Ehre habe, sind zwar Abenteurer – und ich nenne mich selbst einen solchen! – aber daß sie an Zucht und Ordnung gewöhnt sind, davon werden Sie selbst sich alsbald überzeugen. Wer jene Anklage erhoben, der hat gelogen. Ich habe die Sache sorgfältig untersucht und hier ist das Ergebnis. Englische Matrosen der Najade sind mit den ihres streitsüchtigen Charakters halber bekannten und gefürchteten Minero's von Cochino, von denen eine Horde aus Neugier oder unbekannter Ursach sich gestern hier eingefunden, in Streit gerathen, von diesen mit Messerstichen angegriffen worden und haben sich zu ihrer Rettung nach dem Lagerhaus des englischen Kaufmanns, an das ihr Haus consignirt ist, zurückgezogen, wobei ein Matrose getödtet worden ist.«

Der Graf warf einen fragenden Blick auf die englischen Gäste. »Es ist so, wie Sie sagen,« bemerkte der Lord. »Kapitain Hearton hat eine strenge Untersuchung angestellt. Einem Mitglied Ihrer Expedition Sir, verdankt unser Steuermann sogar sein Leben.«

Mit dem Widerstreben, das jeden ächten Engländer charakterisirt, wenn er irgend eine Schuld seiner Landsleute, namentlich Fremden gegenüber zugeben soll, bestätigte der Kapitain der Najade die Worte.

»Es ist ferner erwiesen,« fuhr der Graf unbarmherzig fort, »und es sind zahlreiche Zeugen dafür vorhanden, daß Ihr Capataz der Lastträger, nachdem er sogar einen meiner Offiziere zu einem Zweikampf herausgefordert hatte, bei dem er allein der bewaffnete Theil sein sollte, von dem Anführer der Minero's erschossen worden ist!«

»Ja – aber mit einem Revolver, und wo käme ein armseliger Bergmann zu einer solchen Waffe?« unterbrach ihn hastig der Gouverneur.

»*Ventre saint-gris!* was geht das mich an? er wird sie wahrscheinlich gestohlen haben – wie das in der Gewohnheit seiner Kameraden liegt! – Da Euer Excellenz in's Detail unterrichtet sind, werden Sie auch den Schuldigen zu finden wissen. Diese Erklärungen haben schon zu lange gedauert und die Signale meiner Offiziere bereits gemeldet, daß die Abtheilungen des Expeditionskorps formirt sind. Wenn Euer Excellenz es noch für nöthig finden, mögen Sie von diesem Schreiben des Master Walker Kenntniß nehmen, das ich diesen Morgen erhielt und in dem er mir Dank sagt, daß meine Leute den Brand seines Magazins löschen geholfen und sein Eigenthum vor Plünderung gesichert haben!« Er warf den Brief auf den Tisch. »Was meine eigenen gerechten Beschwerden und Forderungen betrifft, Señor Gobernador, so werde ich sie Ihnen nach der Besichtigung der Expedition vorlegen, zu der ich mir jetzt Sie einzuladen erlaube.«

Der Graf hatte sich bei diesen Worten erhoben und eine energische Bewegung der Hand, indem er die ihm von Bonifaz gereichte Büchse wieder über die Schulter warf, nöthigte den Gouverneur, sich ihm anzuschließen.

Ohne des eben verhandelten Gegenstandes weiter mit einer Sylbe zu gedenken, schritt der Franzose mit dem Lord und Juarez voran, während der Senator mit seinen Freunden, die ihr Vergnügen über die Lection, welche der tyrannische ihnen verhaßte Gouverneur so eben erhalten hatte, kaum verbergen mochten, den Begleitern desselben folgte.

Die fünf Abtheilungen der Expedition – der Kreuzträger mit seinen Leuten hatte sich der des Capitan Antonio Perez angeschlossen, – standen in voller Ausrüstung und bester Ordnung auf dem Platz. Ein an den strengen Dienst der europäischen Armeen gewohntes Auge, wie das des jungen Lieutenant von Kleist mochte freilich Vieles auszusetzen finden, aber auch selbst dieser hatte sich längst überzeugt, daß für einen Kampf, wie er ihnen bevorstand, diese Männer gewiß weit geeigneter waren.

Es war allerdings eine Schaar von Abenteurern, aber jeder von ihnen in einer Hand, welche den rechten Posten für ihn zu finden wußte, gewiß ein ganzer Mann, der jeder Gefahr in's Auge schauen mochte und dem es weder an Muth noch an Hilfsmitteln fehlte. Die ganze Expedition bewahrte zu dieser Zeit noch ein unbedingtes Vertrauen auf ihren tapfern und edlen Anführer und dies wirkte auf ihre ganze Haltung.

Jeder Mann war ähnlich der Erscheinung des Grafen selbst ausgerüstet, ohne daß deshalb von einer Gleichmäßigkeit oder Uniformirung die Rede sein konnte. Er war mit Büchse, Hirschfänger oder Machete und Messer bewaffnet, die meisten noch mit Pistole oder Revolver, und das Leder- oder Wollenhemd mit Pulverhorn und Kugelbeutel nebst einer Zarape oder einer wollenen Decke, Proviant sack und Feldflasche die allgemeine Bekleidung.

Die ganze Ausrüstung war so in die Augen fallend praktisch, daß für die tadelsüchtige Laune des Gouverneur Juarez jede Gelegenheit schwand. Er ging stumm und mißvergnügt durch die Reihen, Einzelnes musternd und enthielt sich jeder Bemerkung.

So waren sie durch die Abtheilungen des Capitan Perez und der Teniente's Racunha, Weidmann und Morawski gekommen und näherten sich der des neuen Capataz, der auf den ausdrücklichen Willen des Grafen, wenn auch zur großen Kränkung seiner Eitelkeit den Befehl über dieselbe an den Lieutenant von Kleist für diesen Tag hatte abtreten müssen. Die Abtheilung des Señor Muñoz enthielt ein ganz besonderes Ensemble der wildesten und berüchtigsten Mitglieder der Expedition, und sowohl die Compagnie Slong-Meredith als Jack, der Matrose, und der alte Seeräuber gehörten dazu.

Der Gouverneur schritt in mürrischem Schweigen voran, kaum den Salut des preußischen Lieutenants erwidern. Der Graf folgte anscheinend in eifrigem Gespräch mit Lord Drysdale und die andern Offiziere und Begleiter schlossen sich ihnen an.

Plötzlich – am Ende der letzten Reihe, blieb der Graf vor einem Mann stehen, der sich durch häufiges Abwenden seines Gesichts und allerlei andere kleine Künste der Aufmerksamkeit entziehen zu wollen schien und über das linke Auge eine breite schwarze Binde trug, die das halbe Antlitz verbarg.

»Zum Henker, was haben Sie mit Ihrem Auge angefangen, Monsieur Squal-rouge?« frug der Graf mit erhobener fester Stimme.

»*Squale rouge!*«

Der Lord, der eben zu einem ihrer Begleiter im Gespräch sich gekehrt hatte, wendete sich rasch um. In demselben Augenblick auch hörte man einen gellenden wilden Ruf, und die verkrüppelte Gestalt des Malayen brach sich mit Gewalt Bahn durch die Reihen der andern Zuschauer und der Abenteurer.

»Bei Mahomed und dem weißen Christ, Sahib, dort! dort!«

Die Augen Henry Norford's erweiterten sich – sein ohnehin – wenn auch von der Sonne der Tropen gebräunt bleiches Gesicht nahm die Farbe eines Leichentuchs an, alles Blut schien aus seinen Adern zum Herzen zu strömen – dann plötzlich schoß fast sichtbar wie der elektrische Funke ein Strahl aus diesen Augen, sein Gesicht verzerrte sich mit einem dämonischen Ausdruck und mit einem Griff dem Verbrecher die schwarze Binde vom Kopf reißend, hatte er ihn, wie ein wildes Thier seine Beute, mit der andern Hand gefaßt und riß ihn aus den Reihen der erstaunten Abenteurer.

Der Bösewicht ließ sich fast willenlos, widerstandslos fortschleifen – sein Antlitz war so aschbleich, wie das des Lords, seine Zähne klapperten und nur in heisern Tönen vermochte er den Ruf herauszustoßen: »Zu Hilfe! man ermordet mich!«

Norford, der Lord von Drysdale, hatte sein Opfer aus dem Haufen der Aufgestellten geschleppt, die jetzt unruhig zu werden begannen und unter denen man namentlich die näselnde Stimme Slong's und den heiseren Baß des Kentuckier's zu Gunsten ihres Kameraden hörte. Er hatte ihn darauf mit einer Bewegung zu Boden geschleudert und stand jetzt vor ihm, die Hände geballt, die Zähne auf einander gebissen, während ein convulsives Zittern seinen ganzen Körper bewegte und ein Tropfen von kaltem Schweiß an jedem seiner Haare perlte.

»Kapitain *Hawthorn!* – Endlich! Endlich! Gott oder Teufel, ich danke Dir!«

Die Worte waren mehr zwischen den Zähnen hervorgezischt als gesprochen, aber sie hatten einen so furchtbaren Klang, daß der wilde Seeräuber wie hoffnungslos seinen Kopf sinken ließ.

»Was soll das bedeuten?« frug erstaunt der Gouverneur – »was haben Sie, Mylord, mit diesem Menschen?«

Der Engländer schien die Frage gar nicht zu hören. »Mahadröh!«

»Hier Sahib!«

»Binde ihn!«

In dem Malayen, dem Krüppel mit den kräftigen Gliedern schien ein seltsamer Kampf vorzugehen, nachdem der erste Augenblick des Erkennens vorüber war. Seine schwarzen Augen rollten mit der Blutgier des Tigers, der sich auf seinen Raub stürzen will, über das Opfer, dann richteten sie sich wieder zum Himmel empor und seine Fäuste schlugen die nackte Brust und krallten sich in das Fleisch, während sein ganzer Körper in nervösen Zuckungen erbebte.

»O Sahib! Sahib! Mein ist die Rache, sagte der weiße Gott! Bedenke Sahib – ich bin ein Christ!«

»Und ich ein Moslem! – Binde ihn!«

Der Malay löste die Schnur, die sein weißes Gewand hielt und kroch scheu zu dem Opfer.

Aus dem Haufen der Abenteurer, die sich jetzt, alle Ordnung aufgelöst um die Gruppe im Kreise drängten, erschollen laute Rufe. Der brutale Pirat war wenig beliebt, und meist waren es nur Ausrufungen des Erstaunens oder der Neugier, die erschollen; aber es fehlte auch nicht an Stimmen der Mißbilligung, daß ein Fremder sich eine solche Handlung ungestraft gegen ein Mitglied der Expedition erlauben dürfe und an der Aufforderung, Hawthorn zu schützen – die Meisten sahen fragend und erstaunt über seine Unthätigkeit auf ihren Führer.

Der Graf hatte bis jetzt ruhig, die Arme über einander geschlagen, der Scene beigewohnt, nur wer ihn genau kannte, wie Bonifaz, der seine Büchse an sich genommen hatte und sich im Innern freute, daß der nach seiner frechen Erzählung auf's Höchste von ihm verabscheute Bösewicht endlich in die Hände eines Rächers seiner Unthaten gefallen war, sah aus dem spöttischen Zucken der Mundwinkel und der eigenthümlichen zwinkernden Bewegung der Augenlider seines Herrn und Freundes, daß derselbe einen vorher gefaßten Entschluß verfolgte.

Graf Boulbon trat zu dem noch immer bewegungslos am Boden liegenden Mann, über den sich eben der Malaye beugte, die unzerreißbare Schnur in der Hand. Mit einem Fußtritt schleuderte er diesen, gleich einem giftigen Gewürm, zur Seite.

»Euer Herrlichkeit irren sich,« sagte er kalt – »Sie sind hier nicht auf Ihren indischen Besitzungen und diese Männer sind keine Ryot's, denen ein britischer Nabob oder Steuerempfänger nach Belieben den Kilt geben lassen kann!«

»Sir – mein Herr, Sie sollen Alles erfahren! Sie selbst werden das Gericht Gottes anerkennen, das dieses Scheusal endlich in meine Hände geliefert hat!«

»Das giebt Eurer Herrlichkeit kein Recht, zu handeln, wie Sie gethan.« Er wandte sich zu dem Piraten. »Steht auf, Mann!«

»Sir« – die ausgestreckte Hand des Lords zitterte – »dieser Mann ist ein Mörder, ein hundertfacher Mörder, ein Bösewicht, wie keinen zweiten die Erde trägt!«

»Ich weiß es! – Was weiter?«

»Seit drei Jahren suche ich diesen Mann, durch alle Länder und Meere dieser Hemisphäre – er hat mir mein Alles geraubt – er hat Verbrechen begangen, die einen Teufel weinen machen würden! – Hören Sie nicht, Sir, Sie selbst sprachen es aus und der ewige Rächer dort oben

legte das Wort auf Ihre Lippen – es ist *Squale rouge*, der »Rothe Hay«, der berüchtigste, blutigste Pirat der indischen Meere, der Kapitain des »Satan«!

»Ich weiß es! – Was weiter, Mylord?«

»Ich habe einen heiligen Eid gethan, daß diese Hand das zuckende Herz aus seinem Leibe reißen soll, ich habe mein ganzes Dasein, meine Seligkeit eingesetzt für diesen Augenblick, wo ich ihn fassen, wo ich ein heiliges Wesen rächen kann, das dieser Bösewicht für hier und dort vernichtet hat. Hören Sie es, Sir – hören Sie es Alle, die Sie hier um mich stehen und mir Gerechtigkeit gewähren werden, – dieser Mensch, nein, diese Hyäne in Menschengestalt mordete unschuldige Frauen, er ließ sie von den Teufeln, seinen Genossen, den Tigern des Meeres hinabwerfen, deren Namen er trägt, kalten Blutes hinabschleudern, nachdem sie an ihren Leibern ihre niedere Brunst gekühlt! Ich selbst – wie jener arme Krüppel dort an die Wand unseres versinkenden Schiffes geknebelt – sah die Geliebte meiner Seele, meine Braut, geschändet versinken in den blutgerötheten Wellen!«

Die schreckliche Erinnerung überwältigte den Unglücklichen – er preßte die Ballen seiner Hände gegen die brennenden Augen.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Kreise umher – selbst die rohesten dieser Abenteurer empfanden ein tiefes Mitgefühl mit dem unglücklichen Mann und der schreckliche Ruf des Piratenschiffes »Der Satan« war – obschon Jahre seitdem vergangen waren, noch Manchen im Gedächtniß.

Der Graf hatte mit finstern Blick die Lippen fest auseinander gepreßt. »Mylord,« sagte er endlich mit theilnehmender ernster Stimme – »auf das Wort eines Edelmannes, ich bedaure Sie von ganzem Herzen!«

Der Engländer ließ die Hände sinken, seine Augen fuhrn mit wildem Ausdruck umher. »Dann Sir, werden Sie meiner Rache – nicht meiner Rache, der Gerechtigkeit nicht in den Weg treten. Dieser Mann ist mein – ich werde ihn tödten, ich habe es geschworen!«

Jetzt zum ersten Mal richtete Hawthorn den Kopf in die Höhe, er schien mit Gewalt sich zu ermannen. »Sie werden es nicht dulden, Señor General,« rief er mit heiserer Stimme, »Sie sind verpflichtet, mich zu schützen – ich habe Ihr Wort!«

Der Graf athmete schwer. »Mylord,« sagte er – »ich fühle ganz mit Ihnen – aber dieser Mensch steht leider unter meinem Schutz, er hat das Wort eines Bourbons. Es ist unmöglich, daß Sie ihn jetzt mit sich fortführen!«

»Wie Sir, Sie würden es wagen, mir Gerechtigkeit zu verweigern? Sie wollen einen Verbrecher, der tausendfachen Tod verdient hat, schützen?«

»Er hat mein Wort! fragen Sie ihn selbst – fragen Sie diese Männer umher, wie ich ihn behandelt habe! Aber er hat an meine Ehre appellirt und ich bin verpflichtet, ihm den Contract zu halten. In weniger als einem Jahre ist dieser zu Ende – dann, Mylord, nehmen Sie Ihr Opfer, und nicht ein Mann von allen diesen umher wird einen Finger zu seiner Vertheidigung erheben!«

»Glauben Sie, daß ich ein Thor bin, diesen Schurken aus meiner Hand zu lassen, nachdem sein böser Geist ihn in die meine geführt hat? – Niemals! – Was geht mich Ihr Contract mit Räubern und Mördern an? – Gott sei Dank sind Sie nicht die oberste Behörde dieses Landes. Señor Gobernador, ich fordere Sie auf, Ihre Pflicht zu thun! Dieser Mensch ist der Mörder britischer Unterthanen, er ist zahlloser Verbrechen überwiesen, ich verlange daß er mir ausgeliefert wird zur Stelle!«

»Sie haben Recht, Mylord,« sagte der Gouverneur. »Man rufe ein Paar der Alguazils und lege diesen Kerl in Ketten!«

Der Graf trat einen Schritt vor. »Sie vergessen Señor,« sagte er streng, »daß nach meinem Kontrakt mit der Mexikanischen Regierung die Gewalt über meine Soldaten – das Recht über Leben und Tod – mir allein zusteht!«

»Ihre Soldaten, Señor? – Der Unsinn muß aufhören – Sie stehen im Solde der Regierung und haben sich den Gesetzen zu fügen!«

Boulbon war mit einem Schritt zwischen dem Dänen und seinem Todfeinde. Er hob den Finger. »Die Büchsen zur Hand, Gentlemen – an Ihre Posten, meine Herren!«

Die sechs Offiziere des Grafen sprangen in den Kreis, die Männer ergriffen wie mit einem Schlage ihre Waffen, ringsum hörte man das Klirren der Gewehre.

»Señor Gobernador,« sagte der Graf und seine Stimme hatte bei voller Ruhe einen furchtbaren Klang, »ich bitte Sie, wohl zu überlegen, was Sie thun. Diese Männer gehorchen meinem Wink und ich bin nicht gesonnen, einen Fingerbreit von den Rechten unseres Vertrages abzugehen. Herr von Morawski!«

Der alte Pole trat vor, die Hand am Griff seines Säbels. »Was befehlen Sie, Oberst?«

»Nehmen Sie fünf Mann und diesen Menschen hier in Ihre Mitte, bis ich weiter über ihn bestimme. Sie bürgen für seine Sicherheit!«

Der Pole drehte sich ohne ein Wort der Erwiderung um und winkte fünf der Seinen, aber ehe diese hervortreten konnten, sprang der Lord zwischen sie und sein erkornes Opfer.

»Einen Augenblick! hören Sie mich,« rief er mit keuchender Stimme. »Ich darf – ich werde von ihm nicht lassen! Dieser Mensch würde hundert Mittel finden, seiner Strafe im Lauf eines Jahres auf's Neue zu entfliehen. Ich bin reich, Sir, nehmen Sie mein halbes Vermögen – nehmen Sie fünfzigtausend Pfund – nehmen Sie Alles, was ich habe, aber lassen Sie mir meine Rache!«

Der Graf winkte. »Thun Sie Ihre Pflicht, Lieutenant Morawski – Mylord, ich warne Sie! Das Wort des Grafen Aimé Boulbon ist kein Handelsartikel!«

»Nun denn – so helfe mir Gott oder der Teufel – lebendig soll er nicht von hier!« Und ohne Waffen, wie der Tiger im Sprung auf seine Beute, stürzte er sich auf den entsetzt mit gestäubtem Haar zurückweichenden Mörder und versuchte, seinen Hals zu umklammern.

Der Franzose machte eine rasche Bewegung – man sah seinen Arm sich ausstrecken und die hagere hohe Gestalt des Engländers, vom Boden erhoben, in seinen Händen sich winden – dann flog sie wie ein Ball zurück, wohl fünf – sechs Schritte weit und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht der Gouverneur selbst und mehre seiner Begleiter herbeigesprungen wären und den Lord gehalten hätten.

Ein Schweigen des Entsetzens folgte dieser raschen, gewaltsamen That – dann hörte man die feste Stimme des Grafen: »An Ihre Ordre, Lieutenant Morawski!«

Der Pole mit seinen Leuten umgab schützend den Mörder und führte ihn in die Mitte der Schaar, die ihm scheu Platz machte, jede Berührung meidend, und sich dann wieder um ihn schloß, eine Mauer gegen jeden neuen Versuch bildend.

Aber es hätte dessen gar nicht bedurft.

Henry Norford, der Lord von Drysdale, hatte sich erhoben, sein Gesicht war fast noch bleicher, als vorhin bei der ersten Entdeckung des Mörders. Er wehrte die Hilfe der Umstehenden,

selbst die Hand des Gouverneurs hastig von sich ab, während er sich aus ihren Armen emporraffte. Dann ging er mit langsamen Schritten wieder auf den Grafen zu – ein furchtbarer Ernst lagerte auf seiner wachsbleichen Stirn – zwei große Blutstropfen quollen aus seiner Unterlippe zwischen den Zähnen hervor.

Der Graf erwartete ihn, ohne eine Bewegung der Vertheidigung zu machen.

Als der Lord kaum auf Armeslänge noch von ihm entfernt war, erhob jener die Hand und legte den Finger auf die Brust des Franzosen.

»Sir,« sagte er – »Sie sind ein Edelmann!«

»Ich bin es, Mylord!«

»Wohl – so werden Sie wissen, daß Ihr Schlag mich entehrt hat, daß ich, der englische Edelmann, das Recht habe, Ihr Blut zu fordern. Sie haben mich behandelt, wie einen Hund, Sie sind mir Genugthuung schuldig!«

»Ich bin vollständig bereit, sie Ihnen zu geben!«

»Das erwartete ich und danke Ihnen dafür. – Sie werden also begreifen Sir, was die Worte mich kosten, die ich Ihnen zu sagen habe, und die mich entehren vor den Augen der Welt!«

»Sprechen Sie, Mylord, und was es auch ist, seien Sie meiner Hochachtung gewiß!«

»Well! – Sir, ich – der ehemalige Offizier – der Edelmann – der Brite – verzichte auf die mir von Ihnen zustehende Genugthuung, ich will die Schmach Ihres Schlages geduldig hinnehmen, wenn Sie mir jenen Bösewicht ausliefern wollen.«

Der Graf fühlte ein inniges Mitleid mit dem Schmerz, mit dem Leiden dieses Mannes.

»Mylord,« sagte er bewegt, »nehmen Sie mein aufrichtiges Bedauern, daß ich Ihr Verlangen nicht erfüllen kann. Wäre dies überhaupt möglich gewesen, auf mein Ehrenwort, so wäre es sofort geschehen!«

»Dann Herr bleibt mir nur ein Kampf mit Ihnen auf Leben und Tod.«

Der Graf verbeugte sich.

»Sie sind hier der Herr,« fuhr der Engländer fort – »Ihre Ehre möge die Bedingungen bestimmen. Nur erinnern Sie sich, daß ich Sie zugleich als den Vertreter jenes Scheusals betrachte, an dem ich die Pflicht einer furchtbaren Rache zu üben habe!«.

»Pardieu! ich denke, Monsieur Hawthorn kann seine Geschäfte selbst besorgen!«

»Wie, Sir?«

»Ich hoffe, Mylord, daß der Schuft einige persönliche Courage besitzt. Bringt den Mann näher herbei, daß er unsere Worte deutlich hören kann!« befahl der Graf.

Die Männer, welche Hawthorn umgaben, gehorchten. Alle waren auf's Höchste gespannt auf die Entwicklung dieser Scene.

»Ich habe die Pflicht, Mylord,« sagte der Graf mit erhobener Stimme, »diesen Mann, so lange er in meinen Compagnieen steht, zu schützen und ihn nicht seinen Feinden auszuliefern. Aber ich hoffe, daß es unter meinen Soldaten und Kameraden keinen Feigling geben wird, der sich weigert, einem Manne, dem er Unrecht zugefügt, mit der Waffe in der Hand dafür Genugthuung zu geben!«

Ein stürmischer Zuruf der Seinen begrüßte die Worte des Anführers – man begann seine Absicht zu begreifen.

»Wie Sir,« rief der Engländer freudig überrascht – »Sie wollen mir den Rothen Hay zum Zweikampf gegenüber stellen?«

»Das ist Hinterlist – das ist Wortbruch,« brüllte der Däne. »Es ist so gut wie offene Hinschlachtung, denn mein Arm ist schwach und wehrlos!«

»Still, Bursche! – Mylord – dieser Mann ist allerdings in Folge einer Verletzung noch nicht fähig, mit voller Manneskraft Ihnen gegenüber zu stehen. Aber es giebt einen Ausweg. Sie haben einen Begleiter, der – so viel ich weiß – bei jener traurigen Angelegenheit mit betheilt war?«

»Mahadrö! Jener Bösewicht hat ihn zum Krüppel gemacht.«

»Wohl – so stehen sich Beide ziemlich gleich. Ich bin Ihnen Genugthuung schuldig, Mylord – ich schlage Ihnen einen Kampf zwischen uns Vier vor!«

Drysdale starrte ihn bei dem seltsamen Vorschlag an.

»Es scheint, daß Sie mich noch nicht recht verstehen, Mylord,« sagte der Graf. »Sehen Sie die Sonne, die bereits ihren Zenith seit vier Stunden überschritten hat. Wenn sie in den großen Ocean gesunken ist, dessen Wasser einst Ihr Unglück gesehen, wenn die Dunkelheit eingetreten ist, werden wir Vier, Sie – ich – der arme Mensch dort mit den gelähmten Beinen und den kräftigen Armen, und jener mörderische Schurke, – Jeder mit einer Machete oder einem Bowiemesser, nach seinem Belieben, bewaffnet – ohne Feuergewehr – uns nach Art der Herren Yankees, deren Gewohnheiten ich im Uebrigen herzlich verachte, in einem dunklen lichtleeren Raum einschließen. Nach einer halben Stunde werden unsere Freunde die Thür öffnen, und ich hoffe, Sie werden dann Ihre Genugthuung haben, wenn Gott es so gewollt hat!«

Einige Augenblicke stand die ganze Gesellschaft stumm und wie erstarrt bei dem furchtbaren Vorschlag. Nur die Augen des Engländers funkelten, er ergriff die Hand des Franzosen und drückte sie an seine Brust. »Ich danke Ihnen, Sir!«

»Herr Graf,« sagte der Preußische Offizier vortretend – »wir dürfen es unmöglich zugeben, daß Sie sich einem solchen Kampfe aussetzen. Sie sind unser Anführer, von Ihrem Leben hängt unser Aller Wohl, die ganze Expedition ab. Lassen Sie mich an Ihre Stelle treten!«

»Mich! Excellenz, mich!« wiederholten mehre Stimmen.

»Ich protestire! ich will nicht kämpfen!« schrie der Korsar dazwischen.

»Still, Männer!« gebot der Graf. »Monsieur de Kleist, ich danke Ihnen, Sie sind ein wackerer Mann. Aber ehe ich Euer Anführer wurde, meine Braven, war ich Edelmann – es bleibt demnach bei meinem Wort. Jenen Schurken da, Lieutenant Morawski, bringen Sie in mein Quartier und bewachen, ihn wohl bis zum Abend. *Pardioux!* wenn er sich weigert, ein Mann zu sein, will ich ihn mit Ruthen durch die ganze Sonora peitschen lassen!«

Ein donnerndes Hurrah, Hipp! Hipp! ein langanhaltendes *Viva!* folgte der Entscheidung des kühnen Franzosen und war so laut und mächtig, daß nur Wenige auf den Schall eines Kanonenschusses achteten, der von der See her herüber donnerte.

Während Hawthorn von seiner Escorte, bald tobend, bald erschauernd und zerknirscht fortgeschafft wurde, begann der Enthusiasmus über den Vorschlag des Grafen endlich einen ruhigeren Ausdruck zu finden und rings umher wurde eifrig über diesen unerhörten Kampf debattirt, der am Abend folgen sollte und jetzt mehr das Interesse der leichtherzigen Abenteurer und der ganzen Bevölkerung – denn die Nachricht davon verbreitete sich rasch über den ganzen Platz – in Anspruch nahm, als das Schicksal von Guaymas überhaupt.

Ueberall hörte man *Viva's* auf den tapferen Conde und die Frauen drängten sich mit Gewalt durch die Reihen der Männer, um ihn zu sehen, oder ihm Blumen zuzuwerfen.

Aber der Auftritt war noch keineswegs zu Ende.

Señor Juarez bemerkte mit Erbitterung die reißenden Fortschritte in der Volksgunst, welche der verhaßte Franzose machte. Aber sein scharfes Ohr hatte sehr wohl den Kanonenschuß vernommen, und indem er zugleich an die Gefahr dachte, welcher sich sein Gegner leichtsinnig selbst in dem vorgeschlagenen Duell aussetzte, überflog ein Lächeln boshafte Triumphes sein Gesicht. Er sprach eben mit dem Lord, der sich anschickte, nach seinem Schiff zurückzukehren, um noch einige Anordnungen zu treffen, als Graf Boulbon durch die zurückweichende Menge auf ihn zukam.

»Euer Excellenz,« sagte der Graf gemessen – »haben mir in Folge dieser unerwarteten Unterbrechung noch nicht die Güte gehabt, zu sagen, wie Sie über die Ausrüstung meiner Leute urtheilen!«

»O – Señor – sie ist vortrefflich, sie ist einfach, aber ich hoffe, daß sie sich bestens bewähren wird,« entgegnete der Mexikaner geschmeidig. »Nur Eins scheint mir ziemlich überflüssig, und Sie erlauben Señor Conde, daß ich Sie darauf aufmerksam mache.«

»Euer Excellenz werden mich damit verbinden!«

Der Gouverneur stand in der Nähe der beiden kleinen Geschütze, deren Mündung gegen die noch immer ziemlich ungeduldig auf der Plaza haltenden Dragoner gerichtet war. Er deutete mit der brennenden Cigarre auf die Röhre.

»Die beiden Puffer hier Señor,« sagte er lachend, »werden Ihnen nicht viel helfen. Sie kennen unsere Gebirge und unsere Einöden nicht! ich wette Tausend gegen Zehn, daß Sie sie schon nach den ersten drei Tagemärschen in der Prairie als nutzlos stehen lassen würden. Die Apachen geben keine Zielpunkte für Kanonenkugeln ab!«

»Wenn sie auch gegen die Wilden gerade keine besonderen Dienste leisten sollten,« erwiderte der Graf ruhig, – »so wäre es doch sehr möglich, daß sie sich für andere Gelegenheiten als keineswegs überflüssig beweisen. Aber haben Euer Excellenz die Güte, mit dem Feuer Ihrer Cigarre dem Zünder nicht zu nahe zu kommen, es könnte ein Unglück geben.«

Der kleine Gouverneur prallte erschrocken zurück.

»*Caramba* – die Kanonen sind doch nicht etwa geladen?«

»Mit Kartätschen, Señor Gobernador! Es ist dies eine nothwendige Vorsicht, – man kann nie wissen, was passirt.«

Der Gouverneur hatte sich gefaßt – aber er hielt sich weislich mehre Schritte von den Geschützen entfernt, indem er zugleich verstohlene Blicke nach der Seeseite warf.

»Sie sprachen von Beschwerden, Señor Conde,« sagte er gleichgültig »für sich und die geworbenen Leute?«

»Ja Señor, und mit Recht. Obschon wir drei Tage hier sind, hat man versäumt, für die Expedition die geringste Sorge zu tragen. Wir sind allein auf uns selbst und das Wohlwollen der Bewohner von Guaymas angewiesen gewesen.«

»*Caramba*, Señor,« unterbrach ihn der Gouverneur spöttisch – »wenn diese Herren geglaubt haben, hier alle Bequemlichkeiten zu finden, haben sie sich freilich geirrt. Die Sonora ist ein Land von noch ziemlich wenig Comfort, Sie werden in dem Kriege gegen die Indianer wenig Gelegenheit finden, unter Dach und Fach zu logiren.«

»Meine Leute sind der Strapazen gewöhnt und wünschen sie,« sagte der Graf stolz. »Lassen Sie uns nicht länger mit Worten spielen, Señor. Nach meinem Abkommen mit der Regierung

habe ich hier Verproviantirung der Expedition, die nöthige Anzahl von Pferden und für zwei Monate Sold, also 20,000 Dollars in Empfang zu nehmen!«

»Zwanzigtausend Dollars – das ist eine starke Summe für – diese Herren!« bemerkte spöttisch der Gouverneur. »Aber zum Glück für die Regierungskassen haben, wenn ich mich des Vertrages recht erinnere¹, nicht diese, sondern Ihre guten Freunde, die Herren Kaufleute, und die Junta der großen Grundbesitzer dieselbe zu zahlen?«

»So ist es, Señor Gobernador, aber durch die Regierung. Euer Excellenz werden es also gerechtfertigt finden, wenn ich für diese und die andern Bedingungen des Vertrages eine Garantie fordere.«

»Und welche wäre das, wenn es Ihnen gefällig ist, Señor Conde?«

»Zunächst die Einräumung des Forts San Fernando-Guaymas und seine Besetzung durch meine Leute! Dann . . . «

Der Gouverneur lachte spöttisch auf. »*Caramba*, Señor Francese,« rief er – »Sie sind ein Mann von allzugroßer Bescheidenheit! Bedenken Sie auch, daß der Besitz des Hafensforts die Herrschaft über Guaymas ist?« – –

»Das ist ganz meine Meinung, Señor!«

»Aber zum Teufel, man wird sie Ihnen nicht so gutwillig geben! Ich habe die Ehre, hier Gouverneur zu sein und kenne meine Pflichten und meine Rechte!«

»Euer Excellenz werden die Güte haben, für diesen Theil Ihres Gebietes mir diese Rechte abzutreten. Ich habe für die Sicherung der Expedition zu sorgen und bedarf eines Haltepunktes an der See.«

»So müssen Sie diesen wo anders suchen! Entweder Ihre Truppe steht im Solde der Regierung, dann hat sie sich den Befehlen derselben zu fügen, und diese bestehen darin, daß sie morgen nach den Grenzen des Indianergebiets aufbricht und dort sich an die Posten vertheilt, die Ihnen angewiesen werden. Oder sie verweigert den Gehorsam, und dann bin ich gezwungen, zu meinem großen Bedauern, sie nach den Gesetzen zu behandeln.«

»Und das wäre, Señor Gobernador?«

»Ich bitte Euer Excellenz, mich nicht zu zwingen, einem Mann von Ihren Verdiensten dies auseinander zu setzen.«

»Euer Excellenz meinen als Vagabonden und Eindringlinge,« sagte lächelnd der Graf. »Gehören Sie sich nicht, ich weiß, Señor Gobernador, daß Sie ein Mann des Gesetzes sind und als solcher dessen Ausdrücke lieben.«

Der ehemalige Advokat zuckte ungeduldig die Achseln.

»Euer Excellenz verweigern mir also die verlangten Garantien?«

»Diese? – ganz gewiß.«

»Dann bin ich gezwungen, sie mir selbst zu nehmen.«

Juarez hatte sein Taschentuch gezogen und gab ein Zeichen damit.

»Sie würden die Folgen sich selbst zuzuschreiben haben, Señor Francese,« sagte er stolz. »Das Militair der Regierung würde jeden solchen Versuch blutig zurückweisen. – Selbst Ihre beiden Kanönchen dort,« fügte er spöttisch hinzu – »würden, wie ich fürchte, wenig ausreichen gegen die Geschütze der San Trinidad. Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß das Fort und jenes Kriegsschiff« – er wies nach dem Meer, – – »strengen Befehl haben, im Fall von Unordnungen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.«

¹Erster Theil, S. 233.

Ein Kanonenschuß – ein zweiter – dritter vom Meere her schien gleichsam die drohende Rede zu bestätigen. Der Graf, der in der That keine Ahnung von der Nähe des Kriegsschiffes und auf das Herankommen eines Fahrzeugs nicht geachtet hatte, sah sich erstaunt um, und erblickte jetzt die Corvette. Die »Santa Trinidad« kam mit vollen Segeln in den Hafen, von ihrer Gaffel wehte die mexikanische Flagge – die grün-weiß- und rothen Streifen mit dem Adler, und der Pulverdampf wälzte sich in weißen Spiralen aus den Luken, als sie zur Seite des Forts, in der Entfernung von etwa hundert Faden vor Anker ging und ihre Segel reffte.

Zugleich, und als hätten sie nur auf das Signal gewartet, verließ die Compagnie Dragoner ihre Aufstellung neben der Miliz und kam rasselnd über die Plaza, bis auf etwa zwanzig Schritte heran, wo ein Zeichen des Gouverneurs ihr Halt gebot. Von der andern Seite brachten die Ordonnanzen und Diener die Pferde für Juarez und seine Begleiter herbei. Der kleine Gouverneur schwang sich mit der Behendigkeit eines Affen in den Sattel und schien sich erst dort recht sicher zu fühlen, denn sein unschönes Gesicht überflog ein boshafter Triumph.

Der Graf hatte allerdings bei dem unerwarteten Anblick des Kriegsschiffes gestutzt, denn er begriff sogleich, daß dessen Ankunft nicht eine zufällige war, aber er vermochte es über sich, seine äußere Ruhe zu behalten und wandte sich mit dieser zurück zu seinem Gegner.

»Euer Excellenz wollen uns verlassen? Ich hoffte, Sie würden mir die Ehre anthun, der Feier meiner Verlobung mit Doña Dolores da Sylva Montera nebst diesen Herren beizuwohnen!«

»Wie Sie sehen, Señor Conde. Ich bedaure unendlich, auch diesen Abend nicht dem höchst interessanten Duell beiwohnen zu können, das Sie den Bewohnern von San Fernando zum Besten geben. Aber ich hoffe zu Gott und den Heiligen, daß Euer Excellenz doch glücklich davon kommen werden und ich die Ehre habe, Sie morgen früh in San José zu empfangen, um mir den Gehorsam der Expedition anzuzeigen und die weitem Instructionen der Regierung in Empfang zu nehmen. Was Ihr Familienfest anbetrifft, das mein alter Freund Don Esteban heute begehen will, so bitte ich zuvörderst, der schönen Dame meine aufrichtigen Glückwünsche melden zu wollen und wie sehr ich mich unglücklich fühle, durch Regierungsgeschäfte verhindert zu sein, dies persönlich schon heute zu thun. Mögen Sie tausend Jahre leben, Señor Conde, und sich eines steten Glücks zu erfreuen haben!«

»Euer Excellenz erwiedere ich diesen Wunsch und verspreche Ihnen, daß Sie mich morgen wiedersehen sollen, wenn Gott bis dahin nicht anders über mich verfügt hat.«

Er erwiederte den übertrieben höflichen Gruß mit einer ruhigen Verbeugung und wandte sich dann zu Don Esteban, während der Gouverneur zu der Miliz sprengte, dort noch verschiedene Befehle an die Offiziere zu ertheilen schien und hierauf an der Spitze seiner Dragoner San Fernando verließ.

Jetzt erst kam Don Esteban dazu, seinem künftigen Schwiegersohn ernste Vorstellungen über den thörichten Kampf zu machen, – in den er sich zu einer Zeit eingelassen wo seine Thatkraft, sein Leben von so großer Wichtigkeit für die Erreichung ihrer Pläne war, die durch die Ankunft der Corvette ohnehin beinahe als im Keim erstickt angesehen werden mußten. Boulbun jedoch mit dem ganzen chevaleresken Leichtsinne des französischen Charakters erwiederte ihm, daß die Sache nicht mehr zu ändern sei und daß er auf sein gutes Glück vertrauen müsse. Er verlangte, daß keine der getroffenen Vorbereitungen zurückgenommen werden dürfe, und wußte, zuletzt bei dem ohnehin abenteuerlichen Charakter der spanischen Mexikaner seinen Willen durchzusetzen, ohne daß er seine nähern Pläne verrieth.

Bereits im Lauf des Vormittags waren durch die Diener des Senators zahlreiche Einladungen an die angesehensten und reichsten Bewohner von San Fernando zur Feier des Verlobungsfestes ergangen, das der Graf für diesen Abend verlangt hatte. Die Nachricht von dem schrecklichen Duell, das gleichsam als eine blutige Illustration dieses Festes dienen sollte, hatte selbst Diejenigen vermocht, die Einladung anzunehmen, welche sie früher aus politischen oder persönlichen Gründen abgelehnt hatten. Bonifaz, der sehr wohl wußte, daß jeder Widerspruch vergeblich sein würde und der übrigens ein eisernes Vertrauen auf das Glück und die Energie seines Herrn in der Stunde der Gefahr hatte, war mit Hilfe des neuen Capataz eifrig mit den Vorbereitungen des Festes beschäftigt; denn der Senator hatte beschlossen, daß die Bevölkerung von San Fernando möglichst daran Theil nehmen sollte, um ihre Aufmerksamkeit von andern Dingen abzuziehen. Die Magazine der Kaufleute lieferten Fässer französischen Weines und Branntwein, und auf der Plaza wurden lange Tafeln aufgeschlagen, an denen die ärmern Bewohner von San Fernando Speise und Trank in Ueberfluß finden sollten.

Ehe der Graf mit dem Senator nach seiner Wohnung zurückkehrte, besichtigte er den Platz, der zu dem Zweikampf bestimmt war. Er hatte dem Capataz Muñoz den Auftrag ertheilt, für einen geeigneten Raum zu sorgen, und dieser hatte ihn aufs Beste erfüllt. Es war ein von Holz und Steinen aufgeführtes Gebäude, das größtentheils zu einem Waarenlager diente, und dessen hinteres schmales Ende fast unmittelbar an den Hafen stieß. Auf der Vorderseite nach der Piazza zu befand sich ein abgeschlossener Raum, der die ganze Breite des Hauses einnahm und etwa 12 Schritte lang war, mit einem kleinen Vorbau. Dieses Gemach wurde unter der Leitung des Capataz völlig ausgeleert, so daß nur die kahlen vier Wände blieben, und die vergitterten Fensteröffnungen wurden mit Brettern und Decken derart verbarrikadirt, daß kein Strahl von Licht von Außen hereinzudringen vermochte und eine absolute Finsterniß hier am Abend herrschen mußte.

Erst nachdem er alle Anordnungen getroffen folgte der Franzose seinem Schwiegervater zu Señora Dolores, zu welcher der Ruf des schrecklichen Abenteuers bereits gedrungen war, in das er sich auf's Neue verwickelt hatte. Aber weit davon entfernt, die Angst und Besorgniß einer Liebenden zu verrathen, schien die stolze Spanierin in dieser Gefahr nur einen neuen Triumph für den Mann ihrer Wahl, also für sich zu sehen und wies selbst mit einer gewissen Härte die Befürchtungen ihres Vaters zurück. Uebrigens verweilte auch der Graf nur kurze Zeit bei ihr – er hatte sich zur Bedingung gemacht, daß ihm die unbedingte und alleinige Leitung des Schlages überlassen bliebe, den man gegen die Juaristen vorbereitete, und er wußte, daß die Augenblicke kostbar waren.

In seinem Zimmer fand er den alten Polen mit dem Corsaren. Der von dem Blut unschuldiger Menschen tiefende, durch hundert grausame und entsetzliche Thaten verhärtete Pirat, dem es gewiß an rohem Muth nicht fehlte und der so oft dem Tode und allen Gefahren getrotzt hatte, sah jetzt wie verstört und gebrochen auf einer Bank, die Hände auf seinen Knien zusammen gepreßt, und als der Graf eintrat, warf er diesem einen haßerfüllten drohenden und doch wieder verzweifelnden Blick zu.

Boulbon sprach einige Worte leise mit dem Lieutenant, dann entfernte sich dieser – er blieb mit dem Piraten allein.

»Sie wissen, was diesen Abend geschehen wird, Capitain Hawthorn?« sagte er.

»Verflucht sei Ihr bübischer Verrath – wie konnte ich auch einem glatten Franzosen trauen! – dieser Schurke von Engländer wird mich ermorden – es ist eine abgekartete Sache!«

»Sie haben Furcht, Kapitain Hawthorn!«

Der Pirat sprang empor, auf seiner Stirn zitterte der kalte Schweiß – seine Augen rollten mit entsetztem Ausdruck umher, während er die Hände weit von sich streckte, als wolle er, Andern unsichtbare, drohende Gestalten von sich abwehren.

»Ja, Sir – ich fürchte mich! – ich bin ein Mann, und ich zittere wie ein Schulknabe – meine Hand wird machtlos sein gegen ihn, denn er ist nicht allein – nicht allein! Ein blutiger Nebel ist vor meinen Augen und durch ihn hindurch sehe ich ein weißes Gesicht – so weiß – wie es mir in vielen Nächten erscheint, auf dem Meer und auf dem Land! – Ich weiß – dies Gesicht wird bei ihm sein! – mögen zehntausend Teufel Ihre Seele zerreißen, hochmüthiger Graf und wehe Ihnen, daß Sie Niels Hawthorn in seiner Schwäche gesehen – aber – ich fürchte mich, ich will nicht mit ihm kämpfen! Erbarmen Graf, schützen Sie mich oder ich werde wahnsinnig!«

Und der wilde wüste Mensch fiel gebrochen auf seine Knie und umfaßte wie ein Kind heulend die Füße des Franzosen.

»Stehen Sie auf, Kapitain *Squale rouge*,« befahl der Graf – seien Sie ein Mann!«

Der Pirat richtete sich empor: »Beim Satan, der meine Seele haben wird, wenn es ein solches Ding giebt,« sagte er mit wildem Ausdruck – »ich bin es und ich sage Ihnen, Gräflin, – es ist nicht gut für Sie, daß Sie mit meiner Schwäche spielen! Ich fürchte beim Teufel den Tod nicht und keinen lebendigen Menschen auf der Welt – außer ihm, denn – er ist nicht allein, über seine Schulter grinsen mich jedesmal, wenn ich mit ihm zusammen treffe, hundert bleiche Fratzen an mit den stieren Augen und den weißen Zähnen, und all' meine Manneskraft sinkt wie mein Arm und ich weiß, – daß er mich tödten wird, wenn ich ihn nicht auch vernichte, und daß ich ihm nicht entgehen kann!«

»Aber dann bietet dieser Kampf Ihnen ja Gelegenheit, sich für immer von ihm zu befreien,« sagte beobachtend der Graf.

»Nein – nein! – jener Schatten würde bei ihm sein – meine Hand vermag Nichts gegen ihn – Niels Hawthorn, der hundert Mal dem Tode getrotzt hat, ist eine Memme in seine Nähe, und Fluch Ihnen, daß Sie mich zu dieser Schmach gezwungen haben. Wäre dies nicht – so wäre morgen jener Dämon eine Leiche gewesen so gut wie die Andern. Dann hätt' ich der Gespenster gelacht!«

»Keinen Meuchelmord!« sagte der Graf streng – »wehe Ihnen, wenn ich von einem solchen Versuch auch nur höre! Ich ließe Sie und Ihre Spießgesellen an die Schweife wilder Pferde binden und durch die Wüste jagen, bis kein Atom Ihres Leibes mehr am anderen hänge! – Aber genug davon. Sie behaupten, daß Ihr Muth, Ihre Kraft nur diesem einem Manne gegenüber Sie verließen?«

»Bei der Hölle – so ist es! Stellen Sie mich auf die Probe und – Gott verdamme meine Seele zehntausend Mal – ich wollte Niemand rathen, dem Rothen Hay diesen Abend in Finsterniß oder Licht entgegen zu treten!«

»Aber Ihr Arm?«

»Was die Linke thut, braucht die Rechte nicht zu wissen!« lachte frech den heiligen Spruch verspottend der Bösewicht. »Ich führe die Axt oder das Messer so gut mit der Linken wie mit der Rechten, und überdies – wenn ich erst will – wie ich kann – sehen Sie her!« Er

ergriff die an der Wand lehrende Doppelbüchse des Grafen und schwang sie um den Kopf – »Wenn Ihre Faust nicht die Stärke eines jener Riesen gehabt hätte, von denen unsere alten Nordlandssagen erzählen, beim Satan, meinem von diesem Hurensohn verbrannten Schiff! – ich wollte diesen Tisch mit einem Schläge zerschmettern und Ihren Schädel dazu.«

Der Graf lachte. »Es freut mich, daß Ihre Muskeln und Ihr Armgelenk so weit wieder in Ordnung sind, denn ich denke allerdings, sie auf die Probe zu stellen!«

»Nur nicht . . . «

»Nein! ich hoffe Ihnen vielmehr dies etwas zu unangenehme Rendezvous zu ersparen, und Ihnen eine andere Beschäftigung zu geben.«

»Dann sagen Sie mir, ich solle die Hölle stürmen, und Gott verdamme mich, wenn ich's nicht thue!«

»Haben Sie die mexikanische Corvette gesehen?«

»Die heute Mittag sich in dem Hafen vor Anker gelegt hat? Nun, Sir – Sie wissen, ich hatte verflucht wenig Zeit und Lust dazu, mich umzusehen. Aber man hat mir seitdem davon erzählt und ich warf einen Blick auf sie aus dem Fenster des Zimmers, durch das mich dieser polnische Schurke hierher führte.«

»Das muß für ein Seemannsauge, wie das Ihre, genügen. Was denken Sie von dem Schiff?«

»Zum Henker, was ich denke? Nun, ich meine, daß es ein ziemlich schmuck gebautes Fahrzeug ist, wahrscheinlich auf einer englischen oder amerikanischen Werft, denn diese Lumpen hier verstehen weder ein Schiff zu bauen, noch zu führen!«

»Ich meine seine Bewaffnung?«

»Nun, die kann ein Blinder sehen. Das Ding führt 16 Kanonen und einen langen Neunpfünder auf dem Vorderkastell. War es in guten Händen, könnte man Etwas damit machen; aber diese mexikanischen Zwiebelfresser verstehen kaum eine Pirogue zu lenken, vielweniger ein Kriegsschiff!«

»Die Zahl der Besatzung?«

»Bah – es ist immer viel überflüssiges Gesindel an Bord. Ich schätze sie mit den Offizieren auf siebenzig bis achtzig Mann!«

»Gut! Nun, Kapitain Hawthorn, kommt meine Frage. Getrauen Sie sich, wenn ich Sie von dem Rencontre mit Lord Drysdale und dem armen malayischen Krüppel befreie, die Corvette zu nehmen?«

Der Pirat sah ihn einige Augenblicke verblüfft an; selbst ihm, dem Mann eines abenteuerlichen verzweifelten Lebens erschien dieser Vorschlag absurd. Dann aber schlug er lustig in die Hände. »Nun beim Satan in der Hölle, Gräflein,« schrie er lachend, »an Euch wird's nicht liegen, wenn Ihr nicht ganz Mexiko in die Tasche steckt! Ein Kriegsschiff von siebenzehn Kanonen zu nehmen, im Angesicht einer feindlichen Batterie? Aber Gott verdamme meine Augen und der Teufel soll meine Mutter haben, die alte Vettel, wenn das Ding mir nicht gefällt. Es wäre kein schlechtes Stücklein, wenn Niels Hawthorn Euch hülfe, diesen gelbhäutigen Schuft eine Nase zu drehen. Ich habe es nicht vergessen, daß der gallige kleine Halunke, der sich den Gouverneur von Guaymas nennt, mich auf das Wort des verfluchten Engländers ihm ausliefern wollte, am Liebsten an Händen und Füßen gebunden! Aber wie denkt Ihr Euch, Sir – daß das Wagstück geschehen kann? ich allein vermag doch bei aller Lust dazu die siebenzig oder achtzig Mexikaner mit ihren Kanonen nicht aufzufressen?«

»Ich bewillige Ihnen dreißig Mann, die Sie sich selbst aus unseren Compagnieen auslesen können!«

»Bah das wäre schon Etwas – es sind Kerle genug darunter, um mit ihnen den Teufel aus der Hölle zu peitschen. Und auch an Solchen fehlt's nicht, die sich auf der See versucht haben. Laßt sehen! Da ist Axel Oldenskron, der Walfisch-Harpunirer – er nimmt es mit Zehn auf und kommt sicher an Bord! die beiden englischen Theers – und der Satan Racunha – aber Ihr habt einen Offizier aus ihm gemacht!«

»Er wird Ihnen bei dieser Expedition untergeordnet sein!«

»Well! ich weiß noch zehn andere, die auf der See sich Manches versucht haben! – Doch dies Schiff ist nicht zum Spaß hier und sie werden sicher einen verteufelten Ausguck halten. Eine einzige Lage ihrer Breitseite könnte da die Boote in Grund bohren!«

»Das ist Ihre Sache, Monsieur Squale rouge,« sagte kalt der Graf. »Sie müssen entweder die San Trinidad nehmen, oder sich mit Lord Drysdale schlagen!«

»Nein – nein! ich habe es Ihnen gesagt, – lieber der Batterie eines Linienschiffes entgegen! – Und, wenn ich die Corvette kapere – es wäre bei allen neunzigtausend Teufeln kein schlechtes Stück Arbeit – wollen Sie diesen Lord zum Henker schicken und ich brauche mich nicht mit ihm und den weißen Gesichtern da hinter ihm einzuschließen? ich soll von ihm befreit sein auf immer?«

»Das kann ich nicht versprechen, Kapitain Hawthorn. Was ich sage, ist: Ich habe versprochen, Ihnen während der Dauer Ihres Contracts den Schutz zu gewähren, den jeder Mann der Expedition von mir fordern kann, und werde mich heute an Ihrer Stelle schlagen, indeß Sie die San Trinidad entern.«

»Wie, Sir – Sie wollen den Kampf wirklich ausfechten?«

»Das ist meine Sache – kümmern Sie sich nicht darum! Erklären Sie jetzt, ob Sie die Aufgabe übernehmen wollen?«

»Zum Henker, gewiß – was bleibt mir übrig? Ich kenne Ihre Hand und verlasse mich darauf, daß Sie es den Schurken auszahlen werden! – Und da fällt mir auch ein Gedanke ein, bei dem uns Muñoz, der neue Capataz, helfen kann. Die Corvette wird Wasser oder Lebensmittel einnehmen, – er muß die Abfahrt der Boote bis zur Dunkelheit verzögern und wir müssen verkleidet als Lastträger oder meinetwegen als Soldaten sie überrumpeln.«

»Immerhin – treffen Sie Ihre Anstalten von hier aus, denn Sie dürfen das Haus nur mit mir verlassen. Ich stelle den Lieutenant Racunha und Muñoz zu Ihrer Disposition. Gehen Sie jetzt und sagen Sie, daß ich den Letzteren sprechen will.«

Der Pirat verließ das Gemach und wurde draußen wieder von dem Polen in Empfang genommen, den der Graf zu seinem Wächter bestimmt hatte. Nach kurzer Zeit trat der Capataz ein.

»Nun Señor Comandante,« frug der Graf, der bereits auf ein zufälliges Wort des Corsaren seinen Plan entworfen, heiter: »wie stehn unsere Angelegenheiten?«

»Vortrefflich, Señor Generale. Die Zunft meiner Kameraden würde sich für Euer Excellenz in Stücke reißen lassen, so bewundert man Ihren Muth und Ihre Kraft!«

»Das ist nicht, wonach ich frage. Wie weit sind Ihre Einverständnisse im Fort?«

»Ay Dios – ich kenne meine Leute! Die meisten der Bursche haben verdammt wenig Lust zum Fechten, und wenn Euer Excellenz das Fort angreifen wollen, habe ich Ihnen eine besondere Ueberraschung bereitet.«

»Aber sie haben ihre Geschütze alle nach der Stadtseite gebracht, da das Kriegsschiff den Hafen beherrscht.«

»*Quien sabe!* Was schadet es – Euer Excellenz können auf meine Ehre dreist das Thor stürmen. Sie sollen sehen, daß Sie nicht umsonst den klügsten Kopf von ganz San Fernando zum Kommandanten machen!«

Der Graf lachte über die Eitelkeit. »Nun gut, Señor Capataz, ich nehme diesen klügsten Kopf beim Wort. Können Sie mir diesen Abend zwanzig oder dreißig jener schäbigen Uniformen und Mützen der mexikanischen Miliz verschaffen?«

Der Capataz dachte einige Augenblicke nach. »*Muy bien!*« sagte er dann – »es muß gehen! Manuela muß Rath schaffen. Aber wozu brauchen Euer Excellenz diese Röcke?«

»Das, Señor Muñoz, ist meine Sache. Es ist jetzt 6 Uhr. Um 8 Uhr sind die Gäste meines Schwiegervaters geladen, natürlich auch Sie. Um 10 Uhr wird nach der Verabredung Lord Drysdale sich einfinden, um unsere kleine Angelegenheit zu ordnen. Eine halbe Stunde vorher müssen die Uniformen an einem etwas entlegenen Theil des Hafendamms bereit sein. Sie werden zugleich dafür sorgen, daß vier tüchtige Barken an derselben Stelle liegen, jede mit vier Ruderern, auf die wir uns verlassen können! Um 8 Uhr erwarte ich Ihre Anzeige, daß Alles bereit sein wird. Wenn Sie Geld brauchen, so lassen Sie es mich wissen!«

Der Capataz lachte pffiffig. »Es ist ein verteufeltes Stück, was Euer Excellenz da unternehmen,« meinte er – »aber wenn es gelingt – haben Sie die ganze Sonora in der Tasche. Wenn Euer Excellenz mich etwas näher in's Vertrauen ziehen wollten, nachdem ich doch die Sache errathen, könnte ich vielleicht gute Dienste leisten!«

»Wenn Sie meine Absichten errathen, Señor Comandante,« sagte lächelnd der Graf – »so wird es Ihre Sache sein, danach zu handeln. Bestimmte Instruktionen können meine Offiziere erst empfangen, wenn der Augenblick gekommen ist. Noch Eins, Señor Muñoz. Wir haben zusammen den Ort besichtigt, an welchem heute Abend dieser Zweikampf stattfinden wird.«

»Ja, Excellenz! Möge dieser englische Ketzler tausend Leben unter Ihrer tapfern Hand lassen!«

»Das wäre um neunhundertneunundneunzig Mal und vielleicht noch mehr zu viel! In der hintern Wand führt eine Thür, nach dem anstoßenden Magazin?«

»*Cierto*, Señor Generale! Ich habe sie auf Ihren Befehl gerade wie die zwei Fenster mit Brettern vernageln lassen.«

»Gut. Aber die Wand ist von Holz?«.

«*Si!*«

»Und in der linken Ecke befindet sich ein Brett, das ziemlich morsch ist?«

»Euer Excellenz müssen vortreffliche Augen haben, um dergleichen zu bemerken.«

»Ich habe es bemerkt. Nun hören Sie Señor Capataz. Sie werden dies Brett, das heißt Sie selbst, der Art zurichten, daß eine Person aus dem Innern sich leicht und ohne Geräusch aus dem Gemach entfernen kann, und daß man weder vorher, noch nachher den geheimen Ausgang bemerkt!«

Der Mexikaner rieb sich vertraulich nickend die Hände. »Ich verstehe – Euer Excellenz wollen dem Ketzler eine Nase drehen. Das ist vortrefflich! Mögen sie immerhin dieses Vieh, den alten Piraten abschlachten, es ist Nichts an dem Kerl gelegen.«

Der Graf zuckte ungeduldig und verächtlich die Achseln. »Ich bitte Sie, Señor Muñoz, Ihre Vermuthungen für sich zu behalten. – Sie werden, wenn der Augenblick dieses Rendezvous

kommt, sich in dem Speicher verbergen, einen Mantel bereit und jene Oeffnung zum Durchgang fertig halten. Auf ein zweimaliges Klopfen öffnen Sie, und nehmen die Person, welche den Raum verläßt, in Empfang, verschließen die Oeffnung und führen jene heimlich aus dem Speicher und nach dem Ort, wo Sie die Boote und die Soldatenkleidungen in Bereitschaft halten.«

»Es soll geschehen, General!«

»Noch Eins. Sie müssen für diese Person, die Sie ohne zu fragen oder zu sprechen, begleiten, Waffen mitbringen, Pistolen und einen Säbel oder ein Enterbeil!«

»*Muy bien!* es wird geschehen – Euer Excellenz sollen die besten Waffen haben!«

Der Graf machte wiederum eine ungeduldige Bewegung. »Wenn Sie diese Aufgaben ausführen und das Glück nicht gegen uns ist, habe ich das Vergnügen, Sie morgen als Señor Comandante von San Fernando zu begrüßen. Und jetzt an Ihre Geschäfte! Vor Allem aber Schweigen bis dahin gegen Jedermann, denn dem Schwätzer wird eine Kugel von meiner Hand, wer es auch sei.«

Eine deutliche Bewegung der Hand verabschiedete den Capataz und schnitt ihm alle Betheuerungen seiner Discretion und Treue ab. Der Graf wußte, daß der Köder, der seiner Eitelkeit hingeworfen war, genügende Bürgschaft für ihn leistete.

Er hatte darauf noch eine geheime Unterredung mit seinem künftigen Schwiegervater und suchte Suzanne auf, jedoch ohne sie zu finden; denn die kleine Schauspielerin hielt sich unter dem Vorwand eines Unwohlseins in ihrer Kammer eingeschlossen. Im Grunde des Herzens dankte er ihr dafür, daß sie ihm so die Aufgabe erspart hatte, sie von einer Begleitung bei den Gefahren abzuhalten, denen er im Begriff stand, entgegen zu gehen.

So verging rasch die noch kurze Zeit bis zum Abend und bis zu der Stunde, wo sich die zur Verlobung geladenen Gäste einfanden.

Dem geheimen Zweck der Verbündeten entsprechend waren die Einladungen des Haciendero sehr ausgedehnt und umfaßten außer den speziellen Freunden und politischen Gesinnungsgenossen der Familie sämtliche angesehene Persönlichkeiten von San Fernando. Ja Don Esteban hatte selbst nicht versäumt, neben den Offizieren der Garnison auch die der angekommenen Fregatte einzuladen, und da die Nachricht von dem seltsamen, von dem berühmten Anführer der SonoraExpedition provocirten Zweikampf sich bereits bis an Bord der ankernden Schiffe verbreitet hatte, überwog die Neugier selbst die militärische Disciplin, und mehrere der Offiziere befanden sich am Land, um der Festlichkeit und dem Duell beizuwohnen.

Die Führer der Expedition zeigten sich überaus beschäftigt im Verkehr mit ihren Leuten. Diese standen in Gruppen zusammen und flüsterten heimlich mit einander – jeder Mann war bis an die Zähne bewaffnet. Auch die Bevölkerung von San Fernando ging unruhig umher – Jedermann fühlte, daß ein Ereigniß bevorstand und die Stimmung war nur unter der Jugend, den Frauen und den unteren Klassen, die sich keine Sorgen zu machen pflegen, eine leichtherzige. Dennoch gingen die Vorbereitungen für das Fest ungestört vor sich, und als mit dem Schlag 8 Uhr zwei Böllerschüsse den Beginn der Festlichkeit verkündeten, auf der Plaza zahlreiche bunte Laternen und zwei große Feuer angezündet wurden, an welcher die Freigebigkeit des Haciendero ein Dutzend feiste Hammel braten ließ, während Wein und Aguardiente reichlich von seinen Dienern ausgeschenkt wurde, ergriff bald der alte Leichtsinn die Menge, überall klangen die Mandolinen und Castagnetten, der kleine Chinese hatte

rasch wieder seinen Spieltisch arrangirt, die laute Fröhlichkeit herrschte wieder in all' ihren Stadien, und während die Frauen unter Tanz und Lust die Schönheit und den Reichthum der Braut rühmten und sie beklagten, daß sie in Gefahr sei, schon am Tage ihrer Verlobung wieder zur Wittve zu werden, wetteten die Männer über den Ausgang des Zweikampfs und erzählten die fabelhaftesten Geschichten von den Thaten des schrecklichen Piraten und den Abenteuern des Señor Generale. Aber wenn auch die Stimmung für Lord Drysdale keineswegs eine sehr günstige war, dachte doch gewiß kein Mensch daran, auch nur einen Finger zur Verhinderung der Metzerei zwischen vier Mitmenschen zu erheben, und man wäre gewiß über Jeden hergefallen, der einen solchen Vorschlag gemacht hätte.

Auch Bonifaz hatte keinen Versuch gemacht, seinen Gebieter von dem Duell zurückzuhalten – er wußte zu gut, wie vergeblich dies sein werde, und war nur bemüht die Nachricht davon der armen Frau zu verbergen, die jetzt in ihm ihren besten und einzigen Schutz hatte. Wir haben bereits gesehen, daß Suzanne selbst es ihm leicht machte, indem sie sich als krank in ihre Kammer einschloß, um an dem Sieg ihrer Nebenbuhlerin keinen Theil zu nehmen.

Der Graf und sein Schwiegervater empfingen die Gäste, und wählend der letztere mit all' jenen Phrasen spanischer Höflichkeit sie begrüßte und für ihre Unterhaltung sorgte, gewann der Graf Zeit, mit jedem seiner Offiziere eine Unterredung zu halten, ihre Berichte entgegen zu nehmen und ihnen kurze und bestimmte Instruktionen zu ertheilen, die mehre derselben sehr zu überraschen schienen.

Der Letzte, der erschien, war der neue Capataz und der Bericht, den er erstattete, schien für den Grafen von besonderer Wichtigkeit. Das Alles geschah, während der Graf zugleich fortwährend mit den Gästen des Hauses conversirte und namentlich den erschienenen Damen mit der ganzen Courtoisie eines französischen Edelmanns der alten Schule den Hof machte. Dies dauerte, bis das Zeichen zur Tafel gegeben wurde, zu welcher der Graf Doña Dolores führte, während der Hausherr der Gattin des englischen Konsuls seinen Arm bot, an dessen Magazinen am vergangenen Abend die Brandstiftung versucht worden war. Master Walker, der Konsul selbst, schien aber etwas unruhig zu sein, denn er blickte wiederholt nach der Thür.

Eine Stunde war bei der Mahlzeit vergangen, als ein Bote des Haushofmeisters dem Grafen eine Meldung brachte. Der Graf sah nach der Uhr und warf auf den Senator einen Blick. Dieser hatte ihn verstanden.

Er erhob sich.

»Señores und Señoras,« sagte er mit der ganzen Grandezza seiner kastilianischen Abstammung, – »unter der Gnade Gottes und der Heiligen habe ich Ihnen, meine Freunde, eine Nachricht mitzutheilen, welche das Haus da Sylva Montera, das wie Sie wissen sich der unverfälschten Abkunft von den Conquistadoren Mexiko's und der Verwandtschaft mit dem königlichen Geblüt von Kastilien rühmt, in seinen höchsten Interessen berührt. Gott hat es gewollt, daß der letzte Sprosse der Montera eine Jungfrau sei, mit welcher der alte Name zu Grabe getragen würde, wenn sie nicht einen edlen Gatten wählt. Nun hat der gegenwärtige hochedle Señor und Seigneur Aimé Graf Raousset Boulbon aus dem Erlauchten Hause Lusignan, Grand von Frankreich und verwandt dem Blute der Könige unsers alten Landes, General *en chef* der tapfern Sonora-Expedition, bei mir geziemend um die Hand der edlen

Señora Doña Dolores da Sylva Montera angehalten und ich habe sie ihm mit dem Beding gewährt, daß die Sprossen dieser Ehe seinem Namen den der Montera beifügen. Edle Señores und Señoras, ich verlobe im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau dieses Paar!«

Ein jubelndes Viva, ein überschwänglicher Segenswunsch, das Klingen der Gläser folgte dieser längst erwarteten Ankündigung und draußen auf dem Platz antwortete die Menge mit Jubelruf und Freudenschüssen.

Der Graf hatte den Arm um seine schöne Braut gelegt und drückte den Verlobungskuß auf ihre Stirn. Das schöne und stolze Gesicht der Doña drückte einen gewissen Triumph aus, als ihr Blick über die glückwünschende Gesellschaft glitt, blieb aber sonst unbeweglich und kalt. Nur um ihre zusammengepreßten Lippen zuckte es wie ein schmerzlicher Gedanke, der aber alsobald wieder von ihrer großen Willenskraft unterdrückt war.

In diesem Augenblick hörte man plötzlich das Vivaschreien der Menge draußen auf dem Platz verstummen, und ein Murmeln und Grollen, wie das Geräusch der heranschwellenden Woge drang statt dessen immer näher und näher.

Der Graf war stehen geblieben – er hielt die Hand seiner Braut noch in der seinen, die andere stemmte sich auf den Tisch – ein gewisser spöttischer Trotz zeigte sich in dem Blick, den er auf die jetzt weit geöffnete Thür der Halle gerichtet hielt, die hinaus auf die Plaza führte.

Ein Menschenstrom fluthete heran, in seiner Mitte gingen drei Männer.

Diese Drei waren Henry Norford, Lord von Drysdale, der unglückliche Malaye und der Kapitain des Fregattschooners »Najade«.

So viele Verwünschungen aus der Menge auch auf das Haupt der Engländer fielen, wagte doch Niemand, sie anzurühren oder ihrem Wege ein Hinderniß entgegen zu stellen.

Als Kapitain Hearton, der voran ging, die Thür der Halle erreicht hatte, blieb er stehen, und erhob die Hand. –

Wie mit einem Zauberschlage beruhigte sich die Woge der Menge, ein Jeder wollte hören.

»Mylord von Boulbon,« sagte der alte Seemann, »die Zeit ist da, die Sie selbst bestimmt haben, Lord Drysdale Genugthuung zu geben. Er wartet!«

»Nicht einen Augenblick soll der edle Lord dies nöthig haben,« erwiderte der Graf rasch. »Lieutenant Morawski, lassen Sie Hawthorn herbeiführen.«

»Meine Damen und Herren,« wandte er sich dann gegen die Gesellschaft »Sie werden mich für ein dringendes Geschäft auf eine halbe Stunde entschuldigen müssen, wenn Sie nicht vorziehen, mir Ihre Begleitung zu schenken.«

»Wir begleiten Sie, Señor Conde!« erscholl es von allen Seiten. Selbst die Frauen hätten mit jener grausamen Neugier, welche auch die sanfteste beseelt, gar zu gern diesem Aufbruch sich angeschlossen, wenn es irgend die Schicklichkeit und die Rücksicht auf die Braut zugelassen hätten.

Diese bewahrte vollkommen ihre kalte und stolze Haltung. Der Senator, ihr Vater, schien weit unruhiger, als sie.

In der Begleitung des Polen und des Kentuckiers Meredith erschien in der Nebenthür der Seeräuber. Sein Gesicht zeigte wilden Trotz und geheime Besorgniß in widrigem Gemisch. Er warf einen scheuen Blick auf seine beiden Todfeinde am Eingang und dann auf den Grafen.

Dieser nahm mit ruhiger Galanterie die Hand seiner Verlobten und führte sie an seine Lippen.

»*Au revoir, Madame!*« sagte er – »in einer Stunde werde ich die Ehre haben, Sie wiederzusehen, oder Sie werden meinem Andenken eine Messe lesen lassen und einen Ihrer süßen Gedanken weihen! – *Vamos!*«

Ohne nach seinen Waffen zu fragen, wie er von der Verlobungstafel sich erhob, ging er nach der Thür. Auf ein Zeichen von ihm bildete die Menge davor eine weite Gasse, indem sie mit einem Ruf der Bewunderung und des Beifalls ihn empfingen. Don Esteban begleitete ihn, die sämmtlichen Männer der Gesellschaft schlossen sich an.

Als der Graf an der Thür war, begrüßte er mit einer höflichen Verbeugung seinen Gegner. »Mylord Drysdale,« sagte er, »ich durfte Ew. Herrlichkeit nicht einladen, meine Schwelle zu überschreiten, solange diese Wolke zwischen uns ist. Haben Sie die Güte, voran zu gehen – mein verehrter Freund und künftiger Schwiegervater wird uns den Weg zeigen!«

Er ließ dem Senator, der trotz alles Vertrauens auf den Grafen seine offenbare Besorgniß nicht verhehlen konnte und wiederholt aber vergeblich den Versuch machte, mit ihm zu sprechen, sich dem Engländer nähern, der ihm mit schweigenden Gruß folgte. Hinter ihm drein humpelte der Krüppel.

Dieser war mit seinem malayischen Krys, der Engländer mit einem breiten Jagdmesser bewaffnet. Während der seltsame Zug durch die Menschenreihen langsam vorwärts schritt, winkte der Graf seine beiden Adjutanten, den Torero Perez und den ehemaligen preußischen Offizier an seine Seite und sprach leise mit ihnen.

»Sie haben Ihre Instruktionen,« sagte er – »für alle Fälle. Wenn mir ein Unglück begegnet, wird Don Esteban mein Vermögen unter die Mitglieder der Expedition vertheilen, und Sie mögen dann auf's Neue Ihre Bedingungen mit der mexikanischen Regierung und der Consulta der Kaufmannschaft und der Grundbesitzer machen oder nach San Franzisko zurückkehren. Die beiden Schiffe unserer Expedition stehen dazu bereit. Bis dahin halten Sie fest zusammen und deshalb bleibt es in jedem Fall bei meiner Bestimmung in Betreff des Forts, denn es ist nöthig, daß Sie eine Garantie und eine sichere Position haben, um Ihre Forderungen stellen, oder Ihre Rückkehr sichern zu können. Monsieur de Kleist bitte ich in diesem Fall für meinen alten Freund und Diener und für meinen jungen Verwandten zu sorgen.«

»Es soll geschehen, Herr Graf. Aber – – –«

»Kein Aber, Monsieur! – Sie haben Ihre Ordres. In dem Augenblick, wo Sie früher vom Meere aus eine blaue Rakete empor steigen sehen, öffnen Sie die Thür des Gemachs, in dem der Kampf statthat, und geben – was Sie auch finden mögen – das Signal zum Angriff.«

»Es soll geschehen, Oberst, wie Sie befehlen!«

»Wir sind, an Ort und Stelle!« sagte der Graf ruhig. »Ein Jeder von uns denn an seinen Posten!«

Sie befanden sich in der That vor der Thür des Magazins, dessen vorderen Theil man zum Kampfplatz bestimmt hatte. Die Menge hatte sich umher gesammelt: Soldaten trotz des Verbots, das sie an das Fort bannte, Lastträger, Frauen und Mädchen, Vaqueros, Seeleute, Indianer und Weiße bunt durch einander, all' die verschiedenen Klassen und Farben der Bevölkerung von Guaymas. Mehr als zwanzig Fackeln brannten ringsumher und verbreiteten Helle vor dem Gebäude.

Eine große Wolldecke hing über der Eingangsthür, um so jeden Lichtstrahl zurückzuhalten.

Der Graf blieb stehen, als er den Lord und seinen Begleiter zur Seite der verhängnißvollen Thür Halt machen sah. Er trug die reiche französische Uniform zu Ehren des Festes, das er so eben verlassen, sein volles krauses Haar war unbedeckt.

Er wandte sich zu der Menge, die trotz ihrer Unruhe und Bewegung ein gewisses Schweigen bewahrte. »Ist einer von den Señores so freundlich, mir seine Machete zu leihen und eine der Señoritta's ihre Schärpe?«

Im Augenblick streckten sich ihm mehr als ein Dutzend Waffen entgegen und Frauen und Mädchen rissen ihre Schärpen ab, um sie ihm zu reichen.

Der Graf nahm mit einer höflichen Verbeugung zwei der rothen chinesischen Seidenschärpen und schlang sie sich leicht um die Hüfte, gleich als wolle er damit seine Uniform zusammenhalten oder um die Waffe hindurchstecken zu können, dann wählte er sorgsam unter den gebotenen. Bonifaz hatte ihm vergeblich die Dschambea gebracht, die er anfangs für den Kampf bestimmt hatte.

Seine Wahl fiel auf ein kurzes aber starkes und schweres Machete von deutscher Arbeit, dessen Silberbuckeln am Griff es fest in der Hand ruhen ließen. Er dankte dem Eigenthümer mit einem freundlichen Wink und wandte sich dann an den Polen.

»Es ist Zeit – lassen Sie den Kapitain Hawthorn herantreten!«

Der alte Pirat wurde in den Kreis gestoßen – seine Geberden waren ziemlich widerwillig, – sein Gesicht verstört und mit rothen Flecken bedeckt. Der Graf sah ihn finster an, während der Engländer scheu von seinem Platz am Eingang um einen Schritt zurückwich, als hätte er die Berührung eines giftigen Gewürms vermeiden wollen, obwohl er doch in der nächsten Viertelstunde vielleicht Brust an Brust mit ihm um das Leben ringen mußte.

»Ich bitte unsere Sekundanten,« sagte der Graf, »den Raum zu betreten und sich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung ist!«

Kapitain Hearton und der ehemalige Torero traten mit einer Fackel in den Raum. Durch den zurückgeschlagenen Vorhang konnte sich die Menge überzeugen, daß das Gemach ganz leer war. Die Thür aus demselben nach dem Magazin war vernagelt und geschlossen, der Schlüssel steckte im Schloß – der englische Schiffskapitain probirte die Thür und zog dann den Schlüssel ab. Dann verließen sie das Gemach, das wieder in die undurchdringliche Finsterniß zurückfiel.

»Mylord,« fuhr der Franzose fort, als die Untersuchung beendet war, »ich schlage Ihnen folgende Bedingungen vor. Wir betreten Einer nach dem Andern das Gemach. Zuerst dieser Mann hier, dann Ihr Diener, ich und zuletzt Sie selbst. Die Sekundanten werden hinter uns die Thür schließen. Wir verpflichten uns auf Ehrenwort, daß keiner von uns den Kampf beginnt, bevor unsere Sekundanten fünf Minuten nach dem Eintritt durch einen Pistolenschuß das Zeichen geben. Ferner, daß der Kampf schweigend erfolgt, ohne daß einer der Kämpfer sprechen, seinen Namen nennen, oder um Hilfe rufen darf. Die Sekundanten werden die Uhr in der Hand eine halbe Stunde nach dem Zeichen, das sie gegeben warten, bevor sie das Gemach öffnen und unter keinen Umständen zugeben, daß dies eher geschieht. Dann wird Gott entschieden haben!«

Der Lord nickte. »Ich nehme die Bedingungen an,« sagte er, »lassen Sie uns beginnen!«

Mahadröh hob die Hände flehend zu ihm empor. »O Sahib, bedenke, was das heilige Buch sagt, Du sollst vergeben Deinem Feind!«

»Mensch – mache mich nicht rasend! Wenn Du vergessen hast, was Dir geschehen, Deine eigene Krüppelgestalt – hast Du auch vergessen, wie Deine Herrin in den Fluthen versank?«

»Nimmer, Sahib, nimmer!« rief der Krüppel, sein Gesicht verhüllend.

»Dann sei der Mann, der Du warst, ehe Du ein Christ wurdest! Räche Dich und sie, und Henry Norford wird Dein Bruder sein im Leben oder Sterben, – wage es zu zögern, und . . . «

»O Sahib . . . «

»Ich will Dich von mir stoßen wie einen räudigen Hund und allein die Vergeltung üben!«

Er that entschlossen einen Schritt gegen den Eingang, – der Krüppel kam ihm zuvor und warf sich mit einer raschen Bewegung seiner Krücken an die Thür. Hier ließ er sie fallen, und als Kapitain Perez schauernd die verhängnißvolle Pforte öffnete, kroch er wie eine Schlange in den dunklen Raum.

»Sir – an Ihnen ist die Reihe!«

Der Graf reichte dem zitternden Freunde, dem alten Diener Bonifaz die Hand. »Warte des Ausgangs und vertraue auf mich!« sagte er leise im Patois der Provence und erhob dann mahrend den Finger. »Achtung, Kameraden, – ein Jeder an seine Pflicht! Señor Don Esteban, grüßen Sie meine Dame!« Er war hinter dem Vorhang verschwunden.

Der Menschenkreis umher war so still, daß man das Rauschen der Wogen deutlich hörte, die kaum hundert Schritt entfernt gegen den Hafendamm rollten.

Ohne ein Wort zu sprechen, reichte der Engländer seinem Kapitain die Hand, während er den Blick des befriedigten Tigers auf die Thür warf – gleich darauf war er hinter dieser verschwunden.

Der Schiffskapitain und der ehemalige Torero stellten sich vor diese, der erste die Uhr in der Hand, der zweite eine Pistole erhoben.

Es war so lautlos umher, daß man das Ticken der Uhr hätte hören können, wenn das Rauschen des Oceans nicht gewesen wäre. Ohne Bewegung fast schob sich doch Jeder so nahe als möglich gegen das Gebäude.

»Jetzt, Sir!«

Der Pistolenschuß knallte.

Die Köpfe beugten sich lauschend nieder, – die Ohren der Nächststehenden preßten sich an die Wände. –

»Still, Amigos – hörtet Ihr Nichts?«

»Das waren Schritte!«

»*Demonio!* – ein Klirren von Stahl auf Stahl –«

»Kein Schrei! kein Laut! Bei der heiligen Jungfrau, solchen Kampf hat man noch nie erlebt, so lange San Fernando steht!«

»Wackere Caballero's! – ich wette eine halbe Unze, daß jeder von ihnen mindestens drei Wunden davon tragen wird!«

»Wir werden das Blut unter der Schwelle hervorrinnen sehen! – Heiliger Antonio, habt Ihr die teuflischen Augen gesehen, Señoritta's, welche dieser Lump von Ketzer machte, als er hinein stürzte? Er hat das *Malo ojo* – den bösen Blick!«

»Möge das Fieber seine Hand beben machen, daß sie den Generale nicht treffen kann! Wir hätten es nicht dulden sollen! ein so vornehmer und freigebiger Caballero!«

»Sie werden ihn sicherlich ermorden, denn dieser verfluchte Seeräuber, für den er sich opfert, ist eine Memme!« hieß es unter den Frauen.

Hundert ähnliche Redensarten, halblaut, kreuzten sich.

Es waren zehn Minuten vergangen – die Offiziere der Expedition, welche seit der Schließung der Thür durch die Menge hin und her eilten und ihre Leute mit Zeichen und Worten sammelten, begannen besorgt und zweifelnd zu werden – man hörte bereits Stimmen der Abenteurer, welche die Oeffnung der Thür verlangten.

Aber Perez und der Schiffskapitain standen unbeweglich vor derselben und hatten jetzt Beistand bekommen, denn neben ihnen auf seine Büchse gestützt, stand der Kreuzträger, und die kleine Abtheilung, die er sich ausgesucht, in seiner Nähe.

Wäre die Menge nicht so voll gespannter Neugier auf die geheimnißvollen Vorgänge im Innern des Hauses gewesen, sie hätte bemerken müssen, daß die Compagnieen der Expedition sich immer fester sammelten und eine finstere entschlossene Haltung annahmen, daß aber ihre Reihen sehr gelichtet erschienen und wohl der vierte Theil fehlte.

Don Esteban hatte bisher bald mit seinen Freunden, bald mit den Offizieren gesprochen, er konnte die große Unruhe, die ihn hin- und hertrieb, nicht mehr verbergen.

Zehn – zwanzig Minuten waren vergangen!

Jetzt war er wieder bei der Wache an der Thür. »Bei der unbefleckten Empfängniß, Señores, beschwöre ich Sie – hörten Sie Nichts?«

»Es kam mir vorhin vor,« sprach der Kapitain – »als hätte ich einen schweren Fall vernommen – hören Sie – *carrajo* – das ist ein Stöhnen! Gott sei der armen Seele gnädig!«

»Der Wahnsinnige!« rief der Haciendero – »in diesem Augenblick Alles so auf's Spiel zu setzen! Lassen Sie uns die Thür öffnen – wir müssen ihnen Beistand leisten!«

»Zurück Sir,« sagte der Schiffskapitain drohend. »*Goddam!* ich habe mein Wort gegeben und werde Jedem den Schädel zerschmettern, der es wagt, vor zehn Minuten einzudringen! Sehen Sie selbst.« Er hielt ihm die Uhr entgegen, die andere Hand umfaßte den Kolben einer Pistole.

»Aber das ist Thorheit – ich werde Sie zwingen, Señor – herbei Ihr Leute! Die Thür muß geöffnet werden, selbst mit Gewalt!« Er hatte sich zu Kapitain Perez gewendet, der in der That schwankend wurde, was er thun sollte.

Aber der Kreuzträger streckte seine Büchse vor den Eingang. »Halten Sie ein Señor,« sagte er – »wir sind Soldaten und müssen vor Allem dem Befehl unsers Anführers gehorchen. Es ist ein ehrlicher Kampf und Niemand darf sich einmischen!«

Doch der besorgte Senator erhielt jetzt von zwei andern Seiten her Beistand. In der Richtung seines Hauses wurde der Kreis der Menge durchbrochen – die zierliche Gestalt eines Knaben schien die Kraft eines Kriegers zu haben, wie sie Männer und Frauen zur Seite schob und sich Bahn machte.

»Aimé? – Wo ist Aimé? wo ist der Graf? Bonifaz, mein Vater, mein Freund – ich beschwöre Dich – was haben sie mit Aimé gemacht?«

Es war Jean, der kleine Vetter des Grafen, oder vielmehr Suzanne, die jetzt odemlos mit dem Ausdruck des Schreckens und der Angst sich an den Arm des alten treuen Dieners klammerte. Zugleich drängte sich von der andern Seite her Diego Muñoz, der Capataz, durch die Menge und rief nach dem deutschen Teniente.

Der alte Avignote hatte den Arm um den zitternden Knaben geschlungen. »Was willst Du hier, Jean,« sagte er finster – »warum bist Du nicht in Deiner Kammer geblieben? Du solltest

ihn kennen und wissen, daß er keine Einmischung duldet, selbst von Dir und mir nicht! Wer hat Dir seine neue Tollheit verrathen?»

»Wer? – wer anders als sie – die kein Herz hat! die stolze kalte Schönheit, die in der Stunde ihrer Verlobung den Verlobten in den Tod gehen läßt, blos um ihren Stolz zu befriedigen!« –

Es war in der That Señora Dolores gewesen, die unruhig über den Ausgang den Verwandten ihres Verlobten aufgesucht und mit der Erzählung des Vorgefallenen ihn aus seinem Schmerz und Leid aufgejagt hatte. Ihre kalte Haltung hatte Suzanne empört, die nahe daran kam, sich der Nebenbuhlerin zu verrathen – und ohne sich von ihr halten zu lassen, davon gestürzt war.

Bonifaz beugte sich zu ihrem Ohr. »Ich bitte Dich um Himmelswillen Kind, verrathe Dich nicht. Noch habe ich Hoffnung!«

»Was, Hoffnung? ich will Gewißheit! – Oeffnet die Thür Männer! seid Ihr Memmen geworden, daß Ihr Euren Anführer ermorden laßt und geduldig zuseht?«

»Zurück Bursche!« befahl der Schiffskapitain – »noch drei Minuten!«

»Sie können ihn tödten in ebensoviel Sekunden! Fort Mensch – ich habe ein Recht dazu, ich bin sein . . .« Die Hand des Avignoten preßte sich auf ihren Mund, er riß sie mit Gewalt zurück.

In diesem Augenblick hörte man entfernte Schüsse von der See her – erst einzeln, dann in Menge. Der Capataz hatte den Preußen gefunden und hielt ihn fest. »Der General hat mich an Sie gewiesen, Señor – sie müssen jetzt handgemein sein! Um des Himmels willen benachrichtigen Sie den Grafen, oder Alles ist verloren!«

Die Schüsse von der Seeseite wurde immer heftiger – eine wilde Unruhe ließ die Menge hin und her wogen – die drei Offiziere der Corvette, die sich unter den Gästen der Verlobungsfeier befunden, drängten sich nach der Hafentreppe und riefen nach dem Boot.

»Die San Trinidad! Die San Trinidad!«

Der Ruf klärte auf einmal die Ursach der Schüsse auf – die Soldaten drängten sich durch die Menge und eilten nach der Richtung der Forts.

Lieutenant von Kleist stürzte nach der Thür des Speichers. »Oberst Boulbon, wenn Sie am Leben sind, öffnen Sie!«

Der Kapitain der Najade steckte die Uhr in die Tasche und wandte sich zu seinem Gefährten in dem furchtbaren Wächteramt. »Die Zeit ist um – Gentlemen, Sie sind Zeuge, daß wir unser Wort gehalten! Oeffnen Sie die Thür, Sir – Fackeln herbei!«

Perez hatte die Decke herabgerissen, er drehte mit zitternder Hand den Schlüssel um, ein Fußstoß warf die Thür auf, der Schein der vorgestreckten Fackeln – denn Niemand wagte die Schwelle zu überschreiten – fiel in langen gluthrothen Lichtern in den verhängnißvollen Raum.

In der Mitte des Gemachs stand ein Mann – es war der Graf! – er sah angegriffen aus, – die goldgestickte Uniform hing in Fetzen um seine Brust – von der Stirn und vom linken Arm rieselte Blut und bildete eine Lache zu seinen Füßen, in der der Machete lag.

Rechts und links – an den Wänden lagen zwei Körper – Waarenballen gleiche gekrümmt, zusammengeschnürt, ohne Bewegung – die seidenen Schärpen, die der Franzose von den Chinas genommen, schlangen sich zweimal um jeden dieser Leiber und preßten wie mit ehernen Ketten die Arme auf den Rücken.

Wenige Momente genügten, den hundert Augen das Resultat dieses furchtbaren und merkwürdigen Kampfes zu erklären. Der Graf hatte mit seiner Riesenkraft die beiden Gegner gebunden, geknebelt – er war dabei verwundet worden, ob leicht ob schwer – man konnte es nicht wissen, ebensowenig, ob die regungslosen Körper todt oder lebendig waren.

Aber – der vierte Mann fehlte – Hawthorn – wo war der Rothe Hay?

Die Blicke der Herandrängenden suchten in allen Winkeln – nirgends eine Spur – der große Körper hätte sich nicht verbergen können!

Bonifaz wäre auf seinen Herrn zugeeilt, aber Suzanne hing ohnmächtig in seinem Arm. Der Lieutenant von Kleist kam ihm jetzt zuvor. »Hurrah für Boulbon!« er sprang über die Schwelle, er faßte die Hand des Grafen. »Gott sei Dank, Herr, daß Sie leben – aber Sie sind verwundet – Sie bluten?«

»Ich hoffe, nur leicht! Wie steht unsere Sache, Lieutenant?«

Er schritt nach dem Eingang – die Antwort wurde dem Preußen erspart. In das wahrhaft fanatische Viva-Geschrei der Menge mischte sich der Ruf des Capataz: »Die Rakete, Generale, die Rakete!«

Ein blaues Licht glänzte in den rothen Fackelschein – hoch in den Himmel auf der Seite des Meeres stieg eine Rakete in die Nacht und warf ihre blauen Sterne.

Der Graf war mit einem Schlage wieder ganz er selbst – die Röthe des Triumphes färbte neben dem quellenden Blut seine Stirn.

»Wo ist der Signalist? – Hierher, Mann! Blast zum Sammeln! – an ihre Abtheilungen die Offiziere! Die Santa Trinidad ist unser, der Corsar hat sein Wort gehalten! Vorwärts denn zum Fort!«

Die Verwirrung war ungeheuer! Die Frauen kreischten auf und stoben zur Seite – die Männer rotteten sich hastig in Gruppen zusammen, für und wider Partei zu nehmen – Geschrei – Lärmen überall! Dazwischen die Hornsignale der Abenteurer.

Suzanne, wieder zum Bewußtsein erwacht, hing an dem Grafen, dessen Gestalt auf der Schwelle noch immer den Eingang zu dem Raum sperrte, in welchem der Kampf stattgefunden. »Barmherziger Gott, Du blutest, Aimé!«

»Nichts, Kind, nichts von Bedeutung! Nimm sie fort mit Dir, Bonifaz, keine Unvorsichtigkeit. – Hier, Kapitain Perez, schnüren Sie ein Tuch um meinen linken Arm – das genügt – und gieb mir Dein Taschentuch, Su – Dein Taschentuch, Jean!«

Er beugte den Kopf zu ihr nieder und küßte sie auf die Stirn, während sie mit bebenden Händen das Tuch um seine blutende Stirn schlang. »Vorsicht, Liebe, – es steht Alles auf dem Spiel! – Was wollen Sie, Monsieur?«

Die rauhe Frage galt dem Schiffskapitain, der sich an ihm vorbei zu drängen suchte, um das Innere zu betreten.

»Meine Pflicht thun, Sir – hier scheint mir schändlicher Verrath geübt – nicht ehrlich Spiel! Was ist mit Lord Drysdale geschehen?«

»Sie haben es gesehen,« sagte der Graf mit Hoheit. »Nennen Sie mein fließendes Blut ein unehrlich Spiel? – Ihre Freunde sind unverletzt, so viel ich weiß, aber sie müssen bleiben, wo sie sind, bis diese Sache entschieden ist. Señor Don Esteban,« – er reichte ihm die Hand – »Sie sehen, der Sieg ist mit uns! Bewachen Sie mit Ihren Freunden dies Haus und tödten Sie Jeden, der den Eintritt vor meiner Rückkehr zu erzwingen sucht. Sagen Sie Doña Dolores,

meiner Braut, daß in fünfzehn Minuten Guaymas unser ist! – Und nun vorwärts, Kameraden, nach dem Fort!«

Er streckte die Hand aus nach einer Waffe und nahm jetzt die dargebotene Dschambea – im nächsten Augenblick eilte die Schaar im Sturmschritt, den Grafen an ihrer Spitze von dem Capataz begleitet, in der Richtung des Forts davon.

Bonifaz hielt mit Gewalt die Schauspielerin fest, die dem Vater ihres Kindes naheilen wollte – er zog sie mit sich fort nach ihrer Wohnung, während der Senator und seine Freunde ihre Leute sammelten, um den Pöbel im Zaum zu halten, und die Lastträger sich der früheren Anweisung ihres Capataz gemäß zur Bewachung der Magazine vertheilten.

Alles war Verwirrung und Lärmen, und durch diesen hindurch glaubte man jeden Augenblick den Donner der Kanonen des Forts zu hören. –

Aber merkwürdiger Weise knallten nur Flintenschüsse von dort herüber – vereinzelt – dann plötzlich eine kräftige Büchsensalve, – ein donnerndes »*Viva! Victoria!*« – das Fort war genommen! – –

Graf Boulbon hatte mit seiner gewöhnlichen kühnen Sicherheit nicht an dem Erfolg gezweifelt, aber auf einen starken Verlust seiner Leute gerechnet. Doch jetzt bewährte sich die Klugheit des Capataz, und er hatte nicht mit Unrecht gerühmt, daß sein Verhältniß mit der hübschen Tochter des Sergeanten Pepe Wunder thun würde. Die schlaue Manola hatte mit Hilfe eines andern ihr ergebenen Mädchens die verlangten Uniformen ohne Mühe aus ihres Vaters Wohnung, welche zugleich das Magazin des Forts bildete, über die Mauer nach dem See-Ufer geworfen, wo die zur Expedition gegen die San Trinidad bestimmten Männer mit den Barken unentdeckt verborgen lagen, da die mexikanische Nachlässigkeit nicht einmal für nöthig gehalten, hier Wachen auszustellen. Hawthorn und seinen Gefährten war es dann in der That gelungen, unter der Maske abgeschickter Soldaten, welche auf Befehl des Gouverneurs die Besatzung der Corvette verstärken sollten, an das Schiff anzulegen und auf Deck zu gelangen, ehe die Offiziere den gespielten Verrath begriffen. Und wenn der Seeräuber auch, von der Macht des Gewissens erfaßt, in fast weibischer Furcht scheute und weigerte, der rächenden Hand Norford's zu begegnen – so war er andern Feinden gegenüber doch der Mann, der Jahre lang der Schrecken der indischen Meere gewesen war und manchen schweren Kampf siegreich bestanden hatte. Mit dem Fuß auf dem Bord der San Trinidad war auch ihr Schicksal entschieden; Hawthorn wüthete gleich einem verwundeten Eber mit der Axt in seiner Linken unter der bestürzten Schiffsmannschaft, schlug selbst den Kapitain zu Boden, der an Bord der Corvette geblieben war und hatte nach fünf Minuten eines blutigen und grausamen Gemetzels das Schiffsvolk unter Deck getrieben und die Luken über ihnen geschlossen.

Aber nicht bei diesem Angriff allein hatte die schöne Manuela ihrem Liebhaber und somit der ganzen Expedition genützt.

Die Schaar des Grafen war vor dem wasserleeren, von dem Seewind halb zugewehten Graben angekommen, der das Fort auf seinem Landvorsprung von dem Hafentort abschnitt, als das erste *Alto!* vom Wall her erscholl, denn dort war der ganze Theil der Besatzung, den die Offiziere von der Desertion nach der Plaza abzuhalten vermocht hatten, schon aus Neugier versammelt, um möglichst rasch zu erfahren, was dort vorging. Das Feuern am Bord der San Trinidad hatte die Unruhe vermehrt, und da sich die nach der Plaza entlaufenen Soldaten bei dem unerwarteten Ausgang des Zweikampfs und dem Aufruf zum Sturm des Forts, weislich

gehütet hatten, sich dahin zurück zu flüchten und die Garnison von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen, herrschte die größte Verwirrung und die sonst zur Vertheidigung mehr als genügend zahlreiche Mannschaft lief verwirrt durch einander.

Der Kommandant des Forts, ein alter Soldat noch aus dem Revolutionskriege, ein treuer Anhänger des Gouverneurs und seiner Partes aber sonst ein Mann von wenig Umsicht, stand auf dem Wall, neben einer der Kanonen.

»*Alto!* – was wollt Ihr? Bleibt zurück oder ich lasse Feuer auf Euch geben!«

Der Graf hielt sich nicht auf mit einer Antwort, »*Adelante! Adelante!*« befahl er.

»Nun so möge Euch San Ignacio in's Fegefeuer helfen, Ihr ketzerischen Halunken!« brüllte der alte Major und stieß selbst die Lunte auf den Zünder der Kanone.

Aber zu seinem großen Staunen erfolgte keine Entladung – dasselbe war bei den andern drei Geschützen der Fall, die man auf dieser Seite aufgestellt hatte, und während der würdige Offizier scheltend und fluchend mit seinen Leuten nach der Ursache forschte, waren der Graf und die Seinen bereits unter der Schußlinie.

Es ergab sich später, und Comandante Muñoz erzählte es mit großem Stolz auf die Schlaueit seiner Geliebten, daß diese und ihre Helfershelferin am Abend mit den Schildwachen bei den Geschützen geplaudert und dabei das Zündkraut verdorben hatten – durch ein Mittel, das schon früher im Aufstandskriege gegen die Spanier eine enthusiastische Frau in ähnlicher Lage mit Glück angewandt hatte. Kurz, als die Kanoniere mit den bereit gehaltenen Lunten ihre Geschütze abfeuern wollten, versagte das Zündkraut seinen Dienst.

Die mißlungene Salve, die leicht, wenn sie ihren Eisen-Hagel gegen die Abenteurer geschleudert hätte, den ganzen Angriff hätte scheitern machen, steigerte die Verwirrung, – einzelne Schüsse fielen und verwundeten drei oder vier der Stürmenden – als aber diese mit einem Büchsenfeuer erwiderten und zugleich von der Seeseite des Forts her ein Siegesruf erscholl und Kreuzträger mit seiner kleinen Abtheilung dort den Wall erstiegen hatte, wurde der Widerstand auf der Vorderseite immer geringer, die wackere mexikanische Miliz warf ihre Gewehre fort und flüchtete in alle Winkel, und ehe fünf Minuten vergangen, war der Graf Herr des Forts und nahm den mit großem theatralischen Anstand überreichten Degen des bisherigen Kommandanten in Empfang, ohne sich viel um seine Rede von Kriegsunglück und tapferer Vertheidigung zu kümmern, und ordnete die anderweite Besetzung des Forts an.

Señor Muñoz wurde dem Versprechen gemäß mit dem Titel eines Kommandanten der Forts beehrt und erhielt den Auftrag, aus der Schaar der tapferen Gefangenen diejenigen zur Verstärkung seiner Mannschaft auszuheben, welche sich geneigt zeigen würden, für Handgeld und Sold gegen die bisherige Regierung von Guaymas zu dienen, was denn sofort die Folge hatte, daß, fast die ganze Miliz sich meldete und einstimmig erklärte, jeden beliebigen Eid der Treue leisten zu wollen, worauf denn der neue Comandante, dessen Aemter in den letzten drei Tagen sehr rasch gewechselt hatten, etwa ein Drittel auswählte und die anderen zum Teufel jagte.

Jetzt war auch Don Esteban herbeigekommen und die ganze Bevölkerung von San Fernando hatte sich mit Ausnahme der amerikanischen und englischen Kaufleute vor dem über-rumpelten Fort gesammelt. Aber eine der ersten Maßregeln des Grafen war, das Gesindel, das nun auf allgemeine Plünderung hoffte, im Zaum zu halten. Wachen aus seinen besten Leuten mit dem strengen Befehl, Jeden niederzuschießen, der Hand an fremdes Eigenthum zu legen wagte, wurden vor die Häuser und Magazine der Kaufherren gestellt, und nachdem zwei

oder drei Mal der Befehl rücksichtslos executirt worden war, fand sich bei Sonnenaufgang zu ihrem großen Erstaunen die Stadt zum ersten Mal nach einem der zahlreich schon erlebten Pronunciamento's in einem Zustand der Sicherheit und Ordnung, wie man ihn früher nicht für möglich gehalten hatte.

Mehr noch als die Büchsen der Abenteurer hatte allerdings dazu das Ansehen gethan, welches sich der Graf durch seine Kühnheit und persönliche Kraft erworben hatte. Bekanntlich wirkt Nichts bestechender oder beherrschender auf weniger civilisirte feurige Naturen, als Beispiele kaltblütiger Todesverachtung und das Uebergewicht körperlicher Eigenschaften. Das *Viva el Conde!* hallte aus allen Kehlen, und wer jetzt gewagt hätte, ein Wort gegen den Grafen zu sagen, der hätte sicher das Messer des ersten Besten seiner Umgebung in der Kehle gefühlt. Man betrachtete die Abenteurer jetzt wirklich als förmliche Befreier, belegte das bisherige Regiment mit allen Verwünschungen und Beschimpfungen, an denen die spanische Sprache und das mexikanische Blut so freigebig ist, und selbst Kapitain Hawthorn, der Rothe Hay, mit dessen Namen noch am Tage vorher die Mütter ihre schreienden Kinder zur Ruhe geschreckt hatten, wurde jetzt als ein Befreier und Held gefeiert.

Es war eine Stunde nach Sonnenaufgang, als Don Esteban den künftigen Schwiegersohn und jetzigen unbestrittenen Gebieter von San Fernando Guaymas im Triumph in sein Haus zurückführte, an dessen Schwelle ihm die schöne Doña Dolores mit einem Lorbeerkranz entgegen kam, den sie dem Grafen, der schnell sein Knie vor ihr beugte, mit stolzer Anmuth und nicht ohne sichtliche Bewegung auf die Stirn drückte, denn die Erinnerung daran, wie hochmüthig und kalt sie ihn am Abend vorher in den blutigen Kampf geschickt, verfehlte ihre Wirkung nicht.

»Señora,« sagte der Graf galant, während dennoch bei dieser Huldigung seines Muthes und seiner Kraft sein Blick mit einer gewissen Besorgniß über die Umgebung der stolzen Spanierin flog, bis er zu seiner Beruhigung das trauernde und vorwurfsvolle Gesicht des Knaben Jean nirgends darunter sehen konnte, – »Señora – ich lege Guaymas zu den Füßen seiner Königin der Schönheit – und der künftigen Königin der Sonora,« setzte er flüsternd hinzu.

Eine hohe Röthe überflog das stolze Gesicht der Haciendera. »Stehen Sie auf, Señor Conde,« sagte sie mit aller Liebenswürdigkeit, die ihr zu Gebote stand, »der Sieger einer solchen Nacht darf selbst nicht vor seiner Dame knien. Ich nehme Ihre Gabe an, um sie mit Ihnen zu theilen, und bitte Sie, vor Allem für Ihre kostbare Gesundheit zu sorgen, denn dieser Verband Ihrer Wunden scheint nur sehr ungenügend.«

In der That schien der Graf erst jetzt sich seiner Verwundung zu erinnern, denn als er die Hand nach dem Tuch um seine Stirn hob, sah er mit einem gewissen Erstaunen, daß sie blutig wurde, und er zögerte, sie in die Hand der Dame zu legen, die diese ihm bot.

»Señor Conde,« sagte die Doña – »dies kostbare Blut ist für Mexiko geflossen!« und ohne ihm Zeit zu lassen, es abzutrocknen, ergriff sie die Hand und führte ihn unter dem *Viva* der Menge, die sich dem Zuge angeschlossen, in das Haus.

Hier bat der Graf um die Erlaubniß, sich für eine halbe Stunde zurückziehen zu dürfen, und beauftragte seinen Schwiegervater, unterdeß die Führer ihrer Partei zu einer Berathung über die jetzt zu ergreifenden Schritte zu versammeln. Er selbst ging dann festen Schrittes nach den ihm angewiesenen Zimmern des Hauses, als er aber das Schlafgemach erreicht hatte, übermannte endlich die Natur die bisherige Anspannung aller Nerven und er sank fast ohnmächtig von dem Blutverlust und der Aufregung erschöpft auf einen der Rohrsessel.

Als der Graf wieder Herr seines Bewußtseins wurde und empor blickte, fand er neben sich die Mutter seines Sohnes, die mit frischem Wasser seine brennende Stirn kühlte und seine Wunden verband, und den treuen Freund und Diener, der ihr mit kummervollem Blick darin Anleitung gab und ihn seiner blut- und schmutzbedeckten Kleider entledigt hatte. Das sanfte Auge Suzannes war mit Thränen gefüllt, die über ihre blassen Wangen rollten.

»O Aimé,« schluchzte sie, – »war dies Alles nöthig, und hattest Du keinen Gedanken an ihn gehabt, als Du Dein Leben preisgabst?«

An sich selbst dachte die aufopfernde Liebe des Weibes nicht!

Er drückte ihr zärtlich die Hand. »Gute Suzanne,« sagte er – »Du weißt, welches Ziel ich mir gesteckt habe, und daß ich nicht zurückweichen kann! Aimé Boulbon und seinem Sohne Reichthum und Ehre sichern, oder im Kampf darüber zu Grunde gehen. Du allein bist es, die aus Liebe zu mir ein Opfer bringst!«

Bonifaz murmelte Etwas in den Bart, was wie »Unnöthig!« und »Undankbar!« klang, aber Suzanne hatte sich an dem Stuhl des Geliebten nieder geworfen und küßte seinen verwundeten Arm, den der Avignote untersuchte. »Du weißt Aimé, daß ich mich in Alles gefügt; ich ahnte es, was kommen würde, schon damals in Hâvre, als ich mich an Bord des Dampfers schlich – und ich habe es Dir zum zweiten Male gelobt, gestern – in jener schrecklichen Stunde, als Du mir selbst verkündetest, daß jenes Weib, die kein Herz für Dich hat und nur ihrem Stolz und Hochmuth fröhnt, Deine Gattin werden soll. Ich will Alles ertragen, aber halte Dein Wort. Du hast mir gelobt, daß Du mich bei Dir behalten würdest, so lange Dir eine Gefahr droht – und der Enkel Heinrich IV. von Frankreich wird einem armen Mädchen nicht sein Wort brechen. Seh ich Deine Ziele errungen – nicht die Hand jedes Mörders mehr jeden Augenblick dein Leben bedrohen – dann soll Suzanne's Nähe Dir nicht mehr zum Vorwurf werden, und sie wird fern von Dir ihr einsames Grab suchen und zufrieden sein – wenn Du ihr Kind einst zu diesem führst und sagst: sie hat uns Beide am Treuesten geliebt!«

Der ehemalige Sackträger wandte sich ab und fuhr mit der Hand über die Augen, einen provençalischen Fluch mit Gewalt unterdrückend; auch der Graf war sichtlich bewegt, – aber er hatte den Kampf in seinem Innern längst durchgekämpft und war nicht der Mann, seine Entschlüsse von den Thränen eines Weibes umstoßen zu lassen.

»Es muß sein, Suzanne,« sagte er fest – »mache uns Beiden das Opfer nicht noch schwerer. Nur unter dieser Bedingung habe ich eingewilligt, Dich bei mir zu lassen, und bin bereit, mein Wort zu halten. Aber niemals wieder sollst Du es wagen, Dich in mein Thun zu drängen wie gestern Abend. Bedenke, daß die Entdeckung Deines Geschlechts unter den jetzigen Umständen leicht meine besten Pläne scheitern machen und Dir und mir wirkliche Gefahren bringen könnte, während die, welche Du jetzt für mich träumst, nur eingebildete sind, denen jeder Mann von Muth leicht begegnen kann und denen ich begegnen werde, wie ich ihnen bis jetzt getrotzt habe.«

Gleich als wollte ihn das Schicksal beim Worte nehmen und ein Zeichen dafür geben, vernahm man ein scharfes Klopfen an der Thür.

»Sieh nach, Bonifaz, wer draußen ist!« befahl der Graf, indem er Suzanne einen ernsten Wink gab, sich zu erheben.

Der Avignote öffnete – es war Lieutenant von Kleist mit einem Fremden.

»Herr Graf,« sagte der junge Mann, – »ich bringe Ihnen Doctor Schönfeld, einen deutschen Landsmann, der als Arzt hier angesiedelt, aber diesen Morgen erst von einer entfernten Hacienda zurückgekehrt ist. Wir bitten Sie Alle dringend, sich seiner Geschicklichkeit anzuvertrauen, wenn nicht um Ihrer – so doch um unserer Willen.«

Der Graf reichte lächelnd dem jungen Mann die gesunde Rechte. »Ich weiß, Sie meinen es aufrichtig, Baron« sagte er freundlich – »das haben Sie schon damals in San Franzisco bewiesen, als Sie sich zwischen mich und jenen grauen Mörder werfen wollten. Auch fühle ich, daß ich wirklich eines anderen Beistandes bedarf, als Bonifaz mit all' seiner Anhänglichkeit mir erweisen kann. – Sehen Sie also zu, Doctor, ob der Knochen von dem Stoß verletzt ist – er muß von unten herauf gegangen sein, denn er kam von dem malayischen Krüppel, der sich wie eine Schlange um mich wand, als ich ihn mit dem Fuß auf dem Boden festhielt, bis ich seine Arme zusammengeschnürt. Aber – *Ventre saint-gris!* – ich sage Ihnen, keine Ihrer gewöhnlichen ärztlichen Tücken von Bett und Krankenlager – ich habe grade jetzt am Wenigsten Zeit dazu!«

Der Arzt begann mit der Versicherung, sein Möglichstes thun zu wollen, den Verband zu lösen.

»Unterdeß sind Sie grade der Mann, Monsieur von Kleist, den ich haben wollte,« fuhr der Graf fort. »Sind die Posten gegen San José ausgestellt?«

»Ja Sir! Capitain Morawski mit den Reitern recognoscirt die Straße.«

»Das ist gut – wir können jeden Augenblick den Angriff erwarten, und wenn Don Juarez etwas weniger Advokatenkniffe und mehr Courage hätte, müßten wir ihn bereits hier haben, denn unmöglich kann ihm unbekannt geblieben sein, was hier geschehen ist. Hat Hawthorn Botschaft gesandt?«

»Nein Sir!«

»Dann müssen Sie selbst das Geschäft übernehmen – Sie sind Soldat gewesen und ich kann mich auf Ihre Pünktlichkeit verlassen.«

»Euer Excellenz« unterbach ihn der Arzt, »muß ich bitten, möglichst jede Aufregung zu vermeiden – ich fürchte, sie könnte schlimme Folgen haben!«

»Zum Teufel mit Ihrer Besorgniß – es ist nicht viel mehr, als ein Nadelstich! – Nehmen Sie sechs zuverlässige Leute, Monsieur de Kleist, und begeben Sie sich an Bord der San Trinidad.«

»Herr Graf – –«

»Still Doctor – einen Augenblick noch, dann will ich Sie meinetwegen anhören. – Verhaften Sie diesen alten Schurken sofort wieder – er hat seinen Dienst gethan und ich traue dem Satan nicht, daß er nicht die Bande, die ihm das Schiff nehmen half, zu irgend einem Schurkenstreich überredet und die Corvette zu einem Raubschiff macht, mit dem er auf und davon geht. Wenn er sich zur Wehr setzt, so schießen Sie ihn über den Haufen, oder sagen ihm, daß es zu seinem Schutz gegen diesen verteufelten Engländer wäre. Apropos – was ist aus Lord Drysdale geworden?«

»Er und sein Diener sind, Euer Excellenz Befehl gemäß, bei Sonnenaufgang in Freiheit gesetzt und dem Capitain der Brigg übergeben werden. Er hat . . . «

»Ueergeben Sie dem Schweden Swen Sture das Commando der Corvette,« unterbrach ihn der Graf, »er scheint mir von Allen der Tauglichste, darf aber nicht mehr Mannschaft behalten, als unumgänglich nöthig ist, das Schiff segelfertig zu halten. Die Corvette muß so nahe an das Fort als möglich gelegt und die Kanonen müssen sämmtlich bis auf eine von Bord auf

die Wälle gebracht werden. Wir müssen diese Position als unseren Rückhalt in jeder Weise verstärken. Ich verlasse mich ganz auf Ihre Energie, Monsieur de Kleist!«

Der Preuße verbeugte sich.

»Ihre Befehle sollen vollzogen werden. Hier Herr Graf, habe ich Ihnen noch dies Billet zu geben.«

»Von wem?«

»Capitain Hearton sandte es mit einem Matrosen, ehe sein Boot vom Hafendamm abstieß!«

»Geben Sie her!«

Der Arzt legte sich jetzt ernstlich in's Mittel.

»Herr Graf,« sagte er mit bestimmtem Ton, – »ich muß darauf bestehen, daß Sie sich einige Ruhe gönnen, ich kann sonst nicht dafür bürgen, daß das Fieber Sie wirklich auf das Krankenlager wirft!«

»Aber – *Pardioux!* ich wiederhole Ihnen, ich habe andere Verletzungen gehabt und noch einen ganzen Tag lang gefochten, damals, als wir mit Bugeaud die Marokkaner jagten.«

»Dies mag sein, indeß – erinnern Sie sich, welche Waffe Ihr Gegner trug, der Ihnen diesen Stich in den Arm beibrachte?«

Es wird ein malayischer Krys gewesen sein,« sagte der Graf sorglos. »Der arme Teufel, den dieser Schurke Hawthorn zum Krüppel gemacht, ist selbst ein Malaye, so viel ich gehört habe.«

Er entfaltete das Billet, das der Adjutant ihm gebracht – es bestand aus dem Blatt einer Schreibtafel und enthielt nur wenige mit Bleistift geschriebene Zeilen.

Suzanne's Auge hing mit Besorgniß an dem Gesicht des Arztes, während der Graf las. Sie war wieder einige Schritte näher getreten.

Der Doctor wandte sich zu dem Offizier – er redete ihn in der Sprache ihrer beiderseitigen Heimath an, da er glaubte, die Anderen verstanden sie nicht.

»Wenn Sie irgend einen Einfluß auf Ihren Chef besitzen,« sagte er ernst, »so wenden Sie ihn an, daß er sich wenigstens vierundzwanzig Stunden Ruhe gönnt, es können sonst die schlimmsten Folgen entstehen.«

»So sind die Wunden gefährlich?«

»Nein – an und für sich nicht, aber man hat sie viele Stunden vernachlässigt, und überdies ...«

»Nun?«

»Das Aussehen dieser Wunde am Arm gefällt mir nicht. Sie hätte an und für sich Nichts zu bedeuten, aber es ist eine bekannte Sache, daß die Malayen häufig ihre Waffen in Pflanzensäften tauchen, die eine giftige Wirkung haben.«

»Wie – Sie glauben, daß die Wunde vergiftet wäre? – dann um Himmels willen ...«

Boulbon hatte das Blatt, das er mit einem verachtenden Lächeln gelesen, fallen lassen und wandte den Kopf nach dem Arzt.

»Lord Drysdale ist ein Ehrenmann« sagte er in deutscher Sprache, »und er würde unehrliche Waffen niemals wider seinen Gegner brauchen oder gestatten!«

»Ich wußte nicht, daß Euer Excellenz unsere Sprache verstehen,« bemerkte entschuldigend der Doktor. »Ich kann auch nicht behaupten, daß die Waffe, welche die Wunde hervorgebracht hat, absichtlich vergiftet gewesen ist, denn wenn sie in frisches Gift, selbst nur in den Saft der Ananas getaucht worden wäre, würden Sie wahrscheinlich bereits eine Leiche sein.«

Aber es ist möglich, daß die Klinge früher – vielleicht vor Jahren – in eines jener geheimen Pflanzengifte getaucht worden ist, die uns Europäern meist noch unbekannt sind, und die, wenn sie auch durch die Zeit ihre tödtende Kraft verlieren, doch selbst nach vielen Jahren noch schwere Entzündungen oder Lähmungen herbeiführen können. Es ist deshalb immer gefährlich, sich mit den malayischen Messern selbst im Zufall zu verwunden. Ob dies hier der Fall ist, kann ich nicht behaupten, ich müßte dazu die Klinge untersuchen. Aber jedenfalls hat der Blutverlust aus der sonst ungefährlichen Wunde den Fieberzustand verschlimmert.«

»Und was muß geschehen, um die Folgen zu beseitigen?«

»Ich muß Euer Excellenz drei oder vier Tage beobachten und Sie müssen während dieser Zeit jede Aufregung vermeiden und Ihr Lager nicht verlassen.«

Die letzten Worte waren wieder in französischer Sprache gesprochen worden. Der Knabe Jean, der mit ängstlicher Miene den fremden Lauten gehorcht, legte jetzt bittend die Hand auf den Arm des Grafen. »Folge dem Rath, Vetter Aimé« flehte er – »ich beschwöre Dich und gewiß ich will Dich auf's Beste pflegen, daß Du bald wieder bei voller Kraft bist!«

Der Graf hob lächelnd die Hand auf ihren Kopf. »Ich will es gern glauben, mein Bursche, und daß es Dir selbst Vergnügen machen würde. Aber Don Juarez und noch ein Anderer dürften mir wenig Zeit dazu lassen. Sieh – da ist schon ein Bote, daß ich nothwendig bin!«

In der That war einer der Diener des Senators eingetreten, der den Grafen ersuchen sollte, – wenn er sich erholt – möglichst bald der Versammlung seine Gegenwart zu schenken, da eben wichtige Nachrichten eingelaufen wären.

»Da sehen Sie selbst Doktor« sagte der Franzose, »wie wenig Zeit ich zu Ihnen hier habe. Aber sein Sie nicht unwillig darüber und wenn Sie eine halbe Stunde hier verweilen können, sollen Sie mich ernstlich dazu befreit finden, eine medizinische Consultation mit Ihnen zu halten, nur dürfen Sie nicht zu streng mit mir verfahren.«

Er winkte dem Adjutanten und entfernte sich weiter scherzend mit ihm.

Der deutsche Arzt sah ihm besorgt nach.

»Corbioux Doktor« meinte der alte Diener – »ich sage Ihnen, er hat Anderes überstanden als die leichten Risse in seiner Haut, und Sie werden ihn nicht so bald unterbringen mit Ihren Salben und Pillen. Er hat eine Gesundheit, fast so zäh, wie die meine! – Aber – heilige Mutter Gottes von Avignon – was ist Dir geschehen Kind!«

Der Ausruf galt dem Knaben Jean, der in den soeben von dem Grafen verlassenen Sessel bleich und zitternd zurückgesunken war und die Hände auf das Herz gepreßt hielt. Zwischen seinen Fingern zitterte das Blatt, das der Graf achtlos hatte fallen lassen und das er aufgehoben.

»Lies Bonifaz, lies! – Er wird sich und uns verderben mit seiner Verachtung jeder Gefahr!«

Der Haushofmeister hatte das Blatt genommen, drehte es aber verlegen hin und her, indem er mit einem halb komischen, halb ängstlichen Blick bald auf Suzaune, bald auf den Arzt schielte. »Der heilige Petrarka soll mich im Fegefeuer schwitzen lassen« brummte er endlich, wenn das nicht eine Aufgabe ist, die über meine Kräfte geht! Du weißt, Kind, daß die Sackträger von Avignon wenig Zeit haben, Eure verdammten Schnörkel zu lernen. Da, lesen Sie mir den Wisch vor, Doktor, der den armen Jungen so in's Bockshorn jagt!«

Der Arzt nahm mit Theilnahme das Blatt, indem er einen fragenden Blick auf den Knaben warf, um nicht indiscret zu erscheinen. Suzanne winkte zustimmend. Er las:

»Dem Vertheidiger des Mörder Hawthorn: Krieg auf Leben und Tod!

Henry Norford, Lord Drysdale.«

Darunter ist noch eine Art von Kreuz oder Namenszug gemalt, aber ich vermag ihn nicht zu entziffern!«

»Pah« sagte der Avignote ruhig – »das ist ja blos eine Kriegserklärung des verrückten Engländer und wahrscheinlich hat sein gelber Krüppel von Kammerdiener für nöthig gefunden, seine Unterschrift darunter zu kritzeln. Die Burschen scheinen an der Lection, die sie erhalten noch nicht genug zu haben. Ich dachte wahrhaftig, es wäre Schlimmeres! für einen Engländer, und wenn er zehn Mal ein Lord wäre, so viel!«

Und er schnippte mit einer unnachahmlichen Geberde der Verachtung, deren sich die untern Volksklassen des Südens bedienen, die Finger.

Ein tiefer Seufzer des Mädchens antwortete ihm.

Als der Graf in das geräumige Gemach trat, in dem ihn Don Estevan mit seinen Freunden erwartete, fand er, daß nicht blos die großen Grundbesitzer, die am Tage vorher mit ihren Leuten eingetroffen waren, sondern auch mehrere der angesehensten Kaufleute sich dort versammelt hatten.

In der Mitte des Zimmers, auf den Säbel gestützt, das Gesicht noch von der Anstrengung eines raschen Rittes geröthet, stand der Teniente des Gouverneurs, Don Carboyal, mißtrauisch und finster auf die Versammlung schauend, durch deren Hände ein offener Brief die Runde machte.

»Es müssen die schleunigsten Maaßregeln ergriffen werden« sagte der Doyen der Kaufherren, ein alter Holländer. »Wir Alle wissen noch recht gut, welchen Schaden wir durch den Einfall der Indianer im Jahre Sechsendvierzig erlitten haben, und es scheint diesmal schlimmer zu sein, als damals. Welchen Schutz oder Schadenersatz würden wir von der Regierung in Mexiko zu erwarten haben, wenn die Indianer die Sierra überschreiten und die Straße von Oposura sperren sollten! Die Señores Haciennero's und Argéntifodinero's¹ werden mit uns übereinstimmen, denn die Gefahr und der Verlust wird sie zuerst treffen.

»Die Mauern der Hacienda del Cerro sind stark genug« sagte der Senator stolz, »es ist nicht das erste Mal, daß sie eine Belagerung der Apachen ausgehalten haben.«

»Über diesmal haben sich alle die Stämme vereinigt« beharrte der nicht von dem Nationalstolz verblendete ältere Handelsherr, »und die Gefahr ist dringender als je. Ich schlage daher vor, daß wir dem Beispiele des Señor Gobernador folgen, der heute in der That zum ersten Mal aufrichtig in unserem Interesse handelt, und alle noch über die Expedition streitigen Punkte fallen lassen.«

Selbst die anwesenden englischen Kaufleute stimmten diesem Vorschlag zu.

In diesem Augenblick war der Graf eingetreten.

»Darf ich fragen Señores, um was es sich handelt?«

Alle erhoben sich von ihren Sitzen und drängten sich um ihn. Die Kaufleute und Consul'n der verschiedenen hier handelreibenden Nationen waren zu sehr an den Wechsel der Macht-haberschaft gewöhnt, wenn der revolutionirende Theil der Bevölkerung auch aus Furcht vor den Folgen gewöhnlich den Schutz ihrer Flaggen respectirte, um nicht anzuerkennen, daß Graf Boulbon mit seinen Abenteurern gegenwärtig der unbestrittene Gebieter von Guaymas

¹Die Besitzer der Silberbergwerke.

war, und den Meisten war es wahrscheinlich nicht unlieb, daß es so gekommen, da sie sich von seiner strengen Mannszucht bereits überzeugt hatten und unter dem Schutz des ritterlichen Franzosen Leben, Eigenthum und Verkehr gesicherter glauben durften, als unter den Launen und Erpressungen irgend eines emporgekommenen Eingeborenen. Ueberdies fühlten sie, daß er allein der Mann war, sie gegen die – rascher als man gefürchtet hatte, – hereingebrochene Gefahr an den wilden Gränzen zu schützen.

Der Empfang des Grafen war daher sehr freundlich und alle drängten sich um ihn, ihn mit Komplimenten über seinen raschen und so wenig Blut kostenden Sieg zu überschütten und jede Unterstützung ihm zuzusagen.

»Aber was ist geschehen, welche Nachrichten haben Sie denn?« frug der Graf. »Wenn Don Carboyal gekommen ist, uns eine offene Kriegserklärung des Señor Gobernador zu überbringen, so wird er mich bereit finden, sie entgegen zu nehmen.«

Der Ayudante des Gouverneurs nahm den Brief aus der Hand eines der Anwesenden und überreichte ihn mit einer Verbeugung dem Grafen.

»Señor Don Juarez« sagte er – »bedauert, Euer Excellenz vor seiner Abreise nach Arispe nicht mehr haben sprechen zu können, aber die Botschaft des General Paredos war dringend und keine Zeit zu verlieren.«

»Und wußte Monsieur Juarez denn, was diese Nacht hier geschehen ist?« frug der Graf erstaunt.

»Er hat es heute Morgen vor seiner Abreise erfahren und bedauert, daß Euer Excellenz so viel Mühe gehabt haben. Ich war bereits beauftragt, dem Kommandanten des Forts den Befehl zur sofortigen Uebergabe desselben an Ihre Kompagnie zu überbringen.«

Der Franzose empfand wohl den versteckten Hohn, der in den Worten lag, aber er war zu ehrlich, um die Falschheit und Hinterlist des mexikanischen Charakters sogleich zu begreifen.

»Don Juarez,« fuhr der Teniente fort, »erhielt um Mitternacht einen Eilboten des General-Gouverneurs aus Arispe, welcher die Aufforderung brachte, sofort mit aller disponiblen Macht nach Tepache aufzubrechen, um die Pässe der Sierra Espuelas gegen die Indianer zu vertheidigen. Sie sind in großer Anzahl in das östliche Gebiet eingedrungen und haben Casas Grande und das Presidio von Janos überfallen und der Erde gleich gemacht, indem sie alle Bewohner tödteten.«

»Aber Sie sind unzweifelhaft nicht bloß hierher gekommen, um uns dieses Unglück zu melden, Señor Teniente« sagte der Graf. »Haben Sie eine Botschaft an mich?«

Der junge Mexikaner wies auf den Brief.

»Er scheint wenigstens nicht bloß für mich bestimmt,« sagte der Graf, auf das Oeffnen des Briefes anspielend. »Lassen Sie uns denn sehen, was Don Juarez von uns will.«

Er las den Brief, – ein Lächeln überflog dabei sein Gesicht.

Die Depesche war in den höflichsten Worten abgefaßt und an die versammelte Junta der Haciendero's und Kaufleute gerichtet. Sie enthielt die Benachrichtigung von dem Einfall der Indianer, und die Bitte, dem Generale der Föderation, Don Raousset Boulbon auf das Schleunigste alle Mittel zu gewähren, damit er mit seiner Schaar so bald als möglich nach dem Osten aufbrechen könne, um die Forts oder Presidio's an der Gränze zu verstärken und die Indianer zurückzutreiben. Der Brief erklärte ferner die Bereitwilligkeit, der Expedition jede gewünschte Sicherheit in Guaymas zu geben und alle Bedingungen des Vertrages seitens der Regierung später zu erfüllen, wenn sie auch augenblicklich bei der obwaltenden Gefahr außer Stande

sei, Vorschüsse an Geld und Kriegsbedürfnissen zu machen, und appellirte deshalb an den Patriotismus und das eigene Interesse der Haciendero's und Kaufleute. Schließlich war der Plan ausgesprochen, die Expedition möge den Theil der Gränze von Hermita bis zum Maya vertheidigen und sich in die dortigen Forts vertheilen, während die Truppen der Regierung die nördliche Gränze bis zum Rio Gila besetzen würden.

»Darf ich Sie bitten Monsieur de Kleist,« sagte der Graf, »sich von Bonifaz meine Karte der Sonora geben zu lassen und die Offiziere der Expedition hierher zu bescheiden!«

Während der Offizier dem Befehle Folge leistete, besprach sich der Graf mit den Versammelten.

»Ich habe mich vor allen Dingen verpflichtet, Ihr Eigenthum zu schützen« sagte er. »Ich bitte Sie daher, mir zu sagen, welchen Sie für den gefährdetsten und exponirtesten Punkt halten, gleichviel, ob derselbe in dem Rayon liegt, den Señor Juarez so gütig gewesen ist, mir anzuweisen, oder nicht.«

»So viel ich weiß,« meinte Master Walker der Kaufmann, dessen Lager am Abend vorher man versucht hatte, in Brand zu stecken – »wird es die Hacienda del Cerro sein.«

Man stimmte von den meisten Seiten bei.

»Wenn ich nicht irre, Señor Don Esteban« frug der Graf, »so ist dies Ihre Besitzung?«

»So ist es, Señor Conde. Ich wollte nicht selbst darauf aufmerksam machen, aber es ist unzweifelhaft, daß die Indianer sie angreifen werden, da sie den Paß deckt, der von San Miguel durch die Sierra nach San Augustin in der Ebene führt. Schon zwei Mal hat sie einem Angriff der Indianer Widerstand geleistet, und bei San Jago, meinem Schutzpatron, sie wird es auch zum dritten Mal thun, wenn es noch Zeit ist; denn in einer Stunde will ich dahin unterwegs sein, um meine Vaqueros und meine Jäger zu verstärken.«

»Nicht ohne mich, Señor Senator.« Der Offizier hatte die Karte gebracht, der Graf beugte sich über sie und suchte den Punkt nach den Angaben der Haciendero's, die sich schwerlich selbst auf einer Karte ihres Landes zurecht gefunden hätten. »*Ventre saint-gris* – das läge ja gerade in der Mitte unserer Stellung, und es ließe sich kein besseres Hauptquartier für unsere Operationen finden, Señor Don Esteban, wenn Sie uns aufnehmen wollen.«

Die Offiziere kamen hastig einer nach dem anderen.

»Mein Haus ist zu Ihren Diensten,« sagte der Senator höflich und sichtlich erfreut über diesen Entschluß. »Erlauben Sie, daß ich meine Vorbereitungen zur Abreise treffe!«

»Einen Augenblick noch, Señor – wir haben noch Einiges zu besprechen, und ich bin ein zu alter Soldat, um nicht zu wissen, daß übertriebene Eile nur schadet. Wann gedenkt Ihr, Señores, meine Leute mit Pferden versehen zu können?«

»Nicht vor zwei Tagen,« sagte ein alter Haciendero. Wir müssen sie aus dem nächsten Corral holen, und der ist zwölf Leguas entfernt.

»Dann muß aufbrechen, was einstweilen beritten zu machen ist. Monsieur de Morawsky!«

»Hier, Pan!«

»Lassen Sie sofort Ihre Leute, die sich bereits dienstfähig befinden, satteln. In einer Stunde müssen sie auf der Piazza stehen. Wie viel Pferde können Sie erübrigen, Señor Senator?«

»Nicht mehr als sechs, Señor Conde – meine Tochter mit ihren Dienerinnen braucht allein ein halbes Dutzend.«

»Wie, Señor – Sie wollten die Señoritta der Gefahr aussetzen, sie mit nach der Hacienda zu nehmen, statt sie hier in Sicherheit zu lassen?«

»Ich sehe, Sie kennen Dolores noch wenig« sagte der Senator lächelnd, »Sie würde um keinen Preis hier zurück bleiben. – Ueberdies« fügte er flüsternd hinzu, »wird sie in unserer Gesellschaft sicherer sein, als hier allein – wir wissen nicht, was Don Juarez im Schilde führt.«

Der Graf bedachte sich einen Augenblick, dann gab er ein Zeichen der Zustimmung.

»Meister Kreuzträger!«

Der Spurfinder ließ aufhorchend den Kolben seiner Büchse auf den Boden fallen.

»Ich darf einen Mann wie Sie nicht fragen,« fuhr der Graf fort, »ob Sie ein tüchtiger Reiter sind. In diesem Lande scheint jeder Mann im Sattel geboren zu sein.«

Der Wegweiser lächelte. »Sie wissen, Monsieur, daß ich kein geborner Mexikaner bin. Aber obschon ich mich lieber auf meine Füße verlasse, habe ich doch zu oft meine Beine über das Kreuz eines Pferdes geschlagen, um nicht einen tüchtigen Ritt zu machen, wenn die Sache Eile hat. Und ich muß gestehen, es drängt mich, wieder einige Worte mit diesen rothen Schurken zu sprechen!«

»Dann machen Sie sich bereit, uns mit Ihren Gefährten zu begleiten. Ich weiß, daß Sie der Mann sind, die besten Dienste zu leisten, Kapitain Perez, sorgen Sie für die Ausrüstung der Leute und daß Sie in zwei Tagen uns mit dem Rest folgen können. Monsieur Weidmann, ich hoffe, daß kein Glas Meskal an Ihre Lippen kommt, bis Ihre Geschütze unterwegs sind. Señor Teniente, sagen Sie dem Gouverneur, daß meine Compagnie in fünf Tagen den Indianern gegenüber stehen wird.«

Der Mexikaner verbeugte sich kalt. »Verzeihen Sie,« sagte er, »ich habe von Sr. Excellenz den Befehl, Sie zu begleiten, um Ihnen als Führer zu dienen und in den Presidios Eingang zu verschaffen, wo man nicht weiß, welcher wichtige Beistand ihnen zu Theil werden soll.«

Der Graf biß sich auf die Lippe – er begriff, daß der schlaue Mexikaner selbst bei seinem Rückzug alle Vorsichtsmaßregeln zu seiner Beobachtung getroffen. Eine kurze Ueberlegung zeigte ihm jedoch, daß er den Offizier der Regierungstruppen nicht zurückweisen durfte.

Es wurden jetzt rasch noch alle übrigen Anordnungen getroffen, um den Aufbruch der Schaar zu beschleunigen. Die Mexikaner wußten jeder, daß die höchste Eile nothwendig war, wenn sie den Indianern noch zuvorkommen wollten, und der Senator vor Allen beschleunigte mit fieberhafter Eile die Anstalten, denn ein großer Theil seines Vermögens stand in der befestigten Hacienda del Cerro auf dem Spiel, die nicht allein gegen die Einfälle der Apachen als Fort diente, sondern ihn selbst schon mehrmal in Stand gesetzt hatte, bei den politischen Intriguen und Parteikämpfen sich in ihren Schutz zurück zu ziehen und der Regierung Trotz zu bieten. Der Graf wiederholte seine Anordnung, daß Perez zurückbleiben und die Kriegsbedürfnisse und den Rest der Expedition ihnen nachführen sollte, sobald die nöthigen Pferde angekommen, während zwei andere Abtheilungen sich bereits im Lauf des Tages zu Fuß auf den Weg machen sollten, um so weit als möglich voraus zu gelangen. Der ehemalige Capataz und jetzige Commandant des Forts erhielt nochmals seine strengen Instructionen und der Graf erinnerte sich hierbei des Auftrags, den er dem jungen Preußen gegeben und befahl seine sofortige Ausführung. Die Haciendero's bestiegen ihre Pferde und jagten davon, um ihre Leute zu bewaffnen und die versprochenen Rosse zu liefern, und die Kaufleute beeiferten sich, die andern Bedürfnisse der Expedition herbei zu schaffen.

Auf den Wunsch des Grafen hatte sich der Senator bereits mit seiner Tochter und seiner Dienerschaft, begleitet von dem Polen Morawski und Kreuzträger auf den Weg gemacht, um noch in den kühleren Morgenstunden eine möglichst große Strecke zurück zu legen.

Er hatte bei dieser Anordnung außerdem noch einen wichtigeren Grund. Er wollte Suzanne überreden, wenigstens bis zu dem letzten Transport der Expedition zu verweilen und unter dem Schutz ihres alten Freundes und des jungen preußischen Offiziers nachzukommen. Dies hätte er unmöglich unter den Augen seiner stolzen Braut unbemerkt thun können, und es gehörte in der That die Anwendung seiner ganzen Gewalt über ihre Hingebung und Liebe dazu, um sie seinem Verlangen sich fügen zu machen.

So war es bereits hoch am Vormittag, als er endlich mit den nöthigsten Einrichtungen fertig war und die Pferde vorzuführen befahl. Don Carboyal harrte bereits an der Thür und Lieutenant von Kleist beabsichtigte, ihnen bis San José das Geleit zu geben. Die halbe Bevölkerung von San Fernando und alle noch zurückbleibenden Abenteurer hatten sich vor dem Hause des Senators versammelt, um dem Generale ein enthusiastisches Lebewohl zu sagen – auch der deutsche Arzt befand sich unter den Anwesenden, um wenigstens dem ungehorsamen Patienten noch einige heilsame Ermahnungen auf den Weg zu geben.

Unter dem Viva-Geschrei der Menge erschien der Graf auf der Schwelle des Hauses. Er sah etwas bleich von dem Blutverlust und den Anstrengungen der Nacht, aber sein dunkles Auge flog mit der gewohnten Schärfe über die Menge hin und mit stolztem befriedigtem Lächeln dankte er ihren Grüßen und den Blumen, die man ihm zuwarf.

Auch der Enthusiasmus der wilden Schaar, deren Herr über Leben und Tod er durch ihren Vertrag geworden war, hatte durch die raschen Erfolge und die Demüthigung des Gouverneurs, so wie durch die Aussicht auf Abenteuer und Reichthum ihren Höhepunkt erreicht; denn der Graf, schon um sich ihrer besseren Manneszucht in Guaymas zu versichern, hatte nicht verfehlt, unter ihnen verbreiten zu lassen, daß der Kampf mit den Indianern und ihr Zurücktreiben in das Innere der Prairien die Bahnung des Weges zu den geheimnißvollen Gegenden wäre, wo der Schatz der Ynkas verborgen sein sollte, und daß sofort nach der Besiegung der Wilden ihr Marsch in die Wüste angetreten werden würde, die in ihrem Innern jenen thörichten Zweck des menschlichen Ringens verbarg – das Gold!

Mit von Thränen gerötheten Augen, doch gefaßter als der Graf gefürchtet hatte, folgte Suzanne und der Mayordomo ihm bis auf die Veranda, von der aus man einen Blick über die Hafenstadt und die Rhede hatte. Bis zu der steinernen Schwelle hatten die Diener den schwarzen Hengst geführt, das hinterlistige Geschenk des Gouverneurs, das erste Zeichen seiner Niederlage. Die Frauen und Mädchen aus dem Volk hatten den Zaum und die Mähne des Thiers mit Granatblüthen geschmückt und das ungeberdige Pferd bewies durch sein Schlagen und Beißen die alte Natur, bis es bei einem Seitensprung seinen Herrn und Meister erblickte und sofort wie ein Lamm stillstand.

In diesem Augenblick, auf den Wink des neuen Capataz, den die zarte Aufmerksamkeit seines ehemaligen Collegen, des neuen Commandanten besonders dazu angestellt hatte, donnerten die Kanonen des Forts, und an den Gaffeln der Corvette und der beiden Transportschiffe im Hafen entfaltete sich die weiße Flagge mit den Lilien Frankreichs.

Dann gleich einem Echo dröhnte von der Rhede herüber ein einzelner Kanonenschuß.

Die Augen des Grafen und aller Umstehenden wandten sich nach jener Richtung – von der Seite der englischen Brigg, die dort vor Anker gelegen und an deren Bord Lord Drysdale und sein Diener sich wieder eingeschiff, quoll der weiße Rauch des Signalschusses empor. Dann bedeckten sich die Raaen und Masten mit einer Wolke von Segeln, die der Wind schwellte, der

zierliche Bau der Brigg begann sich zu bewegen, – und das Schiff verließ seinen Ankerplatz, sein Boogsprit nach Cap Horn gewendet.

Es konnte kein Zweifel darüber sein – die »Najade« segelte nach Californien ab.

Diese Thatsache war so augenscheinlich, daß selbst Suzanne sie begriff und einen dankbaren Blick dafür zum Himmel empor hob.

Auch dem Grafen war es, als würde eine Last von seiner Brust genommen, denn nur gezwungen durch sein Wort hatte er dem unglücklichen Manne Gerechtigkeit verweigert. Sein Auge flog jetzt stolz und siegesgewiß über die Menge, und indem er den Torero herbeiwinkte, faßte er den Zügel des Renners.

»Capitain Perez,« sagte er – »da Lord Drysdale dort drüben davon segelt, können Sie den Schurken Hawthorn aus seiner Haft entlassen, und es ihm anheim stellen, ob er Ihnen folgen oder sein schuftiges Gesicht uns aus den Augen tragen will. *A Dios!* Señore's und Señorita's – auf ein fröhliches Wiedersehen!«

Er hob den Fuß, um ihn in den Steigbügel zu setzen – –

In diesem Augenblick geschah etwas Seltsames – Furchtbares – – –

WINDENBLÜTHE.

Wir haben Eisenarm mit seinem feigen und nichtswürdigen Contractsherrn und der Schwester des heldenmüthigen Comanchen in dem Augenblick verlassen, als sie die traurige Entdeckung machten, daß dieser ihnen fehlte.

Von allen Dreien wußte oder vielmehr ahnte der Yankee allein, was geschehen war, da er noch das Triumphgeschrei der Apachen gehört hatte, mit dem sie die Ankündigung des »Grauen Bären« empfangen, daß der junge Häuptling der Toyah in ihre Hände gefallen sei. Aber er hütete sich wohl, diese Kenntniß zu verrathen, als er jetzt den Trapper mit aller Kraft der Ueberredung zu verhindern suchte, den Weg durch den Felsengang der Bären wieder zurückzunehmen. Er glaubte mit dem Gewinn der Zeit seine eigene Sicherheit am Besten erkaufte und behauptete, daß er den jungen Comanchen noch in den Irrgängen der Felsenspalten hinter sich bemerkt habe, und daß derselbe vielleicht in den labyrinthischen Windungen auf einen andern Weg gerathen oder aus irgend einer Ursache noch einmal zu dem eigentlichen Lager der Bestie zurückgekehrt sein müsse. Zuletzt, als alle seine Einwendungen Eisenarm nicht von seinem Vorsatz der Rückkehr abzubringen vermochten, erinnerte er ihn an ihren Vertrag und daß er vor Allem verpflichtet sei, ihn weiter zu führen.

Aber seine Bitten, Flüche und Verwünschungen hätten eher einen Stein rühren, als den Kanadier auch nur ein Haarbreit von seinem Vorsatz abziehen können.

»Hört, Meister Schielaug«, sagte der Riese, – »ich will nicht gerade behaupten, daß Ihr wie ein Schuft gehandelt habt, denn in den Städten ist jedem Mann sein Scalp das Nächste und es ist ein natürliches Gefühl, aber wenn Ihr länger in der Wüste gelebt hättet, würdet Ihr wissen, daß ein Scalp auch auf dem eigenen Schädel keine Ursach ist, um einen Freund im Stich zu lassen, besonders, wenn man ihn von Kindesbeinen an durch tausend Gefahren begleitet und ihn als Sohn betrachtet hat. Ueberdies werdet Ihr schwerlich in Eurem Leben die Goldhöhle zu sehen bekommen, wenn der Große Jaguar uns fehlen sollte; denn mein Gedächtniß und meine Sinne fangen nachgrade an, alt zu werden, und ein Unternehmen wie das unsere fordert allen Witz eines Indianers und alle Gewandtheit von fünfundzwanzig

Sommern! Also bleibt ruhig hier und beschützt dieses weinende Mädchen, indeß ich mich nach ihrem Bruder umsehe.«

Dies Argument entschied, und nachdem Eisenarm an Comeo noch einige Weisungen gegeben und seine Büchse zurückgelassen hatte, um rascher vorwärts kriechen zu können, vertiefte er sich wieder in den unterirdischen Gang.

Es dauerte volle zwei Stunden und die Nacht begann bereits mit jenem raschen Uebergang ohne Dämmerung einzutreten, wie er diesen Zonen eigen ist, als zur großen Beruhigung des Yankee der Kanadier zurückkehrte.

Ohne die hastigen Fragen Master Browns zu beantworten, setzte er sich auf einen Stein, nahm seine Büchse wieder in den Arm und nachdem er Comeo bedeutet hatte, in dem Eingang der Felsenspalten selbst, die den Schein verbergen mußten, ein Feuer zu machen und das bei ihrer Flucht weislich mitgenommene Stück Fleisch zu rösten, verfiel er in tiefes Nachdenken.

Das Mädchen hatte gehorcht, ohne auch nur eine einzige Frage zu thun, obschon ihr dunkles Auge sich oft angstvoll und bittend auf den Trapper wandte. Sie kannte zu gut die Gewohnheiten der Krieger ihres Volkes, die der weiße Mann durch den langen Umgang sich gleichfalls angeeignet hatte, um eine unziemliche Neugier zu zeigen, selbst wo es das Schicksal ihres einzigen natürlichen und geliebten Beschützers galt, der von ihrer ganzen Familie ihr geblieben war.

Nicht so der Yankee, der diese Rücksichten nicht kannte oder achtete und wiederholt versuchte, das Nachdenken des Jägers zu stören. Aber Eisenarm wies ihn mit einer ungeduldigen Geberde zur Ruhe und es blieb ihm endlich Nichts übrig, als sich zu fügen.

Dies Schweigen endete auch nicht eher, als bis Comeo das geröstete Fleisch auf den Blättern des Sassafrasbaumes vor den Männern niederlegte.

Jetzt stellte der Jäger seine Büchse zur Seite, rieb sich die Hände und langte sich dann ein tüchtiges Stück Fleisch zu.

»Nun, Mann, eßt,« sagte er, »denn wir haben einen weiten Marsch durch die Sierra vor uns und brauchen der Stärkung. Weine nicht, Mädchen, – es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, denn so lange noch Leben in einer Menschenbrust und die Scalplocke auf dem Haupte eines Indianers ist, so lange ist auch noch Hoffnung, und wenn der Mann selbst in den Händen dieser Teufel von Apachen wäre!«

Das arme Mädchen stieß einen Laut des Schmerzes aus. »Will Bras-de-fer nicht der armen Winde sagen, wo ihr Bruder ist? Er ist der Stamm, um den nach dem Willen des großen Geistes die Liane sich ranken soll!«

»Wahr, wahr, Kind – es ist Natur in Deinen Worten, denn Dein wackerer Bruder ist bestimmt, Dir Vater und Mutter zu ersetzen. Weiß Gott, ich liebe den Burschen, als wäre er mein Sohn, nicht bloß das Kind eines alten Freundes. Auch fühle ich, was ich ihm schuldig bin und daß er erst heute Morgen wieder mein Leben aus der verdammten Schlinge des Lasso gerettet hat, die ich alter Narr unvorsichtig genug war, mir über den Kopf werfen zu lassen.«

»Aber damit wissen wir noch immer nicht, wo der Indianer sich befindet?« unterbrach ihn der Yankee ungeduldig.

»Wo anders Mann, als in den Händen seiner schlimmen Feinde, ich meine Wis-con-Tah, die Schwarze Schlange der Mescaleros. Ich sehe die Sache, als ob ich dabei gewesen wäre und dennoch ist mir Eines räthselhaft dabei – ich habe die Spur dieses schiefen Satans unter all'

dem Gewirr von Fußstritten nicht zu entdecken vermocht, obschon ich sie sowohl kenne, wie die meines eigenen Mocassins. Der Mann, der ihm zu Hilfe kam und mit dem Schläge seines Tomahawk den Schädel der Bestie spaltete, war ein Krieger und ein Mann von Kraft, fast wie die meine, denn ich fand, wie tief sich seine Ferse dabei in den Boden gestemmt bat. Wüßte ich nicht, daß der »Graue Bär« nicht bei der saubern Gesellschaft war, so könnte ich nur auf ihn rathen.«

»So hat ein Kampf stattgefunden?«

»Gewiß Mann, so gewiß, als Ihr da sitzt und Eure Kehle mit Rum verbrennt, statt Euch mit dem klaren Wasser dieser Quelle die Augen hell zu halten. Aber nicht zwischen dem »Jaguar« und seinen menschlichen Feinden, denn sonst hätte ich seinen Leichnam gefunden, des Scalps beraubt.«

»So erzählt deutlicher,« brummte der Andere – »der Teufel kann alle Eure indianischen Andeutungen verstehen!«

Der Jäger lächelte gutmüthig trotz aller Besorgniß um seinen Freund. »Das kommt von Eurer verkehrten Erziehung in den Städten her,« sagte er, »und ich danke Gott, daß ich meinem Vater zeitig genug davon gelaufen bin, um mir wenigstens meine fünf Sinne frei zu halten. Das Mädchen dort, so jung sie ist, wird mich längst verstanden haben.«

Comeo nickte, während sie ihr sanftes Gesicht mit den Händen bedeckte, zwischen deren Fingern sich die Thränen unaufhaltsam hervordrängten.

»Weine nicht, Kind – obschon das die natürliche Gabe Deines Geschlechts ist,« tröstete sie der Jäger. »Ich bin selbst zwei Mal gefangen gewesen in ihren Händen und stand das eine Mal am Marterpfahl dieses schiefen Teufels, als mich Dein Vater mit den Comanchen aus ihrer Mitte holte, freilich auf Kosten seines Lebens; das andere Mal ranzionirte ich mich selbst. Aber Du weißt, daß dafür dieses Leben Deinem Bruder zu Diensten steht und daß ich nicht der Mann bin, einen Freund in der Noth zu verlassen. Um es kurz zu machen, Mann, ich war unter dem Moosbaum und habe mich da überzeugt, daß Ihr gelogen habt, als Ihr uns sagtet, daß Wonodongah, der große Jaguar der Comanchen, in dem Felsen hinter Euch sei. Er hat die Höhle des Bären nicht betreten.«

»Gott soll mich verdammen,« rief der Amerikaner verwirrt, »wenn ich nicht gemeint habe, seine Schritte, ja seine Stimme hinter mir zu hören. Es war zu enge und zu finster, um mich lange umzuschauen.«

»Nun – es nützt Nichts und ich will glauben, daß die Furcht Euch zu der Lüge getrieben. Aber es ist immer eine schlimme Sache, wenn ein Mann von der Wahrheit weicht, oder Dinge behauptet, von denen er sich nicht genau überzeugt hat. Es wird jetzt an Euch sein, Euren Fehler wieder gut zu machen. Kurzum, der Jaguar hat der Lust nicht widerstehen können, sich mit Eurem Namensvetter zu messen, und er ist bei dem Kampf, der ihm vielleicht trotz seiner Gewandtheit schlecht bekommen wäre, von den Apachen überrascht worden, die den Bären vollends tödteten und ihn ohne Widerstand gefangen nahmen, da er schwer verwundet war. Es ist wahrscheinlich sogar ein Glück für ihn, daß es so gekommen ist, denn der Bär hatte ihn unter sich.«

»Aber woher wißt Ihr das Alles?«

»Bin ich denn ein Maulwurf, wenn ich auch nicht die scharfen Augen eines Wilden habe?« entgegnete unwillig der Riese. »Ich sagte Euch, daß ich auf dem Platz unter dem Moosbaum gewesen sei, und da das Tageslicht noch nicht geschieden war, so genügten fünf Minuten

dazu, um mich von Allem zu überzeugen. Der Strick hing noch an dem Ast des Baumes, ein Beweis, daß der Jaguar ihn gar nicht benutzt hat; denn er würde nie diese Spur seines Entkommens den Augen der Apachen zurückgelassen haben. Unter dem Baum aber liegt der Körper des Bären, und obschon sie sein Fell und seine Tatzen mit sich genommen haben, damit sie sich an dem Feuer ihrer Wigwams rühmen können, sie hätten das Unthier angegriffen und besiegt, habe ich doch fünf Wunden von dem Messer unseres rothen Freundes in dem Leibe des Bären gefunden, die gemacht worden sind, bevor eine andere Hand ihm den Schädel spaltete.«

»Der Narr hätte bedenken sollen, daß sein Leben mir gehört« sagte Brown mürrisch. »Was beweist Euch denn, daß er nicht den Lohn seiner Unvorsichtigkeit bekommen hat und gleichfalls getödtet worden ist?«

»Es war viel Blut auf dem Platz, wo er mit dem Unthier gerungen, und ich konnte an dem Boden sehen, daß der Bär auf ihn gefallen ist. Die Fetzen seiner Decke lagen umher. Aber er ist nur schwer verwundet, nicht getödtet, weder von dem Bären, noch von den Apachen. Wenn er todt wäre, so oder so, würden sie ihn sicher scalpirt und seinen entehrten Leichnam den Thieren der Wildniß zurückgelassen haben. Sein Arm ist gebrochen oder zerrissen.«

Die junge Indianerin war trotz ihrer gewohnten Zurückhaltung aufgestanden und hatte sich angstvoll dem Jäger genähert. »Ich weiß, mein Vater spricht die Wahrheit und wird das Herz eines armen Mädchens nicht täuschen! – Aber hat er ein Zeichen für seine Annahme?«

»Hier, hier, dieses Messer habe ich auf dem Platze gefunden, es ist das Deines Bruders und beweist mir, daß sein Arm schwer verletzt sein muß, sonst hätte er es sicher nicht fallen lassen.«

»Aber was meint Eisenarm, was mit seinem Freunde geschehen wird?«

»Sie haben ihn mit sich genommen als Gefangenen in ihr Lager, es ist kein Zweifel daran. Ich habe den Rauch ihrer Feuer gesehen.«

»Sie werden ihn martern und tödten!« rief das Mädchen schluchzend.

»Nicht eher, als er wieder vollkommen geheilt ist. Du weißt Comeo, daß die Indianer nie einen kranken oder verwundeten Krieger an den Marterpfahl stellen, er muß die volle Kraft haben, ihre Qualen zu ertragen. Uebrigens, wenn wir nicht grade einige ihrer besten Krieger erschossen hätten, sollte ich meinen, daß sie trotz alles Hasses doch Anstand nehmen möchten, einen Häuptling zu tödten, da sie gegenwärtig mit den Comanchen im Bündniß sind und ihre Rache fürchten müssen.«

»Ein Toyah« sagte das Mädchen stolz, »ist nie der Freund eines Apachen!«

»Recht, recht, Kind, und das wissen die Schufte so gut wie wir. Sie werden deshalb auch jedenfalls ein Mittel suchen, ihre Bosheit zu befriedigen, wenn sie nicht verhindert werden.«

»Und wird mein weißer Vater zugeben,« frug die Indianerin »daß sein Freund in den Händen seiner Peiniger bleibt, auch wenn er eine rothe Haut trägt?«

»Nicht, so lange mein Arm und meine Büchse zusammen halten, Kind, verlaß Dich darauf! Rothhaut oder Weißhaut, das bleibt sich gleich, wenn nur das Herz ehrlich ist, und es schlägt kein edleres in der Brust eines Menschen, als in der Wonodongah's, das will ich gegen Alle vertreten, ob sie aus den Städten kommen, oder aus der Wüste! – Hört Mann, Ihr könnt Euch und uns einen großen Gefallen erweisen.«

»Was soll ich thun? ich dünke, ich hätte der Beschwerden schon genug gehabt!«

»Wenn Ihr nicht der Gefahr in's Auge sehen könnt, oder Euch vor einem weiten Wege scheut« sagte der Jäger trocken, »so hättet Ihr überhaupt das Unternehmen nicht anfangen sollen und wäret besser in San Francisco geblieben.«

»Nun in des Teufels Namen, so sagt, was ich thun soll!«

»Ihr müßt in das Lager der Schwarzen Schlange gehn!«

»In das Lager der Apachen?«

»Ja!«

»Ihr seid verrückt, Mann! welcher Mensch mit gesunden Sinnen wird mit freiem Willen sein Leben so unsinnig preisgeben.«

»Aber es handelt sich um den Jaguar!«

»Meinetwegen um alle Bestien der Wildniß und alle Indianer dazu! ich werde kein solcher Narr sein!«

Der Jäger lächelte verächtlich. »Ich erinnere mich« sagte er, »daß Ihr selbst gestern Abend vorschlugt, uns den Apachen anzuschließen, um mit ihnen den Franzosen zu bekämpfen. Ich sehe nicht viel Gefahr dabei, denn Keiner hat Euch gesehen und Ihr könntet Euch dreist für einen der Agenten der Staaten, oder einen Doktor, oder sonst eins von dem weißen Gezücht ausgeben, das die Prairie schändet und den Character der Indianer verderbt. Es ist von Wichtigkeit, daß der Jaguar erfährt, daß seine Freunde in der Nähe sind, obschon er das auch ohne Botschaft wissen kann. Aber wir müssen in Verbindung mit ihm treten, um zu erfahren, was sie mit ihm vorhaben, und um jede günstige Gelegenheit benutzen zu können.«

»Das ist Alles recht schön« brummte der Yankee, »aber ich danke dafür. Auch werde ich es keineswegs zugeben, wenn Ihr etwa so toll sein wolltet, Euch selbst in die Gefahr zu begeben – Euer Contract bindet Euch an mich!«

Bras-de-fer sah einige Augenblicke finster vor sich nieder – er ärgerte sich über die Feigheit seines Gefährten und die Macht, die dieser sich über ihn anmaßte.

»Hört, Meister Schielaug« sagte er endlich – »ich will Euch den Vorschlag machen, unseren Contract aufzulösen, da es so gekommen ist. Das Goldauge war zwar ein lieber Freund und ich möchte ihn an dem schurkischen Franzosen gern rächen, aber das Schicksal des Jaguars steht mir näher zum Herzen. Was Eure Ausgaben betrifft, so will ich mich anheischig machen, Euch so viel des gelben Metalls allein aus der Goldhöhle zu holen, als wie die Büchse wiegt, die Ihr mir verschafft habt.«

»Nichts da,« schrie der Yankee, dessen Habsucht durch das Anerbieten nur noch mehr gereizt wurde, da es ein neuer Beweis für die Möglichkeit war, das Ziel alles seines Strebens zu erreichen.

»Ich habe Eure Unterschrift unter dem Contract und Ihr müßt ihn erfüllen. Ich verbiete Euch, daß Ihr es wagt in das Lager der Apachen zu gehen und Euer Leben gefährdet, da Ihr der Einzige seid, der jetzt mir den Weg zeigen und mir zu meinem Eigenthum verhelfen kann.«

Der Jäger zuckte mit den Achseln und wollte eben eine rauhe Antwort geben, als sich Windenblüthe in's Mittel legte.

»Warum will mein weißer Vater nicht die Tochter der Comanchen in das Lager der Apachen senden?« frug sie. »Es wird Niemand auf die Schritte eines armen Mädchens achten.«

Der Jäger sah sie erfreut an und nickte zustimmend. »Es ist Sinn darin Kind« sagte er freundlich, »und ich dachte gleich daran, aber ich wollte Dir den Vorschlag nicht machen,

weil ich Dich für zu furchtsam hielt und meine Pflicht war, den Gang erst diesem Manne vorzuschlagen. Mich kennen die Schurken auf tausend Schritt weit, aber von Deiner Anwesenheit auf den Prairien hat schwerlich Einer Ahnung. Wenn Du Dich für eine der Indianerinnen aus den Niederlassungen ausgiebst, die ihrem Dienst wegen einer Strafe entflohen, oder für eine Comanchin, die ihren Stamm bei dem Kriegszug begleitet hat und von ihm in der Prairie abgekommen ist, wird keine Gefahr für Dich dabei sein. Aber wir müssen ihr Lager von der entgegengesetzten Seite erreichen, und deshalb ist es nöthig, im Schutz des Gebirges ihnen einen Tagesmarsch voraus zu kommen, ehe Du Dein wackeres Unternehmen beginnen kannst. Der Mond geht jetzt eben auf und wir müssen seinen Schein uns zu Nutze machen, um noch zwei Stunden zu marschiren, ehe wir die Ruhe suchen. Unterwegs Kind, können wir näher darüber sprechen – ich bin jetzt beruhigt und hoffe, daß die Schurken Deinem Bruder den Dienst der Heilung seiner Wunden leisten, aber ihm kein Haar weiter krümmen sollen. Auf denn, Meister Schielaug und nehmt Euer Gepäck, wenn Ihr nicht hier zurückbleiben wollt; denn bei Gott, ich habe große Lust, Euch zu lassen wo Ihr seid, und fange an, zu glauben, daß es das Beste für uns Alle wäre!«

Damit schulterte er die beiden Büchsen, die seine und die bei der Flucht mitgenommene des Comanchen, und stieg mit kräftigen Schritten in das Thal hinab.

Meister Brown beeilte sich, seinen Ranzen aufzunehmen und ihm zu folgen, denn er sah, daß auch das Mädchen sich wenig um seinen Einspruch kümmerte, und wollte immer lieber einer unbekanntten Gefahr unterm Schutz der sichern Büchse des Jägers entgegengehen, als allein in der Wildniß zurückbleiben.

Es war am achten Tage nach den hier erzählten Ereignissen und am fünften, nachdem der Zug des Haciendero mit den berittenen Mitgliedern der Expedition San Fernando Guaymas verlassen hatte, und an einem Ort über zwanzig Leguas von der Stelle entfernt, wo der junge Comanche gefangen genommen worden, daß wir die Erzählung der Ereignisse wieder aufnehmen.

Die Vereinigung der Indianer-Stämme war erfolgt und nach einer großen Berathung hatten sie sich auf's Neue vertheilt, um die ganze Gränze der Sonora mit Raub und Plünderung zu überschwemmen. Die Bewohner des Staates Chihuahua, dessen nördlicher Theil jetzt schutzlos im Besitz der Indianer war, hatten sich über den Hyaqui nach dem Süden geflüchtet, oder in den Städten und Presidio's so gut es ging verschanzt, und jeder Tag brachte die Nachricht von neuen Greueln, welche die Wilden verübt hatten. Frauen und Kinder wurden, wenn sie mit dem Leben davon kamen, in die Gefangenschaft geschleppt, die Männer ohne Unterschied des Standes und Alters auf das Grausamste ermordet.

Bereits waren auf diese Weise die Missionen Pennelas und San Miguel, die Dörfer Hermitas, Baseraco bis Aribechi herunter verheert und das Presidium Babica der Erde gleich gemacht worden, und nur mit Mühe hielt sich im Rücken der Horden nach das Presidio¹ Buenaventura, denn die Indianer hatten bereits auf mehreren Punkten die Sierra überschritten und mordeten und plünderten in der Sonora.

So zerstreut aber auch ihre einzelnen Raubzüge waren, so schien doch ein großer allgemeiner Plan ihrem Vordringen zu Grunde zu liegen und ihre einzelnen Haufen an einer

¹Fort.

bestimmten Stelle zu concentriren, um dann mit ihrer gesammten Streitmacht, die diesmal wohl an zweitausend Krieger betrug, nach den reichen Städten des Westens vorzudringen.

Diese Stelle waren die Ufer des Hyaqui bei San Antonio da las Cuevas an der Straße von Oposura nach Guaymas, und der einzige feste Punkt, welcher am Ausgang des Gebirges sie deckte, die Hacienda del Cerro.

Da der Graf am ersten und zweiten Nachtlager unbegreiflicher Weise den Zug des Senators nicht eingeholt hatte, hielt es dieser für zweckmäßig, mit der kleinen wohlberittenen Schaar des Polen Morawski und des Wegweisers nebst der Hälfte seiner Diener in Eilmärschen vor auszueilen, um die Hacienda so zeitig als möglich zu erreichen und die Anstalten zu ihrer Vertheidigung selbst in die Hand zu nehmen, während Doña Dolores mit der anderen Hälfte der bewaffneten Peons und Diener folgen und das Eintreffen des Grafen abwarten sollte.

Diese Anordnungen waren am dritten Morgen ihrer Abreise von Guaymas getroffen worden und der Senator befand sich seit vierundzwanzig Stunden in der wohlbefestigten Hacienda und harrte mit großer Besorgniß der Ankunft seiner Tochter und der Verstärkungen, da mehrere der Vaqueros und Rostreadores, der Spurfinder der Vieh- und Pferdeheerden die Nachricht gebracht hatten, daß sie die Spuren von Indianern bereits im Gebirge gefunden hatten und eine etwa fünf Leguas nördlich entfernte kleinere Hacienda von ihnen überfallen und verwüstet worden sei.

Wir führen den Leser in einen der Thalkessel der Sierra Verde, oder vielmehr des Theiles derselben, welcher zwischen der Sierra Espuela und der Sierra de las Patos die Gränze der Sonora gegen den Nachbarstaat Chihuahua bildet.

Es war am Abend und auf dem trocknen Grunde des Thales zwischen den rauhen Felsstücken, welche den Boden bedeckten, brannten mehrere Feuer, um die sich die Krieger der Mescaleros gesammelt hatten. Mehre Weiber des Stammes rösteten in einiger Entfernung Wild, und der Schein ihres Feuers fiel auf ein, zwischen zwei einen Winkel bildenden Felsstücken eingeklemmtes kleines Zelt von Büffelhäuten, vor dem zwei wohlbewaffnete Indianer Wache haltend saßen und ihre Rohrpfеifen rauchten.

Eines der Feuer, das sich im Mittelpunkt des indianischen Lagers befand, war offenbar von den Häuptlingen und den vornehmsten Kriegern des Stammes besetzt, – denn die geringeren und die jungen Männer hielten sich in ehrerbietiger Entfernung von demselben und wagten am nächsten der Feuer selbst nicht einmal durch ein lautes Gespräch die Berathung der Häuptlinge zu stören.

Es befanden sich hier etwa zehn Krieger, darunter vier, deren Namen und Person der Leser bereits aus der Beschreibung des Yankee von seinem Späherposten auf dem Moosbaum und aus dem unglücklichen Kampf des jungen Comanchen kennt: der »Graue Bär« und die »Schwarze Schlange« der Mescaleros, Kataumih, der »Springende Wolf« der Lipanesen, und der »fliegende Pfeil«, der Häuptling der Mimbreno's.

Alle vier, wie die sämmtlichen Krieger, zeigten die wilde Kriegsmalerei, die ihre Gesichter noch furchtbarer machte und ihre Brust, wo das offene Jagdhemd sie zeigte, mit ihren Totem's oder Sinnbildern bedeckte.

Die vier Häuptlinge rauchten aus langen Schilfpfeifen, während sie hin und wieder ein Wort wechselten. Wer sie aber scharf beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß Utallah, oder »der fliegende Pfeil«, der junge Häuptling der Mimbrenos, von Zeit zu Zeit seiner Würde so viel vergab, daß er den Kopf zur Seite wandte und einen feurigen Blick auf eine Indianerin

warf, die mit dem Sticken eines Mocassins beschäftigt auf einem gefallenen Baumstamm etwa in der Mitte zwischen dem Feuer der Häuptlinge und dem Zelte zwischen den Felsen sah.

Zwei Pferde, die in der Nähe mit dem Lasso an langen Lanzen befestigt weideten, verkündeten, daß die beiden Häuptlinge der Lipanesen und Mimbrenos nur Gäste in dem Lager waren.

»Der Graue Bär ist ein berühmter Krieger,« sagte nach einer der Pausen der Lipanese. »Die weißen Männer haben schon oft die Kraft seines Armes gefühlt. Seine Worte sind Weisheit. Wir sind gekommen, sie in unsere Ohren fallen zu lassen.«

»Mein Bruder spricht gut« erwiderte der geschmeichelte Häuptling. »Kataumih ist ein Häuptling und viele Schädelhäute trocken im Rauch seiner Hütte. Auch dem Fliegenden Pfeil folgen die Tapfern seiner Nation auf dem Kriegspfad, wenn sein Haar auch noch schwarz und sein Auge jung ist. Ihr Rath wird den Mescalero's willkommen sein.«

Wieder folgte eine Pause, bis ein Blick des ersten Häuptlings des Stammes, der Schwarzen Schlange, ihm ein Zeichen gab, weiter zu sprechen.

»Die Häuptlinge der Mescalero's« fuhr der mächtige Krieger fort, »haben ihre Freunde zu dem Berathungsfeuer geladen, um mit ihnen die Reichthümer der Weißen zu theilen, die morgen in ihren Händen sein werden.«

Die Augen des Springenden Wolfes funkelten. »Wann werden wir unser Kampfgeschrei erheben? Die Krieger der Lipanesen werden nicht fern sein, wenn es ertönt!«

Der Häuptling der Mescaleros, der bisher geschwiegen, übernahm die Antwort. Wohlbekannt aber mit dem Charakter seiner Gefährten und offenbar in der Absicht, ihre Habgier und ihre Leidenschaften noch weiter anzustacheln, antwortete er nicht direct auf die Frage, sondern begann zunächst die Beute herzuzählen, die sie erwartete.

»Die Zahl ihrer Rosse,« sagte Wis-con-Tah, »ist wie die der Kieselsteine im Bach. Sie bekleiden sie mit bunten Gewändern und Sätteln von Silber. Ihre Büchsen sind lang und treffen den Adler im Fluge. Es ist mehr Feuerwasser in jenem Hause, als alle Stämme der Apachen in zehn Sonnen zu trinken vermögen. Ihre Decken sind mit Purpur gefärbt und ihre Weiber haben so viel Perlen und Kleider mit bunten Streifen, daß sie eines über das andere anziehen müssen.«

»Mein Bruder hat das Alles selbst gesehen?« frug der Fliegende Pfeil. »Warum hat er es nicht für sein Volk genommen?«

Die Frage schien dem Sprecher Gelegenheit zur Ausübung einer seiner Bosheiten zu geben. »Wis-con-Tah ist ein Mann des Rathes« sagte er hönisch. »Er begnügt sich, seinen Freunden den Pfad leicht zu machen. Der große Krieger der Apachen war in dem Hause des Vaters der Feuerblume, und die Hand eines Weibes hat ihn daraus verjagt!«

So groß auch die Selbstbeherrschung eines Indianers ist, diese hämische Bemerkung regte doch alle Leidenschaften des tapferen und berühmten Kriegers auf, der in dieser Weise von seinem Genossen verhöhnt wurde. Die Adern wie die Stirn des Grauen Bären schwellen wie Stränge und seine Hand fuhr an den Griff des Tomahawk, während er dem Spötter einen furchtbaren Blick zuwarf, der jeden Anderen, als diesen, – der sich seiner Macht über die rohe Kraft bewußt war, – hätte erbeben machen.

»Möge Deine Zunge verdorren, wie die gespaltene der Schlange, deren Namen Du trägt,« knirschte der Häuptling. »Nicht die Hand eines Weibes hat Makotöh geschlagen, sondern

die Hand eines Kriegers. Makotöh hat den Fuß auf seine Brust gesetzt, und der Hund von Comanche wird die Gräber seiner Väter beschimpfen und um Erbarmen flehen.«

»Die Jünglinge der Mescaleros mögen seine Standhaftigkeit prüfen,« sagte die Schlange boshaft – »der Jaguar der Comanchen wird an dem Pfahl seine Thaten preisen, er hat zu lange gelebt für den Ruhm eines großen Kriegers!«

Die wohl berechneten Worte schienen die Erbitterung des Grauen Bären noch zu steigern. Er erhob sich ungestüm von seinem Sitz am Feuer, warf mit einer raschen Bewegung das Fell des furchtbaren Thieres zurück, dessen Namen er trug und das um seine Schultern hing, und streckte den Arm nach dem Zelt zwischen den Felsen aus.

»Bringt den Gefangenen hierher!« befahl er mit donnernder Stimme.

Ein leiser Aufschrei verlor sich in dem Geräusch, das drei oder vier der jungen Krieger machten, indem sie auf den Befehl ihres Häuptlings emporsprangen und nach dem Zelte eilten.

Der leise Schrei war den Lippen der jungen Indianerin entschlüpft, die auf dem Baumstamm gesessen. Der »Fliegende Pfeil« der Mimbrenos war der Einzige, der den Laut gehört hatte und sich nach ihr umsah.

Das Mädchen hatte für eine Indianerin ein ungewöhnlich sanftes und regelmäßiges Gesicht. Ihre Taubenaugen waren in diesem Augenblick wie Hilfe suchend auf den jungen Häuptling gerichtet: – es war Comeo, die Windenblüthe.

Seit vier Tagen schon befand sich das junge Mädchen in dem Lager ihrer Feinde. Sie war in der Prärie den Jägern des Grauen Bären begegnet, hatte ihnen erzählt, daß sie zu einem Stamm der Comanchen gehöre, der mit auf dem gemeinsamen Kriegspfad begriffen und von dem sie in der Wüste abgekommen wäre, und um Aufnahme gebeten. Der wilde und grausame aber sonst nicht bösertige Krieger hatte ihr diese nach Indianersitte gewährt und selbst Wis-con-Tah hatte sein Mißtrauen und seinen Widerspruch unterdrückt, als er bemerkt hatte, daß seit ihrer Anwesenheit im Lager der junge Häuptling des zahlreichen und mächtigen Stammes der Mimbreno's weit öfter sich einfand und ein offenbares Wohlgefallen an der jungen Indianerin kundgab. Dieser Umstand war auch bisher der einzige, welcher Comeo den Aufenthalt in dem Lager der Apachen gefahrdrohend gemacht hatte. So jung und unschuldig sie war, hatte doch das Erbtheil ihres ganzen Geschlechtes, das den Frauen jeder Farbe geworden ist, sie bald den Einfluß kennen gelehrt, den sie auf den wilden Sinn des jungen Häuptlings zu üben vermochte und sie beschloß, soweit es ohne Aufmerksamkeit zu erregen ginge, ihn zum Besten des Gefangenen anzuwenden.

Denn obschon sie von den wilden Kriegern als Gast, wenn auch mit jener Nichtachtung behandelt wurde, die unter den Indianern überhaupt das Schicksal der Frauen ist, hatte man sie bisher doch sorgfältig von jedem Verkehr um dem Gefangenen fern gehalten, ja seine Existenz nie gegen sie erwähnt. Nur durch die sorgfältigen Anstalten zu seinem Transport bei dem weiteren Vordringen der Bande, der mittels einer der gewöhnlichen von zwei Pferden getragenen und sorgfältig mit einer Büffelhaut bedeckten Hängematte ausgeführt wurde und durch das Zelt, in das man ihn bei der Lagerung einschloß, hatte das Mädchen sich überzeugen können, daß ihr Bruder noch am Leben sei und sicher zu einem besonderen Zweck aufgespart und gepflegt werde.

Dem scharfen Ohr Comeo's war der beginnende Streit nicht entgangen, und der wilde Befehl des Häuptlings zur Herbeiführung des Gefangenen machte das Blut in ihren Adern

stocken und ließ sie ihre Selbstbeherrschung so weit vergessen, daß sie ihr Auge flehend zu ihrem Anbeter erhob und die Hand auf ihr Herz drückte, als wollte sie sein ängstliches Pochen beschwichtigen. Zum Glück faßte der verliebte Häuptling es als ein Zeichen gewöhnlicher Angst und weiblicher Scheu vor dem rohen Ausbruch des Zorns seines Bundesgenossen auf, und das Verlangen seiner natürlichen Eitelkeit, vor den Augen seiner Schönen seinen Einfluß und sein Ansehen zu zeigen, machten ihn unbewußt zum Werkzeug ihrer Wünsche.

Die jungen Krieger, die nach dem Zelte gesprungen und in dessen Innerem verschwunden waren, kehrten nach einigen Minuten zurück, indem sie einen sorgfältig in eine Büffelhaut gehüllten Körper trugen. Sie stellten ihn in der Mitte des Kreises, der sich rasch aus der ganzen Bande um den Häuptling gebildet hatte, auf die Füße und entfernten auf einen Wink des Grauen Bären die Büffelhaut.

Die Augen Comeo's trafen auf die wohlbekannte Gestalt ihres Bruders, der – obschon seine Glieder mit leichten Banden gefesselt waren und die blutlose Farbe seines Gesichts bewies, daß er noch an den Folgen seiner schweren Verwundungen litt – doch in stolzer Haltung aufrecht in der Mitte seiner Feinde dastand.

Die Blicke des jungen Kriegers waren starr in die Luft gerichtet, als verachte er es, sie auf seine Gegner zu wenden. Trotz der Leiden, die er überstanden, glich seine Gestalt in dem dunklen Bronce-ton ihrer Färbung der ehernen Statue eines Mars. Der »Jaguar« hatte offenbar keine Ahnung von der Nähe seiner Schwester und das Mädchen dachte jetzt eifrig darüber nach, wie sie ihm diese bemerklich machen könne, ohne ihn zu einem verrätherischen Zeichen der Ueberraschung zu veranlassen.

Selbst auf seine erbitterten Feinde verfehlte die stolze und edle Haltung des jungen Toyah nicht ganz ihren Eindruck. Makotöh hatte die Aufregung, in welche ihn die giftige Anspielung seines Mithäuptlings versetzt, unterdrückt oder verbarg sie unter der Maske eines finstern Ernstes. Er trat einen Schritt auf den Gefangenen zu, und deutete mit dem Finger auf die vielfachen Bandagen und Streifen von Lindenbast, welche sich um die Brust und den von den Tatzen des Bären zerfleischten Arm wanden und die heilenden Kräuter und Moose festhielten, die man auf seine Wunden gelegt.

»Die weisen Frauen der Apachen,« sagte der Gileno finster, »haben den Feind ihres Volkes mit ihren besten Kräutern verbunden und den Saft der Pflanzen, die sie im Mondschein gesammelt, in seine Wunden geträufelt. Es sind acht Sonnen, seit der junge Comanche erfahren, daß er im Kampfe gegen den Herrn der Wüste nur ein Knabe ist und den Schmuck der Männer mit Unrecht trug. Seine Wunden müssen geschlossen sein!«

Der Gefangene behielt noch immer seine stolze Gleichgültigkeit. Erst nach einer Pause gab er seinem Feinde und Retter eine Antwort.

»Ein Toyah ist nicht gewohnt, auf Schmerzen zu achten. Die Apachen verstehen sich auf die Künste der Weiber. Wenn der Arm eines Comanchen frei ist, wird er auch seine Kraft wieder haben!«

Makotöh betrachtete ihn wenige Augenblicke, dann winkte er einige der jungen Krieger heran mit den Worten: »Nehmt die Binden von seinen Wunden und die Fesseln von seinen Gliedern.«

Der boshafte Häuptling der Mescalero's wollte dem Befehl widersprechen, aber ein finstrier Blick aus dem Auge seines Genossen ließ ihn schweigen. Ueberdies wußte er, daß keine Gefahr einer Flucht zu besorgen war, da der Gefangene von seinen Wunden geschwächt sein

mußte und selbst bei voller Kraft waffenlos unmöglich hätte den gedrängten Kreis seiner Feinde durchbrechen können. Der geringste Versuch dazu mußte seinen augenblicklichen Tod zur Folge haben.

Unter den Händen der jungen Männer fielen im Augenblick die Riemen von Büffelhaut, welche die Glieder des Comanchen gefesselt hatten, und mit der Sorgfalt und Geschicklichkeit der Hand eines Arztes wurden die Verbände seiner Wunden entfernt.

Sie waren sämmtlich geschlossen und zeigten jene Farbe und Gestalt, welche die Heilung verbürgt. Es ist Thatsache, daß die wilden Bewohner der Prairien die Kenntniß von heilkräftigen Pflanzen besitzen, welche namentlich Wunden, die nicht die innern Arterien des Lebens zerschnitten, in einer so kurzen Zeit und so gut heilen, wie keine Wissenschaft der civilisirten Aerzte dies vermag.

Der erste Gebrauch, den der junge Comanche von der Wiedererlangung einer scheinbaren Freiheit machte, war die Prüfung seiner Glieder. Er streckte den Fuß vor, er hob den verletzten Arm, anfangs wie es schien nicht ohne Mühe, denn er dehnte und streckte ihn langsam; aber bald schien das neu pulsirende Blut seinen Adern und Sehnen, die so lange in Unthätigkeit zugebracht, neue Elastizität wieder zu geben, und eine leichte Röthe stieg in sein Gesicht, das selbst in seiner schlimmen Lage nicht zu unterdrückende Vergnügen, sich wieder im Gebrauch seiner Glieder zu sehen.

Erst jetzt senkte er seine Augen und ließ sie mit einem ernstern sinnenden Ausdruck auf dem wilden Gesicht seines Todfeindes ruhen, der auch ihn aufmerksam betrachtete.

»Der Knabe der Toyahs hat erfahren,« sagte endlich der Gileno mit finstern Spott, »daß es eine gefährliche Sache ist und über seine Kraft geht, den grauen Bären der Felsgebirge zu bekämpfen.«

»Es war nicht das erste Mal, daß ich es gethan,« erwiderte der junge Mann kalt. »Wonodongah hätte niemals jene Krallen und Zähne getragen, die ihm Deine Krieger gestohlen, wenn seine Hand sie nicht im Kampfe erworben gehabt. Der Fuß des Großen Jaguar der Comanchen hat mehr als einmal auf dem Nacken des Grauen Bären gestanden!«

Die Stirn des Gileno wurde finster wie die Nacht bei dieser Anspielung auf seinen Namen und seine Niederlage bei dem Ueberfall der Hacienda. Er preßte die weißen Zähne fest zusammen, aber er war offenbar entschlossen, in dem Gespräch mit seinem Gegner sich nicht zu einem Ausbruch der Wuth hinreißen zu lassen, sondern seinem Haß jetzt kalt und ruhig das Opfer zu weihen, das er zu diesem Zweck dem sichern Tode entrissen hatte.

»Es ist die Hand Makotöh's, die den jungen Häuptling der Toyahs aus den Klauen des Bären gerettet,« sagte er triumphirend, »dieselbe Hand, welche den alten Häuptling, seinen Vater, erschlagen hat. Makotöh ist ein großer Krieger! Die Comanchen sind Weiber und sollten die Prairie Männern überlassen!«

Ein freudiges Gemurmel im Kreise zollte dem Redner Beifall. Das Gesicht des Gefangenen hatte sich wieder mit Blässe bedeckt bei dieser rohen Verletzung seiner Gefühle und ein funkelnder Blick aus seinem schwarzen Auge schoß wie ein Strahl auf den Feind, der sich des Mordes seiner Familie rühmte. Aber so jung er auch war, besaß er doch die gleiche Kraft der Selbstbeherrschung, wie sein älterer Feind.

»Das Glück des Kampfes ist nicht immer gleich,« sagte er ruhig. »Der große Geist bedeckt die Augen seiner Kinder oft mit Dunkel; der Häuptling der Gileno's hat das Leben Wonodongah's gerettet, er wird nie wieder seine Hand gegen ihn erheben.«

Diese stolze Versicherung hatte etwas eigenthümlich Heroisches gegenüber der Thatsache, daß er in diesem Augenblick ein Gefangener war. Sie schien nicht ohne Eindruck auf den Häuptling der Gileno's zu bleiben, der in der That mehr wild und unbändig war und hochmüthig auf seine Stärke und seinen Kriegsrühm, als von Natur grausam. – Aber der listige und boshafte Anführer der Meskalero's war rasch bei der Hand, den Eindruck zu verwischen.

»Der junge Häuptling der Toyahs,« mischte er sich in das Gespräch, »möge uns sagen, wenn er ein Tapferer ist, was er gethan hatte, wenn der große Geist zugegeben, daß ein berühmter Krieger wie Makotöh unter den Tatzen des Herrn der Wüste gelegen und er in diesem Augenblick dazu gekommen wäre mit seinen Freunden.«

»Ich würde den Bären erschlagen haben,« rief der junge Mann lebhaft und ohne Zaudern. »Ein Tapferer ist nicht bestimmt, unter den Zähnen eines Thieres der Wildniß sein Leben zu enden!«

»Mein Sohn spricht gut,« meinte der Meskalero, – »er redet wie ein Tapferer. Aber er möge uns sagen, was er ferner gethan haben würde, wenn er in dem Geretteten seinen Feind, den Besieger seines Stammes gefunden hätte, in dessen Wigwam der Skalp seines Vaters und seiner Mutter bleichen?«

Die hämische, mit teuflischer Schlaueit auf den bekannten Charakter des jungen Mannes berechnete Frage verfehlte ihren Zweck nicht. Der Comanche hob sich stolz, sein Auge funkelte drohend, als er es von dem Einen auf den Andern wandte.

»Ich würde diesen da,« er wies auf Makotöh, »meinen Kriegern übergeben haben, damit sie ihn den Tod ihres alten Häuptlings hätten büßen lassen. Dich aber, Hund von einem Meskalero, hätte ich mit eigener Hand erschlagen!«

Die »Schwarze Schlange« lachte höhnisch auf und wandte sich zu dem grimmigeren, aber ehrlicheren Genossen.

»Makotöh hört, wie ein Hund der Toyahs bellt. Sollen meine jungen Männer den Marterpfahl bereiten, um zu sehen, ob das Herz dieses Comanchen roth bleibt, wenn das Feuer seine Glieder versengt?«

Ein wildes Geschrei der jüngeren Krieger und der Weiber umher bekundete, wie willkommen ihrem Hasse dieser Vorschlag war. Dieser Augenblick war es, den der Anbeter der jungen Comanchin für geeignet hielt, seinen Einfluß vor ihren Augen zu zeigen.

Bevor noch der Häuptling der Gileno's seinen Entschluß über das Schicksal seines Gefangenen kundgegeben, erhob er die Hand nach der indianischen Sitte, zum Zeichen, daß er sprechen wolle. Er war ein zu wichtiger und geehrter Bundesgenosse, als daß die Aufregung sich nicht hatte sofort beruhigen sollen, um seine Worte zu hören, obschon Wis-con-Tah mit der Unterbrechung sehr unzufrieden war.

Der »Fliegende Pfeil« trat mit der Miene eines Mannes, der sich seiner Wichtigkeit bewußt ist, vor und ließ sein eines Auge, – das andere hatten die Blattern, diese Geißel der Indianer, schon in seiner Kindheit vernichtet – über den Kreis rollen und einige Momente auf dem Gegenstand seiner Bewunderung und seiner Wünsche ruhen, der im Rücken des Gefangenen stand.

»Die Welt ist groß,« sagte er, »der große Geist hat sie dem Volk der Apachen gegeben! Unsere Väter haben nach den Ueberlieferungen auf beiden Seiten das Wasser gesehen. Sie kämpften mit den Comanchen und sie erschlugen sie. Da kamen die Blaßgesichter über das Wasser; woher, weiß nur der große Geist. Aber sie brachten den Blitz und den Donner des

Himmels mit, und die rothen Männer sind seitdem gezwungen, den Büffel allein auf den Prairien zu jagen. Wenn sie Büchsen wollen und Decken, oder Schmuck für ihre Weiber, müssen sie das Gold und Silber dafür geben, das der große Geist ihrer Bewachung anvertraut hat.«

Ein Murmeln des Unwillens zollte seiner Rede Beifall.

»Die tapfern Krieger der rothen Männer,« fuhr der Sprecher fort, »haben untereinander gesagt: es muß anders werden! Die Häupter der Völkerschaften haben einen Rath gehalten und das Beil ist zwischen den Apachen und den Comanchen vergraben worden, bevor sie ihre Rosse bestiegen zur Vernichtung ihrer gemeinsamen Feinde, der Bleichgesichter. Wenn sie die Pferde derselben mit den rothen Decken, und ihre Büchsen, die den Adler erreichen, und die bunten Kleider ihrer Weiber genommen, von denen mein Vater Wis-con-Tah gesprochen, und die weißen Gesichter mit dem Tomahawk getödtet oder sie in das große Wasser zurückgejagt höben, dann werden die Apachen und die Comanchen fechten um den Preis des Sieges, wie es Männern geziemt. Mechocan, der fliegende Pfeil der Mimbreno's wird der Erste sein, der die Lanze schwingt. Er ist jung noch, und die Sonne hat die Farbe seines Scalps noch schwarz gelassen, aber es ist kein Indianer auf der Prairie, der sagen würde, er spreche aus Furcht. Es ist Friede mit den Comanchen; möge die duftende Blume« – so bezeichnete er das junge Mädchen, – »ihrem Volke sagen können, daß ein Apache den geschlossenen Bund hält, und daß sie lieber bei den Apachen bleiben will, als bei den Comanchen.«

Der ziemlich ungeschickte Ausgang seiner sonst so geschickten Rede, der nur allzudeutlich die ihn bewegende Ursache zu einer Schonung und Handelsweise ergab, die sonst eben nicht in seinem Charakter lagen, schadete offenbar ihrer Wirkung, denn Alles umher blieb still und der Redner mußte ziemlich verstimmt, wie es wohl auch manchen seiner Kollegen auf den Rednertribünen der Civilisation passirt, auf seinen Platz zurückkehren. Eine Wirkung aber hatte sie doch gehabt – dem Ohr des Gefangenen war die Anspielung gleichfalls nicht entgangen, und obschon er nicht wissen konnte, daß von seiner eigenen Schwester die Rede war, warf er doch einen raschen forschenden Blick auf die Menge, die er bisher gar keiner Beachtung gewürdigt hatte. Da aber Comeo, wie erwähnt, in seinem Rücken stand und mit dem Stolz eines Indianers es sich nicht vertrug, auch nur den Schein der Neugier zu zeigen, konnte er sie nicht entdecken.

Der schlaue Häuptling der Meskaleros benutzte sofort die schwache Seite, die sein Bundesgenosse geboten, um den Mann, dem nach den indianischen Gesetzen des Herkommens allein die Entscheidung über das Schicksal seines Gefangenen zustand, auf dem Wege weiter zu treiben, auf den er ihn geleitet.

»Mechocan ist ein tapferer Krieger,« sagte er, »Niemand zweifelt an ihm, am Wenigsten seine Freunde. Sie wissen, daß das Volk der Mimbrenos groß ist, und wenn das Auge des jungen Häuptlings Vergnügen findet an einer Squaw, wird sie mit Freuden seinen Wigwam theilen und den Stamm vergessen, dem sie sonst angehörte. Aber mein Bruder hat Eines übersehen. Auch die Nation der Comanchen hat viele Stämme. Nicht alle sind mit uns auf dem Kriegspfad gegen die Bleichgesichter. Wer einen Krieger der Apachen erschlägt, während das Beil zwischen den Nationen begraben liegt, ist ein Feind.«

Diesmal zeigte das beifällige und drohende Gemurmel im Kreise volle Zustimmung zu den Worten.

»Mein Sohn von den Mimbreno's,« fuhr die Schwarze Schlange fort, »möge selber diesen Mann befragen.«

So aufgefordert trat der »Fliegende Pfeil« wieder vor, und stellte sich vor den Gefangenen.

»Der Jaguar ist ein Comanche,« sagte er, »aber er hat den Ruf eines tapfern Kriegers. Er soll uns sagen, ob er auf dem Kriegspfad gegen die Bleichgesichter ist?«

»Ja!«

Diese unerwartete Antwort machte einen großen Eindruck, selbst auf den grimmigen Häuptling der Gileno's und den boshafte Teufel, der zu seiner Hinrichtung hetzte. So gern man auch jede Gelegenheit ergriff, ihn zu schmähen und herabzusetzen, so war doch der Ruf der Tapferkeit und Kühnheit des jungen Kriegers selbst bei seinen Feinden zu verbreitet, als daß man ihm zugetraut hätte, er werde mit einer Lüge sein Leben erkaufen.

»Mein Bruder ist willkommen auf diesem Wege,« sagte der Einäugige. »Sein Arm ist stark und die Klauen des Bären werden ihn nicht lange schwach lassen. Aber wenn mein Bruder mit uns auf dem Kriegspfad gegen die Weißen ist, warum hat er seine Freunde, die Apachen erschlagen? In dem Wigwam Mokawaunih's weint ein einsames Weib und fünf Krieger der Apachen, die der Arm des Jaguar und seiner drei Freunde getödtet, werden nicht wieder in die Dörfer zurückkehren. Mein Bruder wird uns sagen, warum er mit den weißen Männern gegen die Apachen gefochten. Es ist ein gewaltiger Krieger unter ihnen, ein so schlimmer Feind meines Volkes fast, als der Mann mit dem Kreuz.«

Die Frage war überaus verhänglich. Der Vergleich mit dem »Kreuzträger«, diesem berüchtigten und gefürchteten Gegner der Apachen bewies, daß den Indianern bekannt war, daß sich Eisenarm in der Gesellschaft des jungen Comanchen befunden; und in der That mußten sie ihn auch erkannt haben, da sie ihn auf der Flucht nach dem Moosbaum zur Genüge gesehen und bald darauf die Sicherheit seines Schusses zu ihrem Schaden gespürt hatten. Die Worte bewiesen ihm ferner, daß – durch den Doppelschuß bei ihrer Verfolgung getäuscht, – sie noch zwei andere Krieger in seiner Begleitung wähten, während der Yankee doch kaum als ein solcher zu zählen und der zweite glückliche Schuß von der Hand eines Mädchens abgefeuert gewesen war. Der Vorwurf einer Unwahrheit war aber zu kränkend, als daß der Comanche ihn hätte ertragen können, und er wandte sich daher gegen den Fragenden.

»Ein Spottvogel hat dem Häuptling der Mimbreno's in das Ohr geflüstert, daß ein Toyah mit einem Wolfe zusammen auf die Jagd ziehen werde. Kann ein Mann nicht seinen eigenen Weg gehen? Ich hasse die Bleichgesichter, aber ich verachte die Apachen. Es sind Coyoten, die auf der Prairie heulen, aber die sich davon schleichen werden, wenn die »Offene Hand« der Bleichgesichter mit ihren Kriegern über sie kommt. Wonodongah ist ein Mann. Er hat Den gesehen in der großen Stadt der Bleichgesichter, vor dem der »Fliegende Pfeil« sich verkriechen wird, wie ein Hund, wenn er kommt, und es ist Feindschaft zwischen dem »Jaguar« und jenem großen Krieger, der mächtiger ist, als alle Krieger des Onkel Sam¹ und der Schwarzhaarigen², bis auf das Heft des Messers! Nicht ein Hund von Apachen kann ihn besiegen, sondern nur die Hand eines Mannes!«

So beleidigend auch die Worte waren, so erschien doch die Neuigkeit, die sie mittheilten, zu wichtig, um nicht die Kränkung übersehen zu lassen und die volle Aufmerksamkeit der Häuptlinge und der alten Krieger in Anspruch zu nehmen.

¹Nordamerikaner.

²Bezeichnung für die Mexikaner.

Die ersteren zogen sich sofort zu einer Berathung zurück, während welcher der Gefangene wieder seine frühere Stellung, mit den Augen in den Nachthimmel starrend, annahm.

Die Berathung war nur kurz. Es war für die Häuptlinge von größter Wichtigkeit, etwas Näheres über die Andeutungen zu erfahren, die der Gefangene gemacht hatte; denn bisher waren sie der Ueberzeugung gewesen, daß sie bei ihrem Einfall in die Sonora und die Provinz Chihuahua nur mit den gewöhnlichen Vertheidigungskräften der Mexikaner zu thun haben würden, und diese vermochten ihnen gerade keinen besonderen Respekt einzuflößen. Die Nachricht von einer fremden Kriegerschaar unter einem berühmten Führer, den selbst der bekannte Muth des jungen Comanchen achtete, bedrohte sie mit einer noch nicht zu übersehenden Gefahr und mußte auf ihren Kriegsplan einen großen Einfluß üben.

Unter diesen Umständen war selbst der boshafte und blutsüchtige Häuptling der Meskalero's dafür, von einer augenblicklichen Befriedigung seines Hasses abzustehen, und dem Gefangenen mit dem Versprechen seines Lebens nähere Kunde abzugewinnen. Hatte man diese erst erreicht, dann fand sich leicht eine Gelegenheit, das Versprechen nicht zu halten. Die »Schwarze Schlange« übernahm es daher selbst, den Comanchen weiter zu befragen.

Gern hätte Comeo diese Pause benutzt, sich den Augen ihres Bruders zu zeigen, aber die Weiber des Stammes zwangen sie, auf ihrem Platz zu bleiben und sie fügte sich jetzt ruhiger in diese Nothwendigkeit, da es ihrer scharfen Beobachtung nicht entgehen konnte, daß eine günstige Wendung für den Gefangenen eingetreten sei.

Jetzt näherten sich die vier Häuptlinge wieder dem Comanchen, der »Graue Bär« noch immer finster und stumm und ohne seine Entscheidung kundgegeben zu haben, und Wiscon-Tah eröffnete auf's Neue die Unterredung mit scharfer Beurtheilung des ritterlichen Charakters seines jungen Gegners.

»Mein Gefangener sollte das Herz eines rothen Mannes haben, auch wenn er ein Toyah ist, denn seine Haut ist roth wie die unsere. Aber er redet mit gespaltener Zunge.«

Der Comanche lachte spöttisch. »Dein Gefangener? Wonodongah kann nur der Gefangene eines Mannes sein. Die Hand eines Feiglings wird niemals den Herrn der Wüste erschlagen.«

Das Gesicht des Häuptlings verzog sich zu einer Grimasse tödtlichen Hasses bei diesem rücksichtslosen Hohn; aber er ersparte die Befriedigung seiner Rache, obschon er nicht umhin konnte, einen Blick giftigen Aergers auf seinen ungeschlachteten Genossen zu schleudern, auf den das Lob, das in der Erwiederung für ihn lag, nicht ohne Wirkung zu bleiben schien.

»Der Jaguar ist ein Gefangener,« sagte der Meskalero – »er hat das Recht, ungestraft Männer zu schmähen, die Zunge allein ist frei an ihm. Ich habe gesagt, daß die seine für die rothen Kinder gespalten ist.«

»Du lügst!«

»Dann möge der Jaguar uns sagen, was er in der Stadt der Bleichgesichter, wo sie thöricht das Gold suchen, gesehen hat.«

»Einen Mann, Apache, auch wenn er mein Feind ist!«

»Die Bleichgesichter nennen sich Männer, während sie Weiber sind. Was kann ein Mann unter ihnen gegen das große Volk der Apachen?«

»Er ist nicht allein, tapfere Krieger sind mit ihm.«

»Und der Jaguar der Comanchen hat mit seinem Freunde Eisenarm mit diesen Männern den Weg hierher gemacht?« frug der Häuptling schlau.

»Nein Apache, die Bleichgesichter sind in ihren Kanoës auf dem großen Wasser gefahren. Ein rother Krieger vertraut der Kraft seiner Schenkel.«

»Der junge Häuptling möge mir verzeihen – seine rothen Freunde haben sich geirrt. Aber woher weiß der Jaguar, daß diese Krieger hier sein werden, um statt der Schwarzhaarigen gegen die rothen Männer zu kämpfen?«

Die Frage, anscheinend so unverfänglich, sollte in ihrer Beantwortung von den schwersten Folgen werden. Der junge Häuptling, der eigentlich nur die Verdächtigung zurückweisen wollte, ein Genosse der Weißen zu sein bei dem allgemeinen Kampf der indianischen Völkerschaften gegen diese, ging in die Falle.

»Der Mexikaner, der die Hacienda del Cerro besitzt,« sagte er stolz, »in deren Mauern Wonodongah seinen Fuß auf den Nacken des tapfersten Kriegers der Apachen gesetzt, hat sie geholt. Diese Augen haben sie gesehen!«

Die prahlenden Worte waren kaum aus seinem Munde, als der krächzende Ruf einer der kleinen Eulen, die in den Felsspalten der Sierren ihre Nester zu bauen pflegen, sich aus einer geringen Entfernung hören ließ.

Der Vogel war allzugewöhnlich, der Ton, der von der Seite der Felsen herkam, in deren Winkel das Zelt des Gefangenen stand, zu bekannt, als daß irgend ein Mitglied der Bande darauf geachtet hätte. Nur der Comanche machte eine leichte Bewegung der Ueberraschung, die er durch die Kreuzung seiner Arme jedoch geschickt wieder verbarg. Er neigte leicht den Kopf wie ein Mensch, der scharf aufhorcht, und das Blut stieg ihm auf die Stirn. Er begriff, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen, aber die Warnung war zu spät gekommen.

Hätte er dies auch nicht selbst gefühlt, so würde doch das Benehmen der Schwarzen Schlange ihn sofort davon überzeugt haben. Der Triumph, durch seine Schlaueit eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, – denn diese war für die Indianer unzweifelhaft die Nachricht, daß die Hacienda Don Estevan's von einer Schaar fremder Krieger vertheidigt sei, oder vertheidigt werden würde, – zeigte sich in seinem frohlockenden Grinsen und dem Hohn, mit dem er jetzt die Unterredung zu Ende brachte.

»Die Apachen wissen, daß der Knabe der Toyahs ein Knecht des Mannes mit den hundert Häusern« – so nannten die Indianer den reichen Haciennero – »gewesen ist,« sagte er mit einem Spott, der seinen Gegner reizen mußte. »Wenn er den Weg von der großen Stadt gegen Mitternacht hierher durch die Wüste gemacht hat, kann er allerdings nicht wissen, daß seine eigene Nation ausgezogen ist, um die Rosse ihrer Herren der Apachen zu tränken, während diese für sie kämpfen. Er möge um sein Leben bitten, und die Häuptlinge werden Nachsicht mit seiner Jugend haben und ihn ihre Decken tragen lassen.«

»Hund von einem Meskalero,« rief der junge Wilde, all' seine Ruhe vergessend – »wahre Deine Zunge, so lange mein Arm frei ist! Ein Toyah wird niemals der Knecht eines Apachen werden, noch an seiner Seite fechten! Er verachtet ihn!«

Ein gebieterischer Wink Makotöh's allein vermochte die erbitterten Krieger, die sich bei dieser neuen Beleidigung auf den Gefangenen stürzen wollten, zurückzuhalten. Der wilde Häuptling hatte eine gewisse rauhe Theilnahme für seinen jungen Feind nicht ganz in sich unterdrücken können, aber der Nationalhaß und die wiederholte Anspielung auf seine frühere Niederlage überwog schließlich jedes bessere Gefühl. Dennoch widerstand es ihm, einen Tapferen, den seine Hand vom Tode gerettet, zu beleidigen und zu verhöhnen.

»Der junge Häuptling der Toyah's hat gesprochen,« sagte er ernst. »Er ist ein Tapferer und wird den Tod nicht scheuen. Er hat sich selbst des Rechtes begeben, daß die Friedenspfeife zwischen der Nation der Comanchen und der Apachen geraucht ist. Wonodongah wird sterben und mit seinem Leben die Scalpe vieler meiner Kinder zahlen.«

Der junge Mann begegnete fest seinem Blick. »Geh,« sagte er stolz, »und lasse Deine jungen Männer den Marterpfahl bereiten. Sie sollen sehen, was ein Indianer ist. Ich bin bereit!«

Der »Graue Bär« schüttelte das Haupt. »Nein,« sprach er – »die Hand, die mich getroffen, muß an derselben Stelle büßen. Makotöh ist ein großer Häuptling und Keiner darf athmen, der sich eines Vortheils über ihn rühmen kann. Wenn die Sonne zum zweiten Mal aufgegangen ist, wird das steinerne Haus des Schwarzhaarigen in der Gewalt der Apachen sein und der Toyah wird auf seinen rauchenden Trümmern sterben! Makotöh wird die Feuerblume in seinen Wigwam führen, und der Scalp eines tapfern Comanchen wird an dem Rauch seines Heerdes trocknen. – Bis dahin bist Du frei in diesem Lager. – Führt das Comanchenmädchen hierher und macht Euch fertig zum Aufbruch.«

Dem ersteren Befehl wurde sofort Folge geleistet. Eine der alten Frauen führte Comeo herbei, die sich zitternd und die Augen zu Boden geschlagen näherte, denn sie hegte große Besorgniß, daß ein Zufall ihre heldenmüthige Aufopferung nutzlos machen und ihr Verhältniß zu dem Gefangenen entdecken könnte, ehe sie im Stande wäre, ihm einen Wink zu geben.

Es war jetzt das erste Mal, daß Wonodongah seine Schwester in dieser Umgebung erblickte; aber obschon er nicht wissen konnte, ob sie als Gefangene wie er, oder durch welchen andern Umstand sie hierher gelangt sei, verstand er doch vollkommen diesmal, sich zu beherrschen, und der Blick, den er auf sie fallen ließ, war der eines Fremden.

»Comanchin,« sagte der Häuptling der Gileno's – »es ist Dir erlaubt, mit dem Mann Deines Volkes zu reden, damit Du bei der Rückkehr zu Deinem Stamme sagen kannst, daß ihm kein Unrecht geschehen ist. Seine eigene Hand war es, die das Beil ausgegraben. – Mögen meine jungen Leute ihrem Häuptling sein Roß bringen!«

Er zog ohne weiter den Gefangenen seiner Beachtung zu würdigen das Bärenfell, das von seiner Schulter hing, um die kräftige Gestalt und ging der Stelle zu, wo bereits der Springende Wolf und der Fliegende Pfeil zu Roß saßen. Der Häuptling der Meskalero's folgte ihm, nachdem er einigen der jungen Krieger Etwas zugeflüstert, und es fand nun eine kurze Berathung zwischen den Führern der vier Stämme statt, die sich offenbar auf die aus der Unterredung mit dem Comanchen ihnen kundgewordenen Nachrichten bezog.

Es galt vor allen Dingen zu erfahren, ob die gefürchteten Weißen, von deren Anführer der Jaguar in den kurzen Worten doch eine so beredtsame Schilderung gemacht, bereits in der Hacienda angekommen wären, deren Angriff das nächste Unternehmen der Indianer sein sollte. Es waren im Laufe des Tages verschiedene Späher in die Nähe der Hacienda ausgesandt worden, aber sie hatten alle nur die Nachricht gebracht, daß die Thore des Gehöftes vorsichtig geschlossen und verrammelt waren und daß weder Vieh noch Menschen sich in der Umgebung des kleinen Forts gezeigt hätten. Jetzt wollte Makotöh selbst versuchen, sich Ueberzeugung zu verschaffen, um danach seine Anstalten zu treffen. Die beiden Häuptlinge der befreundeten Stämme wollten ihn begleiten, während Wis-con-Tah im Lager zurückblieb. –

Aber die Frage, ob die Schaar des Grafen Boulbon bereits in der Hacienda angekommen war, die dann sicher auf das Kräftigste und wahrscheinlich mit bestem Erfolg vertheidigt werden

konnte, beschäftigte nicht allein die Apachen, sondern der Toyah nahm fast noch mehr Anteil daran. Comeo benutzte die Abwesenheit der scharfen Augen der »Schwarzen Schlange« und den Auftrag, den ihr der Häuptling gegeben, um dem Gefangenen näher zu treten.

»Mein junger Bruder ist ein Comanche?« frug sie laut, da einige der Weiber und Kinder neugierig in der Nähe standen, während die jüngeren Krieger sich entfernt hatten, um rings um das Lager neue Wachen auszustellen.

»Du hast es gehört, Weib!«

»Mein Bruder ist ein Gefangener,« fuhr das Mädchen fort. »Die Apachen sind eine große Nation und Makotöh ist ein großer Krieger.«

»Warum bist Du hier?« frug der Toyah, ohne auf die für das Ohr der Lauscher bestimmten Lobsprüche zu antworten. »Was thut ein Comanchenmädchen bei den Wölfen der Prairie?«

»Ich bin von meinem Stamme abgekommen und den Jägern begegnet,« erwiderte das Mädchen; »die Hand einer großen Nation ist stets offen und sie gewähren Gastfreundschaft den Schwachen. – Eisenarm schickte mich, nach Dir zu sehen,« setzte sie flüsternd hinzu. »Er muß in der Nähe sein.«

»Ich habe sein Zeichen gehört,« erwiderte der Gefangene ebenso. »Wenn die Zeit eines Kriegers gekommen ist,« fuhr er laut fort, »werde ich mit Dir reden. Du magst in den Dörfern unseres Volkes verkünden, wie ein Tapferer zu sterben weiß.« – Der Hufschlag der davon galopirenden Reiter zog eben die Aufmerksamkeit der ganzen Umgebung ab. »Sind die Männer von San Francisco in die Hacienda gelangt?« frug er leise und hastig.

»Ich weiß es nicht – wir haben drei Tage in den Gebirgen zugebracht, bis ich in Deine Nähe gelangen konnte. O Bruder, warum bist Du uns nicht gefolgt durch jene Höhle!«

Der Gefangene bemerkte, daß sich die Aufmerksamkeit der Nächststehenden wieder auf sie wandte und Wis-con-Tah herbeikam.

»Geh!« sagte er laut und streng zu dem Mädchen. »Es ist das Recht der Weiber, zu Klagen. Ein Krieger wird sich seines Stammes würdig zeigen. Wenn die Stunde gekommen, werde ich Dich rufen lassen.«

Er wandte sich von ihr und schritt über den Platz, so ruhig und gleichgültig, als gehöre er zu den gegenwärtigen Besitzern desselben und sei nicht ihr Gefangener. Wonodongah nahm seinen Weg nach dem Zelt, in dem er während der Heilung seiner Wunden gefesselt gelegen und ließ sich auf einem der kleineren Felsstücke nieder, die wahrscheinlich bei einem Erdbeben oder einem anderen Naturereigniß von den hohen und schroffen Wänden herabgestürzt sein mochten.

So theilnahmlos und ohne Bewegung hier auch seine Stellung blieb, so entging doch nichts von Allem, was um ihn her geschah, der scharfen Beobachtung des jungen Kriegers. Obschon nach den oft sehr seinen indianischen Begriffen von Ehre es eine Beleidigung gegen das Verfahren des Grauen Bären gewesen wäre, wenn man im Geringsten die Freiheit des Gefangenen innerhalb der Gränzen des Lagers noch hätte beschränken wollen, bemerkte der Toyah doch sehr wohl, daß er von eben so scharfen als argwöhnischen Augen keinen Moment außer Acht gelassen werde und daß sich mehrere der zurückgebliebenen Krieger in den dunklen Umkreis, wohin der Schein der Feuer nicht mehr reichte, verloren hatten, um hier die aufgestellten Wachen zu vermehren.

Wonodongah sah namentlich die letztere Maßregel nicht ohne große geheime Besorgniß, denn es war leicht möglich, daß es den Apachen einfiel, den Kreis ihrer Schildwachen weiter

hinaus zu dehnen, und er wußte, daß gerade über ihm, auf den Felsen, zwischen denen sein Zelt stand, ein treuer Freund sich befinden mußte. Das scharfe Ohr des Gefangenen hatte leicht heraus gefunden, daß das Geschrei der kleinen Haubeneule, welches ihn – freilich einige Augenblicke zu spät – zur Vorsicht in seinen Mittheilungen mahnen sollte, von der Spitze dieser Felsen hervorgekommen war. In den Spalten des Gesteins pflegen diese kleinen Nachtvögel zu horsten und das Geschrei eines solchen hatte daher keine Beachtung der Indianer trotz ihres steten Mißtrauens erregt, während doch eine kleine Modulation des Tones sofort dem Toyah zeigte, daß es sich hier um eine geschickte Nachahmung und um das Zeichen handelte, mit welchem ihm auf ihren Kriegs- und Jagdzügen der Kanadier *Bras de fer* schon mehr als ein Mal seine Nähe verkündet hatte.

So vergingen mehrere Stunden. Como hatte während derselben den Versuch gemacht, sich ihrem Bruder wieder zu nähern, aber der Jaguar selbst hatte es jedesmal vereitelt. Auch der Versuch des tückischen Häuptlings der Mescalero's war an dieser stoischen und resignirten Haltung des jungen Indianers gescheitert.

Es war um die zweite Stunde nach Mitternacht, als plötzlich ein noch entfernter wilder und jauchzender Ruf die Stille der allgemeinen Ruhe unterbrach, in die das indianische Lager verfallen war.

Die Schildwachen richteten sich empor, die Schläfer erhoben ihr Haupt und griffen nach den Waffen. Selbst der Gefangene erhob sein Haupt aus der Stellung, in der er bisher unbeweglich gesessen.

Näher und näher kam der gellende jubelnde Ruf und gestaltete sich endlich zu dem jedem Mexikaner so schrecklichen Triumphgeschrei der Apachen.

Man hörte den Hufschlag der galopirenden Pferde auf dem harten Boden. Die Schwarze Schlange, die anfangs besorgt um die Bedeutung dieser ungestümen Annäherung sämtliche zurückgebliebenen Krieger mit Ausnahme der nothwendigsten Wachen um sich versammelt hatte, war durch die Töne von einem günstigen Erfolge überzeugt worden, achtete weniger auf die bisher beobachtete Wachsamkeit und eilte den Nahenden entgegen.

In diesem Augenblick wäre es vielleicht dem jungen Comanchen leicht geworden, seinen Platz unbemerkt zu verlassen und einen Fluchtversuch zu machen. Aber theils die Schwäche, theils der Mangel jeder Waffe, – theils ein unbewußtes Gefühl der Neugier auf den Erfolg des Streifzugs seiner Feinde hielten ihn zurück. Seine Ausdauer sollte auch sofort belohnt werden. Wie – als sei es durch die Erschütterung des Bodens und der Luft von der heran jagenden jetzt gleich einer Rote von Teufeln gellenden Schaar veranlaßt, – rollten einige kleine Zweige und Steine von der Höhe des Felsens herab, und in dem nämlichen Moment, als die vordersten Reiter in den Leuchtschein der Feuer sprengten und von dem Jubelruf des ganzen Lagers begrüßt wurden, bemerkte die unverminderte Aufmerksamkeit des jungen Häuptlings einen Gegenstand ohne Geräusch neben sich aus der Höhe niederfallen.

Wonodongah streckte den Fuß aus und schob das dick in Moos gehüllte Päckchen, das äußerlich einem der umherliegenden Gesteinsplitter glich, in seine Nähe. Dann – den Moment der höchsten Aufregung des ganzen Lagers benutzend, hob er es nach einem raschen Um blick auf, befreite den Inhalt zwischen seinen Händen von dem umhüllenden Moos, das er vorsichtig zerstreute, und verbarg ihn in seinem Gürtel. Der treue Freund seiner Jugend also war noch in seiner Nähe, er hatte stundenlang auf der Lauer gelegen, um den günstigen Augenblick zu erhaschen, denn das Gefühl der Finger hatte dem »Jaguar« gezeigt, daß die Gabe

aus seinem Messer und einer darum gewickelten aus so feinem als zähem Bast geflochtenen Schnur bestand.

Jetzt erst – nachdem er seinen Schatz in Sicherheit gebracht, – erhob er seine Augen, um die Ursach des teuflischen Jubels der Reiter und der Zurückgebliebenen zu erkundigen – aber der Anblick, der sich ihm bot, drohte aus gewissen Ursachen ihm alle seine Fassung zu rauben. Der junge Comanche erhob sich rasch, sein Auge schleuderte einen drohenden Strahl des Schreckens und Grimms und die Hand zuckte unwillkürlich nach der eben erhaltenen Waffe in ihrem Versteck, als treibe ihn eine unwiderstehliche Macht, sich gleich dem Thier, dessen Namen er trug, auf seine Feinde zu stürzen.

DOLORES.

Wir müssen unsere Erzählung auf einige Stunden zurück und an einen anderen Ort verlegen.

In der großen Halle oder Küche der Hacienda del Cerro war fast die ganze Bevölkerung – oder richtiger jetzt gesagt: Besatzung dieser kleinen Feste zur Stunde der Abendmahlzeit versammelt, mit Ausnahme Derjenigen, welche auf den Mauern des Gehöftes und den flachen, mit einer Art krenelirter Brustwehr umgebenen Dächern der Gebäude die Wache hielten.

Um die folgenden Ereignisse besser begreifen und der Anschauung des Lesers zu deutlicherem Bilde gestalten zu können, müssen wir eine kurze Beschreibung des Schauplatzes geben.

Die Hacienda del Cerro, das Eigenthum des Senators Don Estevan, lag, wie schon ihr Namen: Cerro – Hügel – verkündete, auf dem Rücken eines ziemlich hohen, die Form eines Dreiecks darstellenden Hügel, dessen nach der Sierra gerichtete Spitze von steil aus breiten Schluchten emporsteigenden Wänden gebildet wurde, während die breitere Basis flacher zu weitem und schönem Weidengrund abfiel. Die Schluchten, die während der Regenzeit zum Abfluß der Gebirgsbäche nach einem der Nebenflüsse des Hyaqui dienten, waren auf der gegenüberliegenden Seite von Felsen und zum Theil dichtem Gehölz begränzt und bildeten den Anfang der freilich sehr rohen Wege nach San Augustin und Los Ures auf der einen, nach Guaymas auf der anderen Seite, in welche Richtungen hier der Weg und Paß von San Miguel jenseits der Sierra sich theilt.

Die Hacienda war durch diese Lage ein so wichtiger Punkt sowohl für die Beherrschung der Sierra als für die Ausgänge in die Ebene, daß selbst die Indianer trotz alles Mangels strategischer Kenntnisse darüber nicht in Zweifel sein konnten.

Die beiden Vorderseiten der Hacienda waren, wie wir bereits erwähnt, schon von der Natur befestigt. Ein schmaler Pfad wand sich durch den Felsgrund hier herauf und mündete in ein enges wohlverwahrtes Pförtchen der zwanzig Fuß hohen aus Steinen fest aufgeführten Mauer, die um die beiden Vorderseiten des Hügels lief und nur einen schmalen Fußweg zwischen ihrem Fuß und dem Absturz des Felsens ließ. Ein hölzerner Rundgang im Innern um die Mauer und eine Art von Wachthürmchen über der kleinen Pforte gewährte den Bewohnern der Hacienda auf dieser Seite eine weite Aussicht und ziemlich gesicherte Vertheidigung.

In diesem Theil des Hofes befanden sich die Schuppen für die Vorräthe, die Wohnungen der Peons und Vaquero's und ein Abschlag für den werthvollern Theil der Heerden, wenn die Annäherung einer Gefahr es nöthig machte, die Thiere in volle Sicherheit zu bringen.

Die Basis des Dreiecks nahm das Herrenhaus der Hacienda ein. Es erstreckte sich mit seinen Anbauten zu beiden Seiten über den ganzen Raum und schloß so den innern Hof gegen die leichte Abdachung ab, die zwischen den beiden Schluchten hier zur Ebene niederstieg. Das mittlere oder Hauptgebäude stammte offenbar noch aus der Zeit der spanischen Conquistadoren. Es war wie auch die Außenmauern der beiden Seitenflügel ganz von Stein aufgeführt, und bildete mit der Hinterwand, die nur wenige vergitterte Fenster zeigte, die Befestigung des großen Gehöftes gegen die Ebene. Zwei große Thore von dem Holz der Steineiche, mit Kupfer und großen Nägeln beschlagen, führten durch die beiden Seitengebäude von Außen her in den innern Hof. Das Dach des Herrenhauses und seiner niederen Seitenflügel war stach, mit einer krenelirten steinernen Brustwehr versehen. Man wird uns zugestehen, daß die Art dieses einsamen und alten Baues allerdings der eines für jene Gegend und die Angriffsmittel der uncivilisirten Feinde ziemlich starken Forts glich.

Der einzige schwache Punkt war durch die Laune der Tochter des jetzigen Besitzers hervorgerufen. Er bestand in einer Art Veranda oder hölzernem Balkon, welcher an der Außenseite des Hauptgebäudes angebracht war. Mittels dieses Balkons und seiner Thür in das Innere des

Hauses war auch bei dem früher erwähnten Angriff der Apachen auf die Hacienda der »Graue Bär« in das Zimmer der Señoritta gedrungen. Jetzt aber, da der Eigensinn der Schönen trotz der gefährlichen Erfahrung diese Veranda nicht aufgeben wollte, hatte die Vorsicht des Senators die Thür durch eine Art von mittelalterlichem Fallgitter aus starken Eisenstangen gesichert, das beweglich in der Stein-Wand vor der Thür niederzulassen war.

Der Grund, welcher Señora Dolores sowohl für die Anlage als die Festhaltung dieser Veranda bewogen hatte, war offenbar die Aussicht auf die Corrals, welche sich an die Außenseite des Hauses anschlossen und den ganzen Abhang des Hügels bedeckten.

Hierhin mußten in Zeiten der Gefahr die Pferde und Rinderheerden aus der Umgegend getrieben werden. So offen auch diese Corrals oder Umzäunungen einem Feinde waren, so boten sie doch immerhin Gelegenheit zu einer wirksamen Vertheidigung; denn eine tüchtige Büchse beherrschte von der Höhe des Hauses das ganze abfallende und offene Terrain, und es ist bekannt, daß der Indianer sich nicht gern ohne Deckung für seine Kriegslisten dem Feuer des Feindes aussetzt.

Im Innern des Hofes lief, wie bei allen Gebäuden spanischer Bauart, eine offene hölzerne Veranda die ganze Hausfront entlang bis zu den an dem Zusammenstoß der Seitenflügel und der Hofmauern angebrachten Eingangsthoren.

In der Mitte des Hauptgebäudes, etwa 5 bis 6 Stufen über dem Sousterrain befand sich die große Halle der Hacienda, dazu bestimmt, sowohl beim Gebet als in den Stunden der beiden Mahlzeiten die sämmtlichen Bewohner der Meierei zu vereinigen; denn in den Einöden Mexikos, wo ein Landgut, ein Dorf oft mehr als eine Tagereise von dem andern liegt, die Communication also sehr erschwert ist, herrscht noch die gute alte Sitte, daß der Hausherr mit seinen Dienern bis zum geringsten herab an einem Tisch sitzt und sie so zur Familie zählt. Hinter der Halle, die zugleich als Küche und Aufbewahrungsort der Waffen und verschiedener Geräthe diente, lag nach der Seite der Ebene das Gemach der Señoritta, an den Balkon gränzend, rechts befanden sich die Frauen- und Staatsgemächer des Hauses, links die des Hausherrn und ein Paar Zimmer zur Aufnahme von Fremden. Die beiden niederen Seitenflügel des Hauptgebäudes waren für die Dienerschaft bestimmt. —

In dem Augenblick, in dem wir unsere Erzählung in die von den Apachen bedrohte Hacienda selbst verlegen, befand sich Don Estevan mit den meisten seiner Hausgenossen in der großen Halle versammelt. Es war, wie schon früher bemerkt, am fünften Tag, nachdem der Haciennero mit dem Polen Morawski, dem Kreuzträger und den schon berittenen Mitgliedern der Expedition, etwa dem vierten Theil derselben, San Fernando Guaymas verlassen hatte. Die Glocke auf dem Wachtthurm über dem vordern Eingang, von dessen Höhe man die Umgebung nach allen Seiten übersehen konnte, hatte schon vor einer Stunde das Ave geläutet und die Bewohner zu der Abendmahlzeit versammelt. Diese war vorüber, die Mägde und Dienerinnen der Hacienda räumten eben die großen Zinnschüsseln und hölzernen Brodkörbe von den Tischen, die sich quer durch die ganze Halle dehnten, und die Männer sahen in verschiedenen bunten und charakteristischen Gruppen auf den Bänken, oder lehnten an den Wänden und Holzblöcken, mit der Sorge für ihre Waffen beschäftigt oder in halblautem Ton von den während des Tages eingegangenen Nachrichten über das Vordringen der Wilden und die getroffenen Vertheidigungsmaßregeln plaudernd.

Es waren sonnverbrannte, wilde Gestalten, die sich hier zusammengefunden, etwa fünfzig Männer, während zehn andere draußen auf den Mauern die Wache hielten, oder mit den Thieren beschäftigt waren. Jedes Alter war vertreten. Neben dem greisen Rostreador, unter dessen breitem Sombrero langes weißes Haar hervorhing, während die dunklen Augen noch jugendliche Blitze des Hasses schossen, wenn eine neue Gräuethat der Indianer erzählt wurde, saß ein junger hübscher Vaquero, der kaum die Knabenjahre überschritten, und horchte – den Riemen seines Lasso ausbessernd, – aufmerksam auf die Bemerkungen des Alten, in- deß das scharfe Rad des großen Sporn von mehr als einem Pfund Gewicht an seinem linken Fuß ungeduldig sich in das Estrich des Bodens bohrte. Die wüsten verwegenen und abenteuerlichen Reiter des Polen, aus allen Ländern der alten und neuen Welt stammend, ließen sich von den Hirten und Jägern des Gutes die Abenteuer ihres wilden Lebens und die Listen der Indianer berichten, gleichviel, ob ihre Kenntniß des Spanischen ihnen Viel davon zu verstehen erlaubte oder nicht. Aber mit einer gewissen Verachtung wiesen sie den thönernen Wasserkrug zurück, wenn er an dem Tisch von Hand zu Hand die Runde machte, während ihre Augen sehr verlangend nach dem Seitenschrank schielten, in welchen der Mayordomo der Hacienda die große dickbäuchige Flasche mit scharfem Meskal wieder verschlossen hatte, nachdem vorhin jedem der Fremden ein gutes Glas gereicht worden war.

Der Administradore oder Mayordomo der Hacienda war ein alter Mann, dessen Familie schon fast seit eben so viel Generationen, als die des Señor Montera selbst die Hacienda besaß, das war also seit etwa zweihundert Jahren, im Dienst derselben stand und deshalb die größte Treue und Anhänglichkeit für die Gebieter hegte. Er war in seiner Jugend einer der verwegenen Vaquero's und Reiter gewesen, der mehr als einmal das Kunststück gemacht hatte, auf dem Rücken seines Pferdes stehend in eine Heerde wilder Büffel zu galopiren und dem Thier, das er sich ausersehen, die Bolas um die Hörner zu werfen, und war von dem Posten des ersten Vaquero seit länger als fünfzehn Jahren jetzt zu dem wichtigen eines Oberaufsehers und Verwalters der Hacienda befördert worden, als welcher er in der Abwesenheit des Gutsherrn unbedingte Herrschaft übte.

Der alte Mann stand jetzt achtungsvoll zur Seite, während der Gebieter des Hauses mit unruhigen Schritten, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf und niederging.

Der Senator – wie seine Gedanken sich bald mit seinem Eigenthum, bald mit der Besorgniß wegen des Ausbleibens seiner Tochter und des Grafen beschäftigten, – blieb wiederholt vor seinem ersten Diener stehen, eine Frage an ihn richtend. Dies geschah eben wieder jetzt.

»Was sagst Du, Geronimo, das von den Heerden eingebracht ist?«

»Die Cavalada aus dem Wald Señor, ist in dem äußeren Corral. Vusia¹ könnt sie morgen bei Aufgang der Sonne sehen, so frisch und munter, als hätte keines von ihnen den Lasso oder das Eisen² empfunden. Auch die besten Pferde der Weide aus dem Val San Michael befinden sich vorn im Gehöft. Der junge Diaz dort, ein Knabe zwar an Jahren, aber ein Mann an Muth und Schlauheit – er stammt aus unserer Familie Señor und ich empfehle ihn Ihrer Gnade – hat sie vor zwei Stunden eingebracht, nicht ohne Gefahr! denn diese Teufel von Apachen, welche die heilige Jungfrau mit ewigem Feuer dafür strafen möge, waren ihm dicht auf den Fersen. Die andern Thiere sind freilich im Gebirge zerstreut, da sie der Leitstute nicht folgen konnten, und die Indianer werden leichtes Spiel mit ihnen haben.«

»Der Verlust ist zu ertragen. – Wer hat die Wache für die Nacht im äußeren Corral?«

»Benito, Señor. Euer Excellenz kann ruhig sein – ich habe ihm die zwei Besten unserer Peons zugegeben.«

»Ich weiß in der That nicht, was ich von dem Ausbleiben meiner Tochter denken soll. Sie mußte schon vor mehreren Stunden eintreffen, denn der Ritt in der Dunkelheit ist gefährlich bei der Nähe der Indianer.« – Er ging wieder auf und nieder. »Wie viele von den Rindern sind eingebracht?«

»Die Heerde von der östlichen Weide, Señor Don Senador. Es sind ihrer mit den Kälbern an zweitausend Stück. Ich habe die andern Heerden nach den Ufern des Büffelflusses treiben lassen.«

»Wenn Graf Boulbon, mein Schwiegersohn – ich vergaß Dir zu sagen, Padre, daß Señora Dolores mit einem französischen Caballero von königlichem Geblüt verlobt ist! – auch erst am Abend aufgebrochen wäre, müßte meine Tochter, seine Braut, doch schon gestern eingeholt haben und sie könnten den Weg, den mich die Besorgniß in doppelter Eil zurücklegen ließ, mit aller Ruhe gemacht haben! Es muß Etwas vorgefallen sein, das ihre Ankunft verhindert. Sollten die Indianer bereits die Sierra überschritten haben und den Weg nach Guaymas sperren?«

Ehe der alte Beamte noch eine beruhigende Antwort geben konnte, erschienen in der offenen Thür der Halle drei Personen. Es waren der alte Pole, der Anführer der Reiter des Grafen, der Kreuzträger und ein Peon, dessen Stirn mit einem seidenen Tuch, unter dem Blutstropfen hervorquollen, umbunden war und dessen Kleidung und Aussehen von einem Handgemenge oder einer noch schwereren überstandenen Gefahr zeigten.

Der Senator ging hastig auf die beiden Männer zu.

»Nun Signor Teniente, haben Sie etwas zu erkunden vermocht?«

Der Pole, der nur wenig Spanisch sprach, wies auf den Spurfinder. »Fragen Sie diesen Braven hier, Señor,« sagte er – »er wird Ihnen bessere Auskunft geben. – Der Henker hole diesen von Rissen und Schluchten durchbrochenen Boden, wo jeder Schritt des Pferdes ein Sprung sein muß. Habt Ihr nicht irgend einen Schluck, Kameraden, an dem man sich erfrischen kann,

¹Vusia wird im Um*gang die Anrede an vornehme Herren: Vuestra Sennoria ausgesprochen.

²Das Zeichen des Besitzers, mit dem die wilden Pferde gebrannt werden, zu welchem Zweck alljährlich der betreffende Theil der Heerden eingefangen wird.

denn ich bin durstig und hungrig wie ein Wolf meiner heimathlichen Wälder, wenn Jäger und Hunde drei Stunden ihn gehetzt haben.«

Auf einen Wink des Hausherrn holte der Verwalter wieder die große Flasche feurigen Branteweins aus ihrem Verschuß und der Pole stürzte ein großes Glas hinab, während für ihn und den Spurfinder eine Mahlzeit auf den Tisch gebracht wurde.

Aus dem Bericht des Letzteren ergab sich jetzt Folgendes.

Lieutenant Morawski hatte es durchaus für seine Pflicht gehalten, in Person eine Recognoscirung nach der Seite hin zu unternehmen, wo man die Indianer wußte, obschon der Senator und der Kundschafter ihm das Unnütze und Gefährliche dieses Verfahrens vorgestellt hatten, da er weder mit dem Lande, noch mit den Gewohnheiten des Feindes vertraut war. Endlich hatten ihn der Spurfinder und einer der Hirten zu Fuß begleitet und die Drei waren gegen Abend aufgebrochen. Wie Kreuzträger vorausgesehen, war dem an die Ebenen seines Landes gewöhnten Soldaten der Ritt durch das gebirgige und felsige Terrain bald sehr beschwerlich geworden, und der Kanadier hatte es zuletzt vorgezogen, ihn mit dem Peon an einer gesicherten Stelle zurückzulassen, während er selbst vorwärts drang.

Die Zurückgebliebenen mochten etwa eine Stunde in ihrem Versteck verweilt haben, als der entfernte Knall einer Büchse zu ihnen drang. Sie konnten jedoch Nichts thun, ihrem Gefährten, wenn er in Gefahr war, Hilfe zu bringen, und mußten dessen Rückkehr erwarten, die denn auch bald darauf in Begleitung des verwundeten Mannes erfolgte, welchen sie so eben mit in die Hacienda gebracht hatten. Derselbe war von Guainapa, das an der Gränze des Staates Chihuahua liegt, geschickt, um auf der Hacienda oder in den weiter zurückliegenden Städten Beistand gegen die Indianer zu erbitten, die bereits einen Angriff auf den kleinen Ort gemacht hatten, der jedoch abgeschlagen worden. Es war dem Mann glücklich gelungen, zwischen den streifenden Horden der Indianer sich durch die Sierra zu schlagen, als er etwa zwei Leguas noch von der Hacienda entfernt, auf zwei berittene Indianer stieß, die ihn hartnäckig verfolgten. Sein Pferd, ermüdet von dem langen Weg, vermochte das Rennen nicht auszuhalten und bald waren die Verfolger so dicht hinter ihm, daß der Lassowurf des vordersten ihn erreichte. Er wurde vom Pferde gerissen, über den steinigen Boden fortgeschleift und gab sich verloren, als der Knall der nie fehlenden Büchse des Kreuzträgers an sein Ohr schlug, der Indianer, welcher ihn fortschleifte, aus dem Sattel stürzte, und der zweite so rasch als möglich entfloh. Kreuzträger beeilte sich, den jämmerlich auf dem steinigen Boden Zerschlagenen aus der Schlinge zu lösen, die ihm die Kehle zuschnürte, und ihn mit Wasser aus dem nächsten Quell wieder zu sich zu bringen. Dann machte er sich daran, die beiden Pferde, das des Mexikaners und des Apachen einzufangen, was ihm zum Glück bald gelang, und kehrte darauf zu dem Geretteten zurück, den er bereits aufrecht sitzend fand. Eine kurze Untersuchung genügte dem erfahrenen Wanderer durch die Prairien, sich zu überzeugen, daß der getödtete Indianer, dem die Kugel gerade in die Augenhöhle eingedrungen war, zum Stamme der Mimbreno's gehörte, und da er aus den Nachrichten der Vaquero's in der Hacienda wußte, daß die Indianer, welche sich in nordöstlicher Richtung von dieser gezeigt hatten, Gileno's oder Meskalero's waren, so konnte er leicht die Größe der Gefahr, die sie bedrohte, ermessen und daß die Hacienda bereits auf allen Seiten vom Feinde eingeschlossen war, oder doch bald eingeschlossen werden mußte.

Und dieser Feind war einer, der kein Erbarmen kannte, wenn er der Sieger blieb!

Kreuzträger begnügte sich damit, den verhängnißvollen Einschnitt in sein seltsames Abrechnungsbuch zu machen. Dann half er dem verwundeten Boten, den er so gut wie möglich verbunden, in den Sattel seines Pferdes, schwang sich auf das Roß des erschossenen Apachen, auf dessen Brust sein Messer das furchtbare, den Indianern wohlbekanntes Handzeichen im Querschnitt zurückgelassen, und kam bald mit seinem Schutzbefohlenen zu dem Versteck des Polen zurück, den er ungeduldig genug über seine gezwungene Unthätigkeit vorfand, und mit dem er alsbald zur Hacienda zurückkehrte.

Dies war der Bericht des Wegweisers, eines Mannes, von dem jedes Wort durch seinen langjährigen Ruf in diesen wilden Gegenden schweres Gewicht hatte.

Der Haciendero sah die Gefahr, die er bisher nur gefürchtet hatte, jetzt in drohendster Nähe. Bei all' seiner stolzen Förmlichkeit herrschte doch ein Gefühl in ihm vor, die Liebe zu seinem einzigen Kinde, dessen Launen er sich zu fügen gewohnt war, und das sein intrigirender Ehrgeiz bereits als die unabhängige Herrscherin der Sonora durch ihre Verbindung mit dem Blut der Bourbonen gesehen hatte. Eine unbeschreibliche Sorge und Angst um ihr Schicksal ergriff ihn und er war selbst einen Augenblick Willens, die Hacienda mit all' ihrer Sicherheit und ihren Reichthümern preiszugeben und mit allen Leuten auszuziehen, blos um seine Tochter zu suchen.

Von diesem ebenso unpraktischen als übereilten Entschluß hielt ihn nur sein kastilianischer Stolz bei dem der Yunta von Guaymas gegebenen Wort zurück, die Hacienda auf das Aeußerste zu vertheidigen.

Don Estevan versammelte daher einen Kriegsath aus den ältesten und bewährtesten Dienern der Besetzung und den Führern der Reiterabtheilung um sich, um mit ihnen die Schritte zu verhandeln, welche in dieser Verlegenheit zu thun waren.

Die Sachlage war folgende.

Die Besetzung der Hacienda genügte wohl, um dem Angriff einer plündernden Rott Indianer die Spitze zu bieten, aber sie war – selbst bei dem Opfer des besten Reichthums des Gutes, der Pferde- und Viehheerden, – zu schwach, um der Belagerung der vereinigten wilden Völkerschaften zu widerstehen.

Es konnte dieser Anerkenntniß gegenüber kein Zweifel sein, daß die Hacienda in diesem Augenblick von den vereinigten Stämmen der Apachen und wahrscheinlich auch der kriegerischen Nation der Comanchen bedroht war, daß man es also mit einem förmlichen, wenn auch uncivilisirten Heere zu thun hatte.

Dieses feindliche Heer war – nach den Berichten der Flüchtlinge, der ausgesandten Späher und des tapfern Kanadiers – im Begriff, die Hacienda auf allen Seiten einzuschließen, wenn es nicht bereits geschehen war.

Die Ankunft des Grafen Boulbon, die aller Berechnung nach an diesem Abend hätte stattfinden müssen, mit seiner Abtheilung hätte die Hacienda in Stand gesetzt, einen erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Der Graf war aber nicht eingetroffen. Er war also entweder durch die Indianer daran verhindert worden, oder es hatte sonst ein unglückliches Ereigniß stattgefunden, was ihn aufhalten.

Doña Dolores endlich befand sich im besten Fall zwei Tagereisen von der Hacienda entfernt auf der Mitte des Weges nach Guaymas, den die Indianerhorden gegenwärtig bereits bedrohten, – oder sie hatte in ihrem Muth und ihrem Eigenwillen ihren Weg nach der Hacienda

fortgesetzt, und war nun bereits in die Hände der Wilden gerathen, oder befand sich in der Gefahr, dies mit jedem Schritt vorwärts zu kommen.

Die Nachrichten über die Fortschritte und die Stellung der Indianer endlich waren ebenso gering, wie die über den Grafen und sein Hilfscorps.

»*Carajo!*« meinte einer der ältesten Vaquero's – »die heilige Jungfrau könnte nichts Besseres thun, als uns in dieser Noth unsere beiden Tigreros wiederzugeben! Der Rath und die Büchse Eisenarm's wären fünfzig Mann werth, und jene junge Rothhaut würde uns binnen wenig Stunden so gute Kundschaft bringen, als hätten wir Alles mit eigenen Augen gesehen. Es ist Schade, Señor Don Geronimo, daß Ihr die beiden Burschen entlassen habt. Ihr werdet nie wieder Tigrero's finden, wie sie!«

Der Mann, der die Aufsicht über eine entferntere Estancia im Gebirge gehabt und deshalb nur seltener auf der Hacienda verkehrte, bemerkte mit Verwunderung den Wink, den ihm hastig der alte Verwalter gab, zu schweigen, und die finstre Miene seines Gebieters bei dieser Erwähnung.

»Es ist wahr,« sagte der Senator mit einem Seufzer, »daß diese Männer in unserer Noth uns hätten wichtige Dienste leisten können. Aber sie sind doch nun einmal nicht hier, und ich weiß selbst nicht einmal, ob ich es wünschen sollte.«

Der Kreuzträger mischte sich in das Gespräch. »Darf ich fragen, Señor, von welchen Personen Ihr redet und ob ich vorhin die Namen richtig verstanden?«

»Es sind zwei Tigrero's, die vor etwa zwei Jahren während eines verrätherischen Angriffs der Apachen auf die Hacienda hier dienten,« erwiderte mürrisch der Senator, »ein Trapper, dem man wegen seiner Stärke und der Sicherheit seiner Hand den Namen »Eisenarm« gegeben, und ein junger Indianer von der Nation der Comanchen, der sich in seiner Eitelkeit den »Großen Jaguar« nannte. Es ist wahr, die Beiden thaten ihre Schuldigkeit und standen meinen Leuten tapfer bei – ich war damals gerade nicht hier und nur meine Tochter in der Hacienda – aber diese Indianer sind einer wie der andere ein tückisches Volk und – *quien sabe!* – vielleicht steht der Bursche, – Wonodongah heißt er, glaub' ich – in diesem Augenblick in der Nähe unserer bittersten Feinde und verräth ihnen die schwachen Punkte unserer Vertheidigung!«

Der Kreuzträger schüttelte mißbilligend den Kopf. »Ich habe nur Gutes sprechen hören von den Beiden in der Einöde,« sagte er, »obschon ich sie nie zu Gesicht bekommen. *Parbleu!* Ich traue den Apachen verdammt wenig Gutes zu, aber ein Comanche kann ein wackerer Mann sein, und wenn eine Rothhaut der Freund eines Mannes ist, kann dieser sicher auf sie zählen. Aber alles dieses fördert unsern Zweck nicht. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, Señor Senador, wenn es nicht zu dreist von einem so unbedeutenden Manne wäre, Vornehmeren seine Meinung aufdrängen zu wollen.«

»Reden Sie, Señor Kreuzträger,« bat eifrig der Haciendero. »Man hat Sie mir als einen Mann von großer Erfahrung gerühmt, und ich weiß am Besten, welchen Werth diese in einem Fall wie der gegenwärtige hat.«

»Nun denn, Señor,« fuhr der Wegfinder fort – »obschon ich früher nie in dieser Gegend gewesen bin, habe ich doch während unseres Rittes hierher meine Augen offen gehalten, und ich glaube mich genug orientiren zu können, um auch bei Nacht meinen Weg zu finden. Ich bin nicht umsonst zwanzig Jahre meines Lebens der Wegweiser für die Karavanen des Nordens durch die Einöden gewesen. Sie dürfen die Hacienda nicht von ihren Vertheidigern

entblößen. Aber wenn Sie es mir gestatten wollen – und ich gestehe Ihnen, daß es mich selbst drängt, etwas Gewisses über das auffallende Ausbleiben unseres Generals zu erfahren, der ein so tapferes und unerschrockenes Herz hat, wie nur Einer, – so mache ich mich in einer Stunde auf den Weg, um zu ermitteln, ob der Señoritta und dem Grafen ein Unfall passirt ist oder nicht.«

»Das ist ein vortrefflicher Rath, Señor,« meinte Don Estevan eifrig, »obschon er uns eines unserer besten Mitglieder in der Stunde der Noth berauben könnte. Aber ich darf und will Sie nicht so allein gehen lassen, wenn Sie darauf bestehen, sich der Gefahr auszusetzen.«

»Es ist wahr,« sagte der Kreuzträger einfach – »Sie würden sonst nicht einmal Nachricht erhalten, wenn mir ein Unglück passirt, oder es könnte auch nöthig werden, daß ich Ihnen eine Botschaft zu senden hätte. Nur möchte ich, daß Derjenige, welcher mich begleiten soll, dies nicht allein auf Ihren Befehl thut, denn – es könnte allerdings sein, daß wir Beide unsern Scalp dabei lassen müssen.«

»Es muß Jemand sein,« erwiderte der Senator mit bestimmtem Ton, »der den Weg nach Guaymas und die ganze Gegend vollkommen kennt. Aber es giebt deren genug unter meinen Leuten. – Wer von Euch,« wandte er sich an den Kreis – »hat Lust, der Tochter Eures Herrn und diesem selbst einen Dienst zu leisten? Er kann einer guten Belohnung versichert sein.«

Sofort machten mehrere der Vaquero's Miene, sich zu melden, denn diesen kühnen, an die schrankenlose Freiheit des Raumes und tägliche Abenteuer gewöhnten Männern war die Aussicht auf ein solches lieber als der Aufenthalt in dem sicheren Gehöft; aber der Jüngling, der vorhin so eifrig auf die Erzählungen gehorcht und den der Verwalter als aus seiner Familie stammend dem Haciendero empfohlen hatte, kam Allen zuvor, indem er in den Kreis sprang.

»Ich bitte Vostra Señoria um die Gnade, mich zu wählen,« sagte er hastig und mit gerötheten Wangen. »Ich möchte so gern Etwas für die Señoritta thun, die immer nachsichtig und freundlich mit dem wilden Diaz gesprochen. Schlagt es mir nicht ab Señor Don Estevan, und wenn die Heiligen wollen, daß mir ein Unglück passirt, so seid versichert, daß ich meinem Blute keine Schande machen werde!«

»Aber Du bist zu jung, Diaz,« meinte der Haciendero.

»Nicht zu jung, Señor, um in Eurem Dienst zu sterben! Schlimmsten Falles ist kein Besserer verloren.«

Der Senator sah auf den alten Verwandten des Burschen, wie um seine Meinung einzuholen, aber dieser zuckte die Achseln. »*Par amor de Dios*,« Señor Senador! die unnützesten Buben haben immer das meiste Glück! Vielleicht bringt er seinen Wald von Haaren zurück. Er hat deren genug zu verlieren.«

»Lassen Sie den Burschen immer mit mir gehn, Monsieur,« sprach der Kreuzträger. »Seine Keckheit gefällt mir und die Jugend muß Gelegenheit haben, ihre Kraft zu versuchen.«

»Meinetwegen denn, – Sie müssen am Besten wissen, was ein solcher Gefährte Ihnen nützen kann,« entschied der Senator. »Wann wollen Sie aufbrechen, und wie soll es geschehen?«

»In zwei Stunden Señor, kurz vorher, ehe der Mond aufgeht. Wir müssen im Dunkel noch die Schlucht passiren.«

»Wollen Sie Pferde nehmen?«

»Nein, Señor. Dieser junge Mann wird gut thun, seine Sporen in die Tasche zu stecken, damit sie keinen unnützen Lärm machen. Eine Büchse und ein Messer werden ihm diesmal

bessere Dienste thun, als der Lasso, wenn er ihn auch noch so geschickt handhabt. Er soll uns nur dazu dienen, die Hacienda unbemerkt zu verlassen.«

»Wie meinen Sie das? ich werde Befehl geben, Ihnen das Thor nach dem Corral zu öffnen.«

»Behüte, Señor! das hieße dem Feind am Ende in die Hände laufen. Wenn diese Pferdediebe bereits die Hacienda umschwärmen, werden sie sich sicher vor dem Corral umhertreiben und ihre Pfeile würden jede Christenseele, die ihn verlassen wollte, spicken wie ein Stachel Schwein. Lassen Sie uns die Sache nach meiner Manier abmachen und mischen Sie sich nicht darein, Señor Senador. Das Einzige, um was ich Euer Excellenz bitte, ist, daß einer Ihrer Leute an derselben Stelle, wo wir die Hacienda verlassen werden, bis zu Tagesanbruch Wache hält.«

Dies wurde sofort angeordnet. Die Ruhe und Vorsicht des Wegweisers flößte Allen ein gewisses Vertrauen ein und Viele beneideten nunmehr den jungen Vaquero um den Vorzug der Begleitung.

Dieser war mit einem sichtbaren Stolz jetzt eifrig mit seinen Vorbereitungen beschäftigt. Er schliff sein Messer an dem Schleifstein, der in der Halle stand, obschon es wahrscheinlich schon vorher scharf genug war, entfernte seine großen Stiefeln und legte Moccassins an, prüfte das Schloß seiner Büchse und versah sein Pulverhorn, ein Geschenk, das ihm bei der heiligen Communion die junge Haciendera gemacht hatte, mit frischem Pulver. Auch sein alter Oheim beschäftigte sich mit einem gewissen Stolz mit ihm, gab ihm zahlreiche gute Ermahnungen und hing ihm ein Amulet über den braunen kräftigen Hals, das gegen die heidnischen Wilden schützen sollte, ja, als endlich die Stunde des Aufbruchs gekommen war und der Wegweiser sich erhob, drückte er diesem die Hand und bat ihn flüsternd, möglichst Acht auf den Knaben zu nehmen, das heißt – setzte er alsbald hinzu – so weit es die Ehre der Familie und der Vortheil des Grundherrn erlauben möchten.

Der Kreuzträger versprach es und traf nunmehr seine Maaßregeln für den gefährlichen Gang. Er trug Nichts, als seine Kugeltasche, Messer und Büchse und hatte als erfahrener Mann nicht versäumt, seine Waffen vorher gleichfalls zu untersuchen. Begleitet von zwei der älteren Vaquero's gingen die beiden Abenteurer in den Hof und bestiegen den Rundgang der östlichen Mauer.

Es war jetzt ungefähr 11 Uhr. Die Schatten der Nacht schienen noch dunkler über der Umgebung zu liegen, die in einer halben Stunde der aufgehende Mond erhellen sollte. Der Wegweiser empfahl die größte Stille und hielt dann, sich hinter den Vorsprüngen der Mauer haltend, eine möglichst genaue Umschau. Erst als er durchaus nichts Verdächtiges mit Auge und Ohr bemerken konnte, ließ er in der finstersten Ecke um eine der Crenelirungen zwei aneinandergeknüpfte Lasso's schlingen, deren Ende gerade den äußeren Boden erreichen mußte, dann gab er dem Mann, der zur Wache für die Nacht bestimmt war, die Anweisung, nach ihrem Herabsteigen den Lederriemen wieder zu entfernen und ihn nur auf das Signal des dreimaligen Geschrei's einer Aaskrähe wieder nieder zu lassen. Als dies geschehen, empfahl er dem jungen Vaquero, ihm erst zu folgen, wenn er durch Schütteln des Strickes ein Zeichen gebe und glitt vorsichtig, um seine Gestalt sich nicht über die Mauer erheben zu lassen, durch deren Crenelirung und ließ sich mit fester Hand an dem Lasso nieder, bis sein Fuß den äußeren Felsboden erreichte. Zwei Minuten darauf war Diaz an seiner Seite, der Lasso wurde emporgezogen und die beiden Abenteurer befanden sich außerhalb der Hacienda und allein ihrem Muth und ihrer Geschicklichkeit überlassen.

Der Kreuzträger hatte sich schon vorher genügend orientirt und konnte daher sofort seinen Weg beginnen. Diesmal aber ging der junge Vaquero voran und zeigte seinem älteren Begleiter mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit einen Weg zum Hinabsteigen in die Schlucht, die dem Alten leicht bewies, daß jener nicht zum ersten Mal diesen Pfad auch bei Nacht machte. Die Gefühle des Herzens erwachen früh unter dieser Sonne und der hübschen China's giebt es auch in den Hacienden.

Als sie die Sohle der Schlucht erreicht hatten, wandte sich das Paar vorsichtig nach dem westlichen Ausgang. Sie vernahmen über sich in den Corralen das Schnauben der Pferde, hin und wieder das Brüllen eines Stiers, aber trotz aller Aufmerksamkeit Nichts, was die Nähe eines Feindes verkündete.

Erst als sie über die Strecke der Corralen und der daranstoßenden Weide hinaus waren, erstieg der Kreuzträger wieder die Seite der sich ohnehin hier abflachenden Schlucht und sie setzten jetzt ihren Weg in südwestlicher Richtung nach der Stelle fort, wo eine Furth durch den Nebenfluß des Jaquil führte, welcher in der Regenzeit die Gebirgsbäche aufnahm.

Der Mond war jetzt aufgegangen und goß in immer helleren Strahlen sein Silberlicht über die hügelige Fläche. Plötzlich blieb der Wegweiser, der sich schon mehrmals zur Erde gebückt hatte, stehen und zeigte auf den Boden.

»Bemerkst Du Nichts, Diaz?«

»Es sind Spuren von Pferden. Ich habe sie vorhin schon gesehen, aber das ist hier eben nichts Seltenes.«

»Ueberzeuge Dich näher, mein Sohn. Wo unserer Ehre und Aufmerksamkeit das Leben so Vieler anvertraut ist, dürfen wir uns keiner Unachtsamkeit schuldig machen.«

Der junge Mann kniete auf den Boden nieder und untersuchte bei dem Mondlicht die Hufspuren näher. »Ihr habt Recht, Señor,« sagte er beschämt, »die Spuren sind frisch und kaum eine Stunde alt.«

»Woraus schließt Du das?«

»Der Thau des Abends hat noch keine Zeit gehabt, sich darin zu sammeln.«

»*Muy bien!* ich sehe, Du hast Anlagen zu einem guten Rostreador. Was schließt Du weiter?«

Der junge Mann sprang empor und sah seinem Begleiter erschrocken in's Gesicht. »Es sind Indianer hier vorübergekommen,« sagte er.

»Ich glaube, daß Du Recht hast. Willst Du mir Deine Gründe mittheilen?«

»Die Fesseln der indianischen Pferde sind niedrig und lang behaart, es sei denn, daß sie spanische Pferde gestohlen haben. Die Ränder der Spuren sind daher häufig verwischt.«

Der Kreuzträger nickte. »Es spricht noch ein anderer besserer Grund dafür. Wie viele Reiter meinst Du wohl, daß hier vorübergekommen sind?«

Der junge Mann gestand, daß dafür seine Erfahrung noch nicht ausreiche und der Wegweiser lächelte mit einer gewissen Befriedigung. »Man darf von der Jugend nicht zu viel verlangen,« sagte er. »Ich kenne diese Schufte von Apachen; selbst wo sie sich sicher dünken, vergessen sie ihre Listen nicht. Der Trupp, der hier vorübergekommen, besteht aus erfahrenen Kriegern. Sie haben es vorgezogen, wie wenn sie einen Weg zu Fuß zurücklegen müssen, was die faulen Schlingel freilich nicht gern thun, eine indianische Reihe zu bilden, weil dies die Spuren verwirrt. Aber sie haben es mit Einem zu thun, der ein scharfes Auge hat für ihre Teufeleien. Sie haben vergessen, daß der Schatten dieses Korkbaumes, unter dem sie zur

Berathung gehalten, im aufsteigenden Mondlicht wechselt und die Spuren dann so deutlich wie bei Tage zeigt. Es sind ihrer an die Zwanzig gewesen. Ich habe ihre Hufe schon seit einer Weile verfolgt, sie sind von Norden her über die Straße von San Augustin gekommen und haben sich gleich der südlichen Furth zugewendet, die unser nächstes Ziel ist. Sie sind auf Kundschaft aus, wie wir selbst.«

»Woraus schließen Sie das, Señor?« frug der Jüngling, dessen Achtung vor der Erfahrung des Alten immer mehr stieg.

»Junger Mensch,« sagte der Kreuzträger, der an dem Platze stehen blieb, wo er unter dem riesigen Korkbaum die Eindrücke der Hufe deutlicher gefunden hatte, »ein Bischen Nachdenken würde Dir gesagt haben, daß die Schelme sonst nicht den Corral vorübergezogen wären, ohne eine Teufelei zu üben. Da sie von jener Seite der Hacienda kamen und wir wissen, daß dort oben die Meskalero's und Gileno's ihren Unfug treiben, müssen sie zu diesen Völkern gehören und es sollte mich nicht wundern, wenn jener blutgierige Schurke selbst – *Veramente!*« unterbrach er sich heftiger, als es seine Art war, »ich sagte es ja und habe mich nicht getäuscht. Hier hat dieser gottvergessene Mörder mit seinem Schimmel gehalten. Ich sehe es so deutlich, als hätte ich neben ihm gestanden. Jetzt mein Junge, glaube ich, daß Du Etwas erleben wirst, wovon Du noch in Deinem Alter am Feuer des Bivouak's oder am Küchenherd des Rancho erzählen magst.«

»Ich verstehe Sie nicht ganz!«

»Sieh her – hier hat dieser Kannibale den Schaft seiner Lanze auf den Boden gestemmt, während er mit seinen Begleitern gesprochen, die sicher ähnliche Schurken wie er sind.«

»Aber die Spur der Lanze kann Ihnen nicht den Eigenthümer nennen?«

»Doch – wenn man fast drei Jahre auf seiner Fährte ist. Hast Du von Makotöh dem »Grauen Bären« gehört?«

»Dem Häuptling der Gileno's? – Die Hand Wonodongah's hat ihn bei jenem Ueberfall der Hacienda, der beinahe der Tochter unseres Gebieters das Leben gekostet hätte, zu Boden geschlagen.«

»Ich wollte, er hätte den Hieb wiederholt, damit er das Aufstehen vergessen hätte. Aber jener junge Comanche muß eine starke Hand besitzen, denn dieser Teufel ist eben so wild, als kräftig und tapfer.«

»So ist es der »Graue Bär«, der hier vorüber gekommen ist?«

»Du kannst so sicher darauf schwören, als daß mindestens ein Dutzend alter Weiber am ersten Tag Deiner Geburt Dir unter Kreuzschlagen in's greinende Gesicht gespuckt haben, um Dich vor dem bösen Blick zu bewahren. Der teuflische Schurke ist ein so eitler Narr auf seinen Namen, daß er seinen Totem an allen Dingen anbringt und selbst den Schaft seiner Lanze mit den langen Klauen des Ungethüms geschmückt hat. Da – hier in dem feuchten Boden kannst Du die Spuren erkennen; und – *Mort de ma vie!* dort an dem niedern Zweig hängt eine weiße Feder – lang' sie einmal herunter, Junge, denn Du bist größer als ich, damit ich sie genauer betrachte.«

Der Jüngling that, wie ihm geheißen. Nachdem der Wegweiser sie einige Augenblicke betrachtet, steckte er sie zu sich und schulterte seine Büchse.

»Es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Du hast Glück, Bursche, und Mancher wird Dich um Deinen ersten Kriegspfad beneiden. Jene Feder stammt von einem weißgeschwänzten Falken und ist von dem Zweig der Scalplocke eines Häuptlings der Mimbreno's entrissen worden. Gebe

die heilige Jungfrau, daß wir noch zur rechten Zeit kommen, um eine ihrer Teufeleien zu stören. Der »Graue Bär« und der »Fliegende Pfeil« zusammen können nichts Gutes brauen!«

Sie machten sich jetzt eilig auf den Weg und da sie nun die Feinde beritten und vor sich wußten, brauchten sie weniger Vorsicht anzuwenden und konnten rascher vorwärts kommen.

Sie waren aber noch keine Viertelstunde in der genommenen Richtung marschirt, als sie in der Entfernung den Knall einer Büchse vernahmen. Sofort machte der Wegweiser Halt und lauschte. Es folgte ein zweiter Schuß, dann ein kurzes unregelmäßiges Feuern – aber es war noch zu weit entfernt, um ein genaueres Urtheil sich bilden zu können. Nur so viel war sicher, daß der Indianertrupp in einem Ueberfall oder Gefecht begriffen sein mußte.

»Jetzt, Junge,« rief der Kreuzträger, seine Waffe in die bequemste Stellung bringend, »zeige, daß Du nicht blos vier Beine unter Dir zu haben brauchst, um Deinen Weg rascher zurückzulegen, als das Faulthier. Vorwärts, Diaz, und kaltes Blut!«

Und der alte Jäger und Wegweiser sprang mit den leichten elastischen Bewegungen weiter, die er dem Lauf der Wilden abgelernt, während er damit die größere Zähigkeit und Ausdauer der Muskeln eines Europäers verband; der junge Mann folgte ihm jedoch ohne Anstrengung.

So waren sie eine ziemlich weite Strecke gerannt und näherten sich der Furt, als die einzelnen Schüsse, die sie näher und näher gehört, verstummten, und der Wind, der von den Ebenen herstrich, ein gellendes Geheul bis zu ihnen trug.

Kreuzträger blieb erschrocken stehen. »Gott erbarme sich ihrer Seelen,« sagte er keuchend. »Wir kommen zu spät! Die Teufel haben den Sieg davon getragen und all' unsere Eile kann den Aermsten jetzt Nichts mehr nützen, und uns nur selbst gefährden. Sie müssen sehr unvorsichtig gewesen sein, daß sie sich so haben überraschen lassen, während sie doch den Fluß zwischen sich und Jenen haben konnten.«

»Bei der heiligen Ursula, meiner Schutzpatronin,« flüsterte mit verbissenen Zähnen der junge Mann, »wenn sie meine schöne Herrin gemordet, will ich Rache haben, und wenn sie mich in Stücke hauen sollten.«

»Narr – es würde weder Dir noch ihr nützen. Wir wissen ja noch gar nicht, wem der Ueberfall gegolten, und überdies tödten die Indianer nur selten die weißen Weiber, wenn sie jung und hübsch sind; – sie wissen einen schlimmeren Gebrauch davon zu machen,« fuhr er fort, während seine Stirn sich finster zusammenzog und seine Faust sich ballte. »Aber das ist vorbei! – Doch sieh – da ist eine Helle, stärker als der Widerschein des Mondlichts, – das ist Feuer!«

In der That schlug etwa eine (englische) Meile von ihnen entfernt, eine Lohe in die Höhe.

»Es ist die Hütte José's, des Fährmann's,« sagte der Vaquero, »sie liegt in dieser Richtung.«

Die beiden Kundschafter hatten während ihrer Beobachtungen nicht inne gehalten, und sich der Furth bis auf etwa tausend Schritt genähert, während immer noch das Siegesgeheul der Apachen fortgellte und die brennende Hütte ihre Flammen in den Nachthimmel sandte, als der Wegweiser rasch den Arm seines Gefährten faßte und ihn mit sich hinter einen großen Steinblock zog, in dessen Schatten er ihn niederdrückte.

»Keinen Laut, Bursche, – bei Gott, da kommen sie, nachdem sie ihre blutige Arbeit gethan! Spanne den Hahn Deiner Büchse, damit der Laut uns dann nicht verräth, aber schieße nicht eher, als ich Dir's sage, oder Dein Scalp ist verloren.«

Er hatte die gleiche Vorsicht beobachtet und seine treue Waffe schußbereit im Schatten des Steinblocks erhoben, als die wilde Schaar herantobte.

Es war in der That der »Graue Bär« mit seinen beiden Gefährten, den Häuptlingen der Lipanesen und Mimbreno's, und den Kriegern, die er aus dem Lager auf seinen Streifzug mitgenommen. Aber vier der Letzteren fehlten und ihre Plätze waren jetzt von andern Gestalten eingenommen, von denen zwei quer über die Sättel ihrer Pferde festgeschnürt waren. Außerdem führten die wilden Reiter mehrere Rosse an der Hand.

Wie eine Schaar finstrier Nachtgespenster kam der Trupp daher gejagt, mit gellendem Geschrei, die Lanzen schwingend, voran auf seinem weißen Pferde die mächtige Gestalt Makotöh's.

Die Büchse des Wegweisers fuhr an seine Wange, der Finger krümmte sich nach dem Drücker – da warf eine plötzliche Bewegung des Pferdes den vollen Mondstrahl auf den dunklen Schatten, welcher vor der Brust des Wilden lag, von seiner Hand auf dem Pferde festgehalten – Frauenkleider flatterten im Nachtwind – nieder senkte sich der Lauf der Büchse – im nächsten Augenblick waren die finstern Gestalten dahin gestoben, wie der Sturm über die Steppe fährt, und nur der Hufschlag ihrer Thiere klang noch herüber schwächer und schwächer.

Der Kreuzträger erhob sich, seine Hand drohte hinter den davon sprengenden Indianern her. »Ich werde Dich finden,« sagte er, »ehe die Sonne um zwei Tage älter ist. Komm Bursche – ich glaube, wir werden Schreckliches sehen!«

Der Leser wird sich erinnern, daß am dritten Morgen nach ihrer Abreise von Guaymas der Senator seine Tochter mit ihrer Zofe und der Hälfte seiner Diener unterwegs zurückgelassen hatte, um die Ankunft ihres Bräutigams mit dem Haupttrupp der Expedition zu erwarten, die sich zu ihrer Aller Verwunderung bisher verzögert hatte.

Dies geschah etwa auf der Hälfte des Weges zwischen San Fernando Guaymas und der Hacienda del Cerro.

Der Charakter der schönen Señora gehörte gerade nicht zu den geduldigsten, und die Zögerung des Grafen, deren Grund ihr unerklärlich blieb, versetzte sie bald in eine sehr schlimme Laune, die ihrer Umgebung nur allzu fühlbar wurde. Der Ort, wo sie verweilte, war eine kleinere Hacienda, einem Freunde ihres Vaters angehölig, und die Familie bemühte sich nach Kräften, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen, war aber selbst schon von der Besorgniß ergriffen, welche die Gerüchte von dem Einfall der Indianer hervorgerufen, und beschäftigt, ihre besten Sachen in Sicherheit nach Guaymas zu bringen.

Daher kam es denn, daß Doña Dolores nur 24 Stunden ihre Ungeduld zu zügeln vermochte und am vierten Tage trotz der Bitten und des Widerspruchs ihrer Gastfreunde ihren Dienern den Befehl gab, sich zur Fortsetzung der Reise fertig zu machen. Ihr Stolz fühlte sich schwer verletzt, daß der Graf es nicht einmal der Mühe werth gehalten, ihr Nachricht über die Ursach seiner Zögerung zu senden und sie dachte nicht daran, selbst einen Boten zur Erkundigung zurückzuschicken, sondern beschloß, ihn ihren vollen Unwillen fühlen zu lassen.

Die kleine Reisegesellschaft machte sich daher am vierten Tage wieder auf den Weg, nahm ihr Nachtlager in einem Rancho und gedachte, gegen Abend des fünften Tages, also zur Zeit, wo sie der Haciendero bereits mit Ungeduld erwartete, in der Hacienda einzutreffen. Verschiedene Zufälle und die Laune der Gebieterin, die gegen den Rath des ältesten Dieners

eine lange Siesta machte, verspäteten den Zug jedoch und so war bereits die Sonne untergegangen und die Dunkelheit eingetreten, als sie sich dem Flößchen näherten, an dessen jenseitigem Ufer die Hütte des Fährmann José stand.

Die Ufer dieses Bergstroms sind steil und zum Theil mit dichtem Gestrüpp bedeckt, so daß – obschon das Bett selbst nicht tief und jedenfalls für einen an dergleichen Hindernisse in den mexikanischen Wildnissen gewöhnten Reiter ohne Gefahr zu passiren wäre, – auf weite Entfernung hin der Uebergang nur durch diese Furth geschehen kann. Einer der Peons wurde beordert, durch das Wasser zu reiten, um den Fährmann mit seinem Kahn für die beiden Frauen und das Gepäck herüber zu holen, und Doña Dolores verließ unterdeß ihren Sattel und ging, ihren Gedanken nachhängend, am Ufer hin und her.

Sie wurde erst wieder aufmerksam, als der Peon mit dem Fährmann zurückkam und die Beiden zu dem Aeltesten der Diener traten und eine eifrige Berathung hielten, an der sich bald sämmtliche männliche Mitglieder der kleinen Reisegesellschaft betheiligten. Die Doña trat näher und befahl dem Diener zu sagen, was es gäbe.

Der Mann, mit Namen Sanchez, trat mit abgezogenem Hut heran.

»Eure Signorina,« sagte er demüthig, »mögen selbst entscheiden, ob es bei den Nachrichten, die José uns bringt, rathsam sei, vor Tagesanbruch den Fluß zu passiren. Die Apachen sollen bereits die Sierra überschritten haben mit großer Macht, und wenn sie auch noch nicht bis hierher gekommen sind, ist doch zu befürchten, daß sie in der Nähe der Hacienda umherstreifen.«

»Um so dringender ist es für mich, dahin zu gelangen,« befahl die Dame. »Schicke José selber her.«

Auf einen Wink des Dieners trat der Indianer heran. Er war ein Bild der Noth und des bitteren Kampfes mit dem Leben, um den nothdürftigsten Unterhalt für die Seinen zu erlangen. Als er vor seiner jungen Gebieterin erschien, küßte er demüthig ihr Kleid.

Fast alle Indianos manos – das heißt, alle friedlichen, in den Dienst der Weißen getretenen Indianer – nennen sich José: Joseph –; es ist dies ihre Liebhaberei bei der Taufe, und sie werden nur durch die Beinamen unterschieden. Der hier gemeinte gehörte zu den Insassen der Hacienda, wohnte mit seiner Familie an der Furth und hielt ein Boot, das er zum Fischfang oder zum Uebersetzen der Fußwanderer benutzte. Er war ein stiller fleißiger Mensch, aber es ist bekannt, daß die »zahmen Indianer«, wie sie die Volkssprache nennt, von ihren wilden Landsleuten in den Einöden fast noch bitterer gehaßt werden, als ihre Feinde, die Weißen.

»Die Feuerlilie der Sonora sei willkommen in ihrer Heimath,« sagte er unterwürfig. »José ist erfreut, daß seine Augen sie nach der langen Abwesenheit wiedersehen. Aber er und sein Weib und alle seine Kinder würden sich diese Augen ausweinen in Thränen, wenn ihrem Liebling etwas Schlimmes passiren sollte. Möge die Feuerblume es vorziehn, auf dieser Seite des Flusses zu bleiben, bis die Sonne ihren Weg erhellt. José wird für sie wachen, daß keine Gefahr ihr nahen kann.«

»Wann ist Don Estevan die Furth passirt?«

»Gestern, eine Stunde vor Sonnenuntergang. Der Señor war frisch und munter und hatte Männer in seiner Gesellschaft, welche den Apachen Verderben bringen werden, wenn sie gegen die Hacienda ihre Hand erheben.«

»Seitdem ist kein anderer Zug die Furth passirt?«

Der Fährmann that, als habe er die Frage nicht gehört. »Heute Mittag war Diego, der einäugige Rostreador hier. Der Herr hatte ihn ausgeschickt, nach dem Stolz seines Herzens auszuschaun. Er hat die Nachricht gebracht, daß die Indianer keine drei Leguas von hier gesehen worden sind und nicht blos die armen Manos tödten, sondern auch alle Wohnungen der Weißen mit Feuer und Blut verheeren. Nicht das Kind im Mutterleibe wird von ihnen verschont, und morgen will ich mit den Meinen Euere Excellenza begleiten und Schutz für unser Leben zwischen den Mauern der Hacienda erbitten.«

»Dann wirst Du es noch diese Nacht thun müssen,« sagte die Señora kurz. »Die nach uns kommen, mögen sehn, wie sie sich ohne Dich hier zurecht finden. – Nimm Dein Ruder und fahr uns über.«

Der Indianer kraute statt dessen ängstlich und verlegen in seinem langen schwarzen Haar, das in nassen Strähnen um sein Gesicht hing. »Die heilige Mutter Gottes möge einen armen Indianer in Ewigkeit in dem höllischen Feuer lassen,« bat er, »wenn er der Feuerblume nicht die Wahrheit berichtet hat. Selbst der finstre Mann dort drüben, der weißer ist, als alle Bleichgesichter, die José sein Lebelang gesehen, wird die Nacht neben seiner schlechten Hütte zubringen.«

Die Dame hatte bereits ihren Fuß auf dem Rande des Kahns. »Wen meinst Du?«

»Die gnädige Herrin wolle ihrem Knecht verzeihen, aber es sind drei Männer dort drüben, wenn der eine von ihnen ein Mann zu nennen ist, da Gott und die Heiligen ihm nicht die Beine zum Gehen gegeben haben. Sie sind vor einer Stunde gekommen mit ihren Pferden und haben Manches gefragt, was ihnen mein armer Kopf nicht beantworten konnte.«

»Vorwärts,« sagte ungeduldig die junge Haciendera. »Wir werden selbst sehen!«

Sie trat an den Kahn und ließ ihre Zofe folgen. Der Entscheidung der Gebieterin gemäß, wenn auch keineswegs sehr davon erbaut, folgten die Diener mit ihren Pferden durch das Wasser.

Zehn Minuten darauf waren sie an dem andern Ufer. Vor der Hütte des Manos, die seitwärts in einem Mangrovegebüsch stand, brannte ein Feuer.

In seinem Scheine erblickte man in einiger Entfernung ein kleines Zelt, wie es wohl von Reisenden durch die Einöde, wo man auf weite Strecken hin nicht auf eine menschliche Wohnung rechnen kann, mit sich geführt wird.

Dieses indianische Zelt – nur daß es, statt von Büffel-Häuten, von Segeltuch war, – schien auf allen Seiten verschlossen.

Vor der Hütte des Fährmanns, auf einem Stierschädel, welche hier wie an den bulgarischen Ufern der Donau statt der Sessel dienen, saß ein Mann in mexikanischer Kleidung, gleichgültig seine Cigarre rauchend. Der Schnitt seines Gesichtes, die Farbe seiner Haut, das Gelb seiner Augen verrieth, daß es ein Mestize war, eine Race von Menschen, die meist die schlechten Eigenschaften der Weißen und der Indianer in sich vereinigen und die eben so häufig, gleich als ein Erbtheil ihres vermischten Blutes, die Verbindung zwischen beiden erhalten.

Doña Dolores betrachtete nicht ohne Verwunderung diese eigenthümliche Umgebung. Dann schritt sie ohne Weiteres auf den Mann zu, der – wider alle spanische Sitte der Courtoisie gegen Damen, keine Miene machte, sich von seinem Sitz zu erheben.

»Wer sind Sie, Señor?«

»Die Frage ist eigenthümlich, Madoña!« sagte der Mensch mit einem frechen Lächeln. »Ich wüßte nicht, daß ich Sie schon um Ihren Namen gefragt hätte.«

»Ich habe ein Recht dazu, denn Sie befinden sich hier auf dem Gebiet meines Vaters, des Senators Don Estevan da Sylva Montera.«

»Soviel ich weiß, braucht man auf allen Straßen von Mexiko, auch wenn sie nicht der hohen Regierung dieses Landes gehören, keinen Paß,« meinte spöttisch der Fremde. »Indeß der Name, den Sie mir genannt, ist ein zu vornehmer, als daß ein so unbedeutender Mensch wie Euer Excellenz' unterthäniger Diener sich weigern sollte, den seinen zu nennen. Ich heiße Volaros und bin meines Gewerbes ein Courier, und zuweilen auch ein Führer fremder Reisender.«

»Aber wie kommen Sie hierher?«

»Euer Gnaden haben es bereits gehört. Ich beschäftige mich, wenn die hohe Regierung meine Dienste gerade nicht anderweitig in Anspruch nimmt, mit der Geleitung von Reisenden, sei es zu ihrem Vergnügen, sei es zu andern Zwecken.«

»So führen Sie Reisende auf diesem Weg?«

Statt der Antwort deutete der Mestize, dem wir bereits in dem Hause des Gouverneur Juarez begegnet sind, mit einer Bewegung seines Kopfes nach dem verschlossenen Zelt.

»Das ist seltsam genug. Aber wer sind diese Reisenden, daß sie sich in einer solchen Zeit in diesen gefährdeten Landstrich wagen?«

»*Quien sabe!* was kümmert's mich – ich habe sie nicht nach ihrer Adresse gefragt, sondern folge meinem Auftrag. Euer Excellenza vergessen, daß Sie selbst sich in diesem Augenblick hier befinden, und daß dies für eine Dame noch gefährlicher erscheint.«

»Ich begeben mich zu meinem Vater,« sagte die Doña stolz. »Aber mich kümmern die Beweggründe wenig, welche Sie und Ihre Begleiter hierherführen. Ich möchte Sie nur fragen, ob Sie vielleicht genauere Kunde über die drohende Nähe der Indianer gehört haben, als der verwirrte Bericht jenes Halbwilden sie geben kann?«

»*Caramba* – was ich weiß, stammt aus derselben Quelle. Aber es scheint mir genug, um jeden vernünftigen Menschen, der seine Schädelhaut lieb hat, zu veranlassen, die Nacht lieber an diesem Ufer sich zu behelfen, als sich im Dunkel der Felsen und Büsche einem Pfeil zwischen den Rippen und einem Kreisschnitt um seinen Kopf auszusehen.«

Doña Dolores war nachdenkend geworden, – ihr Verstand und die Kenntniß der Gefahr sagten ihr, daß es thöricht sei, die Warnungen nicht zu achten. Dennoch wollte sie nicht ganz ihre Absicht aufgeben.

»Der Mond muß in einer Stunde aufgehen,« sagte sie, »dann beabsichtige ich, meine Reise fortzusetzen, da die Hacienda meines Vaters kaum anderthalb Leguas noch entfernt ist, und wenn Ihre Gebieter sich uns anschließen wollen, hoffe ich ihnen noch für diese Nacht ein besseres Unterkommen bieten zu können, als sie hier gefunden haben.«

»Euer Gnaden sind allzugütig,« erwiderte der Courier in dem früheren spöttischen Ton, »und ich werde nicht verfehlen, den Señores Extrangero's¹ von Ihrem Anerbieten Meldung zu machen; darf ich unterdessen Euer Excellenz meinen Sitz anbieten?«

Er hatte sich von dem Stierschädel erhoben, aber die Dame winkte mit vornehmer Ablehnung und sah sich nach ihren Dienern um.

¹Fremde.

Während José einen alten kleinen Rohrsessel aus der erbärmlichen Hütte hervorholte, in die einzutreten die junge Haciendera mit Recht Anstand nahm, und diesen neben das Feuer stellte, worauf die Diener ihn mit ihren Ponchos so bequem als möglich machten, bemerkte Dolores, daß der Courier in dem Eingang des Zeltcs verschwand, hinter dem drei Pferde und zwei starke Maulthiere angepflöckt waren. Die Sättel, darunter einer von der Form eines Damensattels, was besonders ihre Neugier erregte, lagen neben dem Zelt.

Die Frau des Indianers war indeß, in ihre Lumpen gehüllt, aus der Hütte zum Vorschein gekommen und hatte sich auf das Demüthigste der ihr wohlbekannten jungen Gebieterin genähert, während ihre beiden ältesten Kinder scheu in gehöriger Entfernung stehen blieben. Sanchez, von dem Entschluß seiner Herrin benachrichtigt, hier den Aufgang des Mondes abzuwarten, hatte eine Schildwache in der Richtung der Hacienda aufgestellt und benutzte die Gelegenheit, um die durch einen ziemlich langen und anstrengenden Ritt erschöpften Thiere tränken und füttern zu lassen, damit sie bei dem neuen Aufbruch wieder frisch und zu einem scharfen Galop tüchtig wären. Juanita, die Zofe, bereitete unterdeß an dem Feuer Chokolade für ihre Herrin.

Die Nacht war schön und prächtig. An dem dunklen Himmel blitzte unter Myriaden von Sternen das prächtige Sternbild der südlichen Zonen, das Kreuz; murmelnd rauschte über das Steinbett das Wasser des Bergstroms und gleich wandernden Feuerfunken flogen durch das Dunkel die zahllosen Leuchtkäfer, während von fern zwischen den Hügeln her von Zeit zu Zeit das Gekläff eines umher schweifenden Coyoten oder das langgedehnte Geheul eines Jaguars klang, den die Nähe der Heerden herbeigezogen hatte.

Doña Dolores war, in ihren Poncho gehüllt, in tiefe Gedanken und Träume versunken. Es war zum ersten Mal wieder, daß sie seit jener schrecklichen Gefahr, die sie bei dem Ueberfall der Apachen auf die Hacienda erfahren, in diese Gegend kam in der sie einen großen Theil ihrer Jugend zugebracht hatte. Sie dachte an die grimmigen Mienen des Wilden, wie seine Faust ihr reiches Haar gefaßt hielt, und die andere das Messer an ihre Stirn setzte – sie dachte an ihren kühnen Vertheidiger und Retter, und dann trat ihr seine Gestalt vor Augen, wie sie dieselbe, nachdem er mit Hohn und Spott von der Hacienda vertrieben worden, so unerwartet in San Francisco wiedergesehen, und wie ihre Hand das Pistol auf ihn abgedrückt hatte.

Dann dachte sie an den Grafen, ihren Verlobten, an die ehrgeizigen Hoffnungen, die ihr Vater an diese Verbindung geknüpft hatte, und verglich unwillkürlich den verwegenen und mächtigen Abenteurer der Civilisation mit dem, gleich ihm heimathlos umherwandernden jungen Helden der Wildniß, in dessen Adern auch das Blut der Fürsten seines Volkes rollte, wenn dieses Volk auch den Büffel der unendlichen Prairie jagte, statt des Luxus und der Laster des pariser Lebens sich zu erfreuen.

So war fast eine Stunde vergangen und der mattere Glanz der Sterne verkündete das Aufsteigen des Mondes, als sie von jenseits des Flusses her den Galop nahender Reiter zu hören glaubte.

Das scharfe Ohr der jungen Mexikanerin hatte sich nicht getäuscht. Als Doña Dolores ihr Haupt emporrichtete und ihr Auge dem Flusse zuwandte, sah sie dort bereits Sanchez horchend stehen und neben ihm den Mestizen. Der Galop der Pferde, – es schien eine Truppe von mindestens zehn oder fünfzehn Reitern zu sein, – kam immer näher und bald zeigte sich eine dunkle Gruppe auf der Höhe des gegenüberliegenden Ufers.

Da sie von der Seite von Guaymas herkamen, konnten es unmöglich Feinde sein, und bald bewahrheitete sich auch diese Annahme, denn es erscholl von denen drüben, als sie das Feuer bemerkten, in spanischer Sprache ein Zuruf und die Frage, ob Christen und Mexikaner – also Freunde – sich am jenseitigen Ufer befänden, und ob es vielleicht der Reisezug der Tochter des Don Montera sei? Auf die Antwort, daß dies wirklich der Fall, lenkte einer der Reiter, der mit dem Weg einigermaßen vertraut schien, sofort sein Pferd in den Fluß und die Anderen folgten ihm.

Doña Dolores hatte, als sie die Fremden als Freunde erkannte, keinen Augenblick daran gezweifelt, daß es Graf Boulbon selbst sei, und sich nur gewundert, den befehlenden und mächtigen Ton seiner Stimme nicht gleich zu hören.

Um so mehr erstaunte sie daher, als der kleine Trupp in den Schein des Feuers ritt und sich aus den Sätteln schwang. Es waren zwar meist ihr nicht unbekannte Gesichter, an ihrer Spitze der junge Deutsche, der Adjutant des Generals, Baron Arnold von Kleist, aber von dem General selbst war Nichts zu sehen, und ihr Vornehmen, ihn mit größter Kälte zu empfangen, ging daher in einer zum ersten Mal in ihr aufsteigenden Besorgniß unter, daß ihm irgend ein schlimmer Unfall begegnet sein könnte.

Dies fand sie denn auch sofort bestätigt, als der junge Offizier jetzt zu ihr trat und sie um einige Worte im Geheimen bat.

Sie ging mit ihm zur Seite, und hier berichtete ihr der Preuße Folgendes.

Graf Boulbon war am Mittag des Tages ihrer eigenen Abreise im Begriff gewesen, an der Schwelle des Hauses eben sein Roß zu besteigen, um ihr an der Spitze einer zweiten Abtheilung der Expedition zu folgen und den Senator noch in seinem ersten Nachtquartier zu erreichen, als sich vor den Augen seiner Leute und der ganzen Bevölkerung etwas so Seltsames als Schreckliches mit ihm ereignete.

Die Hand, die sich ausgestreckt hatte, den Zügel zu fassen, war unbeweglich in der Luft schweben geblieben, eine plötzliche marmorähnliche Erstarrung schien sich aller seiner Glieder bemächtigt zu haben, das Blut aus seinen Wangen hatte einer todtenähnlichen Blässe Platz gemacht, das Auge starrte regungslos vor sich hin, die Lippen, auf denen noch das Wort des Abschieds schwebte, blieben geöffnet. Alle Willenskraft, alles physische Leben schien wie mit einem Blitzschlag aus der kräftigen Gestalt entwichen und eine vollständige Lähmung, wenn nicht gar der Tod selbst eingetreten.

Alles war sofort zugesprungen, zunächst der deutsche Arzt, der kopfschüttelnd und mit besorgter Miene den Kranken in das Haus zurück und auf sein Lager zu bringen befahl. Der Knabe Jean hatte sich wie verzweifelt auf den starren Körper seines Verwandten geworfen und die Haare gerauft, kaum daß Bonifaz ihn mit Gewalt von der lebendigen Leiche fortzubringen vermochte.

Denn mit einer solchen hatte man es zu thun, wie sich alsbald zeigte. Vergeblich wandte der Arzt alle gewöhnlichen Hilfsmittel gegen den Starrkrampf an, die geschlagene Ader gab kein Blut, das Reiben und Erwärmen der Glieder zeigte nicht die geringste Empfindung, der Geruch scharfer Essenzen übte keine Wirkung auf die Nerven. Und doch konnte man kaum zweifeln, daß der Unglückliche in diesem schrecklichen Zustand bei vollem Bewußtsein sei, denn wenn auch der Augapfel starr und unbeweglich blieb, zeigte sich in der Starrheit dieses Blickes doch zuweilen ein Ausdruck – etwas Unbezeichnenbares von Leben und Empfindung, – der nicht zu verkennen war.

Das war übrigens auch das Einzige, was dem Arzt, der wirklich mit großer Theilnahme sich um den Kranken bemühte, Hoffnung gab. Er wiederholte seine Behauptung, daß dieser Zustand von Katalepsie unzweifelhaft von der Wunde durch den Krys des Malayen und die Aufregung der vergangenen Scenen entstanden sei, er hoffe, daß die Krisis glücklich vorübergehen und nicht wie in anderen Fällen von Starrsucht mit dem wirklichen Tod enden würde, aber er vermochte eben Nichts, als der Natur ihren Lauf zu lassen, und als man ihn weiter befragte, ob die Vergiftung des Dolches, von der er gesprochen, noch spätere Folgen haben werde, zuckte er schweigend die Achseln.

Während nun Jean und Bonifaz abwechselnd Tag und Nacht bei ihrem Herrn die Wache hielten, auf ein Zeichen wiederkehrenden Lebens lauschend, waren die Offiziere der Expedition zu einer Berathung zusammengetreten, was unter diesen Umständen geschehen solle. Die Meinungen waren sehr getheilt. Viele, darunter der junge Preuße, wollten unter keinen Umständen ihren General verlassen, bis sein Schicksal entschieden sei, Andere, und an ihrer Spitze stand namentlich Don Carboyal, drängten darauf, die Expedition auf das Schleunigste ganz in derselben Weise abgehen zu lassen, wie es der Graf angeordnet hatte. —

Endlich einigte man sich dahin — da der zugezogene Arzt erklärte, nicht angeben zu können, wann die entscheidende Krisis eintreten werde, ob in Stunden, ob in Tagen, ja selbst möglicher Weise nach noch längerer Dauer, — daß man noch vierundzwanzig Stunden warten wolle und daß dann der größere Theil der Expedition unter Führung des Kapitain Perez und Leitung des mexikanischen Offiziers aufbrechen müsse, um dem Abkommen gemäß die Hacienda del Cerro zu besetzen. Hierauf drangen auch die Kaufleute der Stadt und die noch anwesenden Haciendero's, die auf einer Aufrechthaltung des Contrakts zum Schutz gegen den Einfall der Wilden bestanden.

Zugleich wurde bestimmt, daß einer der Offiziere mit einigen Begleitern bereits am andern Morgen aufbrechen solle, um dem Haciendero die Nachricht von dem Geschehenen und der Nachfolge der Expedition zu bringen. Da keiner das Amt dieses Boten freiwillig übernehmen wollte, wurde darum nach mexikanischer Sitte geloost, d. h. die Würfel entschieden, und der niederste Wurf, — den ein Anderer für ihn that, da er ein Gelübde vorschützte, das ihm verbot, zu spielen — traf den Preußen. Die Anordnungen waren im Ganzen so verständig, er fühlte, daß er mit einer Weigerung sich dem schweren Tadel des Grafen bei dessen Wiederherstellung aussetzen würde, daß er den Auftrag unmöglich ablehnen konnte. Auch empfand er, daß er in seiner höheren Bildung wohl die allein geeignete Person war, der Verlobten des Generals und ihrem Vater die traurige Botschaft mitzuthemen.

Unter diesen Berathungen war übrigens der Tag vergangen, und am andern Morgen traf erst spät der erste Transport der Pferde ein, welche die benachbarten Haciendero's für die Expedition versprochen hatten. So kam es, daß Lieutenant von Kleist erst nach der Mittags-hitze mit seinen Begleitern aufbrechen konnte, die aus sechs Mitgliedern der Expedition und einem Peon bestanden, welcher als Wegweiser dienen sollte. Kapitain Perez hatte zu den Ersteren unter Andern die würdigen Freunde Slongh und Meredith bestimmt, da sich die edle Kompanie bereits durch ihre Betrügereien im Spiel bei der Bevölkerung der Stadt ziemlich bekannt gemacht hatte und in Gefahr war, mit einem guten Dolchstich belohnt zu werden.

Durch diese Verzögerungen war es dem Preußen auch nicht mehr gelungen, die Señora an dem Orte anzutreffen, wo sie der Senator zurückgelassen hatte, und obschon er alsbald von dort wieder aufgebrochen und ihr gefolgt war, schien die Kenntniß des ihn begleitenden

Peons von dem Wege nicht sehr groß gewesen zu sein, denn sie hatten mehrfach eine falsche Richtung eingeschlagen und erst um diese späte Stunde war es ihnen gelungen, die Furth und damit den Reisezug der Dame aufzufinden.

Dies waren die Mittheilungen, welche so vorsichtig als möglich der junge Offizier der Verlobten seines Generals machte, indem er hinzufügte, daß bei seinem Verlassen Guaymas' sich in dem Zustand des Grafen noch nicht das Geringste geändert hatte.

Doña Dolores hatte die Nachrichten des Offiziers nicht ohne große Bewegung aufgenommen. Wenn auch in der Verlobung mit dem berühmten Franzosen nicht ihr Herz, sondern mehr ihr Stolz im Spiel war, drohten die darauf gebauten Erwartungen doch jetzt plötzlich zu scheitern, und das Ausbleiben oder selbst die Verzögerung der Expedition setzten ihren Vater und sein Eigenthum schweren Gefahren aus. Sie beeilte sich daher, dem Offizier die Nachrichten mitzutheilen, die sie hier erhalten und nur ihren Wunsch anzudeuten, daß sie so bald als möglich nach der Hacienda gelangen möchten.

Der Mond war unterdeß aufgegangen und erhellte mit seinem Schein die ziemlich öde Gegend, deren Gestaltung nicht erlaubte, einen weiten Ueberblick zu thun. Lieutenant von Kleist hatte sofort als ein stillschweigendes Recht die seinere Leitung der Expedition übernommen, aber er hatte Verstand genug, der Erfahrung der mit den Umständen und der Gegend vertrauten Männer, wenn sie auch von untergeordneter Stellung waren, mehr zu vertrauen als seiner eigenen Ansicht. Nachdem er daher den in der Entfernung eines Büchschusses aufgestellten Posten hatte ablösen lassen und von diesem nichts Verdächtiges gehört hatte, ließ er sich von Sanchez und dem Fährmann nochmals Alles mittheilen, was vorgefallen, befragte sie auf das Genaueste über die noch zurückzulegende Wegstrecke und berieth mit ihnen noch einmal, ob es nicht besser sei, am andern Ufer des Stroms das Tageslicht abzuwarten.

Bei dieser Berathung fiel sein Blick auf das kleine Zelt, das trotz der Ankunft der neuen Gesellschaft bisher noch immer verschlossen geblieben, und er frug die Señora, für deren Eigenthum er es hielt, ob die Diener es abrechen sollten.

»Sie irren, Señor,« erwiderte die Dame, »jenes Zelt gehört nicht mir, und die Personen, die es benutzen, sind mir unbekannt.«

»Wie,« sagte der Offizier erstaunt, – »diese Leute sind nicht einmal so höflich gewesen, Ihnen dies Obdach gegen den Thau der Nacht anzubieten? Ich möchte doch sehen, wer sich eines solchen Mangels an Achtung und Galanterie schuldig gemacht hat. Ueberdies erfordert die Vorsicht und meine Pflicht für Sie, daß wir wenigstens wissen, in wessen Gesellschaft wir uns befinden.«

Er that einige Schritte auf das Zelt zu, aber der Mestize stellte sich ihm in den Weg.

»Verzeihen Sie Caballero,« sagte er, »aber meine Patronen wünschen ungestört zu bleiben. Ich habe ihnen vorhin von dem Anerbieten dieser Dame gesagt, die Gastfreundschaft der Hacienda del Cerro noch in dieser Nacht zu genießen, aber sie ziehen es vor, hier den Tag zu erwarten und ihre Reise allein fortzusetzen.«

Der Offizier fühlte in diesem Augenblick, daß ihn Jemand hinten am Rock zog, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, und als er sich umwandte, fand er, daß es der würdige Methodist war.

Master Slongh hatte sich nach seiner Gewohnheit alsbald damit befaßt, umher zu spioniren, und weil das Zelt seine Aufmerksamkeit erregt, sich hinter dasselbe geschlichen. Was er da durch einen Spalt und den Mondstrahl erlauscht oder gehört, schien so absonderlicher

Natur, daß er sich alsbald ebenso heimlich wieder zurückzog, einige Minuten mit dem Freund seiner Seele, dem Kentuckier Meredith sprach, der alsbald seine Büchse zur Hand nahm, und sich dann, wie wir gesehen, in das Gespräch seines Offiziers mischte.

»Was wollen Sie?« frug dieser.

Slongh winkte ihn geheimnißvoll bei Seite. »Der grimmige Löwe geht herum bei Nacht und sucht, wen er verschlinge,« näselte der Methodist. »Es ist Gefahr im Reiche Israel!«

»Halten Sie mich mit Ihren Thorheiten nicht auf,« befahl der Offizier streng, »sagen Sie klar, was es giebt!«

»Ich habe eine Entdeckung gemacht!«

»Welche?«

»Es wird gut sein, wenn Sie auf der Durchsuchung jenes Zelt bestehen. Die Schlange der Verderbniß lauert im Verborgenen, und die Bösen folgen der Spur der Gerechten.«

Der Baron ließ ihn unwillig stehen und wandte sich zu dem Mestizen. »Es ist meine Pflicht, jenes Zelt zu untersuchen und die Personen kennen zu lernen, welche sich so auffällig unsern Augen entziehen wollen. Machen Sie also Platz!«

Der Courier zuckte die Achseln. »*Vamos!*« sagte er mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der weiter kein Interesse an der Sache hat, – »ich bin nicht dazu gemiethet, ein Incognito mit Gewalt zu vertheidigen und habe das Meine gethan.«

Der Offizier trat an das Zelt und streckte die Hand nach der Leinwand aus, welche den niedern Eingang bedeckte.

»Wer Sie auch sein mögen, die Sie dieses Zelt bewohnen,« sagte er, »es ist nöthig, daß Sie einige Auskunft über sich geben, oder wir müssen Sie mit Gewalt dazu zwingen.«

Der Vorhang öffnete sich, ein Mann trat in gebückter Haltung heraus und richtete sich empor.

Eine andere unförmliche Gestalt folgte ihm und blieb am Boden kauern.

Der Lieutenant trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als er diesen Mann und seinen Begleiter erkannte, und machte eine Bewegung mit der Hand, als suche er den Griff seines Hirschfängers. Die Personen, die er vor sich sah, und die er weit entfernt bereits auf dem Meere glaubte, waren der unglückliche Lord von Drysdale und der malayische Krüppel.

»Mylord – Sie hier?« stammelte bestürzt der junge Offizier.

»Wie Sie sehen, Herr! Was wollen Sie von mir? Ist es einem englischen Gentleman nicht gestattet, durch dieses Land zu reisen, ohne jedem fremden Abenteurer Rechenschaft geben zu müssen?«

»Einem Gentleman wohl, Mylord,« sagte der junge Mann heftig, »aber nicht einem feigen Meuchelmörder!«

»Wahren Sie Ihre Zunge, Sir,« rief der Engländer – »Sie stehen hier nicht unter dem Schutz Ihres ehrlosen Athleten mit dem hochtrabenden Namen, der den Abschaum der Menschheit um sich versammelt.«

»Und den ein Gentleman, wie Lord Drysdale, sich nicht scheute, statt eines ehrlichen Kampfes zu vergiften!«

Der Engländer fuhr offenbar betroffen zurück bei dieser Anklage, die ihm der junge Offizier in's Gesicht schleuderte.

»Was sagen Sie da, Sir – Graf Boulbon todt – vergiftet?«

»Wenigstens vergiftet, wehrlos gemacht durch den Dolch Ihres Kumfans,« sagte der Deutsche streng. »Die Klinge desselben muß früher vergiftet gewesen sein, und Gott allein weiß –« er unterbrach seine Worte und wandte sich horchend nach der Seite, wo die Schildwach stand.

Es war ihm, als hätte er einen leichten Schrei, ein Stöhnen des Schmerzes von dort her vernommen.

Auch Sanchez, der Begleiter der Señora, hatte einen ungewöhnlichen Laut beachtet, und war horchend vorgetreten.

Der Engländer hatte jedoch Nichts vernommen. Er faßte den Arm des Offiziers. »Auf meine Ehre, Sir, was Sie mir sagen, ist mir ganz unbekannt. Wie unritterlich und schmachvoll für uns auch jener Kampf ausgefochten wurde, nie ist es weder mir noch meinem unglücklichen Gefährten eingefallen, von einer unehrlichen Waffe Gebrauch zu machen. Ich habe Guaymas nicht wieder betreten, als ich vor vier Tagen den Bord der Najade jenseits des Cap Horn verließ und meinen Weg hierher nahm, um – ich leugne es nicht – Ihrem Anführer wieder zu begegnen und mein Gelübde zu lösen. Wenn Lord Boulbon ein Unglück betroffen hat, so muß er es der Schuld beimessen, einen hundertfachen Mörder gegen einen ehrlichen Mann vertheidigt zu haben, ich aber –«

Ein Schrei, der Knall einer Büchse unterbrach ihn – Sanchez, der alte mexikanische Diener, warf die Arme in die Luft und stürzte in Todeszuckungen nieder auf das Gesicht. Durch das Geschrei aber der wie eine Heerde auseinander Flüchtenden: »Die Indianer! die Apachen!« gellte ein Höllenmordio und dunkle furchtbare Gestalten zu Roß und zu Fuß flogen mit teuflischem Geheul über den kurzen Raum und warfen sich auf die Erschreckten.

Der Kentuckier, der die Büchse im Arm – zu der er seinem Freunde Hawthorn zu Liebe bei der Nachricht von der Anwesenheit des Engländers gegriffen hatte, – allein im Stand bereiter Vertheidigung sich befand, war auch der Erste, der von seiner Waffe Gebrauch machte, und sein Schuß stürzte einen der heransprengenden Wilden vom Pferde. Dann aber riß die Hand seines vorsichtigeren Gefährten ihn in das Dunkel, um einen Schlupfwinkel zu suchen.

Den Lord hatte bei dem unerwarteten schrecklichen Auftritt die Kaltblütigkeit des alten See-Offiziers nicht verlassen, und er sprang bei dem ersten Mordio nach dem Zelte, wo mit den Sätteln der Thiere seine Waffen, von einer Decke gegen den Nachthau geschützt, lagen. Aber der Mestize war eben so rasch als er, und indem er ihn an dem Ergreifen der Büchse oder der Lochaber Axt, die auch hier ihn begleitet, hinderte, stieß er ihn und den Malayen in das Zelt.

»Bei der heiligen Jungfrau, Señor – was wollen Sie thun? Sie haben mich gedungen, Sie in das Lager der Apachen zu geleiten,« flüsterte er, »und jetzt wollen Sie Ihr Bündniß ihnen mit Kugeln und Axthieben antragen? – Rühren Sie sich nicht, oder Sie sind verloren, und überlassen Sie Alles mir!«

Er hatte zugleich einen großen Zweig von dem nächsten Busch gerissen und kauerte sich damit waffenlos vor den Eingang des Zeltes nieder.

Dies Alles war das Werk weniger Sekunden.

Mit der Bewegung des Engländers zusammen war auch Lieutenant von Kleist zurückgesprungen. Mit raschem Blick überflog er das Terrain, während die Indianer mit geschwungenen Lanzen und Tomahawks heranstürmten, ihnen voran auf seinem weißen Pferde eine

mächtige furchtbare Gestalt, der Graue Bär. Er erblickte die Señora, halb zusammengebrochen vor Schreck, die Augen mit Entsetzen auf den grimmigen Reiter gerichtet, und hatte eben nur noch Zeit, sich vor sie zu werfen und mit dem rasch gezogenen Hirschfänger den Stoß der Lanze zu pariren.

Der Fechtunterricht der Kriegsschule in Berlin kam ihm hierbei trefflich zu Statten, die scharfe Klinge zerschlug die Lanze des Häuptlings und während dieser im wilden Ansprung des Pferdes an ihm vorüberschoß, umfaßte der Offizier Dolores und trug sie gegen das Ufer hin, um mit ihr den Kahn zu erreichen.

Aber seine tapfere That sollte leider nicht mit Erfolg belohnt werden.

Während der Graue Bär wüthend über den verfehlten Stoß in seinem Rennen einhielt, waren der Springende Wolf und zwei der Krieger, die ihre Pferde in der nöthigen Entfernung zurückgelassen hatten, um zu Fuß heranschleichen und die Wache überfallen zu können, bereits auf den jungen Preußen zugestürzt. Dieser mußte, um sich der furchtbaren Feinde erwehren zu können, die Donna loslassen, die halb ohnmächtig zu Boden sank, er ließ den Hirschfänger an dem Riemen um seine Hand fallen und riß den Revolver aus seinem Gürtel.

»Teufel! Bestien in Menschengestalt! – Nicht lebendig!« –

Die erste Kugel des Revolvers durchbohrte die Brust des nächsten Indianers, der eben seinen Tomahawk zum zerschmetternden Schlage erhoben, – die zweite lähmte den Arm des »Springenden Wolf,« aber der dritte, ein kräftiger und gewandter Krieger warf sich auf den Lieutenant, ehe dieser noch seine Waffen gebrauchen konnte und umfaßte ihn mit den Armen. Ein wildes Ringen, so blitzschnell in den Bewegungen, daß keiner der Kämpfenden hätte helfend nach der einen oder anderen Seite eingreifen können, erfolgte, während dessen die beiden Gegner immer näher dem Fluß drängten.

Der Apache war ein starker Krieger von etwa vierzig Jahren und der junge Preuße fühlte bald, daß er an körperlichen Kräften ihm überlegen war. Aber die ungeschlachte Stärke wurde vollkommen durch die Gewandtheit des jungen Soldaten ausgewogen, der übrigens begriff, daß er doch unterliegen müsse, selbst wenn er in dem Ringen Sieger bliebe, und daß nur ein besonderes Glück noch sein Leben retten könne.

Während dieses Einzelkampfes hatte das Gemetzel fortgedauert, die Apachen tödteten Alles, was ihnen in dem ersten Anlauf unter die Schneide der Tomahawk's oder die Spitzen ihrer Lanzen kam. Die Mexikaner und die vier Abenteurer der Freischaar, welche noch mit dem Offizier gekommen waren, hatten sich zwar nach der ersten Ueberraschung zur Wehr gesetzt und namentlich die Letzteren verkauften ihr Leben theuer genug. Aber obschon noch drei oder vier der Apachen fielen, vermochten sie doch nicht der Uebermacht zu widerstehen, und sie sanken unter den Messern und Beilen ihrer Gegner, die mit den blutrauchenden Scalp's ihre Gürtel schmückten.

Nachdem übrigens die erste Mordgier vorüber war, der unter den Trümmern ihrer in Brand gesteckten Hütte auch der Fährmann José mit seiner ganzen Familie zum Opfer gefallen war, thaten die Häuptlinge selbst dem Morden Einhalt, denn es lag ihnen vor Allem daran, einige Gefangene mit in das Lager zurückzubringen, um denselben nöthigenfalls durch alle Qualen der indianischen Folter Geständnisse über die Zahl und die Absichten der ihnen noch unbekanntten Feinde zu erpressen, von denen Wonodongah gesprochen.

Der Stolz des würdigen Methodisten Slong auf seinen berühmten Mantel war sein Verderben gewesen; denn der Widerschein desselben in der Gluth der brennenden Hütte ließ

einen spionirenden Wilden die beiden Freunde in einem Gebüsch entdecken, wohin sie sich verkrochen hatten und wo sie wahrscheinlich ohne das glänzende Kleidungsstück unentdeckt geblieben wären. Sie wurden von rohen Händen herausgeholt und ihr Glück war, daß der Methodist weislich vorher ihre Waffen bei Seite gebracht hatte. Der rothe Mantel fiel als erstes Opfer, indem er von dem Entdecker sehr unsanft dem frommen Mitglied der Expedition von den Schultern gerissen wurde, wobei sich dieser bei der versuchten Vertheidigung seines Lieblings-Kleidungsstückes einen so gewaltigen Schlag vor den Kopf zuzog, daß eben nur sein harter Schädel ihm Widerstand leisten konnte. Der Methodist und der Kentuckier wurden zu einer hilflosen Masse zusammengeschnürt und als solche über zwei Pferde geworfen.

Unterdeß war der fliegende Pfeil mit Anderen gegen das Zelt gestürmt, dessen ihnen noch verborgener Inhalt den Indianern als ein besonders wünschenswerther Theil der Beute erscheinen mochte. Sie fanden sich daher sehr getäuscht durch die Zeichen des Friedens, mit welchen der Courier sie empfing, der genug von der Sprache der Apachen verstand, um sich zugleich auch durch diese ihnen verständlich zu machen.

Als bald begann sich der Haufen der Mörder, nachdem ihre blutige Arbeit gethan, hier zu sammeln und auch Makotöh, der die noch immer ohnmächtige Dolores vor sich auf das Pferd gehoben hatte, lenkte sein Roß hierher. Zwölf Leichen, einschließlich der des alten Fährmannes, lagen gräßlich verstümmelt umher, aber unter ihnen fehlte der junge Offizier und sein Gegner, mit dem er so tapfer gerungen.

»Meine rothen Brüder sind willkommen,« hatte der Courier gerufen, »sie haben uns den Weg erspart, sie aufzusuchen. Ein großer Krieger des Ostens ist gekommen, sie zu sehen, um mit ihnen zu rauchen und zu jagen.«

Trotz dieser Versicherung der Freundschaft wäre dem Mestizen seine Absicht vielleicht doch nicht geglückt, wenn nicht der junge Häuptling der Mimbreno's ihn von früheren Zügen durch sein Gebiet und allerlei Handelsgeschäften gekannt hätte.

Mechocan zügelte sein Pferd, befahl seinen Begleitern inne zu halten und redete den wegen seiner Ausdauer zu Pferde und auf Reisen der »Eilende Wind« genannten Courier an.

»Mein Bruder redet süße Worte, aber ich finde ihn bei Denen, welche auf dem Kriegspfad sind gegen die Apachen.«

»Der Häuptling ist im Irrthum,« entgegnete mit möglichster Ruhe der Führer. »Voleros ist nie weiter davon gewesen, seinen Freunden, den Apachen, zu schaden, als in diesem Augenblick. Er führt ihnen zwei Bundesgenossen zu, von denen der Eine von der großen Mutter jenseits der Wüste kommt und ein Feind ist des Uncle Sam und der Schwarzhhaarigen.«

Der Indianer that, als ob er sich nach diesen Personen umsähe. Dann sagte er: »Der Mann mit zwei Vätern¹ heißt nicht umsonst der »Wind«, denn er redet Wind. Die Apachen schauen umher, wo die Freunde sind, von denen er spricht und sie sehen Luft.«

»Die Männer, von denen ich rede, sind weit hergekommen,« erklärte der Courier. »Mein Bruber möge seine Freunde und seine Krieger versammeln, dann werden sie erscheinen und sprechen. Sie sind nicht mit leeren Händen gekommen, als sie über das große Wasser fuhren, um ihren Freunden, den Apachen, beizustehen gegen die Fremden und ihre großen Donnerbüchsen.«

¹Von zwei verschiedenen Racen stammend.

Die Worte, die mit der Nachricht des »Jaguar« und dem eigentlichen Zweck ihres Späherrittes so sehr übereinstimmten, veranlaßten den jungen Häuptling, seine Neugier zu unterdrücken und die Sache als eine, die Nation angehende zu behandeln. Er rief daher noch den »Springenden Wolf« herbei, der eben seine Wunde mit einem Tuch verbunden, das er der heulenden Zofe der jungen Haciendera abgenommen hatte, und die drei Häuptlinge standen jetzt zusammen vor dem Courier.

»Kennt mein Bruder diesen Mischling?« frug der Graue Bär den jüngeren Häuptling.

»Es ist der »Eilende Wind«, sagte dieser. »Er ist schon oft durch das Gebiet der Mimbreno's gekommen auf dem Weg nach der großen Stadt der Schwarzhaarigen und hat uns Nachrichten von unsern Feinden gegeben. Seine Mutter war die Tochter eines Häuptlings. Diese Büchse ist sein Geschenk.«

»Es ist gut. Er ist willkommen; die Worte meines Bruders haben seinen Scalp gerettet. Aber was redet er von einem Krieger der großen weißen Mutter jenseits des Salzwassers?«

Statt aller Antwort zog Volaros die Decke des Zeltens zurück. Hinter derselben stand ruhig, auf seine Art gestützt, der Lord.

Die bleiche Farbe seines Gesichts, die finstre Schwermuth, die auf seiner Stirn lag, der Ernst seines Blicks waren in Nichts geändert durch die drohende Gefahr und die schreckliche Scene, welche sich um ihn her ereignet hatte. Er trat einen Schritt vor, ließ sein Auge langsam über die blutige und schreckliche Bande schweifen und wandte sich dann zu seinem Führer und Dolmetscher.

»Sind dies die Häuptlinge der Apachen?« frug er.

»Ja, Mylord – es sind die Häupter ihrer drei tapfersten Stämme.«

»So sage ihnen, daß Henry Norford, Lord von Drysdale, gekommen ist, um mit ihnen gegen den Grafen Raousset Boulbon zu fechten, der sich einen Abkömmling der Könige Frankreichs nennt, – gegen ihn und die Mörder, die ihn begleiten.«

Der Mestize zuckte unmerklich die Achseln. Er wußte daß die Gesellschaft, an welche er diese Worte richten sollte, aus Mord und Grausamkeiten selbst ihren Feinden keinen Vorwurf machte und änderte daher die Botschaft in seinem Sinn.

»Der große Krieger der weißen Mutter,« sagte er, »grüßt die Häuptlinge der berühmten Nation der Apachen. Er hat gehört, daß sie in das Land seiner Feinde eingefallen sind und ist gekommen, um ihnen beizustehen.«

»Hugh! – Was brauchen wir die Hilfe der Bleichgesichter? Die Apachen sind Männer. Die Schwarzhaarigen fliehen vor ihrem Angesicht!«

Der Mestize fühlte, auf welchem gefährlichen Boden er sich befand. »Es ist wahr,« entgegnete er, »die Mexikaner können so tapfern Kriegern nicht widerstehen. Deshalb haben sie die stärksten Männer des Uncle Sam für Gold kommen lassen, um ihnen beizustehen.«

Ein Lächeln des Hohns glitt über die finstern Züge des Gileno. »Der Mischling redet Luft,« sagte er. »Der Uncle Sam ist ein Freund der Apachen, er hat ihnen Büchsen gegeben und Pulver zu diesem Kriege. Wie kann er seine Krieger gegen sie senden?«

Diese freundnachbarliche Politik der nordamerikanischen Freistaaten lag zu sehr in ihrer ganzen Verfahrungsweise gegen das von Parteien zerrissene Mexiko, als daß der Courier die Thatsache im Geringsten bezweifelt hätte. Es galt nur, sich aus der Schlinge zu wickeln, in die der Wilde seine Angaben gefangen hatte.

»Der Uncle Sam ist eine große Nation,« sagte er daher gelassen, »sie zählt viele Stämme, wie die der Apachen; sein Arm reicht weit, aber nicht so weit, daß er alle Fremdlinge hindern könnte, wenn sie im Norden kein Gold gefunden, hierher zu kommen, um das Gold im Lande der Apachen zu suchen und sie zu bekriegen. Ein großer Krieger aus dem Osten führt sie und diese Augen haben gesehen, daß sie zwei mächtige Donnerbüchsen mit sich gebracht haben.«

Wir haben bereits angeführt, daß die Uebereinstimmung dieser Nachrichten mit den kurzen Andeutungen Wonodongah's großen Eindruck auf die Indianer gemacht hatte. Dies zeigte sich auch in dem Schluß der Verhandlungen, denn der Graue Bär begnügte sich, nach kurzer Ueberlegung zu fragen:

»Ist dieser Mann ein berühmter Krieger in seiner Heimath?«

»Du wirst es erfahren in dem Kampf. Er folgt seinem Todfeind seit zwei Jahren über die großen Salzwässer, die kein Ende haben.«

»Hugh! Die Apachen haben von der großen weißen Mutter gehört. Und Du sagst, daß er ihnen Geschenke bringe von ihr?«

»Die Häuptlinge werden dieselben im Rath der Nation erhalten.«

»Gut!« Der Gileno trat einen Schritt auf den Engländer und seinen Diener zu, den die Indianer mit mehr Neugier noch betrachtet hatten, als den Herrn.

Makotöh legte seine flache Hand auf die Brust des Lords. »Mein Bruder ist willkommen,« sagte er – »Der wandernde Tod« – dies war der Name, den er in der bilderreichen Sprache seines Volkes dem bleichen und finstern Aussehen des unglücklichen Pairs zollte und der diesem während seines ganzen Verkehrs mit den Indianern blieb, – »wird mit uns die Pfeife rauchen und an unserer Seite seinen großen Tomahawk schwingen. Es ist Zeit zur Rückkehr!«

Fünf Minuten darauf war die Bande auf dem Wege zu dem Lager der Meskalero's. Der »Graue Bär« hielt seine Beute, die ohnmächtige Dolores, vor sich auf dem Pferde, der Lord, der Malaye und der Courier ritten auf den ihren, und der würdige Methodist mit seinem kentucky'schen Freunde wurden in höchst unangenehmer Weise quer über zweien der erbeuteten Pferde befördert, während die Zofe der Doña von einem der andern Krieger in derselben Weise, wie ihre Gebieterin, fortgeführt wurde.

Dies war der Zug der wilden Nachtgespenster, der an dem Kreuzträger und dem jungen Vaquero vorübersauste und in dem Dunkel der Nacht verschwand.

Der Kanadier hatte dem Reitertrupp drohend nachgeschaut, dann wandte er sich in eiligem Lauf der Stelle zu, wo die letzten brennenden Trümmer der Hütte des armen friedlichen Fährmanns eben in sich zusammensanken.

Der erste traurige Gegenstand, auf den sie stießen, war der in der gewöhnlichen Weise verstümmelte Leichnam der Schildwach. Die indianischen Krieger, welche auf den Befehl ihrer Häuptlinge in so weiter Entfernung von den Pferden gestiegen waren, daß deren Hufschlag auf dem hier nach dem Flußufer weicheren Boden nicht gehört werden konnte, hatten sich mit der gewohnten Schlaueit an den Mann geschlichen und ihn – ehe er einen warnenden Ruf ausstoßen konnte – ermordet. Sein Todesseufzer war der Laut, welcher zuerst den jungen Offizier aufmerksam machte.

Weiter hin fanden sie um die glühenden Trümmer der Hütte die Leichname der erschlagenen Begleiter der Sennora und des Offiziers. Das Gepäck der Dame war theils auseinandergerissen, umhergestreut und geraubt, wie die Habsucht und der Geschmack der Indianer es ausgewählt hatte, – die Todten allein bewachten die Ueberreste.

Während der Wegweiser sich genügend davon überzeigte, daß hier kein Menschenleben mehr zu retten sei, hatte der junge Mann einige Holzstücke der verbrannten Hütte zusammengestoßen und auf's Neue aufflammen lassen. In dem Licht untersuchten die beiden Männer nochmals auf das Sorgfältigste die Umgebung, und ein Ruf des jungen Mexikaners verkündete alsbald einen Fund. Es waren die beiden Büchsen des Methodisten und seines Gefährten nebst den Kugeltaschen, welche die vorsichtige Furcht Slongh's gleich nach dem ersten Angriff versteckt hatte, um den Anschein jedes Widerstandes zu beseitigen. Aber indem sie die Waffen zu dem Feuer brachten, vernahm das scharfe Ohr des Wegweisers das Knacken eines Zweiges im nahen Gebüsch und im Nu lag seine Büchse in der linken Hand, bereit sich zum tödtlichen Schuß zu erheben.

Noch einmal knackten die Zweige, es ließ sich indeß Nichts sehen, und der Wegweiser hob ungeduldig seine Waffe.

»*Parbleu*,« sagte er laut, »die Wölfe können es unmöglich schon sein, die der Blutgeruch herbeilockt, ein Indianer würde vorsichtiger seinen Fuß sehen. Also heraus was da drinnen im Gebüsch ist, oder ich gebe Feuer!«

»Kreuzträger – seid Ihr es wirklich?« ertönte da eine matte Stimme.

»Zum Henker, ja – wer sollte es anders sein? Aber wer ist der Jemand, der mich hier kennt? Heraus mit Euch!«

Die Gebüsche nach dem Ufer hin hatten sich bereits geöffnet, und heraus schwankte kraftlos und von Wasser triefend die Gestalt des Preußischen Offiziers.

Der Wegführer sprang auf ihn zu. »Um Himmelswillen, Monsieur,« rief er, den Adjutanten des Grafen erkennend, »Sie hier? wo ist der General?«

»In Guaymas – er liegt schwer krank danieder!«

»Und Sie, mein Offizier? was ist geschehen mit Ihnen?«

»Man hat mich gesendet, der Señora und dem Senator die Ursach der Verzögerung mitzuthemen. Leider konnte ich sie hier erst erreichen, und kaum eine Viertelstunde nachher geschah das Unglück. Meine Ehre ist auf immer verloren, ich kann nie wieder dem Grafen vor Augen treten.«

»Señor,« sagte der Veteran der Einöde ernst, »Sie sind an Jahren gegen mich noch ein junger Mann, wenn auch der Ernst des Lebens Sie schon schwer getroffen haben mag, wie Alle, die über das Meer hierher kommen. Deshalb kann ich Ihnen, einem Offizier sagen: Die Ehre des Mannes hängt nicht von äußeren Zufällen ab, sondern kann nur durch ihn selbst verloren gehen. Ich bin überzeugt, daß Sie ein tapferer Mann sind und was geschehen ist, kann nur dem Eigensinn eines Weibes zugeschrieben werden. Erzählen Sie mir, wenn es Ihnen gefällt, was vorgefallen ist.«

Der Offizier berichtete kurz die plötzliche Erkrankung des Grafen, seine Mission und die Scene des Ueberfalles. Fühlend, daß er nicht im Stande war, den Kräften des Wilden länger Widerstand zu leisten, hatte er in dem Ringen seinen Gegner nach dem steilen Ufer des Bergstromes gedrängt und mit einer plötzlichen Anstrengung sich mit ihm in das Wasser geworfen. Ein geübter Schwimmer war es ihm hier gelungen, den Indianer so lange unter

Wasser zu halten, bis dessen Umklammerung im Todeskampf sich löste, worauf es ihm gelang, sich zu befreien, sein Messer zu ziehen und sich des Feindes durch einen sicheren Stoß gänzlich zu entledigen. Zerschlagen, und blutend von dem Sturz und den Griffen des Wilden war es ihm nur mit großer Mühe gelungen, sich am Ufer empor zu arbeiten und in den Mongrove-Gebüsch desselben zu verbergen. Der Kampf war längst zu Ende und seine muthwillige Opferung wäre eine Thorheit gewesen. So hatte er bis zum Abzug der Wilden geharrt und dann sich aus dem Gebüsch gearbeitet, noch ungewiß, ob er auf Freund oder Feind treffen werde.

Jetzt aber, so zerschlagen und entkräftet er war, verlangte er dringend, die indianischen Räuber zu verfolgen, um sein Leben einzusetzen für die Dame.

Aber Kreuzträger war keineswegs dieser Meinung. »Allzugroße Hast, Señor,« meinte er, »schadet dem Erfolg. Merkt Euch die Lehre für Eure künftige Laufbahn, die hoffentlich an Jahren und an Erfolgen noch reich sein wird. – Was nützt es uns, jetzt die Spuren jener Räuber und Mörder mühsam aufzusuchen, ohne sie erreichen zu können? In drei Stunden bricht der Tag an und dann werden sie so deutlich vor uns liegen, als wären sie mit Wegsteinen oder der Axt an den Bäumen gezeichnet. Dann auch wird es uns eher gelingen, die ermüdeten Pferde aufzufinden, die sie unterwegs werden zurücklassen müssen und wir werden desto rascher sie verfolgen können. Bis dahin, Señor Teniente, nützen Sie die Zeit, durch einen kurzen Schlaf Ihre Kräfte zu stärken, nachdem ich erst einmal nach Ihren Wunden gesehen habe.«

»Schlafen – jetzt? und in dieser Umgebung?« frug der junge Mann schauernd.

Der Wegweiser zuckte die Achseln. »Ein Soldat kommt oft genug in die Lage, auf dem Schlachtfelde zu schlafen – und jene Todten thun uns Nichts mehr. Aber Diaz wird Sie eine Strecke hin in ein sicheres Versteck geleiten, wo weder Geister noch Menschen Sie finden sollen, bis wir selbst kommen, Sie zu wecken. Hier haben wir glücklicher Weise auch schon eine Waffe für Sie gefunden.«

Der junge Offizier fühlte selbst, daß ihm nach dem anstrengenden Ritt des Tages und dem Kampf eine Wiederherstellung seiner Kräfte dringend Noth that. Die Indianer hatten zwar die Todten bis auf die Haut geplündert, aber an der Stelle, wo die Pferde nach der Ankunft abgezäumt worden waren, um sich an Gras und Zweigen selbst ihr Futter zu suchen, fand sich zum Glück der kleine dunkle Mantelsack des Deutschen noch vor, der den räuberischen Augen in der Eile des Aufbruchs entgangen war, und der Offizier war wenigstens so im Stande, die nassen Kleider gegen trockene zu vertauschen.

Doch ließ er sich von dem Vaquero nicht eher hinwegführen, bis er dem Kanadier noch den Vorschlag gemacht, diesen nach der Hacienda zurückzuschicken, um vielleicht von dort aus eine Diversion zu Gunsten der Gefangenen zu veranstalten. Aber auch hierzu schüttelte der Kreuzträger ablehnend den Kopf.

»Wenn Sie es befehlen, Señor Teniente,« sagte er, »so muß es allerdings geschehen. Aber bedenken Sie selbst, daß der Bote unterwegs in die Hände der mörderischen Schurken fallen kann und daß selbst im besten Fall seine Nachricht keinen andern Erfolg haben wird, als die Angst und den Kummer des Senators zu vermehren; denn er darf auf das Ungewisse hin unmöglich die Hacienda von ihren Vertheidigern entblößen, während sie jeden Augenblick angegriffen werden kann. Verlassen Sie sich auf einen Mann, Señor Teniente, der noch stets das Ende des Weges erreicht hat, dessen Anfang er betreten. Wir wollen Donna Dolores ihrem

Vater zurückbringen, oder wenigstens die sichere Nachricht, wo sie zu finden ist, so wahr ich mein Gelübde in diesem Kriege zu erfüllen hoffe!«

Der Leser weiß jetzt, was Wonodongah bei der Rückkehr des indianischen Streifkorps in solche Aufregung versetzt hatte. Bei dem Schein des Feuers hatte er in dem Arm des grauen Bären jene Frau erkannt, deren Bild tief in seinem Herzen wohnte, die ihm ihr Leben verdankte und die er jetzt wieder in der Gewalt seiner Feinde sah, während er ein machtloser Gefangener war.

Mit einem Blick hatte er Alles begriffen und seine Erbitterung, sein Schmerz waren um so größer, als er sich selbst sagen mußte, daß seine Andeutung von der bevorstehenden Ankunft der Freischaar die Veranlassung zu dem nächtlichen Streifzug der Wilden, also auch zur Gefangennahme der Señora gegeben hatte.

Es war übrigens gut für sein Leben, daß Alles im Lager in diesem Augenblick mit der Ankunft der Gefangenen beschäftigt war, die alsbald von den Pferden gehoben wurden; denn hätte einer der Krieger seine drohende Bewegung gesehen, so hätte leicht ein Hieb mit dem Tomahawk sein Lohn sein können.

Der junge Häuptling faßte sich jedoch bald wieder, er sah ein, daß die Opferung seines Lebens für die stolze Spanierin, die ihn mit Verachtung von ihrer Schwelle getrieben, gänzlich nutzlos sein würde, aber er blieb mit gekreuzten Armen stehen, finster den Kreis betrachtend, der sich um die Gefangenen und die gemachte Beute gebildet, entschlossen, begierig, was jetzt geschehen würde und sinnend auf Mittel, die Dame zu retten.

In diesem Augenblick fühlte er seine Schulter leicht berührt und zur Seite blickend, sah er im Schatten der Felsen die zierliche und liebliche Gestalt seiner Schwester.

Obschon es nach ihrer Erziehung und Sitte gegen das Ansehen des Mannes ist, daß ein Krieger den weiblichen Mitgliedern der Familie jene Zeichen der Liebe und Freundlichkeit giebt, die im civilisirten Leben einen so großen Werth haben, konnte sich der Toyah doch nicht enthalten, die willkommene Annäherung des jungen Mädchens mit einem liebevollen Lächeln und einer freundlichen Bewegung seines Hauptes zu erwidern.

»Meine Schwester ist willkommen,« sagte er flüsternd. »Windenblüthe möge ihre Ohren öffnen und den Auftrag ihres Bruders hören, wenn sie nicht belauert wird von den Weibern der Apachen.«

»Sie sind dort – mein Bruder möge reden, Comeo wird gehorchen.«

»Sieht meine Schwester jenes Mädchen der Bleichgesichter, das der »Graue Bär« auf seinem Pferde getragen?«

»Ich sehe sie.«

»Es ist die »Feuerblume«. Meine Schwester hat von ihr gehört und von dem Hause ihres Vaters. Sie ist gestohlen worden und Wonodongah will, daß sie frei sei! Meine Schwester ist die Tochter eines großen Häuptlings, sie wird klug sein, wie die Schlange. Kann sie das Lager der Apachen verlassen?«

»Ich hoffe es mit Dir zu thun.«

»Windenblüthe wird allein gehn. Sie muß sich fortstehlen, ehe die Sonne aufgeht, und das steinerne Haus des großen Haciendero zu erreichen suchen. Dort wird sie sagen, was sie gesehen, und wo die Feuerblume sich befindet. Ich habe gesprochen.«

Das Mädchen faltete demüthig die Hände über ihrem dunklem Marmor ähnlichen Busen.

»Mein Bruder wird nicht verlangen, daß Windenblüthe ihn verläßt in der Stunde der Noth. Sie wird ausharren bei ihm und mit ihm fliehen oder sterben. Was ist das Leben Comeo's ohne ihn!«

Die Worte waren so hingebend und rührend, daß selbst das feste Herz des jungen Kriegers davon bewegt wurde. »Meine Schwester redet thörichte Worte,« sagte er mild. »Junge Mädchen wissen Nichts von den Plänen der Krieger. Hat Windenblüthe vergessen, daß ein Freund des Jaguar in der Nähe ist, und daß die Bleichgesichter, wenn sie die Feuerblume befreien, auch dem Jaguar das Leben bringen? – Comeo wird dem Wort des Letzten aus ihrem Stamme gehorchen.«

Die junge Indianerin versuchte keinen Widerspruch, sie beugte demüthig das Haupt zum Zeichen ihres Gehorsams und verschwand in dem Schatten des Felsens.

Unbeweglich gleich diesem blieb der Toyah auf seinem Platze stehen und sah den Häuptlingen entgegen, die jetzt auf ihn zukamen, hinter ihnen, halb getragen von zwei Kriegern, die stolze Tochter des Haciendero und Lord Drysdale, gefolgt von der ganzen Rotte, die in ihrer Mitte die andern Gefangenen und den Malayen führte.

EISENARM UND KREUZTRÄGER.

Die Sonne war seit etwa einer Stunde aufgegangen – um die Hacienda del Cerro war Alles einsam und still, nur das Wiehern der Rosse, die munter umher sprangen, das Brüllen der Stiere und das Blöken der Kälber in den äußeren Corralen unterbrach die tiefe Ruhe.

Von den Indianern ließ sich Nichts hören und sehen. Zuweilen erhob über die Mauern des Hofes sich der Hut und Kopf eines Vaquero oder eines der Abenteurer, die Gegend durchspähend, ob sich etwas Verdächtiges zeige; aber die ganze Nacht war vergangen, ohne daß die Apachen den Versuch gemacht hätten, die kleine Feste zu beunruhigen, und selbst die gefährlichste Stunde, welche die Wilden gewöhnlich zu ihren Ueberfällen wählen, die Zeit vor Tagesanbruch, hatte nicht das geringste Zeichen ihrer Nähe gebracht.

Desto unruhiger war der Besitzer dieses reichen Gutes. Stunde auf Stunde war vergangen, ohne daß seine beiden Späher zurückkehrten und ihm Nachricht von dem Schicksal seiner Tochter brachten. Abwechselnd war er fortwährend beschäftigt, die Anstalten zu einer kräftigen Vertheidigung der Hacienda zu vervollständigen, oder von der Höhe des Mittelbaues nach der Gegend hinaus zu spähen, von welcher der Reiterzug der Señora kommen mußte.

Nur mit Mühe konnte der alte Mayordomo ihn abhalten, sich selbst hinauszuwagen, und er beruhigte seinen Gebieter endlich nur dadurch, daß er ihm vorstellte, Kreuzträger und Diaz hätten offenbar ihre Wanderung, nachdem sie keine Spur der Señora getroffen, über die Fähre José's hinaus ausgedehnt, um der Haciendera entgegen zu gehen und sie zur Umkehr zu veranlassen.

Gleiche Ruhe, wie um die Hacienda selbst, herrschte auch in den nächsten Bergen und Thälern der Sierra. Diese Ruhe lag namentlich auf einem der letzteren verbreitet, das sich zwischen dichtbewachsenen Hügeln und Felsen schmal in die Bergkette hineinzog und in seiner Mitte von einem kleinen silberklaren Gebirgsbach bewässert wurde. Die Nebel des Morgens begannen sich selbst auf der tiefen Sohle des Thales zu zerstreuen, die Kuppen der Felsen erglänzten im Sonnenschein, der die üppigen Guirlanden der Lianen und die langen Behänge des Moores an den Zweigen der Bäume vergoldete und versilberte, – die Drossel

und der Spottvogel sangen ihr Lied, und die Thiere der Nacht – der heulende Wolf, die große Fledermaus, die Eule und das grimmige Katzensgeschlecht, das die Einöden bewohnt und im Dunkel zum Raube auszieht, – hatten längst ihre Schlupfwinkel wieder aufgesucht.

Um die Zeit, die wir am Beginn des Kapitels angegeben, wurde jedoch die Stille dieses heimlichen Gebirgswinkels durch den vorsichtigen und leichten Tritt einer jungen Indianerin unterbrochen, die – häufig stehen bleibend und scheu sich umschauend, – von der östlichen Seite des Thales ziemlich eilig herkam.

Es war eine schlanke zierliche Gestalt, nur mit dem gewöhnlichen Kattunrock und Hemd der Indianerinnen bekleidet, eine leichte Decke über die Schulter geworfen, an den kleinen schmalen Füßen weiche Moccassin's aus dem Leder des Reh's und mit bunten Muscheln und den Spitzen des Stachelschweines gestickt. Das junge Mädchen schien bereits einen weiten und anstrengenden Weg gemacht zu haben, denn als sie etwa in die Mitte des Thales gelangt war, wo der kleine Bach einen großen Felsblock umspülte, blieb sie tief Athem holend stehen, sah prüfend umher und setzte sich dann auf einen Stein am Wasser, die kleinen Füße, Gesicht und Arme in der frischen Fluth kühlend.

Während sie noch damit beschäftigt war, machte das Geräusch eines brechenden Zweiges oder knirschenden Kiesels sie emporschrecken, und als sie aufsprang und mit einer Bewegung, als wolle sie eilig die Flucht ergreifen, sich umschaute, sah sie wenige Schritte von sich einen jungen Mann stehen, dessen Farbe und Kleidung einen Europäer verkündete, denn sein Haar war hellbraun und sein Teint nur leicht von der Sonne gedunkelt. Der Fremde trug ein Jagdhemd von grünem Tuch, Büchse und Hirschfänger.

»*Ave Maria*,« sagte er freundlich mit dem gewöhnlichen Gruß und in gebrochenem Spanisch: »Fürchte Dich nicht, Kind! Niemand thut Dir Etwas zu Leide!«

Das Mädchen hatte offenbar zuerst entfliehen wollen, doch schien ihr jetzt ein anderer Gedanke gekommen. Sie zog ihre Füße aus dem Wasser, strich ihr langes, jetzt fessellos um ihren Kopf fließendes Haar aus der Stirn zurück und blieb dann regungslos stehen, während eine tiefe Röthe ihr Gesicht überflog, als sie dem musternden Blick des Fremden begegnete. Ihre Augen senkten sich mit einem Ausdruck von Schaam und Verwirrung zu Boden.

»Verstehst Du Spanisch?« frug der Jäger.

»Comeo's Ohren sind offen. Ihre Zunge ist nicht gebunden,« sagte schüchtern das Mädchen. »Aber sie versteht nur Wenig von der Sprache der Bleichgesichter.«

Der Mann lächelte. »Dann geht es Dir wie mir. Mein Spanisch ist noch herzlich schlecht! – Also Comeo heißest Du, wenn ich recht verstanden?«

Die Indianerin nickte.

»Und woher kommst Du?«

Die Indianerin beantwortete die Frage mit jener Taktik, die allen Töchtern Eva's, ob weiß oder farbig, angeboren scheint, durch eine andere Frage.

»Bist Du von der Hacienda del Cerro?«

»Nein, Comeo, ich bin ein Fremder in diesem Lande und durch einen Zufall oder vielmehr ein trauriges Ereigniß in diese Einöde gerathen. Aber sage mir vor allen Dingen, Mädchen, ob Du allein bist, oder Deine Freunde in der Nähe sind. Du hast ein gutmüthiges Gesicht, und ich gestehe, daß es mir gerade jetzt nicht sehr lieb wäre, mit Deinem Volke zusammenzutreffen.«

»Hellauge kann um sich schauen!«

Der junge Mann hatte sich trotz der Gefahr seiner Lage auf einen Stein gesetzt; – die freilich bei der gegenseitigen geringen Kenntniß des Spanischen ziemlich mühsame Unterhaltung mit der Indianerin schien ihn zu fesseln.

»Bist Du von den Indianos bravos,« frug er, »oder den Manos?«

»Comeo ist die Tochter der Comanchen,« sagte das Mädchen stolz.

»Die gehören, so viel ich weiß, zu unsern Feinden. So willst Du mich an Deine Brüder verrathen, damit sie meinen Scalp nehmen?«

»Comeo verräth Niemand, am Wenigsten den Fremdling, der ihr vertraut. Aber Comeo ist selbst in Gefahr – die Apachen würden sie tödten, wenn man sie ergriffe!«

»So bist Du auf der Flucht? – Dein scheues Aussehen verrieth es fast.«

»Windenblüthe will zu starken Freunden. Sie ist allein zu schwach, den Jaguar und die Feuerblume zu retten. Sie will nach dem steinernen Hause.«

Der junge Mann dachte einige Augenblicke nach; obschon er die Bezeichnung der Indianerin nicht verstand, schien ihre Erklärung ihm doch mit dem Zweck seiner Anwesenheit in irgend einem Zusammenhang zu stehen.

»Kannst Du mir sagen,« frug er endlich, »wen Du unter dem Namen der Feuerblume verstehst?«

»Es ist die Tochter des reichen Mannes, der in dem steinernen Hause wohnt, das die Bleichgesichter die Hacienda del Cerro nennen.«

»Señora Dolores?«

»Ich weiß es nicht, wie ihre Nation sie nennt. Die »Feuerblume« ist in die Hände der Apachen gefallen, der »Graue Bär« hat mehr als ein Weib in seinem Wigwam. Sie wird verwelken, wenn ihre Freunde sie nicht retten.«

Der Lieutenant von *Kleist*, – der Leser wird längst gewußt haben, auch ohne daß es besonders erwähnt worden, daß der junge Europäer der Adjutant des Grafen von Boulbon war, – wurde durch diese Nachricht sehr erregt. Nachdem Kreuzträger und der Vaquero übereingekommen waren, zunächst der Spur der Apachen zu folgen, um das Schicksal der Señora zu erkunden, ehe sie Nachricht nach der Hacienda brachten, hatten sie in Begleitung des Offiziers, den ein Paar Stunden Schlaf gestärkt, vor Tagesanbruch sich auf den Weg gemacht und waren bis in die Nähe des Lagers der Indianer gelangt. Hier aber hielt es der Kreuzträger für zweckmäßig, den einem solchen Geschäft nicht gewachsenen Europäer in einem sichern Versteck unterzubringen und seine weitere Forschung mit dem Vaquero allein fortzusetzen. Eine von Buschwerk bedeckte Felsspalte in dem kleinen Thal hatte dem Lieutenant zum Aufenthalt gedient und er hatte auch den Verhaltensregeln des Wegweisers strenge Folge geleistet, bis der Anblick der jungen Indianerin ihn reizte, seinen Versteck zu verlassen.

Die Nachrichten, die er so eben gehört, ließen ihn diesen Schritt nicht bereuen.

Um möglichst Genaues zu erfahren, setzte er sein Examen fort.

»Wenn Du eine Freundin der Señora bist,« sagte er – »wie kommt es, daß Du Dich überhaupt in dem Lager unserer Feinde befandest? Warst Du auch eine Gefangene und bist Du entflohen?«

»Ist es bei den Bleichgesichtern Sitte, daß die Schwester den Bruder verläßt, wenn der Tod ihn bedroht?«

»Ich verstehe Deine Meinung nicht.«

»Der Große Jaguar der Comanchen ist ein Häuptling, wenn die Zahl seiner Sommer auch noch gering ist. Der große Geist hat gewollt, daß er in die Hände der Apachen fiel. Soll Comeo fern sein, wenn sie ihren Bruder an den Marterpfahl stellen?«

»Der Häuptling, den Du den Großen Jaguar nennst ist also Dein Bruder?«

Sie machte ein Zeichen der Bejahung.

»Und er ist ein Feind der Apachen?«

Die Augen des Mädchens, sonst so sanft und freundlich, blitzten in wildem Haß. »Die Schwarze Schlange und der Graue Bär haben uns Vater und Mutter erschlagen. Wir sind die Letzten der Toyahs!«

»Kannst Du mir sagen, Kind, ob außer der Señora noch andere Gefangene von den Indianern in ihr Lager gebracht sind?«

»Zwei Männer! sie sollen die Qualen des Marterpfahls erdulden, aber es sind Weiber, die schreien und klagen werden, während ein Comanche die Thaten seines Volkes singt! Ein Bleichgesicht – in dessen Augen der Schmerz wohnt, – und ein Mann, dessen Hände seine Füße sind, kamen mit den Apachen. Aber es scheinen ihre Freunde und sie werden mit ihnen jagen und fechten in den Gebirgen. Sie haben Pulver und Flinten gebracht, rothe Decken und blitzende Perlen für die Weiber.«

Der Offizier biß finster die Zähne zusammen. »Die Schufte!« murmelte er. »Es ist der Lord und sein Diener, und sie vergessen sich so weit, gegen die Männer ihrer eigenen Farbe und ihres Glaubens mit indianischem Raubgesindel sich zu verbünden! – Aber Du hast mir noch immer nicht gesagt, wie Du hierher kommst?«

»Der junge Häuptling hat über das Leben der Seinen zu gebieten. Comeo folgt dem Befehl ihres Bruders. Sie ist aus dem Lager der Apachen entwichen, um Nachricht zu bringen nach dem steinernen Hause.«

»Höre mein Kind,« sagte der junge Mann und ergriff freundlich ihre Hand – »der Wille Gottes, oder des Großen Geistes, wie Du das allmächtige Wesen nennst, hat Dich offenbar nicht ohne Absicht hierher geführt. Ich sehe, daß ich Dir vollkommen trauen kann, und so will ich Dir sagen, daß auch ich und ein Paar wackere Männer darauf aus sind, der Spur der geraubten Dame zu folgen und sie wo möglich aus den Händen der Apachen zu befreien. Kreuzträger ist mit seinem Begleiter auf Kundschaft und Du mußt sie jedenfalls hier erwarten.«

Das Mädchen sah ihn aufmerksam und mit einer gewissen Furcht an.

»Hellauge redet von Kreuzträger. Ist dies der berühmte Krieger, welcher den rothen Männern den Tod bringt?«

»Er ist allerdings ein erbitterter Feind der Apachen, aber ein Mann von vortrefflichen Eigenschaften. Kennst Du ihn?«

»Ich habe seinen Namen gehört, wenn der Jaguar und Eisenarm von ihm redeten. Eisenarm wird sich freuen, mit ihm auf derselben Fährte zu sein!«

»Parbleu, das ist eine Neuigkeit, die mir sehr willkommen ist,« erklang mit heiterem Lachen eine fremde kräftige Stimme. »Wen zum Henker, Lieutenant, haben Sie denn da einstweilen zu Ihrer Kurzweil aufgegabelt? Sie hören ja so eifrig der braunen Dirne zu, daß die Apachen Ihnen hätten den ganzen Schopf nehmen können, eh' Sie nur eine Ahnung davon gehabt!«

Es war der Kreuzträger, der mit seinem Begleiter von der Felswand niederstieg, über die er in den Rücken des plaudernden Paares gekommen war. Der Offizier erhob sich mit leichtem Erröthen, sich so überrascht zu sehen, und versuchte eine Entschuldigung seiner Unvorsichtigkeit. Der Wegführer winkte ihm jedoch lächelnd. »Jugend ist Jugend,« sagte er, mit seiner Kürbisflasche einen Trunk kühlen Wassers aus dem Bach schöpfend und sich damit erfrischend. »Und *mort de ma vie*, Sie haben sich wahrhaftig keine häßliche Gesellschaft ausgesucht. Ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß es ein so liebliches Geschöpf unter den indianischen Squaws geben könnte. Aber wer ist sie, und wo kommt sie her und was weißt Du von *Bras-de-fer*?«

Das Mädchen mußte jetzt auf's Neue erzählen und der Kreuzträger hörte mit größter Spannung den Bericht, der ihm nicht allein die Gewißheit gab, daß die Señora mit ihrer Zofe ohne augenblickliche Gefahr für ihr Leben und ihre Ehre sich im Lager der Wilden befand, sondern auch, daß zwei Männer in der Nähe waren, von denen er schon so Vieles gehört, der eine freilich als Gefangener, aber der Andere der beste Kampfgenosse, den er sich wünschen mochte. Freilich wußte auch Comeo nicht, wo sich Eisenarm versteckt hielt, und war nur überzeugt, daß er sicher die Umgebung des Lagers und seinen jungen Freund nicht verlassen hätte.

Es galt nun einen Entschluß zu fassen. Die Mittheilung der jungen Indianerin, daß außer dem Engländer und seinem verkrüppelten Diener zwei andere Weiße in das Lager als Gefangene gebracht worden, über deren Person der Offizier genügende Auskunft gab, war eine Ursach großer Unruhe für den Wegweiser. Die beiden Strolche zögerten gewiß nicht, den Indianern, wenn sie damit auch nur eine Stunde ihres Lebens erkaufen konnten, Alles, was sie von der Expedition des Grafen wußten, zu verrathen.

»Wir haben uns ziemlich nahe bis an den Ort geschlichen,« sagte der Wegweiser, »wo nach der Beschreibung dieses Mädchens das Lager des Grauen Bären sich befinden muß. Zum Glück bemerkte Diaz noch zeitig genug eine der indianischen Schildwachen, bevor der Halunke uns bemerken konnte, und wir konnten uns vor seinen Teufelsaugen verbergen, bis wir den Rückweg antraten. Aber wir haben eine Entdeckung dabei gemacht, die mehr werth ist, als ein gewonnenes Gefecht. Diese Schufte sind schlimme Gegner in der Ebene, und wo sie sich auf die Schnelligkeit ihrer Pferde oder ihre Teufeleien verlassen können, aber sie sind schlechte Kletterer in den Felsen. An dem Ort, den wir durch einen Zufall ausgespürt, können wir der ganzen Bande Trotz bieten. Die Frage ist jetzt nur, ob wir nochmals versuchen sollen, uns in die Nähe ihres Lagers zu schleichen, um ihr Treiben zu bewachen.«

Es folgte eine kurze Berathung darüber, in welcher die beiden jungen Männer sich lebhaft für den Versuch aussprachen. Selbst Comeo zeigte deutlich den Wunsch, sie zu begleiten und ihre Gefahren zu theilen, um über ihren Bruder zu wachen.

Nach einiger Ueberlegung stimmte auch Kreuzträger dem Plane bei, denn es wäre gefährlich gewesen, das Mädchen seine Wanderung fortsetzen zu lassen. Da Comeo die Vorsicht gebraucht hatte, längere Zeit in der Rinne des Baches fortzuschreiten, ehe sie wieder das Ufer betreten, die Spuren der beiden Kundschafter auch nur thalaufrwärts führten und sie auf einem andern Wege über die Felsen zurückgekehrt waren, durften sie hoffen, daß die Apachen – auch wenn das Verschwinden Comeo's ihre Nachforschung erregt haben sollte, – diese nicht bis hierher fortsetzen würden. Uebrigens lächelte die junge Indianerin, als Kreuzträger diese Besorgniß erörterte, in eigenthümlicher Weise dazu und meinte, sie wisse gewiß, daß

ihr Verlassen des Lagers keine besondere Aufmerksamkeit erregt haben werde. Näher aber wollte sie nicht darauf eingehen.

Der Wegweiser erklärte jetzt, daß die geeignetste Zeit zum Aufbruch die Mittagsstunde wäre, wo die Hitze am stärksten, und die Indianer nach ihrer Gewohnheit im Lager dem Schlaf fröhnen, auch ihre Wachen am unaufmerksamsten sein würden. Bis dahin sollten sie sich in dem Versteck der Felsen zum Schlafen niederlegen und er wollte abwechselnd mit Comeo die Wache halten. —

Der Vormittag verging, ohne daß sich irgend etwas Besonderes ereignet hätte. Etwa eine halbe Stunde vorher, ehe die Sonne im Zenith stand, weckte die Indianerin die Schläfer, und sie machten sich sogleich fertig, ihre gefährliche Expedition zu beginnen.

Der Offizier, der so glücklich gewesen war, seinen Revolver in dem Gestrüpp am Ufer wiederzufinden, wo er ihn bei dem Ringen mit dem Wilden hatte fallen lassen, ehe er sich mit diesem in das Wasser stürzte, und der aus seinem Mantelsack genügende frische Munition mit sich genommen, zeigte der jungen Indianerin den Mechanismus der Waffe und gab sie ihr zu ihrer Vertheidigung, da sie am Leichtesten zu verbergen und zu handhaben war. Nachdem Kreuzträger und der Vaquero die Spuren ihres Aufenthaltes möglichst vertilgt, stieg die kleine Gesellschaft die Steinblöcke empor und nahm ihren Weg auf dem umbuschten nördlichen Rande des Thals gegen das Lager der Apachen zu.

Der Kreuzträger ging voran, Comeo und der Offizier folgten, und der junge Vaquero bildete den Schluß. Nach den Andeutungen des Mädchens hatte dieser, der in der Sierra wohl bewandert war, den Ort leicht erkannt, wo das Lager der Indianer war und konnte demgemäß dem Alten die Richtung angeben. Bei ihrer vorhergegangenen Recognoscirung hatte sich der Wegweiser, der in Folge seines Gewerbes ein sehr scharfes Auge für alle Merkmale einer Gegend hatte, überdies genügend orientirt, um mit seiner größeren Erfahrung den Führer zu machen.

Da sie wußten, daß die Mimbreno's und Meskalero's zusammen, die anderen Stämme aber sämmtlich südlicher lagerten, glaubten sie mit einem Bogen nach Norden sich am unbemerktesten dem Lagerplatz nähern zu können und täuschten sich darin auch nicht. Sie waren in der angegebenen Weise etwa zwei Stunden marschirt, wobei der Wegweiser sorgfältig alle Eigenthümlichkeiten der immer rauher werdenden Gegend, namentlich auch die Bette der kleinen Gebirgsströme prüfte, als sie nach ihrer Berechnung sich in der gleichen Linie mit dem Lagerplatz befinden mußten. Der Alte empfahl jetzt die größte Vorsicht, denn es galt nun, in den Rücken des Lagers nach dem Kamm der Sierra hin zu gelangen; man konnte annehmen, daß diese Seite von den Wilden weniger aufmerksam bewacht werden würde, da sie dort keine Feinde zurückgelassen hatten. Darauf baute auch der Wegweiser die Hoffnung, bis in die unmittelbare Nähe des Felsenkessels zu gelangen, in dem sich das Lager befand. Dagegen kannte er viel zu genau die Umsicht der indianischen Krieger und namentlich der beiden Häuptlinge, um nicht zu wissen, daß in den Richtungen, von denen her eine Gefahr oder Ueberraschung drohen konnte, gewiß keine Vorsichtsmaßregel versäumt worden war.

Der Weg war immer rauher und beschwerlicher geworden und die einzige Möglichkeit, die Höhe zu gewinnen, lag in den jetzt zum Theil trockenen Rinnen der Gebirgsbäche. Der Alte hieß seine Begleiter jetzt Halt machen und schlich allein vor, sorgfältig sich hütend, einen Stein zu verschieben, oder einen Zweig zu zerbrechen. Nach etwa zehn Minuten schon kam er zurück.

»*Caramba!*« flüsterte er ärgerlich – »es ist, wie ich mir dachte. Dort oben haben sie einen von den rothen Schuften hingestellt und es ist an ihn nicht heranzukommen, ohne aus hundert Schritt schon bemerkt zu werden, denn das Bett dieses Bachs läuft frei durch das Gerölle. Und doch ist es der einzige Weg, auf dem wir vorwärts kommen können, denn überall sind Felsen und unter einem solchen steht auch wohlgeschützt der rothe Halunke und spionirt hier herüber.«

»Ich sollte meinen, Ihre Büchse gliche doch leicht die Entfernung aus, Señor Kreuzträger,« meinte der Offizier, »und wenn Sie Ihres Schusses nicht ganz sicher sind, so lassen Sie mich den Versuch machen. Ich bin ein ziemlich guter Schütze.«

Der Alte lächelte. »Für einen Soldaten, Monsieur, das will ich gern glauben. Aber einen Hirsch zu beschleichen, ist ein leichter Ding als einen Indianer! Wenn ich von meiner Büchse Gebrauch machen wollte, wette ich Hundert gegen Eins, daß ich dem Burschen hinter jenem Steinblock her eine Kugel durch die Augenhöhle jagen würde, aber der Knall und das Echo in diesen Bergen würde uns sofort die ganze Bande auf den Hals ziehen. Wir müssen auf ein ander Mittel denken, seine Aufmerksamkeit abzulenken.«

»Ich will zu ihm gehn und sagen, ich hätte mich von dem Lager verirrt,« erbot sich die junge Comanchin. »Ich werde ihn bitten, mich dahin zurückzuführen.«

»Nein, mein Kind, das wäre viel zu gewagt für einen solchen Zweck. Das ist ein Mittel, das man vielleicht in einem wichtigeren Augenblick gebrauchen kann, wenn Du wirklich so viel Muth hast, um Deinen hübschen Kopf in dem ersten Eifer dem Tomahawkhieb eines Apachen auszusetzen, bis Du ihm eine passende Lüge in die Augen gestreut hast.«

»Es darf unter keinen Umständen geschehen,« erklärte der Offizier eifrig, – »das Mädchen würde sicher ermordet werden. Suchen Sie ein anderes Mittel, Kreuzträger.«

Der Alte sann kopfschüttelnd nach. »Es war eine Dummheit von mir,« meinte er endlich, »daß wir die Lasso's zurückgelassen haben. Eine gute Schlinge in der geschickten Hand dieses Burschen hier könnte uns jetzt vortreffliche Dienste leisten. Ich bin gewiß, daß seine Hand sie sehr gut zu gebrauchen versteht.«

Der junge Vaquero zeigte lachend die Zähne, während er die wollene Schärpe, die um seine schlanken Hüften gewunden war, zu lösen begann, »*Caramba*,« sagte er – »ich habe mehr als einmal eine Krähe im Aufflug gefangen! Wenn es sich nur um einen Lasso handelt, Señor Crucifero¹, – hier ist einer. Ein ordentlicher Vaquero wird nie ohne seine Riemen ausgehen, auch wenn es ihm verboten ist!«

Der junge Mexikaner brachte bei diesen Worten einen langen dünnen Strick, aus feinen Riemen von Hirschhaut geflochten, zum Vorschein, den er unter seiner Jacke um den Leib gewickelt getragen hatte.

»*Parbleu*,« fluchte vergnügt der Wegweiser, – »ich sagte es ja, der Bursche war klüger wie ich! – Nun höre, mein Junge, schleiche wie das Wiesel ohne Geräusch bis zu jener Felsecke und sieh Dir genau die Stelle an, wo der rothe Teufel die Wache hält.«

Der Vaquero warf sich, ohne ein Wort zu erwiedern, auf den Boden und glitt mit der Behendigkeit einer Schlange in der bezeichneten Richtung fort. Mit großer Spannung, ängstlich auf jedes Geräusch lauschend, erwarteten seine Begleiter seine Rückkehr. Aber das Lob des alten Mayordomo der Hacienda bestätigte sich in vollem Maße. Es waren noch nicht zehn Minuten verflossen, als der junge Mann wieder neben dem Wegweiser stand.

¹Kreuzträger.

»Ich habe ihn gesehn,« sagte er einfach, – »was soll ich thun?«

»Der Felsen, an den er sich lehnt,« erklärte der Kreuzträger, »ist etwa 20 Fuß hoch und fällt glatt ab. Getraust Du Dich, ohne Geräusch auf seine Höhe zu gelangen?«

»Man kann nicht mehr, als es versuchen! *Vamos!*«

»Gut – es muß gewagt werden! Ich gebe Dir eine Viertelstunde Zeit – ich weiß, Du bist ein guter Kletterer. Wenn Du glücklich oben angekommen bist, dann laß den Schrei des Steinadlers hören, wenn er sich auf seinen Horst senkt. In diesem Augenblick werden wir die Aufmerksamkeit des schuftigen Apachen auf uns lenken – Du hast Deinen Lasso, das Weitere ist Deine Sache!«

Der junge Mann, ohne um nähere Instruction zu fragen, zog das Ende des ledernen Strickes durch den eisernen Ring, rollte die Gewinde um seinen rechten Arm und begann dann mit leichtem unhörbaren Tritt die Felsenwand zur Linken zu ersteigen. Der Alte sah ihm mit großem Interesse und oft seiner Gewandtheit Beifall nickend zu, bis Diaz den Augen der Zurückgebliebenen entschwunden war.

»Es ist ein wackerer Bursche,« sagte er, »und ich fange an zu glauben, daß wir bald sein Zeichen hören werden. Indeß müssen wir uns bereit halten, ihm nöthigenfalls und auf alle Gefahr hin mit einem guten Schuß zu Hilfe zu kommen. Lassen Sie uns unterdeß so nahe schleichen, als es möglich ist, und wenn es dazu kommt, Señor Teniente, so lassen Sie mich meine Büchse gebrauchen.«

Dem Rath folgte sofort die Ausführung. Der Preuße entledigte sich auf die Anweisung des Alten seiner Schuhe, und alle Drei wanden sich nun geräuschlos bis zu dem Felsblock, welcher die Aussicht nach dem Posten der Apachen versperrte.

Kreuzträger hielt seine Büchse schußfertig im Arm und die junge Comanchin an der Hand. Alle Gehörsnerven schienen auf einen Laut von jener Seite her angespannt, und an dem besorgten Ausdruck seines Gesichts konnte man erkennen, welches große Interesse er an dem Ausgang des gewagten Versuches nahm.

Es mochte etwa eine Viertelstunde vergangen sein, als sich aus einiger Entfernung der Schrei des Steinadlers hören ließ.

»Gott sei Dank,« flüsterte der Alte. »Jetzt, Mädchen, gehe unbesorgt vorwärts, wir folgen Dir!«

Er stieß fast die junge Indianerin um den Felsblock und diese, seine Absicht errathend, that als setze sie unbefangen und arglos ihren Weg fort. Sie konnte höchstens fünf Schritte gethan haben, als der Kreuzträger dem Offizier winkte.

»Jetzt ist die Reihe an uns! Vorwärts!«

Er sprang um den Felsblock – und ein halblauter Triumphruf brach von seinen Lippen.

»Bravo, Junge! Gut gemacht!« Er sprang in langen elastischen Sätzen vorwärts, ohne sich um den Offizier zu kümmern, der mit Erstaunen an der gegenüberliegenden, etwa 120 Schritt entfernten Felswand einen dunklen Körper halb in der Luft zappeln und mit Armen und Beinen um sich schlagen sah.

Dem jungen Vaquero war es in der That gelungen, sich unbemerkt bis auf das Plateau des Felsens zu arbeiten, unter welchem der Apache stand. Hier gab er, nachdem er seine kurzen Vorbereitungen getroffen, das besprochene Signal.

Der Apache, ein kräftiger und erfahrener Krieger, denn nur einem solchen hatte die »Schwarze Schlange« diesen wichtigen Posten anvertraut, richtete den Kopf aufhorchend empor und sah sich um, den Vogel zu suchen, von dem er doch Nichts in dem blauen Aether bemerkte. In diesem Augenblick drang von der andern Seite her das Geräusch der nahenden Tritte Comeo's zu ihm. Er richtete sich auf und griff nach seiner Waffe.

Dies war der Moment, auf welchen der Kreuzträger und der Vaquero gerechnet hatten. Die Schlinge flog aus der Hand des jungen Mannes und legte sich um den Hals des Nichts ahnenden Wilden. In demselben Augenblick stemmte Diaz seinen rechten Fuß gegen einen vorspringenden Stein und zog den Strick mit allen Kräften an, so daß der Apache halb erdrosselt vom Erdboden empor gezogen wurde und aller Kraft und alles Haltes beraubt, an der Felswand vergeblich mit Händen und Füßen um sich schlug.

Aber diese Situation hätte nicht lange so bleiben können, denn die Anstrengung, lange oder nur bis zu seiner völligen Erdrosselung den schweren Körper in dieser Lage halten zu können, ging über die Kraft des Jünglings. Dies begriff der Kreuzträger mit einem Blick, und mit langen Sprüngen über den Raum eilend, der ihn von dem Wachposten trennte, stieß er dem Apachen sein Messer in's Herz, gerade als der Vaquero ihn wieder zu Boden fallen lassen mußte.

Dieser ganze Kampf war ohne einen weiteren Laut geschehen. Als der Lieutenant und das Mädchen herbeikamen, rührte sich der Wilde bereits nicht mehr und Kreuzträger wischte achselzuckend auf den fragenden, gewissermaßen vorwurfsvollen Blick des Preußen, sein Messer an dem dürren Grase ab. »*Mort dieu*,« sagte er – »es ging nicht anders! wenn der Halunke auch nur so viel Luft wieder gewonnen, um einen einzigen Schrei ausstoßen oder sein Gewehr in die Luft abschießen zu können, wären wir verloren gewesen. Sie können von der Hand eines Knaben nicht die Kraft eines Mannes verlangen! – Aber da ich ihn nicht allein zu Boden gebracht, zählt der Bursche natürlich nicht und ich kann anständiger Weise das Zeichen meiner Hand nicht auf seinem Leichnam zurücklassen. Komm herunter Diaz, – wir wollen den Körper in das Gebüsch verstecken und dann unsern Weg fortsetzen, der nun, hoffe ich, frei ist.«

»Es wird besser sein,« antwortete der Vaquero, »wenn Ihr den Todten an den Lasso bindet und ich ihn hier herauf ziehe. Sie werden ihn dann vergeblich suchen.«

»Das ist auch wahr, – der Junge hat Verstand wie Einer!« meinte der Wegführer, indem er sogleich an's Werk ging. »Holen Sie unterdeß mit dem Mädchen etwas Wasser aus dem Bach und versuchen Sie die Spuren so gut als möglich zu tilgen.«

Mit Hilfe Comeo's, die darin erfahrener war, als der Offizier, gelang dies. Diaz, der den todten Körper jetzt leichter in die Höhe winden konnte, ließ sich nach diesem Gebrauch an dem Lasso herunter und sammelte die Waffen des Getödteten. Comeo erhielt seine schlechte Flinte mit dem Kugelbeutel und die kleine Gesellschaft machte sich nunmehr wieder eilig auf den Weg, im Gerinn des kleinen Waldbach's ihren Marsch fortsetzend.

Bald waren sie auch bis zu der Quelle gekommen, wo er aus dem Gestein hervorbrach, und da dies auf der Höhe der Bergwand war, wußten sie, daß sie sich jetzt bereits im Rücken des Lagers befanden und änderten nunmehr mit großer Vorsicht ihre Richtung.

Der Kreuzträger hatte in der That richtig geurtheilt, als er annahm, die Apachen würden nach dieser Seite weiter keine Schildwachen ausgestellt haben. Sie konnten unbehindert vordringen und bald zeigte dem erfahrenen Wegweiser der über die Felsen und die Wipfel der

hohen Korkbäume und Eichen emporsteigende Rauch, daß sie sich in der unmittelbaren Nähe des Lagers im Grunde befanden. Während sie sich vorsichtig näherten, hörten sie das Wiehern der Pferde und das Gekreisch der Weiber, welche den Zug begleiteten.

Wir erinnern daran, daß die Expedition Kreuzträger's aus dem Thale erst gegen die Mittagszeit aufgebrochen war, um die Siesta der Wilden zu benutzen. Die Sonne senkte sich also bereits gegen Abend und es war etwa um die vierte Nachmittagsstunde, als sie auf der sehr ungleichförmigen Höhe der Felswände anlangte, welche die breite und dicht bewachsene Schlucht nach drei Seiten umgaben, in welcher der Kriegszug des Grauen Bären und der Schwarzen Schlange ihr Lager aufgeschlagen hatten, da der Platz einen eben so sichern Ort gegen einen Angriff, als ein gutes Versteck für eine Anzahl von drei bis vierhundert Personen bot, mit Wasser und Schatten genügend versehen. Vorsichtig recognoscirten Kreuzträger und der Vaquero jetzt die Höhe und es gelang dem ersteren, in einem dichten Buschwerk, das hier eine breite schroff einschneidende Felsspalte umkränzte, welche zugleich das Bett der Quelle bildete, die den Grund mit Wasser versah, ein Versteck zu finden. Die Höhe der Felsen betrug hier etwa 70 bis 80 Fuß, während sie auf der entgegengesetzten Seite, also über dem Zelt, das bisher dem gefangenen und verwundeten Comanchen zum Aufenthalt gedient, bedeutend geringer war. Doch waren dort die Felswände überhängender und schroffer.

Aus diesem Versteck, in welches der Kreuzträger seine Begleiter vorsichtig führte, nachdem auch Diaz von seiner Untersuchung zurückgekehrt war, vermochten sie den Grund der Schlucht vollkommen zu übersehen. Die kleine Cascade des Bachs fiel etwa in der Mitte, ein wenig mehr nach Norden zu herunter, sammelte sich auf dem Boden in einem natürlichen Steinbecken und floß dann nach dem breiten Ausgang der Schlucht zu, an dessen südlicher Seite sich ein Theil der Pferde der beiden Stämme mit den einfachen langen Lederstricken an die eingestoßenen Lanzen gebunden befand oder frei umherlief, denn da das Lager zum Aufenthalt für ein Paar Tage bestimmt war, hatten die Indianer sich die Mühe gegeben, eine Art Einzäunung aus einigen jungen Baumstämmen oder die Verbindung anderer mittels ihrer Lasso's herzustellen.

Wir haben bereits angedeutet, daß auf dieser Seite die Felswand der Schlucht niedriger, aber auch unzugänglicher war, als auf der nördlichen, wo sich die Gesellschaft des Kreuzträgers befand.

Die Felsspalte, durch welche das Wasser niederstürzte, bot in der Höhe den Anblick eines dichten Gewölbes von Laub und Rankenpflanzen.

Wie am Abend vorher brannten auf dem Grunde der Schlucht mehre Feuer, denn die Zeit kam heran, welche zur Hauptmahlzeit der Indianer dient, und die Apachen vertrauten genügend auf ihre Zahl und die Schwäche ihrer Feinde, um unbesorgt sich ihren Bedürfnissen zu überlassen.

Ueberdies hatten die Feuer noch eine andere schreckliche Bestimmung!

Die Krieger der beiden Stämme waren mit Ausnahme der ausgestellten Wachen vollzählig in dem Lager versammelt und bildeten verschiedene Gruppen. Die Häuptlinge saßen rauhend um das Berathungsfeuer – der Springende Wolf und der Fliegende Pfeil aber fehlten, überhaupt waren eben nur Meskalero's und Gileno's anwesend. Im Kreise der Häuptlinge befanden sich auch Lord Drysdale, der Courier Volaros und der Malaye. Alle drei Personen schienen von den Wilden mit großer Achtung behandelt zu werden. Comeo's scharfes Auge, das sofort den Bruder suchte, fand diesen eben so noch auf dem Stein in der Nähe des kleinen

Zelt sitzen, wie sie ihn in der Morgendämmerung zugleich mit dem Aufbruch des Fliegenden Pfeils, ihres rohen Anbeters, verlassen hatte. Er glich einer Statue, die keine Bewegung gemacht.

Das Zelt war geschlossen; da die Señoritta und ihre Zofe nirgends zu sehen war, schloß sie, daß dieselben nunmehr die Stelle ihres Bruders in seinem bisherigen Gefängniß eingenommen hätten.

Die Beute, die der Streifzug des Grauen Bären an der Fähre gemacht hatte, war offenbar jetzt vertheilt worden, denn mehre der wilden Krieger hatten sich auf das Seltsamste mit den Kleidungsstücken ihrer dort erschlagenen Opfer geschmückt und bewegten sich auf das Unbeholfenste darin. Einen besonders lächerlichen und grotesken Anblick aber boten die Weiber, die von ihren Männern die geraubte Garderobe der reichen Haciendera erschmeichelt oder ertrotzt und sich nun damit in der abgeschmacktesten Weise herausgeputzt hatten zu gegenseitigem großen Neid und Stolz, wie das unablässige Geschnatter ihrer Zungen bewies, deren Beweglichkeit keineswegs der einer europäischen Marktdame etwas nachzugeben pflegt.

Der komische Eindruck aber wurde, wenigstens für die kundigen Augen des Wegweisers sehr rasch wieder durch einen andern Anblick aufgehoben.

In der Mitte des Platzes hinter einem Feuer, das seinen Rauch und seine Hitze ihnen entgegen trieb, waren aus jungen Baumstämmen zwei Pfähle in die Erde getrieben, und an diesen standen, mit Leder- und Bastriemen gefesselt, die aller Kleidung beraubten Gestalten des Methodisten Slongh und des Kentuckiers Meredith.

Der erfahrene Blick des alten Wegweisers erkannte im Moment, daß die beiden Weißen bestimmt waren, die indianischen Martern und den Tod am Pfahle zu erleiden.

Wir müssen zur Erklärung dieses Beschlusses der Indianer einige Stunden und bis zu dem Augenblick zurückgehen, in dem die zurückgekehrten Häuptlinge mit dem Lord und den beiden gefangenen Mitgliedern der Expedition des Grafen Boulbon zu dem Comanchen traten.

»Mein Bruder ist ein junger Häuptling, aber er hat die Augen eines Adlers,« sagte der Graue Bär. »Die Bleichgesichter von jenseits des großen Salzwassers wollen den Schwarzhaarigen zu Hilfe ziehen – aber ihr Weg ist weit und sie werden zu spät kommen. Wenn die Sonne wieder aufgeht, wird das steinerne Haus des Vaters der Feuerblume in der Hand der Apachen sein.«

Der junge Mann würdigte seinen Feind weder einer Antwort noch eines Blickes, Er schaute stumm, die Lippen zusammengepreßt, die Augen erhoben, in den dunklen Nachthimmel.

»Die Apachen,« fuhr der Häuptling fort, »haben einen Freund unter den Bleichgesichtern gefunden, der ihnen das Kalumet bringt von der großen Mutter im Aufgang. Er hat die Rede des Toyah bestätigt – die Apachen wissen jetzt, daß er keine gespaltene Zunge führt. Sie kommen noch einmal, um ihm Vergessen der Schädelhäute zu bieten, die er genommen hat. Wenn der Jaguar sein Volk verlassen und in die Nation der Gileno's treten will, soll er nicht sterben. Er wird Theil nehmen an den Martern dieser beiden elenden Schwarzhaarigen.«

Er wies auf Slongh und Meredith, die vergeblich, der eine wimmernde Bitten, der andere wilde Flüche ausstoßend, sich in ihren Fesseln wanden.

»Ein Toyah ist keine Aaskrähe,« sagte der Comanche ruhig. »Was wird der Häuptling der Gileno's mit der Feuerblume machen?«

»Es ist Raum in seiner Hütte für eine junge Squaw. Sie wird die Mutter rother Kinder sein. Mein Sohn soll eine seiner Frauen haben – er hat ihrer drei.«

Wonodongah lachte verächtlich. »Geh!« sagte er – »das Haupt des Grauen Bären hat der Sommer genug gesehen, um zu wissen, daß die Hirschkuh sich nicht mit dem Coyoten paart. Es ist unwürdig eines Kriegers, ein Weib zu zwingen! Müssen die Mimbreno's das Blut der Bleichgesichter in den Adern haben, um zu Männern zu werden?«

»So verwirfst Du meinen Vorschlag?«

»Ein Toyah findet seine Feinde allein! Er wird auch den Weg in die grünen Gefilde des großen Geistes finden!«

Der Graue Bär, der aus einer gewissen rohen Sympathie die wiederholten Versuche gemacht, das Leben des jungen Mannes zu retten, dessen Vater er erschlagen, und den er für den tapfersten Krieger nach sich in den Prairien hielt, wandte sich unwillig von ihm. Es folgte jetzt der Befehl, die beiden weißen Frauen in das Zelt Wonodongah's zu führen. Slongh und der Kentuckier aber wurden auf den Rath des Mestizen herbeigeholt, um sie genau über die Expedition der Weißen zu befragen.

Volaros machte dabei den Dolmetscher. Der Methodist in der erbärmlichsten Todesangst erzählte willig Alles, was er wußte und gestand, daß die Expedition nicht vor dem Abend des nächsten Tages eintreffen könne. Was der Mestize über den Zustand des Grafen Boulbon den Indianern verdolmetschte, verfehlte übrigens nicht, einen mystischen Eindruck auf ihre ungebildeten Gemüther zu machen. Die Person des Führers der Expedition erhielt in ihren Augen dadurch eine große Bedeutung und sie nahmen an, daß er unter einem Zauber leiden müsse oder selbst leide.

Die beiden Gefangenen wußten überdies selbst nur Unbestimmtes über die Krankheit, da natürlich nur die Offiziere in die Nähe des Kranken zugelassen worden waren. Der Lord hatte, wie sich der Leser erinnern wird, erst durch die Beschuldigung des preußischen Offiziers davon erfahren und sein Interesse war hauptsächlich darauf concentrirt, daß der so lange gesuchte Pirat sich bei der Expedition befinden werde.

Es wurde demnach der Beschluß gefaßt, daß die Häuptlinge der Lipanesen und Mimbreno's sofort zu ihren Lagern zurückkehren und in der nächsten Nacht sich der Hacienda von Süden und Westen her nähern sollten. In der dritten Morgenstunde mit dem ersten Grauen des Tages sollte dann nach der gewöhnlichen Weise der Indianer gemeinsam der Angriff auf die Villa erfolgen. Da dies nur von Westen her mit Benutzung der Pferde geschehen konnte, mußten noch verschiedene andere Vorbereitungen getroffen werden. Man hoffte, die schwache Besatzung der Hacienda durch die fortwährende Aufmerksamkeit der letzten Tage ermüdet zu finden und sie so desto leichter zu überraschen.

Der Eifer der Indianer, die Hacienda zu erobern, war übrigens um so größer, als sie zwei ihrer Todfeinde hinter deren Mauern vermutheten: Eisenarm und den Kreuzträger. Die Anwesenheit des ersteren wenigstens in der Prairie war ihnen durch das Gefecht an dem Hügel des Moosbaums bekannt, und die furchtbare und verderbliche Nähe des Wegweisers aus dem blutigen Zeichen seiner Hand kund geworden, das man auf der Brust des erschossenen Wilden am vergangenen Nachmittag gefunden, und wovon ein Krieger der Lipanesen ihrem Häuptling Nachricht in das Lager der Mescalero's gebracht hatte.

Der »Fliegende Pfeil« und der »Springende Wolf« nahmen daher jetzt Abschied von ihren Bundesgenossen und kehrten zu ihren Stämmen zurück. Diese Gelegenheit benutzte Comeo, um unter dem Vorwand, den Worten ihres wilden Verehrers zu lauschen, ihn in der Dämmerung eine Strecke Weges zu begleiten und sich von ihm zu trennen und zu verschwinden.

Dies war auch die Ursach, weshalb ihre Abwesenheit nicht mehr den Verdacht ihrer bisherigen Gastfreunde erregt und eine Verfolgung veranlaßt hatte. Selbst der mißtrauische Häuptling der Mescalero's glaubte, daß sein verliebter Kamerad das Mädchen mit sich genommen habe.

Den Tag verbrachten die Indianer bis zur Mittagszeit mit allerlei Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Angriff, indem sie ihre Pfeile mit trockenem Moos umwanden, um damit Feuer in die Hacienda zu schleudern, einige unvollkommene Leitern oder vielmehr Kletterstangen zimmerten, und ihre Beile und Lanzen schärften. Die Weiber errichteten unterdeß die Pfähle, an welche die beiden unglücklichen Gefangenen, die für die späteren Stunden zur Marter bestimmt waren, gebunden wurden.

Der Methodist geberdete sich zur großen Freude und unter der Verhöhnung der Indianer überaus feig und jämmerlich. Er hatte gehofft, durch seinen willigen Verrath sein erbärmliches Leben zu erhalten und sah in den drohenden Anstalten sich bitter getäuscht. Bald rief er den Lord und den Courier und flehte sie kläglich an, sich für ihn zu verwenden, bald sang er in der Angst Bruchstücke geistlicher Lieder, – bald brach er in gotteslästerliche Verwünschungen seiner Thorheit aus, die ihn in diese Noth verlockt. Er versprach dem Engländer mit hundert Eiden, den Piraten Hawthorn ihm in die Hände zu liefern, wenn er ihn nur befreien wolle, – dem Mestizen goldene Berge, – ohne sie Beide im Geringsten zu rühren, denn der Lord, dem sein Zusammenhalten mit dem verbrecherischen Seeräuber nicht unbemerkt geblieben war, achtete nicht auf ihn und hatte auf den Rath des Mestizen beschlossen, sich in keiner Weise in das Verfahren der Indianer zu mischen, und Volaros lachte seine Todesangst aus, indem er wohl wußte, daß der ausgeplünderte Methodist Nichts zu bieten hatte.

Nur der arme Krüppel nahm Antheil an seinem Schicksal. Er rutschte zu den Füßen des Gefangenen, holte die Bibel aus seinem Gewand, die er nach seiner Taufe mit großer Mühe während der Irrfahrten mit seinem Gebieter lesen gelernt, und las ihm verschiedene Kapitel vor, ihn zur christlichen Ergebung und zur Vorbereitung für den Tod ermahnend, bis der darüber erboßte Heuchler ihn mit einem Fußtritt und den lästerlichsten Schimpfreden von sich stieß.

Der Kentuckier schien sich williger in sein Schicksal zu fügen. Er jammerte nicht feig um sein Leben oder den Schmerz, den ihm die festgeschnürten Fesseln verursachten, und grollte mit seinem alten Kameraden nur darüber, daß dieser ihn bei dem Kampf an der Fähre verhindert hatte, von seinen Kräften vollen Gebrauch zu machen und wenigstens ein Paar der Feinde umzubringen, ehe er selbst ihnen zum Opfer fiel.

So war die sechste Abendstunde heran gekommen, die Zeit, welche die Häuptlinge oder vielmehr Wis-con-Tah bestimmt hatten. Der Mediziner oder Zauberer des Stammes, eines seiner Geschöpfe, hatte verkünden müssen, es sei nöthig, daß die beiden weißen Gefangenen stürben, damit der böse Geist durch ihr Blut bewogen werde, den rothen Männern in dem bevorstehenden Kampfe den Sieg zu geben.

Es gehörte ferner zu der Politik des boshaften und grausamen Einäugigen, daß sowohl der Toyah, als die schöne Tochter des Haciendero und der Lord die Martern mit ansähen: der Jaguar, um seine Standhaftigkeit zu beugen, die Dame um sie zu erschrecken und in ihr Schicksal gefügig zu machen. Was den Engländer betraf, so sollte das blutige Schauspiel eine jener schrecklichen Prahlereien abgeben, welche die Indianer lieben.

Es wurden daher zwei der Frauen abgeschickt, die Señoritta und ihre Dienerin zu holen. Sie erhielten beide ihren Platz in der Nähe des Comanchen, der noch immer ruhig und unbeweglich auf seinem Felsblock saß.

Die schöne Dolores war sehr blaß, aber ihr Gesicht hatte nichts destoweniger den stolzen und entschlossenen Ausdruck behalten, der es auszeichnete. Da sie schon in Guaymas gehört, daß die Nation der Comanchen diesmal mit den Stämmen der Apachen sich zu dem Einfall in die Sonora verbunden hatte, konnte sie, – als sie am Morgen Wonodongah zum ersten Mal in dem Lager der Indianer erblickt hatte, – nicht anders glauben, als daß auch er jetzt auf der Seite ihrer Feinde stehe und vielleicht gar den Zug zu ihrer Entführung veranlaßt habe. Ein Blick tiefer und bitterer Verachtung aus ihren Augen traf daher den ehemaligen Tigrero, als sie an ihm vorüberging, und beugte seine sonst so stolze Stirn.

Die beiden Gefangenen waren, um ihre Marter oder ihre Todesangst zu vermehren, in der Weise an die Pfähle gebunden, daß zwar ihre Handgelenke auf dem Rücken fest und in das Fleisch einschneidend zusammengeschnürt, ihre Beine aber freigelassen waren. Eine kurze Schlinge hielt ihre gefesselten Arme an dem starken Pfahl so lose, daß sie sich in der Weite eines Schrittes etwa rings um diesen her bewegen konnten.

Nachdem sich jetzt die verschiedenen Gruppen der Krieger zu einem großen Kreis um die Unglücklichen auf einen gellen Ruf des Medicinmanns versammelt hatten, gab der einäugige Häuptling der Mescalero's das Zeichen zum Beginn des grausamen Schauspiels.

Als bald trat der Zauberer, begleitet von sämtlichen anwesenden Weibern der beiden Stämme, deren Zahl einige zwanzig betragen mochte, in den Kreis. Der Medicinmann war ein alter Bursche von groteskem Aussehen, seine lange hagere Gestalt mit Schlangenhäuten, getrockneten Kröten und Thierschwänzen seltsam behangen und aufgeputzt und an seinem Scalpzopf die Klapper einer großen Klapperschlange hängend. Er schlug eine kleine Trommel und führte mit allerlei wilden Sprüngen und Grimassen zum großen Entsetzen Slongh's den Zug der Weiber, deren jedes einen Feuerbrand und ein Messer in den Händen trug, drei Mal um die Gefesselten, denen die Häuptlinge mit ihrem Bundesgenossen, dem Lord, gegenüber saßen.

Als der Zauberer den dritten Rundgang vollendet, blieb er vor den Gefangenen stehen und hielt eine Anrede an dieselben, in der er sie glücklich pries, dem bösen Geist als Opfer für die vielen Verbrechen der Bleichgesichter gegen die rothen Männer zu fallen, und ihren Seelen befahl, als Boten nach den ewigen Jagdgefilden zu wandern und den Geistern der großen Krieger der Apachen zu verkünden, daß ihre Söhne im Begriff wären, sie an der Treulosigkeit der weißen Männer zu rächen und dieselben wieder über das Wasser zurückzutreiben.

Diese Rede blieb zwar sowohl dem Methodisten als seinem Unglückskameraden in ihrem Wortlaut unverständlich, aber sie war genugsam von der lebhaften und drastischen Zeichensprache der Indianer begleitet, um sie begreifen zu lassen, was ihnen bevorstand. Der würdige Methodist, der sich in seinem wechselnden Leben nicht selten in Gefahr befunden, aber stets Mittel in seiner Schlaueit erhalten, sich wieder herauszuwickeln, und dem es sonst an einem gewissen Muth nicht fehlte, fand sich hier von allen seinen auskunftsreichen Eigenschaften verlassen und hatte diesen unbarmherzigen Teufeln in Menschengestalt gegenüber alle seine Kraft verloren. Er war nahe daran, vor Schrecken wahnsinnig zu werden und weinte und zitterte wie Espenlaub. John Meredith antwortete dem Medicinmann mit einer grimmigen Verwünschung.

Jetzt gab der Letztere, indem er sich zurückzog, mit der Trommel ein Zeichen und gleich Furien stürzten die Weiber ihre Feuerbrände und Messer schwingend auf die beiden Opfer zu. Der Schreckensruf, der unwillkürlich den Lippen der Haciendera und ihrer Zofe entfloß, wurde durch das Angstgeschrei des Methodisten übertäubt, der glaubte, sein letzter Augenblick sei bereits gekommen, und sich vergeblich bemühte, indem er in der Schlinge um den Pfahl rannte, den Megären zu entkommen.

Aber so fürchterlich und drohend auch der erste Anschein war, so erwies sich das Ganze doch nur als eine vorläufige Komödie, welche die beiden Gefangenen in Schrecken setzen sollte. Die Weiber begnügten sich, mit den Messern und Bränden vor den Augen der Gefesselten umher zu fahren und ihre Haare zu versengen, und nur der Kentuckier, der zwei der Weiber mit kräftigen Fußritten weit von sich geschleudert hatte, wurde aus Bosheit dafür an empfindlichen Stellen seines Körpers mit den Bränden geschlagen und verletzt und brüllte vor Schmerz und Wuth wie ein Stier.

Der Lord hielt seine Augen fest auf den Boden gerichtet, um das traurige Schauspiel nicht anzusehen, das er nicht zu hindern vermochte. Wenn er auch trotz seines natürlichen Widerwillens gegen die Verbündeten seines Todfeindes Hawthorn Menschenfreundlichkeit genug hatte, um den Versuch zu machen, ihnen – wenn auch nicht den Tod, – so doch die schrecklichen Martern zu ersparen, zu denen sie bestimmt waren, so hatte ihm doch die sehr philosophische Erklärung seines Begleiters: daß sie vor Allem nöthig hätten, ihre eigenen Schädel zu wahren und sich deshalb auf keine Weise in das Treiben der Indianer mischen dürften, die Nothwendigkeit gezeigt, alle diese Regungen zu unterdrücken und sich in das Unabweisbare zu fügen, wollte er seine Zwecke erreichen und sich nicht selbst der größten Gefahr aussetzen.

Anders war es bei der jungen Haciendera. Der Anblick der vorstürzenden Furien hatte ihre Nerven erbeben lassen, sie dachte mit Schrecken daran, daß ihr möglicher Weise unter den Händen dieser Megären ein ähnliches Schicksal bevorstehen könne, und ihre Augen wendeten sich unwillkürlich wie Hilfe suchend auf den Mann, der sie schon einmal aus den Händen seiner wilden Landsleute befreit hatte.

Ihr Blick begegnete dem dunklen Auge des jungen Indianers, das fest und ernst auf sie gerichtet war.

Eine helle Röthe überflog ihr Gesicht bei der Erinnerung an die Art und Weise, wie sie jenen wichtigen Dienst durch seine Entlassung aus der Hacienda, den Schuß auf ihn in San Francisco und den unwürdigen Verdacht noch vorhin gelohnt hatte.

Es war, als ob der junge Häuptling ihre innersten Gedanken zu lesen verstanden hätte.

Ohne seine Stellung zu verändern, neigte er sein Haupt und sagte in dem leichten, aber ihr deutlich verständlichen Gutturalton seiner Redeweise und in spanischer Sprache:

»Die Feuerblume hat Nichts zu fürchten. Die Hände jener Weiber werden sie nicht berühren, denn sie wird ihre Königin sein.«

»Was willst Du damit sagen?« fragte die Donna, unwillkürlich erschauernd.

»Der Graue Bär hat sie zu seinem Weibe bestimmt. Sie wird den Wigwam eines Indianers theilen!«

»Nimmermehr – eher sterben!«

Der Toyah senkte das Haupt. »Die Feuerblume haßt die rothen Männer.«

»Nicht alle, Wonodongah – es giebt auch brave und gute Herzen unter den Indianern,« sagte das Mädchen hastig. »Du hast ein solches – um so schlimmer ist es, daß ich Dich jetzt unter unsern Feinden und mit ihnen verbündet sehen muß!«

Der junge Mann sah rasch empor und warf einen Blick der Ueberraschung auf sie. »Der Pfad der Apachen ist nicht der eines Toyah,« sagte er gekränkt. »Die Feuerblume sollte Wonodongah besser kennen. Er ist ein Gefangener des Grauen Bären, wie sie.«

Die Sennora schaute ihn betroffen an. »Ich hörte, daß die Comanchen im Bunde diesmal mit ihren alten Gegnern, den Apachen, seien?«

»Sie bekämpfen den gemeinsamen Feind – aber nicht Seite an Seite. Der Jaguar wird niemals auf dem Weg eines Mescalero gehen, es sei denn, er folgte der Spur, um seinen Scalp zu nehmen.«

»Aber wie kommst Du dann hierher?«

»Wie kommt die Feuerblume in das Lager des Grauen Bären? – ich wurde gefangen, als ich verwundet war vor acht Sonnen, weil ich den Rath Eisenarm's nicht hörte!«

Die Spanierin athmete hoch auf – sie kannte ihre Macht über diesen Sohn der Wildniß.

»Ich vertraue Dir ganz, Jaguar – Du wirst mich nicht verlassen. Lieber den Tod, als das furchtbare Schicksal, das Du mir vorhin angedeutet hast!«

Der junge Häuptling sah sie mit einem funkelnden Blick an. »Wird die Feuerblume wirklich zu ihrem großen Geiste gehen, ehe sie die Squaw des Grauen Bären wird?«

»Ich stieße mir lieber zehnmal ein Messer in's Herz. Aber – ich bin ein schwaches Weib und ohne Waffe!«

Der Indianer sah sich vorsichtig um, dann zog er das Messer, das er am Abend von seinem verborgenen Freunde erhalten, aus dem Gürtel, wickelte es geschickt aus der Schnur und warf es in ihren Schoos.

»Die Feuerblume wird niemals die Mutter apachischer Hunde sein! Sie darf dies Messer erst gegen ihr Herz wenden, wenn ihre letzte Hoffnung geschwunden. Es ist die Gabe eines Freundes!«

Dolores fühlte, welch' großes Opfer ihr der Gefangene brachte, denn diese Waffe bildete offenbar seine einzige Wehr. Sie sah ihn – vielleicht zum ersten Mal – mit einem Blick an, in dessen Ausdruck all' jener Racenstolz vor einem höhern Gefühl schmolz, das Nichts von dem Unterschied des Standes und der Farbe weiß, und sagte unwillkürlich mit tiefer Bewegung: »Nimm meinen Dank – mit der Macht mich zu tödten rettetest Du mir mehr als das Leben, das Du schon einmal erhalten. Aber sprich, was wird Dein Schicksal sein?«

»Wenn die Hacienda del Cerro morgen in den Händen der Apachen ist, wird der Graue Bär hören, wie ein Toyah sein Todeslied singt!«

»Die Hacienda in der Gewalt dieser Teufel! Man will Dich tödten? – Barmherziger Gott – und mein Vater« –

»Der Mann mit den hundert Häusern ist gewarnt. Die Schwester Wonodongah's ist heute Morgen nach der Hacienda entflohen. Die Feuerblume möge hoffen – das Auge eines Freundes wacht über ihr und Eisenarm . . . «

Ein entsetzlicheres Geschrei als das bisherige, unter dessen Schutz die Worte zwischen Wonodongah und der Tochter des reichen Haciendero gewechselt worden, unterbrach die fernere Mittheilung. Das gellende Hohngelächter und der Jubelruf der Apachen mischten

sich in diese Laute des Schmerzes und verkündeten den Triumph der Indianer, mit dem sie die Schwäche und Furcht ihrer gehaßten Gegner begrüßten.

Die Marterung des Methodisten und des Kentuckier's hatte während der kurzen Unterredung ihren Fortgang genommen. Die Weiber hatten zunächst ihre Feuerbrände nach den Füßen der Gefesselten geschleudert, und die Sprünge und Capriolen, mit welchen dieselben der gefährlichen Nähe zu entkommen suchten, erregte das Hohngelächter der Wilden.

Dann, auf einen Schlag des Medicinmannes auf seine Trommel, wurden die Weiber aus dem Kreise gejagt, die jüngsten Krieger traten vor und schossen mit ihren Pfeilen und warfen mit ihren Tomahawks nach den beiden Gefangenen.

Das grausame Spiel war zwar nur die Einleitung der wirklichen Todesmartern, aber so gefährlich, daß es oft bei Ungeschicklichkeit oder Bosheit den Tod herbeizieht. Die Aufgabe der jüngeren Krieger war, die Pfeile so geschickt zu schießen oder das Beil so sicher zu schleudern, daß sie zwischen den sich windenden und ausweichenden Gliedern des Opfers hindurchflogen, ohne sie ernstlich zu verletzen.

Nach wenigen Minuten bluteten übrigens Beide aus verschiedenen leichten Wunden, und als die Spitze eines Pfeils durch das Dickfleisch seines linken Oberarms drang, stieß der Methodist ein jämmerliches Geheul aus.

Dies war das Geschrei, das die Unterredung des Toyah mit der jungen Haciendera unterbrochen hatte. Es dauerte unter dem Hohngelächter der Wilden noch fort, als sich der Medicinmann mit einem brennenden Fichtensplitter aus dem Feuer bewaffnete, mit allerlei Beschwörungen und Zaubersprüchen den Brand um den Kopf schwang und auf den Kentuckier zustürzend ihm die scharfen Spitzen in das Fleisch seines Schenkels bohrte.

John Meredith brüllte wie ein angeschossener Stier und wand sich vor Wuth und Schmerz in den Banden, ohne den tückisch lachenden Gegner erreichen zu können, der seinen Beschwörungstanz um ihn hielt und sich zur Wiederholung der schändlichen Marter anschickte.

In diesem Augenblick geschah etwas Eigenthümliches.

Der Malaye, der bisher neben seinem Gebieter dem empörenden Schauspiel beigewohnt, schob sich in seiner gewöhnlichen Gangweise, in der er durch die Gewohnheit eine große Uebung und Schnelligkeit erlangt hatte, über den Raum, der die Schützen von ihren Opfern trennte, und warf sich an die Seite des Kentuckiers zwischen diesen und den Zauberer, den er zurück stieß. Dann erhob er sich, so weit er es vermochte, und indem er mit lauter Stimme den Namen Gottes und des Erlösers anrief und den 117. Psalm:

»Lobet den Herrn, alle Heiden! preiset ihn alle Völker!«

intonirte, zerschnitt er mit seinem Messer und einem einzigen Schnitt die Bande an den Handgelenken des Gefangenen und die sie an den Pfahl fesselnde Schlinge.

Selbst, wenn die Indianer vermocht hätten, diese rasche That zu hindern, würden sie es kaum gewagt haben, denn sie hatten von Anfang an die seltsame Gestalt des Krüppels mit einer Art abergläubischer Scheu betrachtet und ihn jenen Wesen zugesellt, denen sie keine Zurechnungsfähigkeit zutrauen und die daher ungestraft Alles thun dürfen.

John jedoch schien sich wenig um die Kehren christlicher Liebe und Barmherzigkeit zu kümmern, mit denen ihm der Malaye zu Hilfe gekommen war. Er fühlte sich kaum frei von seinen Fesseln, als er trotz seiner Erschöpfung und seiner Schmerzen wie ein Tiger über den Medicinmann herfiel, ihn an der Gurgel packte und zu Boden warf. —

In demselben Augenblick, in welchem der Kentuckier den indianischen Beschwörer zur Erde schleuderte und mit Fäusten und Zähnen seine Wuth an ihm auslieh, riß in der Verzweiflung vor dem Schicksal, das auch ihn bedrohte, der Methodist mit aller Kraft an seinen Fessein und fühlte plötzlich, daß sie sich lösten. Die Schneide eines der abgeschleuderten Tomahawk's hatte die Schlinge, die seine Arme mit dem Pfahle verband, halb durchschnitten, – ein kräftiger Ruck, und der ehrliche Slongh fühlte sich frei, wenn man das Freiheit nennen kann, daß er zwar Herr seiner langen Beine war, aber seine Handgelenke noch immer auf dem Rücken zusammengeschnürt blieben. Dennoch machte er sofort Gebrauch von der Freiheit der ersteren, krümmte seine hagere Gestalt zusammen und schoß – ohne sich um das Schicksal seines Leidensgefährten zu bekümmern, – wie ein Pfeil durch den Kreis der Apachen und stürzte sich nach der Felswand im Norden, die ihm am nächsten und zugleich die leichteste zu ersteigen war.

Wenn eine Bombe plötzlich in den Kreis der Indianer eingeschlagen wäre, und nach allen Seiten hin ihre todsprühenden Splitter geworfen hätte, würde das Erstaunen und die erste Betroffenheit der ganzen Bande nicht haben größer sein können.

Diese Erstarrung dauerte aber nur wenige Augenblicke. Schon in dem nächsten stürzte Alles wirr durch einander, die Einen suchten dem Zauberer zu Hilfe zu eilen, die Anderen jagte der befehlende Ruf des Grauen Bären hinter dem flüchtigen Methodisten drein.

Beides aber hatte seine Schwierigkeit.

Der Kentuckier hatte seinen Mann fest gefaßt. Obschon durch die lange Knebelung steif in den Gelenken, war er seinem Gegner an Muskelkraft doch mehr als das Doppelte überlegen, preßte ihm den Hals zu, daß ihm der Athem verging und die Augen sich aus ihren Höhlen drängten und war ganz unbekümmert um das eigene Leben, wenn es ihm nur gelang, sich vorher an dem Feinde zu rächen, der ihm die boshafte Marter angethan. Da sich Beide fest umschlungen hielten und fortwährend auf dem Boden übereinander wirbelten, war es überdies schwer, dem Beschwörer mit einem Hieb oder Stich zu Hilfe zu kommen, ohne vielleicht ihn selbst zu treffen.

Ein Kreis von schreienden und heulenden Indianern hatte sich um sie gebildet, als endlich der erfahrene Häuptling der Mescalero's dem Ringen ein Ende machte. Auf seinen Wink warfen sich zwei der Krieger zu gleicher Zeit mit ihren Körpern auf das verschlungene Paar und hielten es unter sich fest. Dann war es ein Leichtes, den Medicinmann aus den Fäusten des Kentuckiers zu befreien, was freilich ohne einige derbe Schläge auf dessen Schädel nicht abging, und während die Glieder John's fest zusammen geschnürt wurden, setzten einige Krieger den Zauberer ein Paar Schritte entfernt auf den Boden und die Weiber brachten Wasser herbei, um den noch immer halb erstickt nach Luft Schnappenden wieder zu sich zu bringen.

Als dies endlich geschehen, und seine Augen voll Gift und Wuth auf den unglücklichen Gefangenen gerichtet waren, reichte ihm die »Schwarze Schlange« sein Messer, deutete auf jenen und sprach ein einziges Wort.

Der Beschwörer stürzte sich mit satanischer Freude auf den Gefesselten, er setzte ein Knie auf seine Brust, faßte mit der Linken den vollen dicken Schopf seines Kopfes und zerrte ihn empor. –

Dann hörte man einen furchtbaren entsetzlichen Schrei – einen Schrei, der die Señoritta, die sich unwillkürlich bei dem Lärmen dicht an den Comanchen gedrängt hatte, fast ohnmächtig machte, obschon sie durch den dichten Kreis, der sich um den Henker und sein Opfer drängte, glücklicher Weise nicht sehen konnte, was vorging. Während der Schrei sich gräßlich wiederholte und der Kreis der Krieger und Weiber in einem höllischen Jubel ausbrach, erfaßte Wonodongah die Haciendera und trug sie mehr, als er sie führte, nach dem Zelt, indem er der vor Entsetzen zitternden und weinenden Zofe winkte, ihnen zu folgen. Er schob beide Frauen in dasselbe, und stellte sich, gleichsam als Schutz, obschon er unbewaffnet war, vor den Eingang, – denn er wußte, wie leicht der bloße Anblick der weißen Gefangenen in einem solchen Augenblick die entfesselte Blutgier der Indianer zu einer neuen Gewaltthat reizen konnte.

Die Wiederholung des gräßlichen Geschreies, das allmählig in ein Wimmern des Schmerzes überging, und der Jubel der Wilden wurde von der andern Seite her durch den Knall einer Büchse unterbrochen, dem gleich darauf ein zweiter folgte. Dann hörte man die mächtige Stimme Makotöh's, welcher die verfolgenden Krieger zurück und den ganzen Stamm zu den Waffen rief.

Am Fuß der nördlichen Felsen, von diesen herab gestürzt, lag die Leiche eines der Krieger, die sich auf die Verfolgung Slongh's gemacht hatten. Ein zweiter, durch die Brust geschossen, wand sich, krampfhaft an die Wurzeln einer Ceder sich anklammernd auf einem Abhang, den er bereits erstiegen.

Dann sahen die Apachen, die noch auf dem Grunde der Schlucht standen oder eben erst die Bergwand zu ersteigen begonnen hatten, die nackte Gestalt Slongh's hoch über sich. Die Todesangst, das drohende Geschrei der ihn verfolgenden Wilden schien ihm Flügel gegeben zu haben und wie von einem Instinkt geleitet, hatte er die einzigen Stellen gefunden, auf denen die Bergwand von dieser Seite her zu erklimmen möglich oder wenigstens leichter war, und mit blutenden, von dem scharfen Gestein und Dornen zerrissenen Füßen war er, obschon seine Hände noch immer gebunden waren und ihm keine Hilfe leisten konnte, wirklich bis auf drei Viertheile der Wand seinen Verfolgern voraus emporgelangt. Die unerwartete Hilfe, die ihm durch die zwei Büchschüsse von oben her wurde, und welche seine Verfolger aufhielt und zurückscheuchte, stärkte seinen Muth – jetzt aber sah er sich plötzlich, den Augen der Apachen unten im Grunde ausgesetzt, vor einer steilen, etwa sechs bis sieben Fuß hohen glatten Felswand stehen, die er ohne Anwendung der Hände unmöglich erklimmen konnte.

Der Methodist, von neuer Todesangst ergriffen, rannte um Hilfe schreiend, wie ein wildes Thier an der Wand hin und her, während ein Hagel von Kugeln und Pfeilen um ihn niederfiel, oder sich an dem Gestein abplattete.

Die Pfeile erreichten meist die Höhe nicht – mit den Feuergewehren gehen die Apachen nur sehr ungeschickt um und sind noch nicht daran gewöhnt. Dennoch war die Menge der Schützen immerhin gefährlich und nur die stets veränderte Stellung sicherte den Flüchtling noch vor einer wahrscheinlich tödtlichen Verwundung.

In dieser furchtbaren Lage, wo der Methodist außer Stande, seine Flucht fortzusetzen und zur Zielscheibe seiner Feinde geworden war, fiel die Schlinge eines Lasso, von unsichtbarer Hand geworfen, über seinen Kopf und seinen Hals. –

»Laß sie bis auf die Hüften hinabgleiten,« sagte eine Stimme halblaut aber verständlich, »dann versuche heraufzuklimmen.«

Der Methodist, schon mehr todt als lebendig, befolgte diesen Rath und ließ die Schlinge durch Schütteln über seine Schultern fallen; sogleich fühlte er sie angezogen, und sich emporgehoben.

Die Indianer im Grunde, welche diese Hilfe nur undeutlich oder gar nicht bemerken konnten, verdoppelten ihr Wuthgeschrei und ihre Schüsse, als sie ihr Opfer in einer unerklärbaren Weise an der steilen Wand emporsteigen sahen.

Plötzlich verlor der Methodist durch einen Pfeil in das Fleisch jenes Theils getroffen, den er den erstaunten Apachen bot, den Halt und schrie aufs Neue um Hilfe. Da streckte sich ein Arm oben aus dem Gebüsch, die kräftige Faust daran faßte ihn bei den langen Haaren, die eine so gewaltige Zierde in dem Wigwam eines Häuptlings abgegeben haben würden, und zog ihn, während der unbekannte Helfer sich in den Knieen und dann in ganzer Gestalt aufrichtete, auf die Höhe der Felswand.

Eine Minute lang stand der Methodist prustend, zitternd und halb erstickt neben seinem Retter, dann stieß ihn dieser in das Gebüsch zurück, während er selbst noch kurze Zeit stehen blieb und mit finstern drohenden Blick den unter ihm tobenden Haufen betrachtete, wobei er die Hand auf das Kreuz an seiner Brust legte und es seinen Feinden entgegen hielt.

Das wüthende und von Schrecken durchbebte Geschrei: »*el crucifero!*« belehrte ihn, daß man ihn erkannt. Alsbald machte sich fast die Hälfte der Krieger, ohne erst auf den Befehl ihrer Häuptlinge zu warten, auf die Verfolgung des furchtbaren Feindes ihrer Nation und begann die Bergwand auf's Neue zu erklimmen.

Der Wegweiser verschwand in dem Schutz des Gesteins und der Büsche. —

Wir haben oben erwähnt, daß die kleine Gesellschaft des Kreuzträgers, nachdem die Schildwache der Apachen so glücklich aufgehoben worden war, ungehindert die Höhe der Bergwand erreichte, welche die Schlucht umgab, und zwar nördlich von dem Felsspalt, durch welche der Gebirgsbach sich in die Tiefe drängte. Aus dem Versteck, das der Wegweiser aufgefunden, vermochten sie den ganzen Grund und die Vorgänge in demselben, so weit es das Laub der Bäume gestattete, ziemlich genau zu übersehen.

Die größte Vorsicht und Regungslosigkeit war natürlich ihr bester Schutz und der Kreuzträger empfahl daher wiederholt seinen Begleitern, sich nicht zu rühren.

Sie hatten sich bald überzeugt, daß Señora Dolores und ihre Dienerin unverletzt als Gefangene sich in den Händen der Wilden befanden. Mit großem Interesse betrachtete der alte Wegweiser den jungen Comanchen, dessen Gestalt zwischen der wilden Umgebung in der Nähe der Señoritta ihm seine Schwester bezeichnete, und von dem der Ruf der Wüste ihm schon so manche tapfere und edelherzige That berichtet hatte, ohne daß sich bisher Gelegenheit gefunden, mit ihm oder seinem noch berühmteren Freunde zusammenzutreffen; mit ziemlicher Gleichgültigkeit aber die Vorbereitungen, welche zur Marterung des Methodisten und des Kentuckiers getroffen wurden. Seine Lebensweise und die fast täglichen Gefahren derselben hatten sein Gefühl für dergleichen abgestumpft und weder Slongh noch John Meredith hatten von Anfang besonders hoch in seiner Achtung und Freundschaft gestanden. Er hätte also höchst wahrscheinlich zu ihrer Rettung oder Rächung schwerlich eine Ladung Pulver verschwendet und sich der Gefahr, selbst gefangen zu werden, ausgesetzt, wenn nicht der Offizier eingeschritten wäre.

Schon bei dem Beginn der Marter wollte der junge Mann auf jede Gefahr hin den Unglücklichen zu Hilfe eilen und konnte nur mit Mühe von dem Wegweiser zurückgehalten werden. Als aber das schreckliche Drama sich entwickelte, Meredith mit dem Beschwörer rang und es Slongh gelungen war, die Flucht zu ergreifen, erklärte der Offizier fest, daß seine Ehre fordere, einem Christen und Weißen auf jede Gefahr hin beizustehen, und ehe es der Kreuzträger verhindern konnte, schoß er aus dem Versteck den ersten der verfolgenden Wilden nieder.

Der zweite Schuß, der gleich darauf und mit eben so sicherer Hand abgefeuert wurde, kam von dem Vaquero. Als der Wegweiser nun sah, daß ihre Anwesenheit nicht mehr zu verbergen war, zeigte er sich auch geneigt, dem Flüchtling beizustehen, und wir haben gesehen, auf welche Weise dies geschah.

Kaum war Kreuzträger von seinem exponirten Platz zurückgesprungen, als er auch sofort seine Büchse aufraffte, Windenblüthe Gewehr und Kugelbeutel des erstochenen Wachpostens an den Methodisten geben hieß, und die schleunigste Flucht befahl. »Wir haben kaum zehn Minuten Vorsprung, Señor Teniente,« sagte er – »und der Graue Bär ist kein Bursche, der sich von dem Unerwarteten lange in Schrecken setzen läßt. Jetzt gilt es, unsere Beine zu rühren, obschon ich, wenn der liebe Herrgott kein Wunder an uns thut, keinen Dollar für unsere Kopfhäute geben möchte.«

»Wir verlassen uns ganz auf Ihre Umsicht und Treue,« erwiderte der Offizier, etwas beschämt durch das Gefühl der Unvorsichtigkeit seiner, wenn auch edelherzigen Handlung. – »Wir werden Ihren Bestimmungen folgen und wenn es sein muß, als Männer sterben. Nur versuchen Sie, dies arme Mädchen zu retten!«

Die Worte waren schon während des eiligen Vordringens der kleinen Gesellschaft gesprochen und versöhnten sofort den Unwillen des Wegweisers, der nur immerfort zur höchsten Eile mahnte und Diaz befahl, den Schluß des kleinen Zuges zu bilden.

Ihre Flucht ging so eilig vorwärts, daß weder der Offizier noch der Vaquero Zeit fanden, ihre Gewehre wieder zu laden. Instinktmäßig hatte der Wegweiser die Richtung um den Rand der Schlucht her in einiger Entfernung von diesem und nach deren anderen Seite gewählt, indem er Allen empfahl, bei ihrem Lauf die gewöhnliche indianische Reihe zu bilden und Jeder möglichst in die Fußspuren des Vordermanns zu treten, um so die Indianer wenigstens für die ersten Augenblicke über ihre Anzahl zu täuschen. Die Steinblöcke und dichten Schlingpflanzen machten zwar ihren Weg sehr schwierig und hinderten die schnellen Bewegungen, indeß mußten ihre Verfolger, deren Geschrei von unten und der verlassenen Bergwand her man deutlich hörte, unter denselben Uebelständen leiden.

Sie waren ungefähr so zehn Minuten vorwärts gedrungen und konnten aus dem Rufen ihrer Verfolger entnehmen, daß dieselben jetzt gleichfalls sich auf der Höhe der Bergwand befanden, als der Wegweiser an der Spitze des kleinen Zuges plötzlich stehen blieb.

»Es ist zu Ende, Kinder,« sagte er finster – »eine andere Richtung einzuschlagen ist zu spät – vorwärts können wir nicht mehr, und so bleibt uns denn nur noch übrig, unser Leben so theuer zu verkaufen als möglich!«

»Was ist geschehen, Monsieur Kreuzträger?« frug der Offizier hastig. »Warum geben Sie auf einmal alle Hoffnung auf?«

»Sehen Sie selbst!«

Er wies vor sich hin auf den Boden.

Von dem niedern Buschwerk bisher verdeckt gähnte dort die tiefe Felsspalte, auf deren Grund der kleine, aber wilde Gebirgsbach zur Schlucht hinab schäumte. Der Rand der Spalte, auf dem sie sich befanden, war zwar höher als der gegenüberliegende, die Breite jedoch eine zu bedeutende, als daß selbst der beste Springer im Anlauf sie hätte überspringen können. Eine Umgehung des Hindernisses war gleichfalls nicht möglich, denn die Zerklüftung zog sich weit hinein in die Berge, und an der ohnehin schroff abfallenden Felswand hinab zu klimmen, um an der andern Seite wieder den zweifelhaften Versuch zu machen, emporzusteigen, hätte geradezu geheißen, sich in eine Falle werfen, in welcher ihre Verfolger sie mit aller Bequemlichkeit niederschließen konnten. Mit dem ersten Blick hatten Alle so gut wie der Wegweiser selbst diese Umstände begriffen.

Kreuzträger blickte umher nach den besten Verstecken, die sie zu dem bevorstehenden Kampfe wählen könnten, aber der Platz war auch dazu sehr ungünstig. Nur einzelnes niederiges Gebüsch bedeckte hier den Boden, die wenigen Rothtannen, welche am Rande der Schlucht emporgewachsen, hatten die Orkane oder der Zahn der Zeit niedergebrochen; nur auf der andern Wand standen noch einige kräftige junge Stämme empor, aber unerreichbar für sie und selbst einen Lassowurf, der hier überdies Nichts helfen konnte, da die Schlinge kein Ziel gefunden hatte. Einzelnes dünnes Gestäng einer kleinen Eichenart mit zähem Holz, die auf den Bergen zu wachsen pflegt, bildete ihren einzigen Schutz.

»Die Büchsen, Kinder, ladet Eure Büchsen,« sagte der Wegweiser, – »und nehme jeder ein Versteck so gut wie er es findet, – Du Mädchen kauere Dich hinter diesen Stein! in wenig Minuten werden sie hier sein!«

Der Offizier und der Vaquero hatten in der That noch nicht Zeit gehabt oder versäumt, auf der Flucht ihre Gewehre wieder zu laden, die sie zum Schutz des Methodisten auf die Apachen abgeschossen hatten. Diaz begann sofort dies nachzuholen, auch der Preuße that dasselbe und trat dabei näher zu seinem alten Begleiter.

»Sind Sie im Stande, die Teufel uns fünf Minuten noch vom Leibe zu halten, Kamerad?«

»Gewiß – auch zehn! Die Vordersten werden sich hüten, ohne genügende Deckung in den Bereich meiner Büchse zu kommen!«

»Das genügt! Nehmen Sie mein Gewehr noch – es sind drei Schüsse, wenn Diaz Ihnen hilft. Ich werde unterdeß die Felsspalte überspringen und die Schlinge des Lasso's an jener Tanne befestigen!«

»Das wäre ein unsinniger Versuch, junger Mann, und Sie würden dabei nur Hals und Beine brechen. Die Spalte ist hier mindestens zwanzig Fuß breit und kein menschlicher Fuß kann im Sprung jenes Ufer erreichen.«

»Ich bin schon weiter gesprungen,« sagte lächelnd der Offizier – »das Turnen hat doch sein Gutes! Aber tauschen Sie Ihr Messer mit mir – das Ihre ist schwerer – und hier meine Büchse!«

»Ich weiß nicht, was Sie beabsichtigen,« erwiderte der Alte, »aber wenn es auch nur zu Ihrer und des Mädchens Rettung genügt, die rothen Schurken noch einige Minuten zurückzuhalten, die wir dort schon heulen hören, soll es geschehen. Hier ist das Messer und nun her zu mir, Diaz!«

»Wenn Sie mich rufen hören, so ist es gelungen, und dann folgen Sie uns!« sagte hastig der Offizier noch und dann stürzte er mit dem schweren Messer nach den jungen Stämmchen, deren Anblick ihm den rettenden Gedanken eingegeben hatte.

Er hatte im Nu den längsten und kräftigsten sich ausgesucht und während er mit der schweren Klinge ihn an der Wurzel abhieb und von den Zweigen befreite, knallte bereits die Büchse des Kreuzträgers, der eilig wohl zweihundert Schritt weit auf dem Weg, den sie gekommen, den verfolgenden Apachen entgegen gegangen war, und der Todesschrei, der dem Schuß folgte, bewies, daß der Alte sein Ziel nicht verfehlt hatte.

Der Lieutenant sprang jetzt mit dem etwa 9 bis 10 Fuß langen festen und zähen Stock nach der Stelle, wo er das Mädchen und den zitternden Slongh verlassen hatte und wenige Worte genügten, wenigstens die erstere über sein Vorhaben und die Hilfe, die sie dabei leisten sollte, zu verständigen. Sie hob wie bittend die Hände zu ihm und bedeckte dann die Augen, um nicht den gefährlichen Versuch zu sehen, der junge Offizier aber wußte, daß hier jeder Augenblick kostbar war, denn schon krachte ein zweiter Schuß, und nochmals an den Rand der Felsspalte tretend, gerade an der Stelle, wo sie von Gebüsch frei war und etwa fünf Fuß unter dem Rand ein Felsblock aus der Felsmauer hervorsprang, maß er mit raschem Blick die Entfernung und die Bildung der gegenüberliegenden Wand, – nahm zurücktretend einen kurzen Anlauf und sprang, die Spitze seines Springstocks auf den vorragenden Stein setzend, mit gewaltigem Schwung hinaus in die Luft.

Die Entfernung war jedoch größer, als er gedacht. Trotz seiner Geübtheit und des gewaltigen Schwunges, den er sich gegeben, erreichte er nur mit dem halben Fuß die gegenüberliegende Wand, und nur die rasche instinktartige Entschlossenheit, daß er den Springstock fallen ließ und mit beiden Händen die Zweige der an der Wand emporwachsenden Tannen erfaßte, rettete sein Leben. Seiner Turnergeübtheit gelang es, sich an den erfaßten Zweigen und Aesten fort zu helfen und festen Boden zu erreichen. Hier klimmte er zu der nächsten Tanne, die einer Stelle gegenüberlag, an der auf dem andern Rande der Schlucht sich der Stumpf eines vom Sturm abgebrochenen und in die Tiefe gestürzten Baumes befand, riß die lange seidene Chinachärpe ab, die seinen Gürtel bildete und rief Comeo zu, ihm den Lasso zuzuwerfen. Eine aufrichtige herzliche Freude zeigte sich trotz der gefährlichen Lage, in der sie sich, befanden, auf dem Gesicht des Mädchens, als sie den Offizier gesichert auf der andern Seite der Schlucht erblickte, und gewandt warf sie, bis an den äußersten Rand ihrer Seite tretend, ihm die Schlinge des Lasso's zu. Der junge Mann hatte indeß seinen Gürtel um einen der schlanken, aber festen Stämme geschlungen, knotete ihn in dem Ringe des Lasso's fest und verlängerte dadurch den Strick so bedeutend, daß Comeo vermochte, das andere Ende um den Baumstumpf zu knüpfen.

Es war – so schnell auch alle diese Vorgänge ausgeführt worden, – doch die höchste Zeit, denn der dritte Schuß des Wegweisers, dem der Knall mehrerer Gewehre der Apachen antwortete, kam bereits aus größerer Nähe und bewies, daß die Vertheidiger der fliegenden Brücke bereits zum Rückzüge gezwungen waren.

Zu einer solchen wurde in der That der Lederstrick, den die Klugheit oder Gewohnheit des jungen Vaquero so glücklich mitgenommen hatte. Der Offizier rief der jungen Indianerin zu, an ihm sich nach dem andern Ufer gleiten zu lassen, aber die Furcht Master Slongh's, der noch immer in seinem adamitischen Kostüm sich befand, überwog jede Rücksicht; der Methodist stieß das Mädchen zur Seite, hing sich an den Strick und legte an demselben den gefährlichen Weg zurück, worauf er alsbald an der Wand emporklimmte und sich in das nächste Dickicht warf, ohne sich um das Schicksal seiner Retter und Gefährten zu bekümmern.

So aufgebracht Arnold von Kleist auch über diese selbstsüchtige Handlungsweise war, so hatte sie doch das Gute, ihn zu überzeugen, daß der Strick fest hielt. Im nächsten Augenblick war auch Comeo bei ihm und er ließ den Ruf erschallen, den er als Signal dem Kreuzträger versprochen hatte.

Der Wegweiser und Diaz kamen sofort über die kurze Fläche gesprungen, die ihren Kampfplatz von dem Rande der Schlucht trennte. Diaz blutete aus einer Pfeilwunde an der Wange. Beide hielten ihre Büchsen, Kreuzträger deren zwei – aber sie waren sämtlich entladen und es war keine Zeit, die Kugeln hineinzustoßen. Der Kreuzträger sah sich um, da er im ersten Augenblick nicht entdecken konnte, wohin seine Freunde verschwunden waren.

»Hier! hier!« rief der Offizier, um ihm den Weg zu zeigen.

Mit einem Blick hatte der Wegweiser die Weise des Uebergangs erkannt. »Brav gemacht, mein Junge,« rief er – »aber nun fort in die Gebüsch, denn dort kommen sie! – Hinüber, Diaz – Du nüttest dort drüben mehr! Fort – ich befehle es!«

Der junge Mann, der anfangs gezögert, warf sich auf diese Worte an den Strick und ließ sich hinüber gleiten, während Arnold von Kleist bereits das Mädchen auf den Rand der Schlucht hob und sie drängte, sich in das Buschwerk zu flüchten.

Der Kreuzträger versuchte nicht erst, sein Entkommen auf gleiche Weise zu bewerkstelligen, denn die Verfolger waren ihm zu nahe. Er wandte sich um, ließ seine Büchse fallen, und faßte das Gewehr des Offiziers, das er in der Hand getragen, bei dem Lauf. Ein Sprung zur Seite, rettete ihn vor dem Tomahawk, den der vorderste Apache – es waren drei Krieger, die in wenigen Schritten Entfernung von einander in Folge ihrer größeren Gewandtheit oder Schnelligkeit dem Haufen ihrer Kameraden vorangekommen waren, der sich auf die Verfolgung gemacht – gegen ihn schleuderte.

In dem Augenblick, wo er zur Seite sprang, hob er auch die Büchse und schmetterte den Kolben in gewaltigem Schwung auf den Schädel des Apachen nieder, der den Tomahawk geworfen.

Der Indianer stürzte ohne Laut todt zu Boden, das Gehirn bespritzte den Wegweiser, der jedoch nur den Lauf der Waffe in der Hand behielt, denn der Kolben war unter dem furchtbaren Schlage gebrochen. Er hatte nicht einmal Zeit, die verstümmelte Waffe fortzuwerfen, denn bereits war der zweite seiner Gegner an ihm und er konnte dessen Hieb nur dadurch pariren, daß er den Lauf vorhielt. Der Indianer hatte im Sprung zugeschlagen – Kreuzträger stieß ihm den zerbrochenen Schaft in's Gesicht, ließ denselben fallen und griff nach seinem Messer. Aber ehe er dies gebrauchen konnte, sah er sich bereits von seinem gefährlichen Feinde befreit. Der Wilde durch den Stoß, der ihm die Augen blendete, in's Taumeln gebracht, war über den Körper seines erschlagenen Kameraden gestrauchelt und fiel. Der Wegweiser sah ihn über den Rand der Schlucht stürzen, an deren Gestein er sich vergebens anzuklammern suchte, und der Fall des schweren Körpers dröhnte aus der Tiefe herauf.

Dennoch begriff der tapfere Alte mit einem Blick, daß er verloren sei, wenn ihm nicht eine unerwartete Hilfe käme. Der dritte Apache, ein Krieger von athletischen Formen, war kaum noch zehn Schritt von ihm entfernt und kam – wenn auch laufend, doch durch das Schicksal seiner Gefährten belehrt, offenbar mit größerer Vorsicht herbei. Der Trupp der Apachen, der mit triumphirendem Geheul, als sie ihren verhaßten und gefürchteten Feind allein und ihrer Uebermacht preisgegeben sahen, herankam, war etwa 50 oder 60 Schritt noch hinter dem Krieger.

Dieser ein untergeordneter, aber als tapfer und stark bekannter Häuptling, wollte sich offenbar nicht den Ruhm nehmen lassen, den Todfeind seiner Nation erschlagen oder gefangen zu haben, und strengte deshalb die ganze Kraft seiner Sehnen an, ihn zuerst zu erreichen. Er schwang in seiner Rechten den Tomahawk, seine Linke hielt ein scharfes großes Messer, während das des Wegweisers nur schwach und kurz war, da er sein schweres Jagdmesser dem Offizier geliehen.

Er hatte nicht Zeit, die eigene Büchse, die vor ihm am Boden lag, aufzuheben – es wäre sein Verderben gewesen.

Kreuzträger befahl seine Seele Gott; er stemmte den linken Fuß zurück, um fest dem Anlauf zu begegnen, und streckte die Faust mit der ungenügenden Wehr zu seiner Vertheidigung vor.

Der Apachenhäuptling blieb etwa drei Schritt vor ihm stehen, er wechselte gedankenschnell die Waffen in seinen Händen und hob die rechte Hand über die Schulter, um mit tödtlicher Sicherheit sein Messer gegen die Brust des Gegners zu schleudern, eine Gewandtheit, in der die mexikanischen Wilden Meister sind. Eine teuflische Freude zuckte über sein Gesicht – der Wegweiser glaubte, daß seine Stunde gekommen, denn er konnte kaum hoffen, den Wurf zu pariren, und auch dann war sein Gegner mit dem Tomahawk ihm immer noch überlegen.

In dem Augenblick, wo der Apache über die flache Hand hinweg den tödtlichen Wurf thun wollte, fuhren plötzlich seine Arme in die Höhe, er drehte sich um sich selbst und fiel schwer zu Boden.

In demselben Moment krachte vom jenseitigen Ufer her der Knall einer Büchse und ein lichter Rauch wirbelte aus dem Dickicht.

Der Haufe der Apachen, der dem erschossenen Häuptling gefolgt war, machte erschrocken Halt und zerstob rings umher, jene Deckung zu suchen, welche die Indianer bei ihren Kämpfen zunächst lieben.

Der Wegweiser begriff, daß von der Benutzung dieses Augenblicks seine Rettung abhing.

Er raffte seine Büchse vom Boden auf, sprang zu dem Lederriemen und glitt an ihm hinunter nach der andern Seite der Schlucht. Sein Fuß hatte kaum den Boden berührt, als er – noch ehe er sich nach seinen Feinden umgesehen, – den Lasso am haltenden Baum durchschnitt und so die Verfolgung auf demselben Wege unmöglich machte.

Dann schwang er sich auf die Höhe des Ufers und stürzte unter einem Hagel von Kugeln und Pfeilen, selbst von geschleuderten Tomahawks, nach dem bergenden Gebüsch; denn die Apachen, als sie ihre so sicher gehoffte Beute plötzlich vor ihren Augen verschwinden sahen, waren der Gefahr trotzend jetzt bis an den Rand der Schlucht vorgeeilt, auf deren Grund sich ihr Kamerad mit zerschmetterten Gliedern in Todespein wand.

Ein Zuruf des Offiziers und des Vaquero's begrüßte den Geretteten. Ohne darauf zu achten, lud der Wegweiser seine Büchse, erhob sich mit halbem Leibe aus dem Buschwerk, das ihren Versteck bildete, und schoß einen der heulenden Verfolger nieder.

Eine zweite Kugel aus einiger Entfernung zur Seite streckte einen anderen todt zu Boden. Kreuzträger sah sich erstaunt um, denn der Zuruf hatte ihm bewiesen, daß die beiden jungen Männer hinter ihm versteckt liegen mußten. Er wunderte sich noch mehr, als er sie sah und bemerkte, daß Diaz eben zum Schuß im Anschlag lag und der Offizier kein Gewehr hatte.

»Ich hätte dem psalmpflärenden Halunken wirklich nicht die Courage zugetraut!« murmelte er. »Herunter mit der Büchse, Diaz, mein Junge! wir müssen unser Pulver sparen und Du

siehst, daß die rothen Schufte bereits das Feld geräumt haben. Es ist aber gut und giebt uns einen Vorsprung, wenn sie uns hier im Versteck liegen glauben, bereit, dem Ersten, der seine Nase zeigt, eine Kugel in's Hirn zu jagen. Kriecht vorsichtig am Boden hin und vermeidet die Büsche zu bewegen, bis wir außer Sicht sind, denn sie sind schlaue Teufel und würden unsern Rückzug gleich merken. Wo ist das Mädchen?»

»Sie ist in Sicherheit und wird wahrscheinlich bei Slongh sein.«

»*Caramba*,« lachte der Alte, indem er sich in der angegebenen Manier vorsichtig fort bewegte – »ich hoffe, sie wird sich an sein Kostüm nicht stoßen, nachdem er mir das Leben gerettet hat. Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß er eine so sichere Hand hat, denn die Kugel pfiß keine zwei Zoll weit an meinem Kopf vorbei. Das war ein haarscharfes Entrinnen, Lieutenant, aber wir sind noch nicht in Sicherheit und müssen uns tummeln! – So, jetzt sind wir dem Gewürm durch die Steinblöcke verdeckt und können uns erheben!«

Die beiden Schüsse hatten in der That genügt, die Apachen wieder zurückzutreiben. Als sich der Preuße jetzt erhob, trat er zu dem Führer und reichte ihm die Hand. »Glauben Sie mir, Kamerad,« sagte er, »ich hätte meine linke Hand darum gegeben, hätte ich in jenem Augenblick der höchsten Gefahr an Ihrer Seite stehen oder Sie wenigstens mit meiner Kugel vertheidigen können. – Aber Sie wissen, ich hatte kein Gewehr, und Diaz' Büchse war nicht geladen!«

»Ich weiß es, ich weiß es!« antwortete warm der Wegweiser – »Sie bedürfen wahrhaftig keiner Entschuldigung, Señor Teniente, denn Ihre Entschlossenheit und Ihr keckes Wagstück allein haben uns Alle gerettet; ich hätte Ihnen wahrhaftig selbst in jungen Jahren den Sprung nicht nachgemacht! – Aber da ist unser Freund, freilich noch im alten Zustand, doch es wachsen hier keine Feigenblätter! Hört, Mann, ich habe Euch eigentlich bis jetzt herzlich wenig zugetraut, weil Ihr mit dem verdammten Seeräuber so viel verkehrtet, aber wenn ich etwas beigetragen habe, Euren Schopf vorhin zu retten, so habt Ihr mir's tüchtig wett gemacht. Ihr führt eine sichere Hand und Eure beiden Kugeln haben famos getroffen!«

Der Methodist, der erschöpft von den Anstrengungen seiner Flucht hinter einem Steinblock, der sein werthes Ich vor jeder abirrenden Kugel sicherte, niedergesunken war, starrte die drei Männer mit wirrem Blick an und fuhr sich mit der Hand in seine langen Haare, gleich als wolle er sich überzeugen, daß sie noch an der alten Stelle säßen. »O die Teufel, die Teufel!« murmelte er. »Der Herr that mir, wie Zedekia und Ahab, welche der König zu Babel auf Feuer braten ließ, darum, daß ich die Thorheit begangen, dem güldenen Kalbe zu folgen! Oh, was war ich für ein Narr, daß ich in dieses Land der höllischen Geister gekommen bin!«

»Nun, Mann,« sagte halb unzufrieden der Wegweiser, »wenn man eine Büchse wie Ihr führt, ist es so schlimm nicht in der Prairie! Euer Kamerad ist sicherlich schlimmer weggekommen und jedenfalls habt Ihr Euch mit Eurem Schuß einen Freund erworben, der Euch nicht im Stich lassen wird.«

Slongh blickte noch immer halb verstört in das offene Gesicht des Wegweisers, der die kurze Pause benutzte, um die drei von ihm getödteten Apachen in sein Register einzukerben.

»Was meinen Sie, Señor?«

»Nun, was zum Henker soll ich anders meinen, als die Kugel, die Ihr so zu rechter Zeit dem großen Kerl, der mir an's Leder wollte, durch das Herz gejagt habt. Da nehmt Eure Büchse, die Ihr so trefflich zu brauchen versteht, und rührt nochmals Eure langen Beine! – Aber wo ist Windenblüthe?«

Der Methodist schaute, ohne auf die Frage zu antworten, mit einem gewissen Zweifel auf die Büchse, die neben ihm lag, als wolle er sich überzeugen, ob sie wirklich zwei so merkwürdige Schüsse gethan. Dann, sich der Gefahr erinnernd, erhob er sich eilig.

»Wo ist das Mädchen?« wiederholte der Offizier dringend.

»Ja – wo ist Comeo?«

»Hier!« antwortete eine helle Stimme, – »Windenblüthe ist an der Seite eines alten Freundes.«

Um den Felsblock, hinter dem der Methodist Schutz gesucht, trat die junge Comanchin, indem sie an ihrer Hand einen Mann von riesigem kräftigem Wuchs nach sich zog.

Der Fremde trug das gewöhnliche Kostüm der Trapper, in seiner Hand eine Büchse.

»Der »Tod der Apachen«,« sagte das Mädchen mit einer naiven Ironie, »hat seine Augen im Lager der Bleichgesichter gelassen. Er hat einen Maulwurf für einen Hirsch angesehen.«

Trotz der Gefahr ihrer Lage waren der Kreuzträger und mit ihm seine Begleiter betroffen bei dem Anblick des Fremden stehen geblieben.

»Gott sei Dank, Kind,« sagte er endlich freundlich, »daß wir Dich unverletzt wieder sehen. Aber wen bringst Du uns da?«

»Der »Tod der Apachen« ist durch seine Büchse gerettet worden. Glaubt das Weißhaar, daß die »Schielende Ratte« den Schuß gefeuert, der einen Häuptling der Mimbreno's in das Land seiner Väter sandte?«

»Wie – versteh' ich Dich recht?«

»Dieser Mann ist der Vater der Windenblüthe von ihrer Kindheit an. *Eisenarm* grüßt den Kreuzträger!«

Der alte Wegweiser richtete sich erfreut auf. »Ist es wirklich, Kind? – ich sehe den besten und berühmtesten Trapper der Einöde endlich einmal von Angesicht zu Angesicht?«

Bras-de-fer, denn der treue Freund und Begleiter des jungen Comanchenpaars war es in der That, streckte seine breite Faust dem Wegweiser entgegen.

»Das Kind hegt ein zu gutes Vorurtheil für einen unnützen Gesellen, wie ich einer bin!« sagte er einfach. »Aber es sollte mir Freude machen, einem Mann einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, welcher der geschworne Feind dieser rothhäutigen Schurken und dessen Ruf weit verbreitet zwischen dem Golf von Florida und dem Rio Colorado ist.«

»Man nennt mich den Kreuzträger, Kamerad,« erwiderte der alte Wegweiser mit einer tiefen Rührung über diese einfache, aber unter solchen Umständen großartige Anerkennung seines Charakters. »Ein Herzeleid, wie es vielleicht keinem Menschen auf Erden geworden, hat mich zu dem Feinde der verrätherischen Apachen gemacht. Wenn Sie, wie ich nach den Worten dieses jungen Mädchens schließen darf, der berühmte Krieger und Freund der Comanchen sind, den diese »Eisenarm« nennen, so soll es mir doppelt lieb sein, Ihnen mein Leben zu verdanken, statt diesem plärrenden Narren!«

Der kanadische Riese hatte freundlich die dargebotene Hand ergriffen. »Ich denke,« sagte er mit ehrlicher Rauheit, – »wenn unsere beiden Büchsen vereinigt sind in einem guten Hinterhalt, können wir der ganzen Nation der Apachen die Stirn bieten! – Aber ich fürchte, wir haben hier nicht viel Zeit zu Erklärungen, denn die Rothen, die ich eben so hasse, wie Sie, würden bald einen andern Weg zu Ihrer Verfolgung einschlagen, und der Graue Bär ist kein Bursche, der so leicht eine Fährte aufgibt, auf der seine Krieger sind, namentlich, wenn es sich um ein Wild handelt, wie Meister Kreuzträger.«

»Wenn Sie bereits Bescheid hier wissen,« antwortete der Wegweiser, indem sie rasch vorwärts schritten, »so unterstützen Sie uns mit Ihrem Rath, so gut wie Sie uns mit der That geholfen haben. Ich habe zwar heute Morgen auf unserer Recognoscirung eine Stelle entdeckt, die sich vortrefflich eignen würde, den schuftigen Mimbreno's und ihren Bundesgenossen die Spitze zu bieten, aber sie ist zu weit von hier entfernt, um sie, ohne vorher von der Uebermacht angegriffen zu werden, zu erreichen.«

»Ihre Festung ist gewiß nicht besser als die meine, kaum hundert Schritt von hier, in der ich bereits zwei Tage und eine Nacht mit einem Burschen zugebracht habe, der die Ladung Pulver nicht werth ist, welche die Apachen an ihn verschwenden könnten, den ich aber doch nicht im Stich lassen darf. Aber ich glaube, es wird besser sein, wenn jene sich überzeugen, daß wir alle nach der Hacienda entkommen sind. Denn wenn sie hier unsere Spur verlieren, werden sie nicht ruhen, bis sie unsern Versteck ermittelt haben und uns dann umstellen wie den Bau eines Fuchses.«

Der Wegweiser nickte zustimmend. »Das ist richtig! Aber – was können wir thun?«

Der Trapper hatte seine Decke, die er zusammengerollt über der Schulter getragen, dem Methodisten zugeworfen, der sie jetzt ponchoartig, mit einem Lianenzweig um den Leib gebunden trug und trotz seiner Erschöpfung nicht verfehlte, mit der Gesellschaft gleichen Schritt zu halten. Eisenarm wies mit der Hand in der Richtung des Ausgangs der Schlucht, aus der herauf die Flüchtlinge das entfernte Heulen und Schreien der Wilden hörten.

»Sie werden von Comeo bereits wissen,« sagte er, »daß ich eines braven jungen Comanchen wegen, den ich wie einen Sohn oder Bruder liebe, mich hier herumtrieb. Ich hätte ihn auf keine Gefahr hin verlassen, aber wie mir das Mädchen mittheilt, haben ihm die Häuptlinge seinen Tod erst auf morgen verkündet, und wollen ihn als Sühne dafür, daß er den Grauen Bär dort besiegte, erst in der eroberten Hacienda der Marter übergeben. Wie wir Beide die Gewohnheiten der Indianer kennen, werden sie von diesem Beschluß nicht abweichen. Es ist also unnöthig, daß ich jetzt hier über ihn wache. In höchstens einer Viertelstunde werden hundert der rothen Halunken hier jeden Stein und jeden Spalt durchspähen, um nach uns zu suchen. Sie würden sicher auch mich und meinen Begleiter entdecken. Nun weiß ich, daß sie einen Theil ihrer Pferde in geringer Entfernung in einem Seitenthal angepöfcht haben. Gelingt es uns, den Ort zu erreichen, so werfen wir uns auf die Rosse und jagen davon. Dann wissen sie, daß wir nach der Hacienda entkommen sind, und werden hier nicht unnütz weiter suchen. Wir aber können immer noch thun und lassen, was wir wollen.«

»Der Plan ist gut,« meinte der Kreuzträger. Jedenfalls weiß dieser junge Mann hier Bescheid und kann unsere Flucht leiten.«

Diaz erinnerte sich in der That der Stelle, wo die Pferde der Indianer weideten, und erbot sich, von dort ab die kleine Reiterschaar zu führen. Er zweifelte nicht an dem Erfolg. Eisenarm, nachdem er genau dem Wegweiser die Richtung bezeichnet, in der sie vorwärts eilen und hinabsteigen sollten, entfernte sich jetzt nach der Seite der Schlucht, um den Yankee aus dem Versteck in einer von dichtem Gestrüpp verdeckten kleinen Höhle zu holen, in welcher sie fast unmittelbar über der Schlucht sich bis jetzt verborgen gehalten hatten.

Es dauerte kaum fünf Minuten, bis er die kleine Gesellschaft mit Master Brown wieder einholte, der sehr mürrisch und ungehalten über all' die Gefahren und Verzögerungen war, die ihn der Kanadier um eines in seinen Augen sehr unbedeutenden Wilden halber aushalten ließ, statt ihn direkt seinem glühenden Wunsch nach an den Ort der geheimnißvollen Schätze

zu führen. Da sich gleichgestimmte Seelen leicht finden, dauerte es auch nicht lange, bis er sich zu Slongh gesellte und sie Beide sich aneinander schlossen. Eisenarm hatte zugleich einen Blick in die Schlucht geworfen und berichtete, daß das ganze Lager noch immer in Aufruhr und Bewegung war und der Graue Bär – der jetzt Nachricht von dem Resultat der Verfolgung erhalten hatte, – einen zweiten Trupp durch die Höhlung des Baches gesandt habe, um von daher aus die Felswand zu erklimmen, während ein dritter im Begriff stand, am Ausgang der Schlucht die hier unersteiglichen Felsen zu umgehen und von dem Seitenthal aus den Flüchtigen oder Versteckten in den Rücken zu fallen.

Es galt also die höchste Eile, und Jeder strengte seine Kräfte aufs Beste an.

Sie hatten so auf dem Bergrücken etwa noch tausend Schritt zurückgelegt, als Eisenarm ihnen einen Wink gab, Halt zu machen und sich um ihn zu versammeln.

»Es ist nöthig,« sagte er, »daß wir übereinstimmend handeln. Bei den Pferden werden höchstens zwei oder drei Apachen sich befinden. Wir müssen so rasch als möglich uns unbemerkt ihnen nähern und dann uns sofort auf sie werfen. Da wir sieben bewaffnete Männer sind, werden sie nicht wagen, Widerstand zu leisten, sondern die Flucht ergreifen. Dann möge Jeder so rasch als möglich sich eines Pferdes bemächtigen, sich aufschwingen und dem Vaquero folgen, der uns den Weg zeigen wird, den wir zu nehmen haben.«

»Und wenn die Abtheilung der rothen Landstreicher, die Sie das Lager verlassen sahen, uns zuvorgekommen ist, oder mit uns den Platz zugleich erreicht?« frug der vorsichtige Wegweiser.

»Dann gilt es eine Salve unserer Büchsen auf sie und hernach auf dasselbe!«

»Noch einen Augenblick!« – Er winkte Comeo zur Seite und sagte ihr einige Worte. Dann zog er das alte Jagdhemd aus, das er trug und reichte es mit seiner rauhhaarigen Mütze dem Mädchen. Diese, ohne eine Minute sich zu weigern oder zu zögern, zog das Jagdhemd über ihre eigene einfache Kleidung und bedeckte ihr Haupt tief in die Stirn hinein mit der zottigen Mütze.

»Señor Ayudante«¹, sagte der Alte, »da Sie noch keine Büchse tragen, »so übernehmen Sie gefälligst die Sorge für das Mädchen – und nun vorwärts.«

Die obige Vorsicht war um deshalb nöthig, damit die Apachen nicht die ihnen bisher verborgen gebliebene Anwesenheit Windenblüthe's bei ihren Gegnern so leicht bemerken sollten.

Eisenarm gab das Zeichen, den Weg abwärts fortzusetzen, und deutlich vermochten sie bereits das Schnauben der Pferde, die von dem Schießen unruhig geworden, zu hören.

Eine letzte Reihe niedern Buschwerks trennte sie jetzt noch von dem offenen Grund. Der Trapper bog die Zweige zurück.

»Noch haben sie uns nicht bemerkt – ihre Aufmerksamkeit ist nach jener Seite gerichtet! Es sind nur zwei Wächter bei den Pferden – aber bei Gott, da kommen die rothen Schurken! Jetzt vorwärts, Vaquero und zeige, daß Du Dein Handwerk verstehst!«

Er sprang mit einem mächtigen Satz den kleinen Abhang hinunter und eilte nach der nächsten Gruppe der Pferde. Er hatte diese noch nicht erreicht, als der junge Vaquero bereits auf dem Rücken eines Thieres saß, das sein Blick im Fluge als tüchtig und schnell erkannt hatte. Slongh und der Yankee waren ihnen gefolgt und die Behendigkeit, mit welcher der Methodist seine langen Beine über den Rücken eines Pferdes warf, während Master Brown sich noch mit dem wilden Hengst abquälte, den er erwischt, glich fast der Gewandtheit des Vaquero.

¹Adjutant.

Kreuzträger, das Mädchen und der Offizier waren die Letzten, der junge Mann hielt sich neben der Indianerin, um ihr jeden Beistand zu leisten, während der Wegweiser auf die Vorgänge achtete und sich nach den Pferden für sie umsah.

Die beiden Wächter derselben, zwei noch junge Männer auf ihrem ersten Kriegspfad, denen dieser Posten übertragen worden, hatten so wenig auf ihren Dienst geachtet und ihre ganze Aufmerksamkeit nach dem Lärmen in der Schlucht gerichtet, in deren Richtung sie sich auf etwa fünfzig Schritt entfernt hatten, daß erst das Geschrei ihrer Kameraden, deren Trupp in der That sich von jener Seite her näherte, um den Verfolgten in den Rücken zu fallen, sie auf das plötzliche Erscheinen derselben und den bereits halb gelungenen Fluchtversuch aufmerksam machte.

Beschämt über ihre Fahrlässigkeit stürzten sie sich auf die ihnen nächste Gruppe, den Kreuzträger und seine Begleiter.

Der Wegweiser hatte bereits die Mähne eines Pferdes gefaßt, das der Vaquero ihm zugetrieben, während der Preuße bemüht war, Como auf ein anderes zu heben und Eisenarm den Yankee sehr unceremoniell am Kragen faßte und auf den schlagenden Hengst hob. Kreuzträger warf den Gaul zwischen sich und den Pfeil des Wilden, ließ das verwundete schlagende Thier dann los und sprang gegen den jungen Apachen, der bei dem Anblick des gefürchteten Kreuzes Bogen und Tomahawk von sich warf und eilig entflo.

Der andere Wächter, von der Schaam über die Vernachlässigung seiner Pflicht getrieben und wohl wissend, daß sich unauslöschliche Schande damit in seinem Stamm verknüpfen werde, war entschlossen, diese durch die Vernichtung wenigstens eines Feindes zu tilgen. Er sah den Offizier mit dem Rücken gegen sich gekehrt beschäftigt, Como auf ein Pferd zu heben, sprang auf ihn zu, faßte sein Haar und riß ihn zurück, die Rechte mit dem Tomahawk erhoben, der im nächsten Augenblick die Stirn des Bedrohten zerschmettern mußte, der ohnehin nur mit dem Messer des Wegweisers bewaffnet war.

Windenblüthe hatte die Gefahr gesehen, aber sie war anfangs zu sehr erschreckt, um durch einen Zuruf den Offizier warnen zu können. Aber im letzten Moment – wo der nächste den Tod bringen mußte, – fehlte ihr auch die Entschlossenheit nicht. Sich erinnernd, daß sie noch den Revolver des Offiziers trug, in dessen Gebrauch er sie unterrichtet, und die Sekunde der Zögerung benutzend, daß der junge Apache ihr in's Gesicht sah, sie wiedererkennend, riß sie die Waffe hervor, streckte die Hand fast bis zu seinem Gesicht aus und schoß ihn durch die Stirn.

Sein Blut bespritzte die Beiden und ohne Laut stürzte der Getroffene zu Boden.

»Fort! Schnell– oder die Schurken sind hier, bevor wir ihnen den Vorsprung abgewinnen!« schrie der Kreuzträger, der bereits sich auf ein anderes Pferd geschwungen und ein zweites an dem Baststrick, das seine Halfter bildete, herbeiführte. »Aufgesprungen, Señor, und fort, – was die Hufe halten. Sie können der Dirne nachher danken – ich decke Ihnen den Rücken!«

Der Offizier fühlte, daß hier kein Augenblick zu zögern war; er faßte die Halfter, schwang sich mit einem alten Kunststück aus der Reitschule auf das Pferd, drängte an die Seite von Como und jagte mit ihr im Carriere hinter den Andern drein.

Kreuzträger, seines wilden Rosses vollkommen Herr, hielt dasselbe noch ein Paar Minuten zurück und mit seiner Büchse die herbeistürzenden Apachen im Schach, die sich der nächsten Pferde zu bemächtigen suchten, biß die Flüchtigen einen Vorsprung gewonnen; dann warf er

sein Pferd herum, setzte über die leichte Einhegung hinweg und ließ es weit ausgreifen hinter den Freunden her.

Die Wuth der Apachen, als sie ihre Feinde, die ihnen bereits so empfindliche Verluste zugefügt hatten und von deren geringer Anzahl sie sich jetzt überzeugen konnten, auf diese Weise entkommen sahen, war unbeschreiblich. Die Nächsten warfen sich auf die Pferde, sobald sie die von den Schüssen wildgewordenen erreichen konnten, und begannen eine wüthende Verfolgung. Aber die kleine Schaar hatte bereits einen bedeutenden Vorsprung, Diaz kannte jetzt genau den Weg, den er nehmen mußte, und Kreuzträger mit seiner gefürchteten Büchse, dem sich jetzt auch der Trapper angeschlossen hatte, hielten im Nachtrab die Verfolger in gehöriger Schußweite. Die Richtung der Flucht ging natürlich thalabwärts der Hacienda zu, und als die Apachen eine halbe Stunde erfolglos die Jagd fortgesetzt hatten, hielten sie an und kehrten zu ihrem Lager zurück.

Die Sonne hatte sich während dieser Zeit immer tiefer zum Untergang geneigt und als jetzt die Flüchtlinge in der Nähe des Punktes Halt machten, wo am Morgen der Offizier die junge Indianerin getroffen hatte, trat sie unter den Horizont und die Dunkelheit der Nacht mit jener Schnelle ein, die in dieser Zone fast keine Dämmerung zuläßt, – jene köstliche Zeit des ruhigen Ueberganges in der Natur, die unser Klima kennt. –

Die vorderen Reiter waren durch den Zuruf Kreuzträgers zum Anhalten veranlaßt worden und hielten jetzt mit ihren keuchenden Pferden um den Alten.

»*Caramba!*« meinte dieser, »das war ein Ritt, den ich gelten lasse, und Du hast uns trefflich dabei geholfen, mein Junge, den rothen Halunken eine Nase zu drehen. Ich kann mir denken, wie der Graue Bär toben wird, als wäre er sein angeschossener Namensvetter, wenn sie jetzt gleich Hunden mit eingeklemmtem Schwanz und hängenden Ohren, die vergeblich einen Hirsch über die Prairie gejagt haben, zu ihrem Lager zurückkehren werden. Wenn sie nur ihren Aerger und ihre Bosheit nicht an dem jungen Comanchen auslassen!«

Ein leiser Ruf des Schreckens aus dem Munde des jungen Mädchens antwortete dieser Befürchtung.

»Es war unvorsichtig, Kamerad,« sagte Eisenarm, die Hand Comeo's fassend und freundlich drückend, »das arme Kind hier damit zu ängstigen. Aber da es einmal ausgesprochen ist, so müssen wir die Sache näher in's Auge fassen und ich muß sagen, daß mir ein ähnlicher Gedanke schon auf dem Ritt gekommen ist. Ich bin freilich nur ein armer Trapper und komme mit den Männern meiner Farbe oft mondenlang nicht in Berührung, aber Keiner, sei er weiß oder roth, soll von Eisenarm sagen, daß er einen Freund in der Noth im Stich gelassen hat! – Ich kehre zu dem Lager der Apachen zurück!«

Die Indianerin preßte die Hand des Braven dankend an ihre Brust.

»Hm –« meinte der Wegweiser – »ich habe Nichts gegen den Gedanken einzuwenden und halte ihn sogar für gut. Wenn er ein Vorschlag sein soll, Kamerad Eisenarm, so ist der Kreuzträger dabei.«

»Ich protestire dagegen!« schrie der Yankee. »Wir können Gott danken, daß wir mit heiler Haut den Indianern entwischt sind, es wäre geradezu wahnsinnig, uns noch einmal zurückzuwagen, und Sie müssen für meine Sicherheit stehen, Master Eisenarm – Ihr Leben gehört mir, ich verbiete es Ihnen, zurückzukehren!«

»Hört, Fremder,« sagte der Kreuzträger – »ich weiß nicht, was dieser Mann Euch für Verpflichtungen schuldig ist, aber ich weiß, daß man in der Einöde stets von Eisenarm und dem

Jaguar als zwei unzertrennlichen Gefährten gesprochen hat, und ich wollte doch Den sehen, der mich hindern sollte, meine alte Haut für einen Freund einzusetzen. Schneidet Eure Pfeifen etwas kürzer, Mann und laßt uns unser Gewerbe nach unserer Art ausfechten! Es bleibt dabei, Meister Eisenarm, ich begleite Sie und wir wollen gemeinsam nach dem Comanchen und der Señoritta sehen, die ich versprochen habe in das Haus ihres Vaters zu bringen. Ueberdies ist weniger Gefahr bei der Sache, als es den ersten Anschein hat. Die Apachen werden sich nichts weniger träumen lassen, als daß wir es vorziehen, wieder zu ihrem Schlupfwinkel zurückzukehren, statt hinter den festen Mauern der Hacienda ihren Angriff zu erwarten. Wir wissen jetzt, wann dieser stattfinden soll und können Don Estevan die nöthige Warnung senden, während wir selbst versuchen, den Halunken einen Streich zu spielen.«

»Das ist auch meine Meinung,« fügte der Trapper hinzu. »Unser Kontrakt, Meister Schielauge, verpflichtet mich, mit dem Jaguar Euch zu begleiten und mein Leben für Euere Sicherheit einzusetzen, aber er verbietet mir nicht, einem Freunde in der Noth beizustehen, ohne den Euer Unternehmen überhaupt unausführbar ist. Das Beste also, was Ihr thun könnt, ist, daß Ihr selbst Euren Scalp in der Hacienda in Sicherheit und den Leuten dort die nöthige Kunde von den Absichten dieser rothen Teufel bringt, und es mir überläßt, dem Jaguar beizustehen oder wenigstens seinen Tod zu rächen, nachdem Eure schuftige Feigheit mich früher daran verhindert hat!«

Der Ton, mit dem der Trapper diese Erklärung abgab, war so bestimmt, daß der Yankee seinen Widerstand aufgab. Es wurde nun verabredet, daß man Brown und den Methodisten bis in die Nähe der Hacienda bringen und sie dann den Weg dahin allein fortsetzen lassen sollte, während Eisenarm und Kreuzträger mit dem Lieutenant, Diaz und dem Mädchen, die alle Drei auf das Bestimmteste verlangten, sie wiederum begleiten zu dürfen, – sich wieder dem Lager der Apachen nähern und in dessen unmittelbarer Nähe den Abzug der Krieger zu dem Angriff gegen die kleine Veste des Senators abwarten wollten.

Eisenarm, der in seinem Versteck Gelegenheit gehabt hatte, die Beschlüsse der Häuptlinge theils mit anzuhören, theils zu errathen, instruirte die beiden Männer auf das Genaueste über Alles, was sie dem Haciendero sagen sollten und Kreuzträger und der Offizier empfahlen ihnen, den unglücklichen Vater wenigstens durch die Versicherung zu beruhigen, daß sie bereit wären, ihr Leben für die Befreiung der Señoritta einzusetzen, und daß, wenn es ihm nur gelänge, vierundzwanzig Stunden die Hacienda gegen die Apachen zu vertheidigen, die Schaar des Grafen Boulbon unter der Führung seiner Offiziere sicher eintreffen und ihn entsetzen werde.

Obschon weder Brown noch Slongh anfangs davon hören wollten, daß sie einen Theil des Weges allein machen sollten und einen Begleiter bis zu den Thoren der Hacienda verlangten, mußten sie sich doch schließlich in die getroffenen Anordnungen fügen. Kreuzträger beschrieb dem Methodisten auf das Genaueste den Zugang der Hacienda und gab ihm das Signal an, auf welches er sicher Eingang finden würde. Im Uebrigen brauchten sie sich auch bloß den Wachen als Christen und Weiße zu erkennen zu geben. Nur rieth ihnen der alte Wegweiser, dies bei Zeiten zu thun, damit die Posten sie nicht etwa für spionirende Indianer hielten und mit einigen Kugeln begrüßten.

Die Aussicht war allerdings nicht sehr verlockend, aber immer noch besser, als die Gefahren, welche jedenfalls die kühnen Abenteurer bei ihrem neuen kecken Versuch erwarteten. Als daher alles Nöthige verabredet war, brach man, von dem jungen Vaquero geführt, wieder

auf. Nach einem der Dunkelheit wegen langsameren Ritt kam man an jenen thalartigen Paß, welcher den Weg aus der Sierra nach dem Innern des Landes bildet und sich an dem steilen Hügel, auf dem die Hacienda steht, in zwei Richtungen spaltet, und dort trennten sich der Wegweiser und seine Gefährten von den beiden Boten, die den Weg nun nicht mehr verfehlen konnten, indem sie ihre beiden Pferde mit sich nahmen und ihnen die Zurücklegung der kurzen Strecke zu Fuß überließen.

Es fand nun nochmals eine kurze Berathung zwischen Eisenarm und dem Wegweiser statt, die zu dem Beschluß führte, trotz der Dunkelheit zunächst jenes Versteck aufzusuchen, das der Kreuzträger bei seiner Recognoscirung am Morgen mit Diaz entdeckt hatte, und dort die Pferde unterzubringen, da man nicht wissen konnte, ob man ihrer nicht vielleicht sehr bedürftig sein würde.

Dieses Versteck lag etwa auf der Hälfte des Weges von der Hacienda nach der Schlucht, in welcher die Apachen ihr Lager aufgeschlagen hatten, und bestand in einer Art Kessel, dem die Geologen sicher vulkanischem Ursprung zugeschrieben haben würden und der von einer einzigen Stelle her zugänglich war, die überdies leicht vertheidigt werden konnte. Hierhin brachte man die Pferde, und nachdem man sie so gut als möglich angepflöckt, setzte man den Marsch zu Fuß weiter fort.

Kreuzträger wählte fast denselben Weg, den sie am Mittag gemacht, und obschon jetzt das Licht der Sonne fehlte, hatte die große Erfahrung seines Handwerks sein Auge doch so für alle, auch die geringsten Kennzeichen geschärft, daß er kaum ein oder zwei Mal stehen zu bleiben brauchte, um sich zu orientiren.

So lange und so oft es das Terrain gestattete, ging Windenblüthe an der Seite Eisenarm's. Das junge Mädchen schien sich mit Absicht dem Dank des Offiziers entziehen zu wollen, den dieser für seine Lebensrettung bei dem ersten Halt nur in sehr flüchtiger Weise hatte ausdrücken können, und unterhielt sich sehr eifrig mit ihrem alten Freund und Beschützer in der Sprache der Comanchen. Sie schien wegen irgend eines Wunsches in ihn zu dringen, den der Trapper ihr wiederholt verweigerte, bis es endlich schien, daß ihn die Gründe des jungen Mädchens überzeugten hatten.

Arnold von Kleist hätte für sein Leben gern gewußt, was die Unterhaltung betraf, aber er mußte dem Beispiel seiner Gefährten folgen, die sich um die Beiden nicht kümmerten sondern eifrig ihren Weg fortsetzten.

Wir haben bereits früher bemerkt, daß die erste Annäherung des kleinen Trupps an das Lager der Apachen auf einem ziemlich weiten Umwege erfolgt war, um ungesehen auf die Höhe und die Rückseite der Schlucht zu gelangen. Sehr richtig hatten übrigens Eisenarm und der Wegweiser geschlossen, daß die Apachen jetzt, nachdem die Weißen entkommen, welche offenbar eine Auskundschaft versucht haben mußten, die früheren Vorsichtsmaßregeln nicht mehr für nöthig gehalten und deshalb auf dieser Seite keine Wachen mehr ausgestellt haben würden. Die Häuptlinge glaubten ihren gefürchteten Feind, den Kreuzträger mit seinen Gefährten nach der Hacienda zurückgekehrt, verließen sich aber – da eine Ueberrumpelung derselben nun nicht mehr möglich war, – auf ihre große Uebermacht, und konnten nicht im Entferntesten ahnen, daß die kühnen Abenteurer noch einen Versuch auf ihr eigenes Lager machen würden. Man hatte zwar den todten Körper der Schildwach gefunden, wußte aber, von welcher Hand er gefallen, und hatte deshalb auch nicht für nöthig gefunden, einen neuen Posten in dieser Richtung aufzustellen.

Dieser Umstand erleichterte die Annäherung des kleinen Trupps sehr und etwa eine Stunde, nachdem sie ihre Gefährten verlassen hatten, befanden sich der Wegweiser und seine Begleiter wieder auf der nämlichen Stelle, auf der sie zur Rettung des Methodisten den Apatzen das erste Gefecht geliefert hatten.

Mit großer Bewegung schlichen sie sämmtlich an den Rand der Schlucht, von wo sie durch die Büsche verborgen einen Ausblick auf den Grund hatten, soweit es der Schein der zahlreichen Feuer gestattete, der bis hinauf zur Höhe leuchtete.

Es herrschte eine tiefe Stille in der Schlucht, die wilden Krieger der Wüste lagen lang hingestreckt, aber offenbar bereit sich auf den ersten Ruf gerüstet zu erheben, an den Feuern, die von den wenigen Wachen unterhalten wurden. Nur die Frauen, diese Dulderinnen aller Lasten unter den uncivilisirten Nationen, waren beschäftigt, den Kriegern noch eine Mahlzeit zu bereiten, ehe sie auszogen; aber gegen ihre gewöhnliche Manier geschah dies schweigend und geräuschlos.

Comeo hätte beinahe mit einem Aufschrei der Freude diese Stille unterbrochen und sie alle in Gefahr gebracht, als ihr scharfes Auge, das selbst die Nacht durchdrang, um den geliebten Bruder zu suchen, die dunkle Gestalt desselben anscheinend in gleich ruhigem und tiefem Schlaf an den Baum gelehnt sah, an dem er während des ganzen Tages gesessen. Seine Ruhe gab den besten Beweis, daß auch der Señoritta bisher nichts Außergewöhnliches widerfahren war.

Es war wie um die gestrige Zeit, als der Kreuzträger und Diaz von der Hacienda del Cerro aufbrachen, um so viele Abenteuer und Gefahren zu bestehen, also etwa eilf Uhr. In drei Viertelstunden mußte der Mond aufgehen, und die erfahrenen Jäger wußten, daß damit auch das Lager in Bewegung kommen und der ganze Haufen sich zum Auszug bereit machen würde. Bis dahin konnte Nichts geschehen und auf den Vorschlag des Trappers zog sich die Gesellschaft eine Strecke weit von dem Rande der Schlucht auf das Bergplateau zurück, wo sie ohne Gefahr, von einem absichtlich oder zufällig spähenden Ohr gehört zu werden, sich besprechen konnten.

Es war jetzt zum ersten Mal, daß Kreuzträger und der Trapper, der in den Einöden eines so großen Rufs genoß, einander ruhig gegenüber saßen. Wenn auch das Dunkel der Nacht nicht gestattete, daß sie sich gegenseitig genauer beobachten und betrachten konnten, – denn seit ihrem Zusammentreffen hatten Beide wenig Zeit zu solchen Bepähungen gehabt, – so genügte doch in ihrer Unterhaltung, der die Anderen mit einer gewissen Achtung lauschten, oft ein Wort, eine kurze Andeutung, um sich gegenseitig zu verstehen.

Kreuzträger, der von Natur aus und durch sein höheres Alter – er zählte an 60 Jahre, während Eisenarm höchstens vierzig alt war – redseliger war, als sein Gefährte, gab die Anregung der Unterhaltung, indem er sich noch ausführlicher erzählen ließ, als es bereits Comeo gethan, wie die drei Wanderer sich auf dem Hügel am östlichen Abhang der Sierra gegen die Indianer vertheidigt hatten, wie sie entkommen und der junge Häuptling in die Hände seiner erbitterten Feinde gefallen war.

Eisenarm gab mit aller Bescheidenheit, die kaum seinen eigenen Thaten ein Wort widmete, Auskunft darüber.

»Par Dios,« Compañero,« meinte der Wegweiser, »ich hätte mögen dabei sein, als Ihr sie unter dem Moosbaum her pfeffertet. Aber man kann in der Welt nicht Alles haben! Dafür nehme ich jetzt wirklich das größte Interesse an dem armen Burschen, dem Jaguar, den die

Schufte da unten gefangen halten, und wenn sie nicht etwa auf den Einfall gerathen, ihn zu dem Angriff auf die Hacienda mitzuschleppen, hoffe ich noch seine Bekanntschaft zu machen. *A propos* – der Kerl, den Ihr da mit Euch schlepptet, und den ich, wenn mir recht ist, schon irgend wo gesehen haben muß, ist doch nicht Meister Goldauge, Euer steter Gefährte, von dem man in der Einöde erzählt, daß er das schärfste Auge und Ohr für das edle Metall besitzt, denn er soll das Gold förmlich wachsen hören?«

»José, unser Freund und langjähriger Gefährte, wie er der des Vaters des Jaguar war, ist todt,« sagte finster der Trapper,

»Wir müssen Alle einmal daran,« tröstete philosophisch der Kreuzträger, »der Eine früher, der Andere später, ob Rothhaut oder Weißer, es bleibt sich Alles gleich. Aber ich sollte meinen, es sei noch nicht so lange her, daß ich von Euch Dreien als Blutbrüdern in der Prairie sprechen hörte?«

»Es ist länger, als ein Jahr, daß Oyo d'Oro seinen Freund verlassen hat und zu den Mördern jenseits des Meeres gegangen ist!«

»Wie, Meister Eisenarm – der Gambusino ist nicht bei Ihnen gestorben in einem Gefecht mit den Apachen?«

»José, unser Blutbruder, ist in Paris, der Stadt des großen Kaisers, das Opfer eines schändlichen Verrathes geworden, und wir sind hier, um ihn an seinem Mörder zu rächen.«

»Aber Sie reden irre, Eisenarm! Wie können Sie hier Ihren Freund rächen, wenn er in Paris, von dem ich gehört habe, daß es eine sehr große und sehr verderbte Stadt sein soll, erschlagen worden ist?«

»Weil Gott und ihre Habsucht seine Mörder über das Meer und in diese Einöden getrieben und somit in unsere Hand gegeben hat.«

»Franzosen und hier?« frug der Kreuzträger, – »wie, befänden sie sich vielleicht gar bei unserer Expedition? ich muß gestehen, es giebt einige schlechte Kerle darunter, – man hätte eine schärfere Auswahl treffen sollen.«

»Sie befinden sich bei der sogenannten Sonora-Expedition!«

»Und darf man ihren Namen wissen?«

»Der Eine ist der Mann, in dessen Dienst Sie getreten sind, wie Sie mir selbst gesagt, und der sich Graf Raousset Boulbon nennt, – der Andere ist sein alter Diener: das Haupt und die Hand bei dem Morde unsers Freundes!«

»Das ist eine Lüge und Verleumdung!« rief der junge Offizier heftig und ohne Vorsicht auf ihre Lage. »Graf Boulbon ist einer solchen That nicht fähig!«

»Junger Mann,« sagte der Trapper ernst – »André Laporte, den die Indianer und seine Freunde »Eisenarm« zu nennen pflegen, hat noch niemals gelogen und ist auch nicht der Mann, eine solche Beschuldigung zu dulden. – Ich verdächtige Niemand einer That, wovon ich nicht die Beweise geben kann.«

»Sprechen Sie leise,« sagte bewegt der Kreuzträger. »Jedes laute Wort kann uns hier Verderben bringen. Wie kommen Sie dazu, Compañero, den Grafen, den wir bisher nur als Mann von Ehre und Muth kennen gelernt haben, eines feigen Mordes zu beschuldigen?«

»Ich habe allerdings in San Francisco Manches von ihm gehört, was bewies, daß er ein Mann von Muth ja von großen Eigenschaften ist. Aber leider ist dies nicht immer auch das Kennzeichen eines rechtschaffenen Charakters. Ich habe Männer in der Prairie getroffen, die es mit dem Teufel selbst aufgenommen hätten und ihren Scalp zehn Mal des Tages in Gefahr

brachten, und dennoch waren sie die größten Schurken vom Rio Grande bis zu dem Ufer des Meers. Nein, nein – ich bin zu alt geworden, um mich durch ein Vorurtheil bestechen zu lassen!«

»Aber welche Beweise haben Sie gegen den Grafen?«

»Sie müssen wissen,« fuhr der Kanadier fort, »daß es sich um ein Geheimniß handelte, zu dessen Verkauf unser Freund, der Gambusino, über das Meer geschifft war, weil ich es unsern Landsleuten lieber gönnte, als diesen gierigen Wölfen, den Engländern und Amerikanern!¹ – Dieser Mann, der sich einen Abkömmling der alten Könige von Frankreich nennt, hat unsern Freund ermorden lassen, um ihm sein Geheimniß zu stehlen! Er ist herüber gekommen über das Meer, um mit einer Schaar Genossen, zu der leider auch Sie verlockt worden sind, sich jener Schätze zu bemächtigen, obschon er ein blinder Thor ist, wenn er dies hofft! Der Mann, der das »Goldauge« nach Paris begleitete, hat uns die untrüglichen Beweise seiner Ermordung, er hat uns seine noch blutbefleckten Kleider, das Wahrzeichen, das er mit auf den Weg genommen, und die Aufforderung ihn zu rächen gebracht! – Und wir haben geschworen, es zu thun!«

Der Kreuzträger schüttelte trübe sein Haupt. »Ich muß gestehen, Kamerad,« sagte er endlich – »der Anschein spricht allerdings für Sie. Die Expedition ist von Don Boulbon in San Francisco zum zweiten Mal, nachdem die erste durch den großen Brand gesprengt worden ist, angeworben worden, um die Schätze der alten Beherrscher dieses Landes aufzusuchen. Ich denke, Sie werden mir glauben, daß mich nicht dieser Zweck, sondern die Gelegenheit anreizte, mit den Apachen meine Rechnung im Großen abzumachen, denn ich muß gestehen, ich sehne mich endlich nach Ruhe! – Aber es fällt mir ein, daß in San Francisco der Graf eifrig nach Ihnen und nach dem jungen Comanchen forschen ließ, gleich am Tage, nachdem ich in die Expedition eingetreten war.«

»Sie sehen daraus, daß meine Worte Wahrheit sind, wie die des Boten, den uns der sterbende Blutsfreund von jenseits des Meeres gesandt hat. Der stolze Mann in all' seiner Macht und Stärke ahnt vielleicht nicht, daß das Messer des Rächers bereits, während er sich in voller Sicherheit wähnte, kaum eine Spanne weit über seinem Herzen schwebte, und nur ein Zufall und diese Hand ihm das Leben rettete.«

»Wie, so waren Sie es, die den geheimnißvollen Ueberfall in des Grafen Wohnung machten? Ich habe nur unklar davon erzählen hören.«

»Wir standen in jener Nacht an seinem Lager – ich, der Jaguar und der Bote, den uns Oyo d'Oro vor seinem Tode gesandt hat. Aber Gott ist langmüthig mit den Sündern, – warum sollten es nicht die Menschen sein? – Die Comanchen tödten Männer, aber sie ermorden keine Weiber!«

Die letzten Worte des Trappers wurden von den Beiden nicht verstanden.

»Ich glaube, daß Sie ein ehrlicher Mann sind,« sagte der Offizier hochherzig, denn Ihr ganzes Benehmen hat es erwiesen und es thut mir daher leid, daß ich Sie der Lüge zieh'. Dennoch kann ich an Ihre Beschuldigung des Grafen nicht glauben, wenn auch die Umstände gegen ihn sprechen. Auch Sie können getäuscht sein, und wenn Ihr Zeuge gegen ihn jener Mensch ist, den wir mit einem der Unseren nach der Hacienda sandten, so gestehe ich offen, daß das Wenige, was ich von ihm gesehen, mich nicht zu seinen Gunsten stimmt.«

¹Unter Amerikaner sind immer die Bewohner der Vereinigten Staaten zu verstehen.

Der Leser wird sich vielleicht erinnern, daß bei der Anwerbung des Offiziers und des Wegweisers in San Francisco Master Brown nicht zugegen, sondern schon früher auf den Befehl des Grafen zurückgewiesen war, und daß er seitdem sich sorgfältig verborgen gehalten, um seine Wege auszuspioniren.

»*Par Dieu!* es ist wahr,« meinte der Trapper, »die Natur hat dem Meister Schielauge, oder der »Schielenden Ratte«, wie ihn hier das Kind zu seinem großen Verdrusse genannt hat, gerade kein besonders vertrauenerweckendes Aeußere gegeben, und auch seine sonstigen Eigenschaften sind nicht sehr lobenswerth, – aber seine Anwesenheit in der Minute und am Ort unseres Rendezvous wie die Zeichen, die er uns gebracht, und die wir genau wieder erkannt haben, beweisen uns, daß unser Freund ihm Vertrauen geschenkt hat, und wir seiner Botschaft glauben müssen. Der Jaguar und ich haben uns ihm verpflichtet und Sie sich jenem Franzosen. Wenn unsere Wege sich kreuzen sollten, so wollen wir wenigstens als ehrliche Feinde handeln und Keiner den Andern um seines Entschlusses willen verdächtigen. Vor der Hand haben wir einen gemeinsamen Gegner, der uns genugsam zu schaffen machen wird, die Apachen, und können an ihnen unsern Groll auslassen!«

»Möge das Gewürm von der Erde vertilgt werden,« sagte mit tiefer Leidenschaft der Kreuzträger. »Sie haben mich zum einsamen Mann in den Prairien gemacht und Alles, woran mein Herz hing, mir grausam entrissen!«

Er stützte den Kopf auf die Hand und versank in finsternes Schweigen.

»Hört, Kamerad,« unterbrach endlich der Trapper dasselbe, »der Jaguar und ich hegen zwar auch schweren Groll gegen die Schurken, aber was uns geschehen, ist wenigstens in langjähriger Fehde geschehen, und man kann von einem Indianer nicht verlangen, daß er seinen Krieg ohne Tücken führen soll, wie ein weißer Mann und Christ. Es muß etwas Schlimmes sein, das Euch zu dem Gelübde geführt hat, von dem ich gehört. Ich habe zwar vernommen, daß man Euch übel mitgespielt hat, aber nie etwas Näheres. Der Mond geht erst in einer halben Stunde auf und so lange werden die rothen Halunken da unten ihrer Ruhe pflegen. Wie wär's – wenn die Erinnerung Euch nicht zu schmerzlich ist, – wenn Ihr uns bis dahin Eure Geschichte erzähltet?«

Der alte Mann dachte einige Augenblicke nach, dann reichte er dem Trapper die Hand.

»Es sei, Kamerad,« sagte er weich – »ich habe lange Niemandem mein Herz aufgeschlossen, und wenn es auch nur das eines armen Mannes ist, der sein Brod unter hundert Gefahren verdiente, indem er die Reisenden durch die Wüste geleitete, so thut ihm wahre Theilnahme doch so wohl, als wäre er der Herr von zehn Silberminen. Sie sollen erfahren, wer mich zum blutigen und mitleidslosen Vergelter gemacht hat und diese jungen Männer hier mögen daraus lernen, was das Herz des Menschen zu ertragen vermag, ehe es bricht.«

Es herrschte eine tiefe Stille rings umher, nur die Heuschrecken und Grillen zirpten in den Büschen und Felsspalten, und die Fledermäuse, die in diesen ihre Nester haben, durchschnitten mit leisem Pfeifen die Luft.

Dann begann der Kreuzträger.

DES KREUZTRÄGER'S GESCHICHTE.

Sie wissen, daß ich meines Gewerbes ein Wegweiser war. Ich trieb das Handwerk seit dreißig Jahren, und wiewohl wir oft und mannigfache Gefahren zu bestehen hatten, hat

doch nie eine Karavane oder eine Gesellschaft einzelner Reisender unter meiner Führung ein nennenswerthes Unglück betroffen.

Ich geleitete die Waarenzüge und die Reisenden von den Präsidio's jenseits des Rio del Norte nach Chihuahua durch die Wüste, ja ich bin herunter gewesen bis Monteraux, und ich darf sagen, ich hatte einigen Ruf bei den Kaufleuten und den Reisenden als ein sicherer und zuverlässiger Mann, und ich war stolz darauf und scheute keine Mühe, ihn zu erhalten.

Sie können denken, daß mein Dienst gefährlich genug war und große Aufmerksamkeit erforderte. Jenseits des Rio Grande die Comanchen, – diesseits die wildesten Stämme der Apachen. Dazu treiben sich oft Banden weißen Gesindels in der Wüste umher, die schlimmer sind, als die grausamsten Indianer. Aber immer war es mir gelungen, sei es durch Geschenke oder einen kleinen Tribut, sei es durch meine Aufmerksamkeit, welche jede Falle vereitelte, oder auch manchmal durch eine energische Vertheidigung meine Aufgabe zu erfüllen. Ich war ein guter Schütze, aber ich hatte bis dahin noch nie selbst Menschenblut vergossen, sei es auch das eines Heiden.

Ich scheute keine Mühe, und meine Arbeit hatte mit Gottes Hilfe guten Seegen getragen, denn mein kleines Vermögen wuchs zusehend, und einige Spekulationen, die ich bei den Karavanen auf eigene Hand machte, trugen viel dazu bei. Wenn ich dann nach allen Strapazen der Reise nach Hause kam, so erwarteten mich Freuden, die mich für Alles entschädigten. Kamerad, ich weiß nicht, ob Sie je das Glück eines Heerdes gekannt, an dem uns die Arme eines braven Weibes und die Zärtlichkeit geliebter Kinder erwarten! Wenn dies nicht ist – dann wissen Sie nicht, was ich verloren habe. – Ich hatte erst spät geheirathet, erst im vierzigsten Jahr, weil ich mich immer fürchtete, einer Familie keine genügende Existenz bieten zu können. Es war die Tochter einer verarmten, aber nicht ungebildeten deutschen Auswanderer-Familie, die sich in Texas niedergelassen hatte. Maria, so hieß mein Weib, hatte mir gleich in den ersten Jahren unserer Ehe zwei Kinder geschenkt, ein Mädchen und einen Knaben – so kräftig und stattlich und gut, wie sie heranwuchsen, daß Jedermann sie liebte, und sie waren unsere ganze Seeligkeit. Maria, so hieß auch meine Tochter, war zur Zeit, von der ich rede, siebenzehn Jahr und bereits die Braut eines wackern jungen Mannes, der aus dem Norden gekommen, und nur wartete, sich eine passende Niederlassung zu gründen, um sie zu heirathen; Robert, mein Sohn, aber fünfzehn, und ein keckerer Bursche und ein besseres Herz hat nie zwischen den beiden Meeren geschlagen.

Es war vor etwa sechs Jahren, – etwa einem Jahr vorher, ehe mir das Unglück geschah, – daß ich bei dem Geleit der Handelskaravane aus dem Westen nach Palatos mit den Apachen in Streit gerieth. Der Häuptling der Mescalero's, derselbe Teufel, der jetzt dort auf eine neue Bosheit sinnt, hatte für den sicheren Durchzug durch die Wüste einen nach meiner Meinung unverschämten Tribut gefordert, und ich hatte dem Kaufmann, der den Hauptantheil an den Waaren hatte, gerathen, die Forderung abzulehnen, indem ich mich auf mein Glück, meine Kenntniß des Weges und auf den Umstand verließ, daß wir eine gute Anzahl waffenkundiger Männer bei uns hatten. Mein erster Arriero, ein Mestize im zweiten Grad, hatte den Unterhändler gemacht; er selbst rieth mir, der Gefahr zu trotzen, denn wenn wir die Waaren glücklich nach Palatos brachten, hatte ich einen reichen Gewinn davon. Freilich ahnte ich damals Nichts von den Hoffnungen, die der Bube auf die Vollendung der Reise gesetzt hatte.

Genug – wir unternahmen das Wagniß. Schon am fünften Tage merkten wir Spuren der Indianer in unserer Nähe und bald war kein Zweifel mehr, daß eine Schaar Apachen uns verfolgte. Ich muß gestehen, daß Xaverio, so hieß der Mestize, unermüdlich war, ihre Anschläge zu vereiteln und daß endlich, als wir gezwungen waren, ihrem Anfall zu stehen, seine Anstalten so wohl getroffen und vorbereitet wurden, daß die Indianer eine arge Schlappe bekamen. Wir konnten jetzt unseren Weg ungehindert fortsetzen und erreichten glücklich Palatos, wo mein Amt zu Ende ging.

Jetzt, als wir unseren Erwerb theilten, war es, daß Xaverio zum ersten Mal mit seinen Absichten zum Vorschein kam. Meine Tochter Maria hatte auf seine wilde Phantasie einen tiefen Eindruck gemacht, und er trat jetzt zu mir und verlangte sie zur Frau.

Der Arriero war ein gewandter und schlauer Mann in seinem Gewerbe und ein sehr nützlicher Gehilfe für mich, aber er war keineswegs der Mann, dem ich mein Kind geben mochte, selbst abgesehen von seiner Abkunft, die nun einmal immer in unseren Augen ein Flecken bleibt. Ueberdies war er ein Wüstling und Spieler und Manche behaupteten, daß er früher unter den Banden in der Wüste gelebt habe, und davon auch seine Kenntniß derselben sich herschrieb. Genug, – ich sagte ihm offen, wie es ein redlicher Mann thun muß, was ich auszusetzen hatte, aber daß ich dem Herzen meines Kinder nicht in den Weg treten würde, wenn dieses sich in der That zu ihm gewandt. Ich erlaubte ihm, mich nach unserer Wohnung zu begleiten, die etwa eine Stunde von Palatos entfernt lag, und sein Gewerbe selbst bei Maria anzubringen, denn er war in seinem Aeußeren immerhin ein stattlicher Bursche, und es wäre doch möglich gewesen, daß sich des Mädchens Sinn ihm zugewandt hatte.

Ich hätte meine Tochter, das unglückliche Kind, besser kennen sollen! Sie wies den Freier auf das Entschiedenste und für immer ab, und bei dieser Gelegenheit gestand sie mir ihre in meiner Abwesenheit entstandene Neigung zu dem jungen Farmer und seine Bewerbung.

Xaverio erfuhr auch dies bald genug. Einige Augenblicke lang schien es, als wolle seine tobende Leidenschaft alle Schranken durchbrechen und uns Alle vernichten – aber gleich darauf war er ihrer wieder Herr – bat um Verzeihung, daß er es gewagt, sein Auge zu ihr zu erheben und erkannte ihr und mein Recht, frei zu wählen. Er bat mich, ihm deshalb nicht zu grollen und unter uns Alles beim Alten sein zu lassen. Ich war Thor genug, dies zu thun und seiner Verstellung zu glauben, denn Ihr werdet gleich erfahren, daß es nur eine solche und sein Herz schwarz wie die Hölle war.

Basta! was nutzen die Klagen, jetzt, da es zu spät ist. Mein Kopf war grau geworden, ohne mir die nöthige Klugheit zu geben. In dieser Zeit ging mir auch Anderes darin umher. Mein künftiger Eidam gefiel mir sehr, auch Robert und mein Weib liebten ihn. Er wollte sich weiter im Süden ansiedeln, und da mir damals eine hübsche Hacienda in der Nähe von San Rosalba am Cansas zum Kauf angeboten worden war und wir uns nicht gern von unserer Tochter trennen wollten, beschloß ich, – unsern bisherigen Wohnort aufzugeben und nach San Rosalba mit all' den Meinen zu übersiedeln, indem ich zugleich mein bisheriges Gewerbe niederlegte und es an Xaverio übertrug, bis mein Sohn groß genug sei, um von dem alten Ruf des Vaters Nutzen zu ziehen, denn schon jetzt trieb es ihn hinaus in die Welt, er hatte schon ein oder zwei Reisen mit mir gemacht und handhabte seine Flinte gleich einem erfahrenen Mann. Ich ordnete also meine Geschäfte, verkaufte mein Eigenthum und belud mit dem Rest zehn starke Maulthiere. Zum letzten Mal auch sollte ich mein Gewerbe betreiben, denn einer der Kaufleute von Matamoras, der in Palatos seine Niederlage hatte, bestand darauf, einen

Transport Waaren mir mit zu geben, und ein junges Ehepaar, ein Offizier der Vereinigten Staaten mit seiner Frau, die eine geborne Mexikanerin war und nach ihrer Heimat zurückkehren mußte, um das Erbe ihrer plötzlich gestorbenen Mutter den gierigen Händen der Alkalden zu entreißen, begleiteten uns und hatten sich meiner Führung anvertraut.

Die Sorge für die Meinen ließ mich jede Vorsicht treffen. Ich hatte nicht Lust, sie den Chancen eines Kampfes oder den Gefahren einer Flucht auszusetzen, und so – als wir die Gränze des Gebietes der Apachen erreichten, – sandte ich Xaverio voraus, um mit den Häuptern der Stämme, die wir berührten, einen Vertrag abzuschließen. Mein Gebot war nicht gering und überstieg bei weitem die Forderung der »Schlange«, über die wir uns damals veruneinigt hatten. Es war die Zeit, wo die Indianer in der Wüste den Büffel zu jagen pflegen, und ich wußte daher, daß mein Bote sie bald treffen würde.

Wir lagerten drei Tage an einem kleinen Seitenfluß des Rio Salado, dann kam Xaverio zurück und verkündete mir, daß er Wis-con-Tah selbst getroffen hatte, und der Häuptling mit einer Anzahl seiner Jäger ihm gefolgt sei und sich in der Nähe befinde, um mit mir selbst zu sprechen, so bald sich die Gelegenheit böte. Die Apachen hatten mein Gebot angenommen, und ich glaubte demnach, unbesorgt unsern Weg fortsetzen zu können, ohne daß ich deshalb doch die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln vergaß.

Wir waren, mit den Arriero's und meinem Sohn, unserer eilf wohlbewaffnete Männer mit siebenundzwanzig Thieren, denn die drei Frauen bedienten sich gleichfalls des Sattels zur Reise.

So brachen wir denn in der nächsten Morgendämmerung auf, um noch eine gute Strecke Weges in die Wüste hinein zu machen, ehe die Sonne zu heiß brannte. Wir hatten etwa zehn Tagereisen zu machen, ehe wir wieder in bewohnte Gegenden kamen, und ich hoffte, sie bei dem guten Zustand von Pferd und Menschen in dieser Zeit zurückzulegen. Es war nicht das erste Mal, daß ich grade diesen Weg zurücklegte, und ich wußte, daß wir an fünf Stellen unterwegs auf Quellen oder natürliche Cisternen stoßen würden. Auch hatten wir den See Aguaverde etwa eine Tagereise zu unserer Linken. Das wichtigste Bedürfniß des Reisenden also, das Wasser, war vorhanden.

Gegen Abend, als wir wieder lagerten – verzeiht, Compañero's einem alten Mann, wenn er so weitschweifig wird, aber jede Einzelheit jener schrecklichen Tage ist mit Flammenschrift in mein Herz gegraben, – sahen wir von Süden her drei Reiter am Horizont erscheinen, die sich uns näherten. Es war der Häuptling der Mescalero's mit zwei Begleitern. Ich ging ihnen mit dem Kapitain – Masterton war sein Name und er hatte bei dem Eindringen der Amerikaner unter General Scott in Mexiko selbst seine Gattin kennen gelernt, die Tochter eines Deputirten des Staates Durango, – und meinem Sohn den Apachen entgegen und begrüßte sie. Es war das erste Mal, daß ich die »Schwarze Schlange« von Angesicht zu Angesicht sah, und sein Anblick gefiel mir keineswegs. Aber das Zeichen von Vertrauen, das mir die Apachen gegeben, mußte jedes Vorurtheil unterdrücken, und so lud ich ihn ein, da ich mit der Sprache wohl vertraut war, sich bei mir niederzusetzen und unsern Handel zu besprechen. Ich ließ Aguardiente, in bescheidenem Maaß, denn ich kannte die Leidenschaft der Rothen, und Taback kommen. In mein Lager selbst mochte ich ihn nicht einladen, obschon er große Lust zeigte, dahin zu gehen. Ich wiederholte mein Anerbieten: freien Weg durch das Gebiet und Sicherheit für das Leben meiner zehn Begleiter und ihr Eigenthum, wofür ich mich erbot, ihnen schon jetzt ein Dutzend rothe Decken, einen Kasten mit bunten Korallen und Perlschnüren

und zehn Messer zu geben, dem noch, sobald wir den ersten Bach erreicht haben würden, der in den Rio Florida mündet, fünf Flinten, ein Fäßchen Pulver und ein Fäßchen Branntwein hinzugefügt werden sollten. Der Vertrag wurde angenommen und in der gewöhnlichen Weise auf einem Stück Haut mit den Totems der Indianer ausgestellt und unterzeichnet. Ich kann einen Eid bei der heiligen Madonna darauf ablegen, daß ich das Zeichen der Indianer empfang, denn ich zeigte es bei der Rückkehr noch meinem Weibe in der Gegenwart Xaverio's und belehrte sie, die Besorgniß genug hegte, daß auch der schlechteste Wilde, selbst ein Apache nicht, wagen würde, sein Totem zu läugnen. Ich ließ die Gaben bringen, die ich der Schlange versprochen hatte und fügte aus eigenem Antrieb noch zwei bunte Tücher hinzu.

Der Häuptling der Meskalero's hatte uns eingeladen, am drittnächsten Tage einer Büffeljagd beizuwohnen, und der Kapitain und mein Sohn hatten dies mit Freuden angenommen und versprachen sich viel Vergnügen davon. Ich weiß nicht, war es Ahnung oder Zufall, was mir eine gewisse Besorgniß einflößte – ich gab keine bestimmte Zusage und schützte die Eile unseres Weges vor. So, als sie Nichts mehr an Geschenken erreichen konnten, bestiegen die Apachen wieder ihre wilden Rosse und jagten davon.

Ich schlief in dieser Nacht, nachdem ich die Posten ausgestellt und die Ablösungen geordnet hatte, an der wir Männer sämmtlich Theil nahmen, einen tiefen und festen Schlaf neben den Meinen, unbesorgt um die Zukunft, und Nichts ahnend von dem Elend, das uns bevorstand.

Am andern Morgen mit dem ersten Grauen brachen wir wieder auf. Wir hatten unsere Schläuche an der Quelle gefüllt, um uns und unsere Thiere während des Tages mit Wasser versehen zu können, und ich wußte, daß wir am Abend eine jener natürlichen Cisternen erreichen würden, welche die Hand Gottes in die Wildniß gebaut hat.

Wir legten einen anstrengenden Tagemarsch zurück, und ich sah mich jetzt nach dem Ort um, wo wir zu rasten beschlossen hatten. Verschiedene Zeichen, die ich mir auf meinem früheren Wege wohl gemerkt, deuteten mir die Nähe der Cisterne an, und daß ich auf der richtigen Spur war – aber nirgends konnte ich sie entdecken. Endlich – nach einem langen Suchen fand ich den Ort, er mußte es unzweifelhaft sein – die Spuren von Pferden und Menschen umher, die zum Theil noch frisch waren, bewiesen mir, daß wir uns an dem Ort befanden. Da war auch die Felsenmulde, in welcher das Wasser sich wochenlang frisch zu erhalten pflegte, aber – von dem Wasser selbst war keine Spur! Der Boden umher war feucht, als sei es reichlich darüber weg gegossen worden, in der Mulde, die sonst rein und klar war, befand sich nur noch ein Schlamm, durch hineingeworfenen Sand entstanden, und nutzlos für Menschen und Thiere. Wer hier gewesen war, mußte arg gehaust haben, das bewies der Zustand des Bodens umher, und ich verwünschte den Leichtsinns oder die Fahrlässigkeit der Indianer oder der wilden Jäger, denn ich war überzeugt, daß nur durch eine solche der kostbare, uns so nothwendige Schatz, vernichtet worden war.

Indeß, was war zu thun? wir mußten uns fügen, denn den Reisenden durch die Wüste passiren oft noch schlimmere Dinge, und ich vertröstete die Meinen auf die Quelle, die wir am andern Tage sicher finden würden.

Der Wegweiser war bis hierher in seiner Erzählung gekommen, als ein sanftes Licht sich durch die Zweige der Sträucher und über die glatten Flächen des Gesteins zu verbreiten begann.

Der Mond war aufgegangen.

Fast mit dem ersten Schein desselben erklang aus der Schlucht heraus ein langgedehnter gellender Schrei, der sich zwei Mal wiederholte und das Echo der Felsen hervorrief.

Er weckte auch Wesen, deren Herzen meist härter waren, als der Fels selbst. Im Nu wurde es lebendig, man hörte die befehlende Stimme der Häuptlinge, das Rufen der Krieger, das Wiehern der Pferde.

»Sie machen sich fertig zum Aufbruch,« sagte der Trapper, in dem der Vorgang selbst das Interesse an der Erzählung des Wegweisers überwog.

»Und ehe eine halbe Stunde vergeht, werden sie auf ihrem blutigen Weg sein,« fügte der Kreuzträger hinzu – »Gott gebe, daß die Christen, denen es gilt, gewarnt und vorbereitet genug sind, sie abzuschlagen. Denn siegen der »Graue Bär« und die »Schlange«, so haben sie kein Erbarmen zu hoffen.«

Man mußte jetzt mit großer Vorsicht handeln und möglichst in den Schatten der Felsen und Büsche versteckt bleiben, denn da der Mond die Höhen beschien, während der Grund noch in Dunkel gehüllt lag, hätte jedes unvorsichtige Erscheinen zu ihrer Entdeckung führen können. Nur Comeo hatte sich von der kleinen Gesellschaft entfernt und war bis an den Rand der Schlucht vorgeglitten. Die erfahrenen Jäger konnten durch das Gehör ebenso gut alle Vorgänge beobachten, als geschähe es mit dem Auge.

Der Wegweiser hatte recht geurtheilt, es währte noch keine halbe Stunde, als man die Indianer fortreiten hörte. Der Mond war jetzt so hoch gestiegen, daß er bereits den Zugang der Schlucht beleuchtete.

Es wurde verhältnismäßig still in dieser.

Ueber die Steine auf der Höhe nach dem Versteck der Abenteurer glitt ein Schatten – es war Comeo.

»Der große Geist ist uns günstig,« sagte sie mit ihrer leisen klangvollen Stimme. »Der Graue Bär und die Schlange haben mit den Kriegern das Lager verlassen, zu dessen Bewachung zehn Männer zurückgeblieben sind. Wonodongah ist an seinem Platz, aber Fesseln binden seine Glieder. – Es ist Zeit!«

»Wozu?« frug der Offizier.

»Daß die Schwester bei ihrem Bruder ist – ich gehe zu dem Jaguar der Toyah's!«

Puebla oder Die Franzosen in Mexiko.

Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart.

von

Von Sir John Retcliffe.

(Verfasser des Romans »Sebastopol.«)

Erste Abtheilung: Der Schatz der Ynkas.

Dritter Band.

DRITTER ABSCHNITT.

IN DER SIERRA!

IM LAGER DER APACHEN!

In dem Augenblick, in welchem der Mond über die Höhe der Felswände trat und seine Strahlen weithin durch die zerklüftete Gegend warf, erscholl vom Eingang der Schlucht her, die zum Lagerplatz der Bande diente, jener gellende langgezogene Schrei, der – wie wir am Schluß des vorigen Kapitels erzählten, – die Geschichte des Kreuzträgers unterbrochen hatte.

Im Nu herrschte in dem während der letzten zwei Stunden so ruhigen Thal ein bewegtes Leben und Treiben. Die Krieger, welche die kurze Zeit der Ruhe bennht, sprangen empor und ergriffen ihre Waffen, die Häuptlinge ertheilten kurze Befehle, und vom Eingang der Schlucht her wieherten und stampften die Pferde, die ihre neuen Hüter mit jener untrüglichen Genauigkeit der Indianer in Beziehung auf Zeit und Ort von dem Weideplatz fast zur Sekunde des Mondaufganges nach dem Lager getrieben hatten.

Wonodongah hatte unbeweglich auf seinem alten Fleck gesessen, gleichsam als Wächter vor dem Zelt der schönen Spanierin. Er wußte, was folgen würde und hatte beschlossen, sich ohne Widerstand darein zu fügen, da dieser doch vergeblich sein und nur das Handeln seiner Freunde für ihn erschweren mußte. Aus der Aufregung der Apachen und ihren Erzählungen am Nachmittag, als die Verfolger der Flüchtigen zurückkehrten, wußte er, daß die Zahl dieser Freunde sich jetzt nicht mehr auf Eisenarm allein – den Yankee hatte er ohnehin nicht gerechnet – beschränkte. Nur darüber war er zweifelhaft, ob die Apachen ihn selbst bei ihrem Unternehmen gegen die Hacienda mit sich führen, oder ihn in dem Lager unter Bewachung zurücklassen würden.

Dieser Zweifel sollte jedoch bald gehoben werden. Der »Graue Bär« in Begleitung von vier oder fünf bewaffneten Kriegern näherte sich der Stelle, wo er saß und stellte sich vor ihn.

Wir haben bereits gezeigt, daß der wilde und grausame aber tapfere Krieger es verschmähte, seinen Gefangenen zu verhöhnen und zu beleidigen. Diesem Gefühl folgte er auch jetzt, indem er ihn ansprach.

»Die Krieger der Apachen,« sagte er, »sind im Begriff, das Unrecht zu strafen, das die Bleichgesichter allen rothen Männern angethan. Eine Rothhaut hat verweigert, an ihrer Seite das Kampfgeschrei zu erheben. Sie wird dafür sterben auf den Trümmern des steinernen Hauses.

Aber wir dürfen einen tapferen Krieger nicht in unserem Rücken zurücklassen, wenn er nicht sein Wort verpfändet, daß die Apachen ihren Gefangenen hier wiederfinden werden.«

Der Toyah sah seinem Feinde ruhig in das Gesicht. »Ich verstehe Dich, Gileno,« sagte er, »aber der Jaguar ist nicht gewohnt, müßig zu bleiben, wenn er eine Hand für seine Freunde erheben kann. Hier sind meine Arme; die Apachen sind Weiber, sie vermögen nicht den Adler zu halten, der seine Schwingen regen kann!«

Der Häuptling antwortete nur mit einem stummen Wink; zwei der Krieger traten vor und faßten die Arme des Comanchen. Er ließ sich stolz, ohne den geringsten Widerstand zu zeigen, an den Pfahl führen, an dem vorher der unglückliche Kentuckier fest geschnürt war, und dort anbinden, so daß er keines seiner Glieder zu regen vermochte.

Trotz dieser gefährlichen Lage schwoll das Herz des jungen Kriegers in Freude, weil er jetzt wußte, daß die Bande nicht beabsichtigte, ihn mit sich zu schleppen.

Während der Graue Bär in dieser Weise mit seinem Gefangenen verfuhr, hatte der Häuptling der Mescalero's sich auf einer anderen Stelle beschäftigt.

Lord Drysdale hatte sein kleines Reisezelt, das die Bande bei dem Ueberfall am vorigen Abend durch die Vorsorge des Couriers mitgeschleppt hatte, absichtlich mitten in der Schlucht und zwischen den Lagerstätten der beiden Stämme aufschlagen lassen, um seinen wilden Bundesgenossen nach dem schlaun Rath des Mestizen damit einen Beweis seines Vertrauens zu geben. Er beabsichtigte keineswegs, sich an dem Ueberfall der Hacienda zu betheiligen, da er wußte, daß sein Feind mit der Hauptschaar der Abenteurer noch nicht eingetroffen sein konnte, und es seinem Gefühl widerstrebte, sich an Scenen des Mordes und der Plünderung zu betheiligen, wenn nicht dabei der Zweck seiner traurigen Irrfahrt erreicht werden konnte. Auch hatten die Häuptlinge bis jetzt keineswegs das Verlangen an ihn gestellt, sie bei ihrem Vorhaben zu unterstützen, sei es, daß sie dem neuen Bundesgenossen noch nicht recht trauten, sei es, daß sie fürchteten, er könne ihnen bei ihren Bewegungen nur hinderlich werden; der Lord und sein unglücklicher Gefährte hatten sich daher in das Innere des kleinen Zeltes zurückgezogen, während der Courier vor dessen Eingang sein Lager aufgeschlagen hatte und jetzt, müßig auf seine Ellenbogen gestützt, dem Gewühl des Aufbruchs zuschaute.

Zu ihm wandte sich mit seinem schleichenden katzenähnlichen Tritt der einäugige Häuptling.

Volaros bemerkte ihn nicht eher, als bis der Mescalero ihm die Hand auf die Schulter legte und vertraulich neben ihm niederhockte.

»Die Krieger der Apachen,« sagte der Wilde, »sind im Begriff, gegen ihre Feinde zu ziehen. Warum ist der Wandernde Tod nicht an ihrer Seite?«

»Du hast in dem Kriegsrath gehört, daß Seine Excellenz nur gegen die langen Messer kämpfen wird, die über das Meer gekommen sind,« erwiderte der Courier. »Der Engländer ist ein großer Krieger, aber er spart seine Kräfte für die schlimmeren Feinde auf und überläßt seinen Freunden, den Apachen, alle Leute, die sie in dem Hause des reichen Mannes finden werden. Der Antheil eines großen Häuptlings, wie er ist, würde den Gewinn seiner Freunde schmälern,«

Die Antwort war ziemlich schlau auf die Habsucht des Wilden berechnet, würde aber denselben schwerlich ganz zufriedengestellt haben, wenn die Häuptlinge nicht schon, wie vorhin erwähnt, beschlossen hätten, den seltsamen Bundesgenossen gleich ihren Gefangenen im Lager zurück zu lassen.

»Die Kinder einer rothen Mutter,« fuhr der Mescalero fort, »haben geglaubt, daß ihre Feinde auch die Feinde ihrer Freunde sein müßten. Aber sie haben die Pfeife mit dem Sohn der großen Mutter aus Sonnenaufgang geraucht und vertrauen ihm. Er wird ihre Weiber und ihre Habe beschützen, während sie sich auf dem Kriegspfade befinden. Sie sind bereit, ihm den Befehl über dies Lager zu übergeben.«

»Ich fürchte, Häuptling,« sagte der Mestize vertraulich, »dieser Fremde wird sich auch damit nicht befassen wollen. Du hast erfahren, daß er sehr freigebig ist, aber diese Engländer sind ziemlich seltsame Käuze und so eigensinnig, wie ein Maulesel. Nur das Eine magst Du überzeugt sein, daß, wenn es wirklich einem gefährlichen Feinde gelten mag, dieser Mann mit dem blutlosen Gesicht das Blut nicht schonen wird!«

Die »Schwarze Schlange« betrachtete den Vertheidiger des Engländers mit einem Ausdruck boshafter Schadenfreude.

»Der Eilende Wind redet gut,« sagte der Mescalero. »Der Mann mit zwei Vätern ißt das Brod dieses Fremden. Aber er irrt sich, wenn er meint, daß die Apachen nur mit mexikanischen Weibern fechten werden. Hat mein Sohn von meinen jungen Kriegern nicht den Namen des Crucifero gehört?«

»Ich erinnere mich dessen, Schlange. Er wird unter den Vertheidigern der Hacienda sein. Ich habe sogar gehört, daß der Bursche den Ruf als ein schlimmer Feind der Rothhäute hat. Aber ein Tapferer macht noch keine Armee, und es fehlt Euch nicht an tüchtigen Kriegern.«

»Mein Sohn würde eine schlimme Stunde zubringen,« sagte der Indianer lauernd, »wenn er dem Crucifero gegenüber stehen sollte.«

»Pah! Er ist ein Mensch wie ein anderer, und führt er eine gute Büchse, so sind mein Auge und meine Hand nicht minder sicher. Ich fürchte ihn nicht und wenn er der Teufel selbst wäre!«

Der einäugige Häuptling beantwortete die Prahlerei mit einem höhnischen Lächeln.

»Mein Sohn hat ein schlechtes Gedächtniß!« sagte er. »Er hat vergessen, daß wir bereits früher zusammengetroffen sind.«

»Wir Beide, Mescalero? – Da irrst Du Dich! Ich habe zwar viel von Dir gehört, aber der Zufall hat gewollt, daß ich immer nur mit den südlichen Stämmen Deiner Nation zu thun gehabt habe. Der »Fliegende Pfeil« und der »Springende Wolf« kennen mich.« Die dunkle Röthe, die bei der so unerwarteten Bemerkung des Indianers sein Gesicht überflogen hatte, strafte diese Abläugnung Lügen.

»Fünf Sommer,« bemerkte der Häuptling, »sind nicht genug, um einen Mann unkenntlich zu machen, auch wenn er die Haare um seinem Mund wachsen läßt, wie ein Waschbär. Hugh! Der Eilende Wind möge sich an die Ufer des See's mit dem grünen Wasser¹ erinnern. Die Tochter des Mannes, den er nicht fürchtet, hat nur drei Monden in dem Wigwam eines Häuptlings gewohnt.«

Das Gesicht des Couriers war leichenblaß geworden bei diesen Worten und er starrte den Redner an, als sähe er ein Medusenhaupt.

»Heilige Jungfrau,« stammelte er, – »Rothhaut, was willst Du damit sagen? Jener Mann, den Ihr den Kreuzträger nennt, wäre doch nicht . . . «

¹Der See Aquaverde.

Er hatte mit dem Ausdruck des Entsetzens und der Furcht krampfhaft den Arm des Häuptlings ergriffen. Seine blauen Lippen zögerten, den Namen auszusprechen und sein ganzes sonst so sicheres und freches Wesen war wie mit einem Schlage verschwunden.

Der Häuptling nickte ihm grinsend zu und schien sich an seinem Schrecken zu erfreuen. »Der Eilende Wind,« sagte er, sich erhebend, »fliegt durch die Prairie, aber die Kugel des Crucifero ist schneller als sein Roß. Mein Sohn weiß, daß die Rache süß ist, aber er wird jetzt auch wissen, daß für ihn allein Sicherheit bei seinen Freunden den Apachen ist. Wir sind seiner Treue gewiß!« und er stimmte in den langgezogenen Ruf ein, mit dem so eben sein Gefährte im Kommando zum Aufbruch rief.

Binnen fünf Minuten waren alle Krieger auf dem Rücken ihrer Pferde. Die Häuptlinge erteilten ihre letzten Weisungen an die zurückbleibenden Wächter, und der wilde Zug brauste in den phantastischen Lichtern und Schatten des Mondscheins gleich einem Heer finstrier Nachtgeister dahin.

Obschon Makotöh und Wis-con-Tah fast alle Krieger ihrer Banden zu dem Angriff der Hacienda mitgenommen, und nicht im Entferntesten ahnen konnten, daß sie gefährliche Feinde in ihrem Rücken zurückließen, so hatten sie doch keineswegs die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt. Ein erfahrener Krieger und Häuptling, den das Alter nicht mehr für die raschen Bewegungen des Ueberfalls geeignet erscheinen ließ aber zugleich nur strenger und grimmiger gemacht hatte, war mit neun Indianern zum Schutz des Lagers und zur Bewachung der Gefangenen, wohl auch der neuen Bundesgenossen, zurückgelassen. Der Medicinmann und die Weiber bildeten außerdem eine hinlängliche Macht, um einen vereinzelt Angriff abzuwehren.

Der alte grimmige Krieger, dessen Name von der eigenthümlichen Bildung seines Gesichts hergenommen, die »Nachteule« war, stellte alsbald zwei Posten an dem Eingang der Schlucht aus, ließ die Feuer auf's Neue anschüren, und setzte sich an einem derselben nieder, wo er den gefesselten Comanchen im Auge hatte, den er mit finstern, haßvollen Blicken betrachtete. Der Wahrsager hatte sich zu ihm gesellt und beide rauchten, über irgend einer Bosheit oder Teufelei brütend, die Pfeifen, während die Weiber und die anderen Wächter mit jener Gleichgültigkeit gegen die Gefahr ihrer Augehörigen in dem Kampf, den dieselben entgegen gegangen, die Ruhe suchten. Der Toyah stand unbeweglich gleich einer Bildsäule an seinen Pfosten gefesselt und bald unterbrach Nichts mehr die Stille des Lagers, als von Zeit zu Zeit ein Schnarchen der Schläfer oder ein leises Wimmern, das von einer im tiefen Schatten der Felsen liegenden Stelle herzukommen schien. — —

Wir müssen zu unseren Freunden auf der Höhe der Felsen über der Schlucht zurückkehren.

Der Augenblick des Abzugs der Bande war derjenige, in welchem die junge Comanchin ihren Freunden den kühnen Entschluß kund gab, sich wieder in das Lager der Apachen, also in den Rachen des Wolfes zu begeben.

Da die erste Viertelstunde nach dem Abzug noch unter dem Geschwätz der Weiber und den lauten Vorbereitungen für die weitere Wache hinging, konnte die Verhandlung auf der Höhe des Felsens ohne größere Besorgniß der Entdeckung geführt werden.

Den jungen Offizier berührte die Antwort des Mädchens auf seine Frage, die wir am Schluß des vorigen Kapitels mittheilten, wie ein Donnerschlag. Er wußte sich selbst keine Rechen- schaft zu geben von dem Interesse, das er an der jungen Indianerin nahm, aber er fühlte, daß er ohne Zögern sein Leben für die Retterin des seinen opfern könne, und konnte den Gedanken nicht fassen, daß er müßig zusehen solle, wie sie schutzlos sich auf's Neue in die Hände der Wilden liefere.

»Nimmermehr!« sagte er entschlossen, »als Mann und Offizier werde ich es niemals zu- geben, daß dieses tollkühne Wagniß stattfindet. Eisenarm, Kreuzträger – Sie werden mir beistehen, das Mädchen von diesem Gedanken zurückzubringen!«

»Und dennoch wird er ausgeführt werden müssen, wenn der Jaguar nicht geopfert werden soll,« sagte der Kanadier. »Es sind elf solcher Schufte unten, die uns genug zu schaffen machen werden, und ich kenne diese Teufel hinlänglich, um zu wissen, daß jedes alte Weib noch dem gefangenen Todfeind ihres Stammes das Messer in das Herz stoßen würde, ehe sie seine Befreiung zuließe, selbst auf Kosten ihres eigenen Lebens. Der Gefangene muß also einen Freund in seiner Nähe haben, der ihm im Augenblick der Noth die Mittel giebt, sich selbst zu vertheidigen. Wonodongah ist im Besitz meines Messers – ich habe es selbst gesehen, daß er es glücklich aufnahm; er muß es in einem Versteck verborgen halten, sonst würden es die Schelme sicher entdeckt haben, als sie ihn dort an den Pfahl schnürten.«

»Aber Comeo's Flucht muß den Verdacht der Indianer erregt haben,« warf der Offizier ein, »man wird sie tödten oder wenigstens mißhandeln und festnehmen, wenn sie es wagt, wieder das Lager zu betreten!«

»Auch dafür hat es keine Gefahr,« meinte der Jäger. »Das Mädchen hat ihre Entfernung schlaue genug angefangen – diese Burschen sind sicher in dem Glauben, der verliebte Hüp- tling der Mimbreno's habe sie mitgenommen in sein Lager. Es kommt uns jetzt zu statten, daß unser alter Freund da die Vorsicht hatte, ehe wir die Pferdehüter überfielen, aus dem Mäd- chen einen so hübschen Prairiejungen zu machen, als nur je einer die Büffel gejagt hat, und diese Schufte müßten noch schärfere Augen gehabt haben, als sie ohnehin besitzen, wenn sie bei der Flucht in solcher Entfernung den kleinen Betrug erkannt haben sollten. Das einzige Augenpaar, das sie in der Nähe gesehen, hat der Schuß Windenblüthe's selbst geschlossen, und Sie werden nicht glauben, Monsieur, daß ein Weib, bloß weil es eine dunklere Farbe hat, als Sie, weniger für ihren leiblichen Bruder zu thun bereit ist, als für einen Fremden.«

Dieser Bemerkung gegenüber verstummte der Preuße; er fühlte, daß er sich der größeren Einsicht und Erfahrung der beiden Aeltern fügen müsse und bestand nur noch darauf, daß Comeo wenigstens zu ihrem Schutz seinen Revolver mitnehmen solle, von dem sie bereits einen so muthigen und geschickten Gebrauch gemacht hatte. Aber auch hierin widersprach ihm unter Zustimmung des Kreuzträgers der Trapper, indem er als Grund anführte, daß die Waffe leicht von den Wilden bei dem Mädchen bemerkt werden könnte und dann ihr Miß- trauen mit Recht erwecken müßte.

So wurde denn beschlossen, daß das junge Mädchen allein ihrer angeborenen Klugheit in der Benutzung des günstigen Augenblicks überlassen werden solle.

Es fand zunächst, als das Dringendste, eine kurze Berathung über die Art und Weise statt, in welcher der Angriff zur Befreiung der Gefangenen erfolgen solle. Bei der großen Uebermacht der Gegner und der mangelhaften Bewaffnung – wir erinnern daran, daß die Zahl der kühnen Abenteurer aus nur vier Männern, den jungen Diaz eingerechnet, und ihre Waffen aus drei

Büchsen und einer schlechten Flinte, so wie nur zwei Messern und dem Revolver des Offiziers bestanden, – mußte jeder Schritt genau vorher erwogen werden.

Dem Angriffsplan gemäß, der in der Fortsetzung der Erzählung sich zur Genüge bekunden wird, sollte der Trapper seine junge Pflegebefohlene, gleichsam seine Mündel, mit Diaz bis in die Nähe der am Eingang der Schlucht ausgestellten Schildwachen begleiten, während Kreuzträger und der junge Offizier auf der Höhe der Felsen zurückblieben. Diese Wahl war zum Verdruß des Preußen und – damit wir es sagen, – vielleicht auch nicht ganz nach dem Wunsch der Indianerin ausdrücklich von Eisenarm selbst getroffen worden, der fürchtete, daß der Ungestüm des Offiziers ihn leicht in der Sorge für Comeo zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen und so den ganzen Plan vereiteln könnte.

Der Abschied war kurz, obschon Jeder fühlte, daß er leicht für das Leben sein könne! Ein kurzer Händedruck, Aug' in Aug', dann verließen Comeo, der Kanadier und der junge Vaquero die schützende Stätte und waren gleich darauf hinter den Felsen verschwunden.

Der Offizier erklärte jetzt seinem bejahrten Gefährten, daß er den früheren Beobachtungsposten Comeo's am Rande der Felsen, wo er die Aussicht auf den Grund, der Schlucht hatte, einnehmen wolle, und nachdem der Kreuzträger ihn in ein sicheres Versteck geleitet hatte, entfernte dieser sich, ohne weiter sich die Mühe zu nehmen, dem jungen Mann seine Absicht mitzuteilen.

Eine Stunde war auf diese Weise in tiefer Stille vergangen und der Stand des Mondes zeigte auf die erste Morgenstunde. Der Wegweiser war zu seinem Gefährten zurückgekommen und hatte neben ihm seinen Beobachtungsposten angenommen. Er schien mit dem Ergebnis seines Streifzugs sehr befriedigt, denn er rieb sich die Hände und flüsterte dem Offizier zu, es sei, wie er bei der gewohnten Fahrlässigkeit der Rothhäute sich gedacht, und sie würden die Mittel finden, in jedem Augenblick mit leichter Mühe in die Schlucht zu gelangen.

Während Alles auf dem Grunde derselben anscheinend in tiefer Stille geblieben, war es in Wirklichkeit doch nicht der Fall. Die Nachteule und sein Gefährte, der Mediziner trieben sich die Zeit auf ihrer Wache mit verschiedenen Plänen, welche Marter sie den Gefangenen, die bereits in ihren Händen waren, und die noch hinein gerathen würden, anthun könnten, und als jetzt ein neues stärkeres Wimmern als vorher ihre Aufmerksamkeit erregte, versuchte der Wahrsager mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredtsamkeit den nunmehrigen Kommandanten des Lagers für eine Handlung abscheulicher Bosheit zu gewinnen.

»Die Eule der Apachen,« sagte er – »hat niemals erfahren, was es heißt, die Faust eines Bleichgesichts an seiner Kehle zu haben. Ihr Tomahawk hat den weißen Männern den Schädel gespalten, ehe sie ihren Hals erreichen konnten. Es sind Hunde, aber ihre Sehnen sind stark und ich war dem Tode sehr nahe. Die Nation der Mescaleros hätte ihren weisesten Mediziner verloren und die Nachteule einen Freund, der dafür sorgen wird, daß der Name eines tapfern Kriegers in seinem Volke fortlebt.«

Der alte Häuptling begnügte sich mit dem gewöhnlichen Ausruf, mit welchem die Indianer ihr Interesse und ihre Aufmerksamkeit ausdrücken.

»Der große Geist liebt vor Allem seine Diener. Er wird zürnen, daß man ihn in meiner Person beleidigt hat, ohne daß der Beleidiger dafür den Tod empfangen.«

Der alte Krieger lächelte grimmig, indem er die Hand auf die Schulter des Rachsüchtigen legte.

»Mein Vater will ein Mediziner sein,« sagte er, »und er weiß nicht, daß die Schmerzen jenes Bleichgesichts schlimmer sind, als der Tod?«

»Sie sind noch viel zu gering für ihn,« rief mit Erbitterung der Wahrsager. »Die Nachteule möge ihn in meine Hand geben und sie soll sehn, daß jenes Stöhnen wie der Gesang des Spottvogels¹ klingt gegen das Geschrei, was ich ihn erheben machen will. Aber die Eule ist sein Häuptling mehr unter den Gileno's, sie fürchtet den Zorn Makotöh's!«

Dies war die empfindlichste Reizung, die dem alten Krieger angethan werden konnte, und sein faltenreiches Gesicht färbte sich augenblicklich mit der dunklen Gluth des Aergers.

»Rakongah, die Nachteule der Gileno's,« rief er prahlend, »war ein Häuptling seines Volkes, als die Mutter des Grauen Bären ihn noch in der Wiege von Birkenrinde an den Stangen ihres Wigwam's schaukelte. Seine Hand tödtete den Büffel und schlug die Bleichgesichter, als Makotöh noch den Bogen der Knaben nicht spannen konnte. Die Stimme Nakongah's wird gehört in seinem Volke und Keiner wird ihm verbieten, zu thun, was er für gut findet.«

»So möge er es beweisen,« sagte der Wahrsager trocken, »indem er mir gestattet, jene Unke ihr Todtenlied singen zu lassen.«

»Nimm ihn! er möge sterben!«

Der rachsüchtige Priester – denn als solche sind die Gaukler und Mediziner unter den Indianern zu betrachten, – ließ sich diese Erlaubniß nicht zwei Mal sagen, sondern stand sogleich auf und begab sich nach der dunklen Stelle, von welcher her das jammervolle Stöhnen die ganze Zeit über erklingen war. Einige Augenblicke darauf sahen die Lauscher auf der Höhe der Felswand ihn einen dunklen Gegenstand herbeischleifen, der sich, in die Nähe des Feuers gebracht, als der hilflose Körper eines Menschen auswies.

Der Leser wird sich erinnern, daß Kreuzträger und der Offizier am Tage vorher mit ihren Gefährten sich auf dem Rückzug vor den Wilden und im Kampf mit denselben befanden, als das Ringen zwischen dem gerade nicht sehr achtungswerthen, aber mindestens tapfern und unerschrockenen Kentuckier und dem Wahrsager stattfand, also auch von dessen Folgen Nichts bemerkt hatten. Sie erkannten und erriethen daher den Unglücklichen, der aller Kleider beraubt, jetzt von seinem erbitterten Feinde herbeigeschleppt worden, nicht sogleich. Aber der Anblick war so gräßlich, daß er nichts destoweniger ihre volle Theilnahme in Anspruch nehmen mußte und der Offizier nur mit Mühe einen Schrei des Entsetzens unterdrücken konnte.

Es war in der That John Meredith, den der Wahrsager herbeigeschleppt und jetzt mit dem Oberkörper an den zweiten Pfahl gelehnt hatte, an welchen bei der Marter am Nachmittag sein glücklich entkommener Gefährte gebunden gewesen war.

Welcher Verbrechen der Kentuckier sich in seinem Leben auch schuldig gemacht haben mochte, und es waren deren gewiß nicht wenige! – die entsetzliche Strafe, die ihm geworden, mußte dieselben sühnen. Der Kopf des Unglücklichen bildete eine einzige blutgeronnene Masse. Der Kentuckier war von der Hand seines anfangs besiegtten Feindes, wie wir wenigstens angedeutet haben, scalpirt worden und seine Kopfhaut mit dem vollen dichten Haupthaar bereits an dem aus einer bemalten Büffelhaut bestehenden Mantel desselben als schreckliche Zierde befestigt. Aber der kräftige Mann hatte die entsetzliche Operation überlebt und selbst die unsäglichen Schmerzen bisher überstanden; denn die Grausamkeit der Apachen hatte ihn nach der Scalpirung in einem Winkel des Grundes liegen lassen, ohne daß

¹Die indianische Nachtigall.

sich Einer um sein Wimmern und sein Leiden anders kümmerte, als daß man diese noch erhöhte. Seine Hände und Füße waren gebunden geblieben, und so hatte er selbst sich nicht die geringste Hilfe leisten und nur darin eine Linderung suchen können, daß er den wie Feuer glühenden Schädel an die Steine und die kühlere Erde drückte.

Es ist unglaublich, welche körperlichen Leiden der Mensch zu überstehen vermag, ehe die unsterbliche Seele sich von dem Körper scheidet. Hundert Mal in diesen langen Stunden hatte der Unglückliche nach dem Tode gerufen, und seine wilden Flüche hatten sich mit den Resten der Gebete vermischt, die noch aus einer unschuldigeren Kindheit und vielleicht den Lehren einer frommen Mutter in seinem Gedächtniß zurückgeblieben waren, bis seine Kraft brach und er nur noch halb bewußtlos in Stöhnen und Wimmern seinen Schmerz äußern konnte. Aber der Tod war nicht gekommen – seine Leiden waren noch nicht zu Ende!

Die Klagelaute seines Opfers schienen dem in jeder teuflischen Quälerei wohlerfahrenen Gaukler nur Freude und Genugthuung zu gewähren, und mit einer wahren Wollust bereitete derselbe die neuen Martern vor, während er von Zeit zu Zeit einen boshafte Blick hinüber nach dem anderen an seinen Pfahl gefesselten, aber zu seinem Bedauern seiner Macht entzogenen Gefangenen warf, wie um auch ihn an die bevorstehenden Qualen zu erinnern.

Der alte Wegweiser drückte in ihrem Versteck krampfhaft die Hand seines Gefährten, »Die heilige Jungfrau sei ihm gnädig,« flüsterte er. »Es ist wahrhaftig der arme Teufel, den wir am Nachmittag mit an den Marterpfahl gebunden sahen. Was hat der Schurke mit ihm vor? – ich wollte einen Finger meiner Linken drum geben, wenn wir das Zeichen Bras-de-fer's hörten, damit meine Kugel dem Satan das Spiel verderben könnte!«

Der ehrliche und menschenfreundliche Wunsch des Wegweisers ging aber nicht in Erfüllung – weder von Comeo noch ihren Begleitern ließ sich eine Spur erblicken, und der indianische Zauberer konnte ungestört die Vorbereitungen seines scheußlichen Vorhabens vollenden; – diese bestanden darin, daß er in den Schoos seines Mantels eine Anzahl glühender Kohlen aus dem Feuer sammelte.

Die Nachteule sah ihm mit stoischer Ruhe ihre Pfeife rauchend zu, ohne ein Zeichen der Zustimmung oder Mißbilligung zu geben; für ihn war der Scalpirte ein Gegenstand vollster Gleichgültigkeit.

Der Mediziner trat jetzt zu dem Verstümmelten, und mit einem teuflischen Lachen schürte er einen Theil der glühenden Kohlen auf den seiner Haut beraubten blutrünstigen Schädel. Der Kentuckier stieß ein Geheul des Schmerzes aus, das weithin in den Felsen ein schreckliches Echo weckte. Da seine Arme und Füße noch immer gefesselt waren, vermochte er nicht, sich von dieser glühenden Asche zu befreien, die an dem blutigen Schädel festklebte und bis in das Hirn hinein zu brennen schien. Er wälzte sich unter dem Hohngelächter und dem Frohlocken seines Feindes wie ein rasendes Thier auf dem Boden und sein Gebrüll versammelte in wenigen Augenblicken die erweckten Schläfer um die schreckliche Scene, und rief selbst den Lord mit seinem Begleiter und die erschrockenen Damen aus ihren Zelten.

Die Weiber und Krieger bildeten einen Kreis um das Opfer dieser boshafte Rache, innerhalb dessen der gefürchtete Zauberer mit grotesken Sprüngen und seine wilden Beschwörungen zeternd den Unglücklichen umtanzte, wobei er von Zeit zu Zeit frische Kohlen auf den Kopf des Aermsten zu werfen suchte. Die Scene war zu sehr nach dem Geschmack der grausamen Krieger und alten Hexen, als daß sie ihr hätten Einhalt thun sollen, und der Lord wurde von dem Mestizen daran verhindert, der ihn fast mit Gewalt abhielt, sich einzumischen.

Zwei Mal hatte der Kreuzträger seine Büchse erhoben, um der schändlichen Mißhandlung ein Ende zu machen, aber ein Blick auf den gefesselten Comanchen, der unbewegt auf die Qualen des Unglücklichen niedersah, ließ ihn wieder der Klugheit Gehör geben. Dennoch hätte er vielleicht ihr Gebot aus den Augen gesetzt, wenn nicht in diesem Augenblick von einer andern Seite dem Leidenden Beistand gekommen wäre.

Der Kreuzträger und der Offizier sahen nämlich plötzlich die schlanke Gestalt Windenblüthe's aus dem Schatten auftauchen, und mit leichtem Schritt über den Platz eilen. Sie stieß furchtlos die über diese Kühnheit erstaunten Krieger und Weiber zur Seite, trat zu dem sich in Todesschmerzen krümmenden Mann und streifte mit sicherer Hand die Asche von seinen Wunden. Dann sprang sie behend zu dem Steinbecken, in dem sich das Wasser der Bergquelle sammelte, tauchte ihr wollenes Tuch in die kühle Fluth und legte dasselbe zurückkehrend auf den rauchenden Schädel des Kentuckiers.

Ein Blick unbeschreiblichen Dankes aus den blutunterlaufenen Augen des Mannes lohnte ihr.

Der Zauberer hatte anfangs ganz starr über dies Beginnen das Mädchen schweigend gewähren lassen, jetzt aber brach sein Zorn aus.

»Was untersteht sich die Tochter einer Comanchen-Hündin?« schrie er erbittert mit drohenden Geberden. »Will die verlaufene Dirne die Peitsche ihrer Herren auf den Schultern fühlen, daß sie ein dem großen Geiste gebrachtes Opfer stört?«

Comeo war ruhig neben ihren Schützling stehen geblieben, gleich als hätte sich das, was sie gethan, ganz von selbst verstanden. Nur ein flüchtiger Blick hatte den Bruder gestreift, aber sein Ausdruck ihn bedeutet, daß der Moment der Entscheidung gekommen und ihre Aufgabe allein sei, die Aufmerksamkeit von ihm abzulenken.

»Der große Geist,« sagte die Jungfrau ruhig, »hat den Apachen wie den Comanchen die Medizinmänner gegeben, daß sie mit ihrer Weisheit die Wunden und Krankheiten heilen sollen, nicht die Schmerzen vermehren. Der große Zauberer der Mescalero's muß ein sehr schwarzes Herz in der Brust tragen, daß er eines Sterbenden spotten kann.«

Der Zauberer that einen förmlichen Sprung vor Wuth über diese dreiste Erwiederung. »Schleppt sie hinweg, die Tochter einer rädigen Hündin!« schrie er. »Sollen wir uns von dieser Thörin gebieten lassen, die in unser Lager kommt und geht, wann sie will!? Wenn sie es wagt, noch ein Wort zu reden, soll sie die Strafe des Bleichgesichts theilen! – Ist der Häuptling der Gileno's ein Kind geworden, daß er uns von einem Weibe Trotz bieten läßt?«

Der grimmige alte Häuptling hatte in der That die Einmischung der jungen Comanchin eben so übel vermerkt, als sein Gefährte. Er streckte die Hand drohend gegen das Mädchen aus und sagte gebieterisch: »Die Krieger der Comanchen haben den Tomahawk von sich geworfen und kochen an ihren Feuern, indeß ihre Weiber durch die Prairie laufen. Wo ist die Tochter eines fremden Stammes während einer Nacht und eines Tages gewesen, daß sie auf's Neue wagt, ihr Angesicht unter meinem Volke zu zeigen?«

Mit der Schlaueit ihres Geschlechtes umging das Mädchen, das zu stolz war, zu lügen, die Frage.

»Ist Mechocan, der Fliegende Pfeil der Mimbreno's nicht ein Häuptling?« erwiderte sie. »Er ist auf dem Kriegspfad gegen die Bleichgesichter und ein Mädchen ist zu ihren Freunden zurückgekehrt, um auf seine Rückkehr zu warten.«

Die Antwort stimmte zu sehr mit der Annahme überein, welche man im Lager der beiden Stämme über das Verschwinden des Mädchens gehegt hatte, als daß sie Verdacht hätte erregen können. Um die Moralität dieser Erklärung kümmerte man sich weniger. Der alte Häuptling, begnügte sich daher, zu sagen: »Es ist gut! Die Weiber der Comanchen sind dazu da, das Lager eines tapferen Apachen zu versüßen – aber sie dürfen sich nicht in das Thun der Männer drängen. Geh' zu dem Feuer der Weiber und die Strafe soll Dir geschenkt sein.«

Die junge Toyah rührte sich nicht von ihrem Platz – ein Seitenblick hatte sie belehrt, daß die gefangene Haciendera sich eben ihrem Bruder näherte.

»Bringt die Dirne weg und braucht die Peitsche!« schrie der Zauberer.

Ein kurzer stöhnender Laut ließ sich vom Eingang der Schlucht her vernehmen, wurde aber nur von der Bedrohten bemerkt, die ihren Kopf horchend zur Seite neigte.

Einige der Weiber, alte Hexen, die dem schönen Mädchen aus einem ihnen verhaßten Stamm ohnehin feind waren, wollten sie in der That ergreifen, aber Comeo wehrte ihnen mit einer ruhigen Geberde.

»Ich bin gekommen, diesen Mann zu beschützen,« sagte sie, – »nur Feiglinge mißhandeln einen Wehrlosen!«

»So beschütze Dich selbst, Tochter einer verlaufenen Hündin!« brüllte der alte Häuptling und riß den Tomahawk aus dem Gürtel, um ihn nach dem kühnen Mädchen zu schleudern. In diesem Augenblick hob Comeo den Arm – das Zischen einer Kugel zerriß die Luft, der Knall einer Büchse krachte in den Ohren der erschrockenen Apachen und die Nachtule stürzte durch den Kopf geschossen zu den Füßen der jungen Indianerin nieder.

Comeo benutzte die Erstarrung plötzlichen Schreckens, die sich Aller umher bemeistert zu haben schien, um mit dem elastischen Sprung einer Pantherin sich nach der Richtung zu stürzen, wo ihr Bruder stand, der bei dem Knall des Schusses den wilden gellenden Kampfruf seines Volkes ausstieß.

Dieser Ruf fand von zwei Seiten her, von dem Eingang der Schlucht, wo die eine der ausgestellten Schildwachen gestanden, und von der Felsenspalte, welche das Bett des Gebirgsbaches bildete, eine kräftige Erwiederung.

Aber das heldenmüthige Mädchen, das sich aufopfernd in die Gefahr gewagt, sollte nicht ihre Absicht erreichen, sich schützend vor die Brust ihres Bruders zu werfen, bis die Freunde heran wären. Indem sie aus dem Kreise der Überraschten eilen wollte, faßte die Hand des Beschwörers ihr fliegendes langes Haar und riß sie zu Boden, während seine andere Faust nach dem Tomahawk griff, der dem erschossenen Häuptling entfallen. – –

Wir müssen einige Augenblicke zurück zu Dem, was in der nächsten Nähe des gefesselten Toyah vorgegangen war, uns wenden.

Wir haben bereits erwähnt, daß das Schmerzensgeheul des unglücklichen Kentuckiers nicht allein den Engländer und seine Begleiter, sondern auch die gefangene Haciendera, die Braut des Grafen Boulbon, aus ihren Zelten hervorgescheucht hatte.

Doña Dolores warf nur einen Blick auf die Vorgänge am Feuer, und obschon sie sogleich bemerkte, daß ihre Person nicht dadurch bedroht sei, hatte sie doch mit dem flüchtigen Blick schon genug gesehen, um von Entsetzen überwältigt auf den Stein niederzusinken, der früher dem jungen Comanchen zum Sitz gedient hatte.

Das plötzliche Erscheinen Comeo's und ihr Einschreiten zu Gunsten des Mißhandelten hatte eben die Aufmerksamkeit Aller nach jener Seite hingelenkt, als die zitternde Mexikanerin einige leise Worte an ihr Ohr schlagen hörte.

»Die Feuerblume der Prairie,« flüsterte eine Stimme in ihrer Nähe, »hat ein muthiges Herz. Wenn sie noch in Besitz des Messers ist, das ein Freund ihr gab, ihre Ehre zu beschützen, kann sie damit Etwas thun, das ihr Leben und Freiheit sichert!«

Dolores wandte sich nach der Seite um, von welcher die Worte kamen, und erblickte jetzt erst den ehemaligen Tigrero ihres Vaters bewegungsunfähig an den Pfahl gefesselt.

Das Gefühl der Dankbarkeit, vielleicht auch ein tieferes, ließ sie sofort sich erheben und einen Schritt auf den Gefangenen zu thun.

»Heilige Jungfrau – Wonodongah, was geht hier vor? Kann ich Etwas thun für Dich?«

»Still, Señora!« flüsterte der junge Mann, dem die gemeinsame Gefahr das Gefühl einer gewissen Gleichstellung mit der vornehmen und stolzen Dame gab, – »Vorsicht um Deiner selbst willen, Herrin! Die Feuerblume möge wissen, daß Freunde in der Nähe sind, zu ihrer Befreiung bereit. Aber sie wird für den ersten Augenblick des Kampfes einer schützenden Hand bedürfen. Ist das Messer noch in Deinen Händen?«

»Hier – hier ist es! Nimm es und brauche es für Dich und mich! Mein Vater wird Dir reich die Rettung seiner Tochter lohnen!«

Ein Ausdruck von Kränkung und Stolz flog über das dunkle edle Antlitz des Gefangenen, aber er unterdrückte muthig diese Regung und antwortete nur: »Diese Hände müssen gefesselt bleiben, wenn die Herrin der hundert Häuser es verschmäht, einen armen Indianer selbst zu befreien.«

»Was soll ich thun, Wonodongah, sprich?«

»Die Feuerblume,« flüsterte der Comanche, »möge sich langsam und mit Vorsicht mir nähern, – es darf Niemand auf sie sehen! – So – ein Schnitt mit dem Messer wird die Riemen zertrennen, die meine Handgelenke um den Pfahl binden – sie möge mir dann das Messer geben und ihr Leben einem Freunde vertrauen.«

Die Haciendera that, wie der »Jaguar« ihr anempfahlen. Sie trat wie zufällig oder von Neugier an der Scene um den anderen Pfahl getrieben näher zu dem Gefangenen. Alle Indianer, Männer und Weiber befanden sich abseits – in ihrer Nähe, etwa zehn bis fünfzehn Schritt entfernt, bemerkte sie nur den Engländer mit dem Mestizen, die aber gleichfalls ihre Aufmerksamkeit den anderen Vorgängen zugerichtet zu haben schienen.

Sie hatte nicht bemerkt, daß das scharfe Auge des Couriers sie gestreift, und von Zeit zu Zeit zu ihr zurückkehrte.

Jetzt war sie in der That hinter dem Pfahl und ihre von Aufregung zitternde Hand berührte die Hände des Gefesselten und suchte nach dem Knoten der Riemen.

Es war, als ob diese nothwendige Berührung einen elektrischen Schlag durch die Körper des Mannes und des Weibes erzittern ließe.

Im nächsten Augenblick setzte die Haciendera das scharfe Messer, das sie in ihren Kleidern verborgen getragen, an die Riemen und that einen kräftigen Schnitt. In demselben Moment krachte auch der Schuß Eisenarm's und seine Kugel schmetterte die »Nachteule« zu Boden.

Die Haciendera stieß unwillkürlich einen Schrei aus, ließ das Messer zu Boden fallen und versuchte, von dem gellenden Kampfruf, mit dem der Toyah die befreiten Hände schwingend das Angriffsgeschrei seiner Freunde erwiederte, nach ihrem Zelte erschreckt, zurück zu flüchten.

Vergeblich faßte der Jaguar nach der Hand, die ihn so eben zum Theil befreit, um das Messer aus ihr zu empfangen und mit raschem Schnitt sich seiner anderen Bande zu entledigen – Doña Dolores war bereits mehrere Schritte fortgestürzt, – das Messer lag zu seinen Füßen, seine Arme waren frei, aber die Bande, die Brust und Leib noch immer fest an den Pfahl schnürten, verhinderten ihn, es zu ergreifen. Während er sich noch wüthend aber vergeblich in seinen Banden wand, bot sich seinen Augen ein Schauspiel, das alles Blut in seinen Adern erstarren und sein Herz stillstehen machte! – – –

Die beiden Verbündeten auf der Höhe der Felsenwand hatten kaum das Erscheinen Comeo's unter den Apachen in der Schlucht bemerkt, als Kreuzträger dem Offizier zuflüsterte, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen.

Welches erhöhte Interesse auch der junge Mann jetzt an den Vorgängen da unten nehmen mochte und wie besorgt er um das Schicksal des Mädchens war, er begriff, daß er ihr nicht besser dienen könne, als indem er sich den Weisungen seines älteren Begleiters fügte, und er folgte ihm daher vorsichtig auf ihrem Rückzug durch das Buschwerk, bis die größere Entfernung ihnen gestattete, sich zu erheben.

Zu seinem Erstaunen bog der Wegweiser, statt an der Seite hinabzusteigen, auf welcher am Tage der Methodist seine Flucht bewerkstelligt hatte, nach der Stelle hin, wo der Kampf mit den Apachen und ihre glückliche Flucht über die breite und tiefe Felsspalte stattgefunden hatte.

»Sie irren sich in der Richtung, Señor Kreuzträger,« sagte leise der junge Mann – »wir werden hier die Schlucht nicht, ohne die größte Mühe und vielen Zeitverlust hinabklettern können, wenn es überhaupt möglich ist, und zu spät kommen.«

»Unbesorgt, Señor Teniente,« lautete die Antwort. »Ich bin nicht umsonst vorhin auf Kundenschaft ausgewesen. Es war, wie ich mir dachte! Diese Schurken, so schlau sie sind, übersehen doch gerade oft die einfachste Vorsicht, wie Sie sich gleich überzeugen können. Ich glaube selbst, daß wir in wenigen Augenblicken die Böhse unserer Freunde knallen hören werden, und eben deshalb habe ich diesen Weg gewählt.«

Sie standen jetzt an der Stelle, wo Windenblüthe das Ende des Lasso, der die gefährliche Brücke ihres Entkommens gebildet, um den Baumstumpf geschlungen hatte. Der Offizier fing an zu begreifen – er beugte sich nieder – der am andern Ufer der Felsspalte von der Hand Kreuzträgers abgeschnittene Lederstrick befand sich in der That noch hier und hing über die Felswand nieder. Die Apachen hatten ihn nach dem Kampf selbst benutzt, um an der Felswand zu dem Wasser niederzusteigen und dort den Leichnam ihres von dem Sturz zerschmetterten Kameraden zu suchen, aber sich begnügt, die seidene Leibbinde des Offiziers abzulösen und sich um den nutzlosen Lederstrick dann weiter nicht bekümmert.

»Schnell, Lieutenant,« flüsterte der Alte, »halten Sie Ihre Waffe fest und folgen Sie mir!«

Sich an den Strick klammernd ließ er sich über den Rand der Felswand niedergleiten und stieg mit seiner Hilfe an ihr hinab. Obschon der Lasso nur etwa bis zu einem Drittheil der Tiefe

niederreichte und die überhängenden Bäume ein tiefes Dunkel bis zum Grunde des Baches schufen, war von hier ab das Niedersteigen doch verhältnißmäßig leichter, und nachdem der Wegweiser gewartet, bis sein Gefährte das Ende des Strickes erreicht hatte, setzte er mit größter Hast, aber mit Vorsicht – allein sich auf das Tasten verlassend – den gefährlichen Weg fort. Sein Fuß hatte eben den steinigen Grund des kleinen Bachs betreten, als der Knall der Büchse Eisenarm's und der Kampfruf des Jaguar's an sein Ohr schlug. Ohne weitere Vorsicht zu beobachten, dem Offizier zurufend, rasch zu folgen, sprang der Alte jetzt vorwärts in dem engen Bett des Wassers, und riß die überhängenden Zweige auseinander, die sich dicht über seinem etwa 4 Fuß hohen Niederfall in das Steinbecken wölbten.

Die Schlucht – die Stätte des begonnenen Kampfes – lag von dem Scheine der Feuer und dem von den Schatten der Felsen und Bäumen durchbrochenen Mondlicht erhellt vor ihm.

Das Erste, was er sah, war der junge Vaquero, wie er sich gegen drei Indianer heldenmüthig vertheidigte, nachdem er seine Büchse abgeschossen, aber in der Bewegung der Gestalten durcheinander gefehlt hatte. Zugleich sah er, wie die Flammen des Feuers über zwei dunklen Körpern, die sich krampfhaft in ihnen wälzten, hoch emporsprühten.

Der eine Krieger der Apachen hatte eben seine Flinte auf den Jüngling angeschlagen, während die anderen beiden, die sich nicht Zeit genommen, ihre Bogen oder Lanzen zu holen, mit dem Tomahawk auf ihn eindringen; denn die Wächter des Lagers hatten nach der ersten Ueberraschung des Ueberfalls sich sofort kräftig zur Wehr gesetzt und befanden sich immer noch, selbst wenn ihr weißer Bundesgenosse an dem Gefecht keinen Theil nahm, in der großen Mehrzahl von Acht gegen Vier.

Die Büchse des Kreuzträgers flog an seine Wange, der sichere Schuß krachte, und der Apache, dessen Kugel dem Vaquero den Hut vom Kopf gerissen, stürzte zu Boden. Mit einem Sprung war der alte Mann über das Becken auf dem Boden der Schlucht und im nächsten Augenblick an der Seite des Jünglings. Er hörte mehr, als daß er es sah, daß der Offizier ihm folgte und sah nur noch – indem er mit der abgeschossenen Büchse einen Tomahawkschlag parirte – wie der Offizier – – –

Es ist nöthig, daß wir zu den Bewegungen Eisenarm's zurückkehren, nachdem er den Schuß abgefeuert.

Der Leser weiß, daß die Zahl der von dem Grauen Bären und der Schlange zurückgelassenen Krieger sich auf zehn belief. Zwei hatte der den Befehl führende alte Häuptling als Wachen an dem Eingang der Schlucht nach zwei verschiedenen Seiten ausgestellt. Auf eine dieser Schildwachen war Comeo bei ihrer offenen Annäherung an das Lager gestoßen, und hatte sich in ein kurzes Gespräch mit dem noch jungen und daher weniger mißtrauischen Krieger eingelassen, während dessen der Trapper und Diaz sich unbemerkt in seine Nähe schleichen und ein Versteck gewinnen konnten. Als hierauf der Apache dem Mädchen die Erlaubniß ertheilt hatte, weiter zu gehen, hatten sie die Gelegenheit abgelauert und – der traurigen Nothwendigkeit des Krieges nachgebend – den Ahnungslosen mit ihren Messern getödtet, ehe er einen Allarmruf auszustoßen vermochte.

Während hierauf Comeo dem Kentuckier zu Hilfe eilte und den Wortwechsel mit dem Zauberer und dem Häuptling hatte, waren ihre beiden Begleiter unbemerkt bis zum Eingang

der Schlucht gelangt, und wachten über ihr Leben, wie in dem verhängnißvollen Augenblick der Schuß aus der Büchse Eisenarm's bewies,

Es war sehr natürlich, daß der Trapper, durch diesen Schuß das Mädchen gerettet glaubend, dem mächtigsten Drange seines Gefühls folgte und dem jungen Comanchen, seinem Zögling – man könnte sagen seinem Sohn zueilte.

Wir müssen an dieser Stelle verweilen!

Ohne anfänglich einen bestimmten Verdacht zu hegen, hatte doch Volaros aufmerksam die Annäherung der stolzen Haciendera an den gefesselten Comanchen nicht aus den Augen gelassen. Keine Bewegung der Señora war ihm entgangen, und als der Schuß des Trappers an sein Ohr dröhnte, begriff er mit der Blitzesschnelle der Gedanken-Combination, daß zwischen den Angreifern und dem Gefangenen und der Haciendera ein Einverständnis herrschte, und daß unter den Angreifenden sich wahrscheinlich ein Mann befand, der alle Ursachen hatte, sein Todfeind zu sein.

Mit derselben Gedankenschnelle bedachte er, was allein ihn retten könne, und sein Entschluß war gefaßt.

Er sah, wie die Haciendera, von Schrecken überwältigt, ihr Werk nur halb that und – das rettende Messer fallen lassend – nach ihrem Zelt eilte; – er sah, wie die mächtige Gestalt des Trappers mit hochgeschwungener Büchse herbeieilte, und die zwei indianischen Krieger, die sich ihm entgegen warfen, mit einem Schwung seiner furchtbaren Waffe zur Seite schleuderte. Mit zwei Schritten war er an der Seite der fliehenden Dolores, umfaßte die Halbbohnmächtige und setzte mit der freien Rechten die scharfe Spitze seines eigenen Messers auf ihre Brust.

Eisenarm war etwa noch zwanzig Schritte entfernt – er hob unwillkürlich die Büchse an seine Wange, ließ sie aber sogleich wieder sinken, da er sich erinnerte, daß er sie bereits abgeschossen hatte, und war bereit, auf den Mestizen loszuspringen, denn er hatte die Señora erkannt.

Aber ein gebieterischer Haltruf desselben fesselte ihn machtlos an seine Stelle.

»Ein Schritt weiter,« donnerte der Mestize ihm zu – »eine Bewegung, und bei dem heiligen Kreuz von Puebla – dieses Messer ist schneller als Du!«

Der Comanche stieß ein Brüllen aus, das dem Laute des erzürnten Löwen glich, wenn er sich an den Ufern des Mozambique auf den Jäger stürzen will, der sein Junges getötet hat. Er wand sich mit der Kraft der Verzweiflung in seinen Banden, daß die Lederstricke sich dehnten und der Pfahl im Boden wankte, – aber sie hielten fest, und der Stahl des Halbblütigen blitzte unheimlich auf dem Busen der Haciendera.

»Halt ein – bei dem Gott der weißen Männer – tödte sie nicht!«

»Und beim Teufel, ich werde es, wenn Ihr mir nicht zur Stelle mein eignes Leben sichert und mich und meine Begleiter frei entlaßt! Schnell schwört oder ich stoße zu!«

Der Jaguar streckte stehend die Hände nach seinem Freunde, dem Jäger, aus.

»Dann wird ein großer Schurke mehr frei durch die Prairie laufen,« sagte dieser, indem er unwillig den Kolben seiner Büchse auf die Erde fallen ließ. »Aber es geht leider nicht anders! Laß die Doña los, Schuft, und Du magst Deine Haut unversehrt behalten!«

»Schwört – Beide!«

»Bei meinem Wort – Urfehde auf drei Tage! Und nun hilf Dir selbst weiter, Jaguar, denn ich muß nach unsern Freunden sehen, und jene Burschen scheinen sich gleichfalls noch nicht zufrieden zu geben.«

Die Worte waren von einem Pfeil veranlaßt, der in handbreiter Entfernung an ihm vorüber zischte und von einem der beiden Apachen abgeschossen war, die sein Kolben beim Beginn des Gefechtes zu Boden geschlagen. Der Eine lag mit gebrochenem Schädel an der Stelle, wo er gefallen, aber der Zweite war nur betäubt gewesen und hatte sich rasch wieder empor gerafft.

»Mach Dich aus dem Staube, Rothhaut,« sagte der Jäger, indem er, der Gefahr eines zweiten Bogenschusses ruhig Trotz bietend, seine Büchse wieder zu laden begann, – »oder Du sollst bald etwas Besseres in Deinem Hirn spüren, als Dein elendes befiedertes Rohr ist! – Fort mit Dir, Halunke, oder ich schieße Dich nieder wie einen Rehbock!«

Der Apache wagte jedoch nicht, die Kugel des gefürchteten Schützen abzuwarten oder sich mit ihm in einen Kampf einzulassen, und entfloh eilig, seine Gefährten im Stiche lassend. Jetzt erst kehrte sich der Jäger wieder zu seinem jungen Freunde.

Er fand diesen frei und neben der jungen Haciendera knien, die er aus ihrer Ohnmacht zu erwecken sich bemühte.

Der Mestize hatte nicht sobald das Wort Eisenarm's empfangen, als er die Dame sanft auf den Boden gleiten ließ, das ihr entfallene Messer aufhob und dem Comanchen sich näherte.

»Der Große Jaguar hat gehört, was sein Freund versprochen. Er wird mein Leben schützen und das meiner Gefährten?«

»Der Eid eines Kriegers ist kein Hauch! Eile Dich!«

Zwei kräftige Schnitte lösten alle Bande des Comanchen, der Mestize reichte ihm das Messer und trat, die Arme über die Brust kreuzend, zurück zu dem Zelt des Engländers.

Hier stand hoch aufgerichtet Henry Norford, Lord Drysdale, auf die große Lochaber Axt gestützt, und zu seinen Füßen kauerte der Malaye mit seinem Krys. – –

DER STURM AUF DIE HACIENDA.

Wir bitten den Leser mit uns nach der Hacienda del Cerro zurückzukehren, deren Bewohner in jedem Augenblick den Angriff der Apachen erwarteten.

Wir haben sie mit Kreuzträger und dem jungen Vaquero verlassen, die Don Estevan aussandte, um seiner Tochter entgegenzugehen und sie vor der drohenden Gefahr, von den umherstreifenden Indianern überfallen zu werden, zu warnen, – leider zu spät, da sie bereits die Beute des Grauen Bären und seiner Genossen geworden war.

Die Entfernung bis zur Hütte des unglücklichen Fährmann's war zu groß, als daß die Wachen auf den Mauern der Hacienda den Lärmen des kurzen Gefechtes hätten vernehmen können, wohl aber glaubte einer der Peons nach Mitternacht das Vorüberjagen eines großen Reitertrupps zu hören und bemerkte auch, daß die Pferde, die sich noch in dem äußeren Corral befanden, unruhig sich geberdeten, als witterten sie Ihresgleichen. Der Vorgang war jedoch zu unbedeutend, um Lärmen zu machen, und so erfuhr ihn Don Estevan erst am andern Morgen, als die Vertheidiger der Hacienda sich besorgt über das Ausbleiben ihrer Kundschafter beriethen.

Kreuzträger hatte es vorgezogen, bei der schlimmen Kunde, die er zu überbringen gehabt hätte, nicht erst in die Hacienda zurückzukehren, sondern direkt der Bande der Apachen und

ihren Gefangenen zu folgen, es dem Senator überlassend, über sein Ausbleiben zu denken, was ihm beliebe.

Man blieb daher in der Hacienda den ganzen Tag über in Zweifel, ob die beiden Späher in die Hände der Apachen gefallen wären oder für gut befunden hätten, auf dem Wege, den die Señora von San Guaymas kommen mußte, weiter zu gehen, um sie aufzuhalten. Das Vaterherz neigte sich zu der letzteren Annahme und auch der alte Haushofmeister, der größere Besorgniß über seinen jungen Verwandten hegte, als er zeigen mochte, stimmte ihm bei. Ob schon man den ganzen Tag über Nichts von den Indianern sah, wagte sich doch keiner der Bewohner über die engere Umgebung der Hacienda hinaus, und Don Estevan in Gemeinschaft mit dem Polen Morawski benutzte die erhaltene Frist, um die Vertheidigungsmittel der kleinen Festung noch so sehr zu verstärken, als in ihren Kräften stand.

So war der Tag in fortwährender Aufregung vergangen – von dem sehnlichst erwarteten Beistand des Grafen Boulbon zeigte sich noch immer keine Spur.

Erschöpft von den Anstrengungen und Sorgen der letzten Tage und Nächte hatte sich Don Estevan nach dem Abendseegen auf die dringende Bitte seines Hauswirts nach seinem Schlafzimmer zurückgezogen, um dort einer kurzen Ruhe zu genießen. Aus dieser weckte ihn gegen 10 Uhr ein Diener mit der Nachricht von dem Erscheinen zweier Fremden vor dem östlichen Eingangsthor, die dringend Einlaß begehrten und erklärten, daß sie Nachrichten von dem Kreuzträger und den Apachen zu bringen hatten. Die Vorsicht der Wächter hatte die Boten gezwungen, außerhalb der Mauern zu bleiben, bis der Hausherr zu ihrem Einlaß seine Genehmigung ertheilt hatte; denn es war wohl bekannt, daß sich genug weißes Gesindel in den Prairiesen umhertrieb, das bei Mord und Plünderung gern mit den Indianern Gemeinschaft machte und sich zu ihren Spionen und Helfershelfern hergab.

Als der Senator auf die Mauer über dem Einlaßpförtchen kam, fand er, daß das würdige Paar, dessen Sympathieen sich sehr bald erkannt hatten, sich aus Furcht vor den Indianern dicht an die Mauer gedrängt hatte, um hier wenigstens unter dem Schutz der mexikanischen Büchsen sich zu befinden.

»Wer seid Ihr, Señores?« frug der Hausherr von der Höhe der Mauer.

»Thue Deine Pforten auf, Jerusalem! Diese Stimme fällt wie Posaunenklang in die Ohren Deines Knechtes!« schnarrte der Methodist. »Ich kenne diese süßen Töne und sie gehören, wenn nicht der böse Feind die Sinne eines armen Mannes verwirrt hat, dem sehr würdigen Senator Señor Don Estevan.

»Ich bin Don Estevan,« sagte unwillig der Haciendero, »aber wer seid Ihr, Kerl, daß Ihr bei Nacht hier an die Thür meines Hauses pocht?«

»Würdigster Senator, sollten Sie wirklich den treuen Kampfgenossen und Liebling Ihres hochberühmten und sehr edlen Schwiegersohnes nicht wiedererkennen, Hesekiah Slongh, der mit Ihnen über weite Meere gefahren ist, um Mexiko von der Geißel dieser indianischen Heiden zu befreien?«

»Halten Sie Ihr Maul mit all' dem Wischiwaschi,« fuhr ärgerlich der Yankee dazwischen. »Oeffnen Sie rasch die Thür, Señor, wir bringen wichtige Nachrichten von den Indianern und Ihrer Tochter, und jede Zögerung könnte nicht bloß uns, sondern Sie alle das Leben kosten!«

»Von meiner Tochter?« rief der Haciendero – »geschwind, Geronimo, öffne das Thor. Ich glaube wirklich, daß ich jenen Mann, der sich Slongh nennt, wieder erkenne.«

Im nächsten Augenblick war mit einiger Vorsicht das kleine Eingangspfortchen geöffnet und wurden die beiden Flüchtlinge eingelassen. Sie fühlten sich nicht sobald in Sicherheit, als sie eine furchtbare Geschichte von ihren überstandenen Gefahren und begangenen Heldenthaten begannen, aus denen der Haciendero mit Schrecken nach verschiedenen Querfragen die Nachricht erfuhr, daß seine Tochter in den Händen der Apachen und diese gewillt seien, noch in derselben Nacht sich auch des Vaters und seines Besitzthums zu bemächtigen.

»Und Kreuzträger – Eisenarm und der Jaguar?«

»Ich kalkulire, sie sind drei so unverständige und wortbrüchige Narren, wie es nur irgend welche zwischen dem stillen Ocean und der Küste von New-York geben kann,« murrte der Yankee. »Um aller Weiber der Erde willen hätte ich meinen Kopf nicht wieder in den Rachen dieser rothen Teufel gesteckt, namentlich wenn ich gewußt hätte, wo . . . « Er unterbrach sich selbst, um sein Geheimniß nicht zu verrathen, aber Meister Slongh überhob ihn der Mühe einer anderen Fortsetzung.

»Der Herr ist stark in dem Schwachen, Schwert Gideon!« näselte er. »Wenn es möglich gewesen wäre, die Jungfrau aus den Klauen der ungläubigen Philister zu retten, würde es unser Muth gethan haben. Aber was ist selbst die Kraft Simson's oder die Kriegsweisheit eines Makkabäus gegen Feinde, so zahlreich wie Sand am Meere? Darum hielten wir es für besser, jene Männer als Späher auszusenden, den Feind unterdeß zu beobachten, und selber hierherzukommen, um Hilfe und Beistand zu dem großen Werke der Ueberwältigung der Heiden zu holen!«

»Und, bei'm heiligen Kreuz von Puebla,« rief der Senator, – »wir wollen nicht zögern, sie mit Euch zu bringen. Was sind mir die Reichthümer dieser Hacienda gegen die Befreiung meines Kindes aus den Händen dieser indianischen Teufel! Señor Teniente, wir wollen mit allen unsern Leuten aufbrechen zu einem Ueberfall des Lagers der Apachen und diese beiden Männer sollen uns führen!«

Das war nun aber keineswegs nach dem Geschmack der beiden Tapferen, die herzlich froh waren, sich mit unversehrter Haut hinter den schützenden Mauern zu finden, und sie waren daher gezwungen, ihren Ton bedeutend herabzustimmen und näher der Wahrheit zu kommen. Auch der Pole Morawski und der alte Mayordomo des Haciendero, waren klug genug, das Thörichte eines solchen Planes einzusehen und dem Senator ihn zu widerrathen. Während nun Master Slongh in die Lage gebracht wurde, seinem äußeren Menschen wieder einigermaßen ein erscheinbares Aeußere zu geben, wobei er nur den Verlust seines geliebten rothen Mantels schwer beklagte, – und Beide zu gleicher Zeit ihren inneren Menschen nach dem langen Fasten wieder stärkten, gelang es den verständigen Fragen des Haushofmeisters und des Offiziers, die Wahrheit so ziemlich zu enthüllen.

Nicht ohne Stolz vernahm der Erste dabei, wie tapfer sich sein junger Verwandter benommen hatte.

»Gott und die Heiligen mögen das unglückliche Kind beschützen,« sagte endlich der Senator. »Ich gelobe der Madonna vom heiligen Kreuz drei silberne Leuchter, wenn sie meine Tochter mir unversehrt wiedergiebt. Ein Trost ist, daß so wackere Männer, wie Eisenarm und der Jaguar nebst unserem Freunde Kreuzträger über ihr Leben wachen. Die Tapferen sollen reich belohnt werden, wenn die Heiligen uns selbst das Leben erhalten. Jetzt Freunde gilt es vor Allem, uns zu einem kräftigen Widerstand zu rüsten, um so mehr, als nach der Nachricht

dieses Mannes wir auf den Beistand des edlen Grafen van Boulbon, des Verlobten meines unglücklichen Kindes, nicht mehr zu rechnen haben!«

Die Stimmung, die sich in Folge dieser Nachrichten aller Vertheidiger der Hacienda bemächtigt hatte, war allerdings eine sehr ernste, aber keineswegs muthlose.

Die Vorbereitungen der Vertheidigung wurden nochmals auf das Sorgfältigste geprüft.

Die Hacienda zählte in diesem Augenblick einschließlich aller Peons, und der aus der Umgebung hier versammelten Vaquero's und Rostreadores dreiundsechzig Männer zu ihrer Vertheidigung, während die Zahl der Indianer sich auf viele Hunderte belaufen mußte.

Der Pole Morawski theilte sich mit dem Haciendero in die Leitung der Anordnungen. Da Eisenarm zwar einen Theil der Berathungen der Apachen über den Angriff auf die Hacienda mit angehört, aber doch von den Einzelheiten bei der Entfernung seines Schlupfwinkels keine Kenntniß hatte, wußte man eben nur, daß der Angriff in dieser Nacht erfolgen werde und mußte das Nähere aus den Gewohnheiten der Indianer zu errathen suchen.

Danach ließ sich zunächst erwarten, daß der Ueberfall kurz vor Anbruch des Tages erfolgen werde. Die nach der Sierra gerichtete Spitze des Gehöftes bot dem Angriff der Indianer so große Schwierigkeiten, daß sie gewiß wie bei früheren Gelegenheiten vorziehen würden, von der Ebene her den Versuch zu machen. Hierzu mußten sie, um nicht den gewöhnlichen Weg durch die beiden Schluchten zur Seite des Hügels zu passiren und so unausbleiblich von den Schildwachen auf den Mauern der Hacienda bemerkt zu werden, einen großen Umweg zurücklegen. Es genügte daher, wenn der vordere – nach dem Gebirge gelegene Theil der Hacienda – wir erinnern an deren Beschreibung im vorigen Bande¹ – nur von wenigen erfahrenen Posten bewacht wurde, nicht so zahlreich, um die Hauptmacht der Vertheidigung zu schwächen, aber doch genug, um gegen alle Teufeleien der Wilden vorbereitet zu sein.

Ueber diesen Theil der Vertheidigung erhielt der alte Mayordomo die Aufsicht – zehn der Vaquero's und Rostreadores, Männer von Muth und Erfahrung, wurden ihm beigegeben.

Es war dies, wie wir später sehen werden, eine sehr glückliche Maßregel für die Sicherung der Hacienda.

Wir haben bereits früher aus dem Bericht des Mayordomo an seinen Herrn gehört, daß die werthvollsten Thiere der Cavalada's in den innern Raum der Hacienda gebracht worden waren. Um durch sie nicht beengt und gehindert zu werden, hatte man diejenigen, welche man nicht in die festen Nothställe hatte bringen können, gefesselt und zu Boden geworfen. Aber es befanden sich noch immer mehr als fünfhundert Pferde und über tausend Rinder in den großen Corral's – Verzäunungen von starken Stangen, welche den sich breit erweiternden Abhang von der äußeren Hauptfront der Hacienda bis zur Ebene einnahmen.

Diese Heerden konnten eben so gut zum Schutz, als zum großen Nachtheil der Belagerten dienen.

Blieben sie an Ort und Stelle, so konnte sich unmöglich ein großer Haufe Indianer im Anlauf der Mauer nähern. Die Wildheit der Pferde und der Rinder verhinderte dies gewiß.

Auf der anderen Seite konnten die Apachen die Heerden benutzen, um sich unter dem Schutz der dunklen Körper bis in die Nähe der Thore und des Hauptgebäudes heran zu schleichen, was für einen glücklichen Erfolg ihres Angriffs um so nothwendiger schien, da ein großer Theil nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet war, also nur in der Nähe seine Schüsse nach allen Oeffnungen anbringen konnte. Die Besatzung aber wurde durch die Anwesenheit

¹Seite 313.

der Thiere und ihre Bewegungen verhindert, die dunklen Körper der Indianer zu entdecken und genau zu zielen.

Ueberdies war noch ein anderer Grund vorhanden, der die Heerden zu einem großen Hinderniß der Vertheidigung machte.

Der Haciendero faßte, nachdem alle Gründe für und wider in einer Berathung sorgfältig erwogen waren, zu welcher die ältesten Diener zugezogen wurden, einen männlichen Entschluß. Er sah die Nothwendigkeit ein, diesen Theil seiner Habe zu opfern, oder wenigstens dem Zufall preis zu geben, und befahl, daß die Corrals geöffnet und die Heerden hinausgetrieben werden sollten.

Es hieß, dieselben ohne Vertheidigung der Raubsucht des Feindes preisgeben; aber das eigene Leben mußte jedenfalls höher stehen, als der Verlust an Geld und Gut.

Bevor jedoch der Befehl ausgeführt wurde, machte einer der Reiter des Polen, ein Mexikaner, der sich in Guaymas der Truppe des Grafen angeschlossen hatte, noch einen anderen Vorschlag. Dieser fand Beifall und es wurden sofort die Vorbereitungen zu seiner Ausführung getroffen.

Zwei Vaquero's, gewandte und muthige Leute, erklärten sich bereit, mit dem Mann, der der Plan ersann, die ziemlich gefährliche Sache auszuführen. Man wußte, daß man noch einige Stunden Zeit hatte, und nahm daher keinen Anstand, das kleine Pförtchen in einem der Thore zu öffnen und mehrere Leute in den Corral zu senden. Hier lockerten sie die Fenzen – die Stangen und Pfähle der Umzäunung – an verschiedenen Stellen der Art, daß sie bei einem Anprall sich öffnen oder niederbrechen mußten. Dann machten sich die Vaquero's daran, zwei Stiere und einen Hengst zu fesseln, indem man sie niederwarf und ihnen die vier Beine so zusammenband, daß der Lederstrick mit einem Messerschnitt leicht gelöst werden konnte. Unter den Schwanz des Pferdes und zwischen die Hörner der Stiere befestigte man ein in Oel und Theer getauchtes Reisigbündel.

Die drei Thiere lagen in der Nähe der kleinen Pforte.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, zogen sich die Männer wieder in die Hacienda zurück. Nur die beiden Vaquero's und der Reiter – der früher schon lange in der mexikanischen Armee unter Santa Anna gedient hatte, blieben außen im Corral unter den Heerden zurück. Die beiden Vaquero's kauerten sich bei den gefesselten Pferden nieder, der Soldat übernahm den verlorenen Posten an der äußeren Umzäunung der Corrals.

Im Innern der Hacienda waren unterdeß die weiteren Vorbereitungen beendet. Die Thore, bis auf das erwähnte Pförtchen, waren fest verrammelt, Munition in genügender Menge an die Besatzung vertheilt, und die Posten an den, Schießscharten ähnlichen Fenstern und auf dem flachen Dach des Hauptgebäudes und der beiden niederen Seitenflügel ausgestellt. Mit Ausnahme in der großen Halle, die kein Fenster nach dem Corral hatte, wurden alle Lichter ausgelöscht. Tonnen mit Wasser waren auf den Dächern aufgestellt, um das gewöhnliche Mittel der Wilden, brennende Pfeile auf das Holzwerk zu schießen, zu vereiteln, und zwei Raketenstangen wurden an Pfähle befestigt. Der Haciendero versammelte noch einmal alle nicht auf den nöthigsten Posten befindlichen Leute mit den Frauen und Kindern in der Halle zu einer gemeinschaftlichen Fürbitte an die Heilige Jungfrau und die Heiligen um Schutz gegen die heidnischen Feinde, dann ließ er unter Alle einen Trunk Mescal vertheilen, ermahnte sie, auf ihrem Posten zu stehen und zu fallen, und sandte dann Jeden an den ihm zugewiesenen Ort.

Ueber all' diesen Vorbereitungen war bereits die erste Morgenstunde vorübergegangen – in kein Auge war Schlaf gekommen, man konnte nunmehr jeden Augenblick die Annäherung und den Angriff der Apachen erwarten.

Der Haciendero begab sich mit dem Offizier auf die Plattform des Daches, wo sie eine vollständige Uebersicht über die Abdachung des Hügels hatten, und ließ sich im Schatten der Balustrade nieder.

Alles blieb still wohl drei Viertelstunden lang – dann ließ sich von der Hügelreihe im Süden her ein andauerndes Geräusch, wie der stille Zug einer großen Menschenmenge hören. Das Geräusch verlor sich nach Osten hin und Alles war wieder still, die Ruhe der Nacht schien nur durch das Geheul der Coyoten unterbrochen, die – als witterten sie Beute – in der Nähe der Corral's umherschlichen.

»*Niech cię djabli wezma!*« fluchte der Pole. »Ich glaube, die feigen Hunde haben den Ueberfall ganz aufgegeben und ziehen nach den Städten, ohne sich weiter um uns und die Hacienda zu kümmern. Der große Napoleon hat es ebenso mit den Festungen gemacht!«

Der Senator legte ihm die Hand auf den Mund. »Still, Señor,« flüsterte er. »Wir werden leider zeitig genug von ihnen hören. Sie sind jetzt daran, ihre Pferde an einen sichern Ort unterzubringen; denn sie können diese Mauern zum Glück nur zu Fuß angreifen, sonst vermöchte unsere dreifache Zahl ihnen nicht zehn Minuten Widerstand zu leisten. Haben Sie die Zünder in Bereitschaft?«

»Ja, Señor Senador!«

»Dann merken Sie auf – das zweite Zeichen gilt Ihnen!«

Don Estevan hatte eine kleine silberne Pfeife in die Hand genommen, die er an einem Bande um den Hals trug; seine Büchse lehnte neben ihm an der Brustwehr.

Wohl jedem der Vertheidiger der Hacienda schlug das Herz voll banger Erwartung, wie es auch bei dem Muthigsten der Fall ist, so lange er das unheimliche Nahen einer Gefahr an untrüglichen Kennzeichen gleich der Schwüle des Samums fühlt, aber sie selbst noch unsichtbar ist. Doch Alle waren entschlossen, sich bis zum letzten Blutstropfen zu wehren; denn sie wußten, daß darin ihre einzige Aussicht auf Rettung bestand und sie von diesem Feinde kein Erbarmen zu hoffen hatten. Selbst Slongh und der Yankee hatten sich dazu entschlossen, denn sie fürchteten mehr noch wie jeder Andere, in die Hände der Apachen zu fallen, und lagen jetzt, nicht weit von Don Estevan und dem Lieutenant entfernt mit den Gewehren, mit denen man sie bewaffnet, auf der Lauer.

Die Erwartung des Haciendero sollte nicht lange getäuscht werden.

Wir haben bereits erwähnt, daß der mexikanische Soldat selbst den gefährlichsten Posten an den äußersten Fenzen des Corral's gewählt hatte.

Derselbe war ein Mann von wenig mehr als dreißig Jahren, – dennoch hatte er bereits ein sehr abenteuerliches Leben hinter sich, das er in immerwährendem Kampf mit seinem Glücksstern und seinen Leidenschaften fast ganz in den Feldlagern Santa Anna's und der wechselnden Parteiführer im wilden blutigen Bürgerkampf, oder mit den verworfensten Genossen im Kriege gegen die bürgerliche Gesellschaft überhaupt zugebracht hatte. Muthig und voll Energie, war es ihm mehr als einmal gelungen, sich in den ewigen Parteiunruhen und politischen Intriguen, die dieses unglückliche Land zerreißen, empor zu arbeiten, und schon zwei Mal den Rang eines Offiziers zu bekleiden. Aber stets hatte der Sturz seiner Beschützer oder irgend eine schlechte Leidenschaft ihn wieder in die Verborgenheit zurückgetrieben, die

allein im Stande war, ihn vor einer Füsilade oder dem Strick zu retten. Schmuggler, Soldat, Bandit, Minengräber und Handelsmann, hatte er so ziemlich Alles im Leben versucht, aber bis jetzt als einzige Ausbeute nur eine scharfe Beobachtungsgabe und eine kühne Gleichgültigkeit gegen alle Gefahr davon getragen. Unbeugsam, gefühllos und verschlagen, war er gerade der Mann, den ein consequenterer, speculativerer und ehrgeizigerer Geist als der seine zum Werkzeug brauchen konnte, und sein künftiges Leben, auf so traurige Weise mit den Schicksalen eines hochherzigen deutschen Fürsten verknüpft, sollte den Beweis dafür geben!

Aus seinem Soldaten- und Schmugglerleben war der Mexikaner in allen Listen wohl bewandert. Er wußte, daß ihm auf seinem Posten die Büchse Nichts nützen konnte oder seine Bewegungen nur gehindert hätte, und seine Bewaffnung bestand daher nur aus einem langen und scharfen mexikanischen Messer, das er nach dem Landesgebrauch in dem Strumpfband trug. Ohr und Auge zur schärfsten Aufmerksamkeit gespannt, lag er zwischen einer Gruppe von Kühen, tief in die Schatten ihrer Körper gedrückt.

Auch er hatte das entfernte Geräusch des Indianerzuges gehört und seine Bedeutung wohl erkannt. Aber er wollte seinen Posten nicht eher als im letzten Augenblick verlassen, um sein Unternehmen nicht zu gefährden.

Seine Aufmerksamkeit verdoppelte sich, sein Ohr horchte gespannt auf jeden Laut, sein Auge schien das Dämmerlicht, das der erbleichende Mond verbreitete und die Nebel, die der nahende Morgen über die Fläche breitete, zu durchdringen.

Diese Nebel, die sich etwa zwei oder drei Fuß hoch über den Boden lagerten, waren der beste Schutz der Apachen für ihr Heranschleichen und erforderten daher doppelte Wachsamkeit.

Wie groß aber auch die Aufmerksamkeit und Sinnesschärfe des Mannes war, – die Sinne oder Instinkte der Thiere waren noch schärfer.

Der Abenteurer bemerkte, daß die Rinder um ihn plötzlich unruhiger wurden; eine der Kühe hob den Kopf und stieß ein leises ängstliches Brüllen aus. Für einen Mann wie der Gränzsoldat war ein solches Zeichen nicht verloren. Er richtete sich vorsichtig auf seine Knie empor und hob den Kopf über den Körper des beunruhigten Thieres, um einen Blick nach den Fenzen zu werfen und seinen Rückzug zu beginnen.

Er hatte kaum den Kopf über den Rücken des Thiers erhoben, als er in zwei wie die Pupillen eines Panthers leuchtende Augen sah.

Der Apache, der sich so geschickt und unbemerkt herangeschlichen, war zum Glück noch mehr erschrocken über die Begegnung, wie sein Feind. Der Mexikaner begriff mit der Schnelligkeit des Gedankens, welche oft eine Ueberlegung und einen Entschluß in den zehnten Theil einer Sekunde zusammendrängt, daß nur eine rasche und kühne Handlungsweise ihn selbst und vielleicht die Hacienda retten könne – seine linke Faust streckte sich mit der Schnelligkeit des Blitzes aus und umklammerte mit eisernem Griff den Hals des Wilden, bevor dieser noch einen Laut auszustoßen vermochte. Der Mund seines Opfers öffnete sich unter dem gewaltigen Druck und der Mexikaner stieß ihm sein Messer zwei Mal bis an das Heft durch den Schlund.

Ein leichtes Gurgeln war Alles, was der Apache hören ließ; die von dem warmen Blut überströmte Faust des Soldaten ließ nicht eher los, als bis er die krampfhaften Zuckungen des Sterbenden schwinden fühlte, dann stieß er den verendeten Körper von sich, und kroch

so rasch als möglich auf Händen und Füßen unter dem Schutz des Nebels zwischen den ruhenden Thieren zurück nach der Mauer, wo seine beiden Gefährten ihn erwarteten.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn kaum zwei Minuten nachher bewegten sich rechts und links in dem wallenden Nebel verschiedene dunkle Körper am Boden hin. Zum Glück traf keiner der heranschleichenden Apachen auf den Leichnam ihres vordersten Späher, und da sie weniger als ihr Feind die Lage der jetzt allgemein unruhiger werdenden Thiere kannten und größere Vorsicht beobachten mußten, hatte der Mexikaner den nöthigen Vorsprung gewonnen.

Ein Zeichen, das Zischen einer Schlange, benachrichtigte die Vaquero's von seinem Herbeikommen und der Gefahr.

Beide machten sich sofort fertig, indem sie ihr Messer zwischen die Zähne faßten und die Zündhölzer in die Finger nahmen, mit denen sie der Haciendero versehen.

»Seid Ihr bereit?« flüsterte hinter dem Pferde her der Soldat.

»Ja, Señor.«

»Im Namen der heiligen Jungfrau denn, vorwärts!«

Drei leuchtende Punkte glänzten zu gleicher Zeit durch den Nebel und fuhren an die Reigebündel der Thiere. Im nächsten Augenblick flammte an drei Stellen eine Lohe empor, ein kräftiger Schnitt zerriß die gefesselten Füße, die drei Männer erhoben sich wie auf einen Schlag und rannten dem Pförtchen zu, jedes Verbergen jetzt als nutzlos aufgebend und nur in der Schnelligkeit die Rettung ihres Lebens wissend.

Sie hatten noch nicht fünf Schritte gethan, als ein furchtbarer gellender Ruf aus hundert Kehlen, das Angriffsgeschrei der sich entdeckt sehenden Apachen, die Luft zerriß, und wohl zwanzig Pfeile hinter ihnen drein durch den Nebel zischten, aus denen sich, vermischt zu wirrem wildem Knäuel mit den erschreckt emporfahrenden und umherstürzenden Thieren die dunklen Gestalten einer großen Anzahl von Indianern erhoben und hinter ihnen her zu stürmen suchten, um ihnen den Weg abzuschneiden.

Aber die Maßregeln der Vertheidiger der Hacienda waren zu gut berechnet. In das gellende Geheul der Wilden mischte sich schrill und laut der Ton aus der silbernen Pfeife des Senators, und das Pförtchen des Thors, hinter dem wohlbewaffnet eine genügende Anzahl Männer stand, flog weit auf. Auf einen zweiten Pfiff fuhr von der Höhe des Dachs zischend eine Rakete zwischen die Heerden und eine zweite stieg aus dem Hof in die Luft und warf weit umher ihre Feuergarben.

Die beiden Vaquero's, die nächsten an der Pforte, gelangten glücklich hinein, obschon der eine bei dem Rennen von einem der nachgesandten Pfeile der Apachen im Rücken verwundet wurde. Der Soldat aber, der entfernteste, stolperte auf seinem Lauf über ein im Wege liegendes Kalb, stürzte zu Boden, und als er sich wieder empor raffte, sah er dicht hinter sich, kaum drei Schritte entfernt, die Gestalt eines riesigen Indianers mit geschwungenem Tomahawk.

Der Mexikaner rannte um sein Leben, die Kraft seiner Beine allein rettete ihn, und er stürzte athemlos, so lang er war, in die geöffnete Pforte. Zehn Hände zerrten ihn vollends hinein, während andere hinter ihm die Thür in's Schloß warfen, in deren Holz sich tief der Tomahawkhieb des Grauen Bären eingrub.

Im Nu waren die Balken und Riegel vorgeworfen und die Hacienda vorläufig gesichert.

Jetzt erwies sich die ganze Vortrefflichkeit der von dem Parteigänger vorgeschlagenen und von dem Haciendero getroffenen Maßregeln.

Die drei Thiere, die beiden Stiere und das Pferd, sprangen, als sie das Reisigbündel auf Kopf und Schweif von dem rasch sich verbreitenden Zunder aufflammen und ihre Füße befreit fühlten, wie rasend empor und stürzten sich unter die Heerde, die zugleich von der unter sie zischenden Rakete und dem Geheul der Apachen erschreckt und verwirrt wurde. Ein unbeschreibliches Durcheinander erfolgte – ein Geheul, ein Brüllen, Stampfen und Wiehern, das die Ohren der Vertheidiger fast taub machte. Die entsetzten Thiere stürzten wild durcheinander und auf die Gestalten der Menschen, die sich zwischen ihnen wanden und drängten, um den Hörnern und Hufen zu entgehen. Viele der Indianer wurden im wahren Sinne des Wortes zertreten, andere schwer verwundet und kampfunfähig gemacht, ohne daß von den Mauern der Hacienda ein einziger Schuß gefallen wäre, und es blieb dem kühnen und wilden Häuptling der Gileno's, der den Angriff geleitet und der selbst mehre harte Quetschungen erlitten, endlich Nichts übrig, als durch seinen Ruf das Zeichen zum Rückzug zu geben.

Aber der Befehl war leichter ertheilt, als ausgeführt, und erst, als die rasenden Heerden in toller Angst gegen die Umzäunungen brachen und die dazu vorbereiteten gleich einer Sturmfluth über den Haufen werfend in wilder Flucht das Weite suchten und sich über die Ebene zerstreuten, gelang es dem Angriffstrupp des Grauen Bären, den ihm so verderblichen Platz zersprengt, zerstoßen, schmählich zurückgeschlagen zu verlassen.

Die Wuth des Grauen Bären war groß. Neun seiner Krieger lagen, als bis zur Unkenntlichkeit von den Hufen und Hörnern der Thiere entstellte Leichname innerhalb des Corrals, vierzehn andere wurden mehr oder weniger verwundet von ihren Genossen mit zurückgeschleppt.

Schlimmer als der Verlust seiner Krieger traf den stolzen Häuptling die Schmach, überlistet zu sein.

Der Triumph der Mexikaner war jedoch eben nur ein theilweiser. Die Hauptmacht der Indianer war unter dem Befehl der Schwarzen Schlange in genügender Entfernung zurückgeblieben und nur etwa hundert Krieger – freilich die tapfersten und erfahrensten – hatten Makotöh zu dem Handstreich begleiten dürfen.

Im Innern der Hacienda erregte der gelungene Streich natürlich großen Jubel. Der Senator war – dem Polen einstweilen die Aufsicht überlassend – von der Plattform seines Hauses in den Hof herabgestiegen und näherte sich dem Kreise, der sich um die drei Abenteurer gebildet hatte und ihre Erzählung anhörte.

»Meldet Euch, wenn Gott und die Heiligen unser Haus beschützt haben, morgen bei Geronimo,« befahl er den beiden Vaquero's, »Ihr sollt reichlich belohnt werden. Und Sie Señor,« wandte er sich zu dem früheren Soldaten, »wie nennen Sie sich?«

Der Angeredete, der sich kaum von der Aufregung seiner Flucht erholt hatte, konnte ein stattlicher Mann geheißen werden. Seine Haltung war stolz und hatte in der That viel Soldatisches. Der Kopf war fast schön zu nennen, das Profil symmetrisch und hübsch, nur lag in den dünnen Lippen, dem festen massiven Kinn und den stechenden Augen etwas Hartes und eine mit Grausamkeit gepaarte Kühnheit.

»Mein Name, Señor Senador,« sagte der Mann, »ist noch ein sehr geringer, obschon ich die Ehre hatte, unter General Santa Anna als Kapitain zu dienen. Indeß das Glück wechselt in unserm Lande sehr häufig, wie Euer Excellenz wohl bekannt ist, und so bin ich jetzt Nichts, als ein einfacher Soldat. Ich nenne mich Escobedo, *Rafael Escobedo*, Euer Excellenz zu dienen!«

»Wohl Señor Escobedo – ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Schenkt der Himmel uns Rettung, hoffe ich Ihnen meinen Dank noch besser zu beweisen. Jetzt bitte ich Sie vorläufig, diesen Diamanten als ein Zeichen meiner Schuld anzunehmen.«

Er reichte ihm einen kostbaren Ring, den der Parteigänger ohne Anstand sich beeilte in die Tasche zu stecken.

»*Carajo*, Señor Senador, ich sehe, Sie sind ein Ehrenmann,« meinte der Soldat. »Seien Sie versichert, daß ich Kopf und Kragen an die Erhaltung der Hacienda setzen werde, und ich glaube, daß es Zeit ist, uns wieder nach diesen Hunden von Apachen umzuschauen. Komm *Cortina*, wir wollen den Posten auf der Mauer einnehmen.«

Der Mann, den er genannt, war einer der Reiter, ein Kerl, der in dem Ruf stand, während seiner mehrjährigen Abwesenheit aus dem Lande als Flibustier zwischen den karibischen Inseln gekreuzt und der Mannschaft von mehr als einem Schiff auf einen rascheren Weg zum ewigen Leben verholpen zu haben. Auch dieser hatte sich in Guaymas der Truppe des Grafen angeschlossen.

Es war in der That nöthig, daß die Besatzung an die weitere Behauptung der errungenen Vortheile dachte.

Das Licht des Mondes begann zu erblassen – im Osten über die Sierra her lichteten und rötheten sich die Wolken als Vorboten des beginnenden Tages.

Die Apachen hatten ihre Zeit keineswegs unbenutzt hingebacht. Es ist ein Charakterzug der nordamerikanischen Indianer, daß sie feststehenden Thatsachen gegenüber sich nicht in nutzloses Bedauern verlieren, sondern dem Geschehenen sofort Rechnung tragen.

Die Hauptmacht der Apachen unter dem Kommando der beiden Häuptlinge der Mescalero's und der Mimbreno's – wir werden später der Aufgabe zu erwähnen haben, die dem »Springenden Wolf« der Lipanesen zugefallen war, – belief sich mit den Kriegern des Grauen Bären auf etwa achthundert Köpfe und war jetzt – anscheinend auf der Hügelseite der Hacienda zur Berathung des weiteren Angriffs vereinigt. Es war noch zu dunkel, um ihre Bewegungen deutlich zu sehen, aber das Geheul der Bande und das Umhergalopiren einzelner Reiter, die sich jedoch weislich aus dem Bereich der Büchsen hielten, verkündeten zur Genüge ihre Anwesenheit und ihre Bewegungen.

Auf diese Weise waren etwa fünfzehn Minuten vergangen – das steigende Tageslicht erhellte immer mehr die Umgebung. Dann sahen die Vertheidiger der Hacienda eine seltsame Erscheinung.

Auf der ganzen Front der Hügelseite rückten Büffel und Kühe in ebenmäßig stolperndem Gang gegen die Hauptfront des Grundstücks heran.

Dies geschah langsam, – die Thiere schienen nur mit Widerwillen diesen Weg zu nehmen. Aber sie näherten sich fort und fort und traten immer näher zusammen.

Es war unmöglich – weil unnütz – gegen diese blökenden und brüllenden Geschöpfe eine Kugel zu entsenden.

Der Haciendero stand mit dem Polen auf der Plattform seines Hauses. Sie hatten Escobedo und dessen Gefährten Cortina – als die intelligentesten des Trupps – dahin berufen, um mit ihnen über die nächsten Vorsichtsmaßregeln zu berathen.

»*Przeklecie!* diese Geschichte gefällt mir nicht,« sagte der Pole. »Ich liebe dieses so stetig wandernde Vieh nicht!«

»So begreifen Sie nicht, was es bedeutet?«

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich eine Ahnung davon habe!«

»*Caramba* – es sind die Indianer, die sich unter diesem Schutz uns nähern. Sie haben einen Theil der Rinder bei der Flucht derselben eingefangen, und benutzen nun dieselben, um sich Bollwerke gegen unsere Kugeln zu schaffen. – Señor Escobedo, sind Sie zufällig ein guter Schütze?«

»*O si!* was man so in den Gränzkriegen lernt! – Aber ich denke doch, immer noch genug, um jenem braunen Schurken dort das Bein zu zeichnen, das er so unvorsichtig vorstreckt!« Eine Bewegung hinter dem Thier bewies, daß der Schuß getroffen hatte, wahrscheinlich aber war es nur eine leichte Wunde, denn die lebendigen Kugelschirme blieben im Vorrücken und kamen immer näher.

Der Schuß des Soldaten hatte übrigens das Signal zu einem allgemeinen Feuer der Vertheidiger gegeben. Mehrere Kühe wurden von den Kugeln getroffen und stürzten, da sie gefesselt waren, zu Boden. Mit ihnen warfen sich sogleich die Indianer, welche sich durch ihren Körper geschützt hatten, nieder und deckten sich auch jetzt noch durch die getödteten und verwundeten Thiere. Andere aber rückten glücklicher vor, und alsbald zeigte sich ihre Absicht. Von zwanzig Stellen zugleich flog, sobald die Apachen die gehörige Nähe erreicht hatten, ein Hagel von Pfeilen, mit angezündetem Moos umwickelt und in das Harz der Fichte getaucht, gegen die Gebäude der Hacienda. Zugleich begann der nachrückende Haupttrupp der Indianer, so weit er mit Flinten und Büchsen bewaffnet war, ein Feuer gegen die Fensteröffnungen und die Balustraden des Dachs und der Mauer, das so schlecht es auch meistentheils gezielt war, doch durch seine Masse die Vertheidiger gewaltig genirte und ihr Zielen hinderte.

Obschon die Hauptgebäude von Stein erbaut waren und die Dächer aus massiven Balken der Steineiche bestanden, blieben doch viele Theile der verderblichen Einwirkung der Brander preisgegeben und das wußten die Indianer sehr wohl. Hinter ihrem lebendigen Wall her, den sie in der genügenden Nähe selbst in einen todten verwandelten, indem sie die geängsteten Thiere niederstachen und sich hinter den noch zuckenden Leibern verbargen, flog Pfeil auf Pfeil, Brander auf Brander, und die Mexikaner hatten alle Hände voll zu thun, die an einigen Stellen emporleckenden kleinen Flammen mit dem bereit gehaltenen Wasser zu dämpfen.

Ein höllisches Jubelgeschrei der Wilden verkündete, daß sie einen Erfolg errungen. Aus dem Hof der Hacienda stieg eine dunkle Rauchsäule in die helle Morgenluft und rothe Flammen züngelten ihr nach. Einer der hoch im Bogen über die Gebäude geschossenen Brander war im Innern des Gehöftes auf einen mit Rohr gedeckten Schuppen gefallen, in welchem Maisstroh und getrocknetes Futter für die Hausthiere aufbewahrt wurde. Die Gefahr war nicht sogleich von den Männern im Hofe bemerkt worden, und als der Haciendero ihnen von dem Dach des Hauptgebäudes her zurief, hatte das Feuer bereits gezündet, und die Flamme lief mit Windesschnelle über das leicht empfängliche Material und loderte bald hoch auf.

Der Schaden und die Gefahr waren zwar nicht so groß, wie die Indianer von ihrem tückischen Plan gehofft hatten, denn der Schuppen stand etwas isolirt und konnte leicht preisgegeben werden. Aber in seiner Nähe befand sich der Pferch der Pferde, und diese ohnehin von dem Geschrei und dem Schießen erschreckt und von dem Anblick des Feuers jetzt noch wilder gemacht, versuchten auszubrechen. Dies gelang in der That mehreren und eine Anzahl Vaquero's wurde dadurch gezwungen, ihre angewiesenen Posten zu verlassen und die Pferde wieder zurückzutreiben, die eine heillose Verwirrung in dem Hof der Hacienda anrichteten.

Das Schnauben und Stöhnen der Rosse, das Brüllen der Rinder, das Geheul der angreifenden Indianer, begleitet von dem fortwährenden Knallen der Büchsen gab einen unbeschreiblichen Lärm. Ueber diesen hin erhob sich plötzlich ein so gellender langgedehnter Ton, daß man kaum glauben mochte, er sei einer menschlichen Kehle entsprungen. Dennoch wußten die erfahrenern Mitglieder der kleinen Schaar Don Estevan's, was er bedeuten sollte – es war das Signal des wilden Häuptlings der Apachen zu einem allgemeinen Angriff gegen das bedrohte Bollwerk.

Es war jetzt hell genug, um deutlich die anstürmenden Banden zu sehen. Den Kugeln der bedrohten Weißen trotzend stürmten die dunklen Haufen der indianischen Krieger, die sich bisher außer Schußweite gehalten, heran – viele von ihnen die in ihrem Lager am Abend vorher zwar roh aber nicht unpraktisch gefertigten Sturmböcke zum Erklimmen der Mauern tragend. Reiter galopirten mit rasender Eile hin und her, schossen ihre Flinten gegen die Mauern ab und boten mit ihren aalgleichen Windungen auf ihren Pferden nur ein unsicheres Ziel.

Mit Schrecken bemerkte übrigens der Senator, daß der Angriff sich keineswegs auf die westliche Front der Hacienda beschränkte. Es war, als ob die Apachen aus der Erde wüchsen, so plötzlich tauchten sie auch auf den Seiten der Hohlwege auf, erstiegen die Felswand und griffen den vorderen Eingang an. Don Estevan aber mußte hier den alten Diener, dem er diesen Posten anvertraut, sich selbst überlassen, denn der günstige Augenblick, den Hauptangriff zu vereiteln, durfte nicht verpaßt werden.

»Fertig, Señor Teniente?«

»Fertig, Pan!« erwiderte der alte Pole, eine brennende Lunte schwingend, während er mit Hilfe Slongh's und des Yankee eine kleine Schiffskaronade durch die Balustrade schob und auf den Abhang richtete.

Der Senator wartete den günstigen Augenblick ab, bis die Haufen der Anstürmenden etwa noch fünfzig Schritt von dem Gebäude entfernt waren.

»Feuer!« befahl er.

Der Schuß krachte – die Karonade war bis zur Mündung mit Kugeln, Schrot, alten Nägeln und Bleistücken geladen gewesen, die Wirkung also, da der Pole sie vortrefflich gerichtet, eine mörderische. Mehr als dreißig Indianer stürzten verwundet oder todt zu Boden und ein so panischer Schrecken ergriff die ganze Bande, daß die Meisten trotz der Drohungen des Grauen Bären Halt machten und eilig zurück flohen. Nur etwa zehn Krieger gelangten bis an die Mauer, den Balkon und die Thore und setzten sich hier in verhältnißmäßiger Sicherheit fest, da die Vertheidiger sie mit ihren Büchsen nicht erreichen konnten, ohne sich über die Mauern hinaus zu beugen und so sich selbst preiszugeben.

Trotz dieses Uebelstandes konnte der Angriff auf dieser Seite als nochmals abgeschlagen angesehen werden und die Aufmerksamkeit des Haciendero sich alsbald auf den vorderen Theil der Umfassungsmauer und den dort befindlichen Eingang lichten. Es war die höchste Zeit, daß dorthin Hilfe gebracht wurde; denn die kleine Mannschaft, der dieser Posten anvertraut worden, war auf dem Punkt, überwältigt zu werden. Bereits an drei Stellen hatten die Apachen die Höhe der Mauer erstiegen und suchten hier Mann gegen Mann mit Messer und Tomahawk sich zu behaupten.

Der Ruf des Senators jagte ein Dutzend Männer eilig nach jener Seite und sie kamen noch zu rechter Zeit, um das weitere Eindringen der Indianer zu verhindern, indem sie mit Kolben und Messer die rothen Krieger wieder von den Mauern warfen.

Leider konnten sie ein Unglück nicht hindern, dessen Hergang der Senator bei dem jetzt eingetretenen vollen Morgenlicht mit ansah und das ihn mit tiefem Schmerz erfüllte.

Der alte Geronimo hatte seinen Posten in dem Wachtthürmchen über der kleinen Pforte genommen, welche den spitzen Winkel der beiden Langseiten bildete. Von hier aus hatte er die Vertheidigung geleitet und trotz seines Alters wiederholt sich der größten Gefahr ausgesetzt, als es der Uebermacht der Indianer gelang, an einigen Stellen die Mauern zu erklimmen.

Während nun die herbeieilenden Mexikaner auf dem Rundgang im Innern der Mauer mit den Apachen handgemein waren und sie tödteten oder zurücktrieben, hatte sich einer der indianischen Krieger, ein großer kräftiger Mann, von der hölzernen Galerie in das Innere des Hofes geschwungen und war nach der Pforte geeilt, um die schweren Querbalken, welche sie schlossen, aus ihren Klammern zu heben. Der greise Haushofmeister hatte allein die That bemerkt – seine Flinte war entladen – aber, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, sprang er von der Brüstung herab, um den Wilden, der bereits Hand an die Balken gelegt hatte, an seinem gefahrbringenden Unternehmen zu hindern.

Der Sprung war für die nicht mehr so elastischen Muskeln des alten Mannes zu hoch, er stürzte fast vor den Füßen des Apachen zu Boden. Dennoch, sich auf seine Knie erhebend, umklammerte er ohne Zögern die Beine des Kriegers und versuchte ihn von der Thür fortzuziehen. Der Indianer ließ gezwungen die Hand von dem zweiten Balken, nachdem er den ersten bereits beseitigt, und schwang den Tomahawk gegen seinen wehrlosen Feind zum gewaltigen Hieb.

Das war, was der Haciendero von der Platform des Hauses mit ansah und was außer ihm nur noch der Methodist bemerkte, der eben sein Gewehr wieder lud, während die Verwirrung im Hof, die hin- und herrennenden Pferde, welche die Vaquero's bei dem allgemeinen Angriff wieder hatten loslassen müssen, die Feuersbrunst und der Kampf auf der Mauer wahrscheinlich alle Anderen verhindert hatten, die Gefahr des Mayordomo zu sehen.

Die Büchse Don Estevan's war gleichfalls abgeschossen – er vermochte nur den Arm nach der Stelle hin zu strecken und zu dem Methodisten zu stammeln: »Dort – hundert Dollars, wenn Ihr ihn rettet!«

Master Slongh hob gerade die Flinte, als der Tomahawk des Indianers nieder fiel. Durch eine rasche Wendung des Hauptes entging der alte Mann zwar dem augenblicklichen Tode, aber das Beil traf mit voller Wucht seine Schulter und grub sich tief zwischen Achsel und Hals ein. Mit einem Schmerzensschrei fiel der Greis an seinem Feinde nieder, ohne ihn loszulassen, und gewahrte es kaum, daß dieser im nächsten Augenblick selbst über ihn hin zusammenstürzte. Die Kugel Slongh's, der – wenn seine eigene Person nicht unmittelbar gefährdet erschien, – sehr kaltblütig und ein ziemlich guter Schütze war, hatte ihm den Kopf zerschmetteret.

Don Estevan stieg sofort von dem Dach und eilte seinem treuen Diener zu Hilfe, den bereits ein Paar Peons, nachdem die dringendste Gefahr beseitigt war, aufgehoben hatten. Der alte Mann war bewußtlos und der Haciendero ließ ihn in die Halle des Hauptgebäudes schaffen, damit ihm dort von den Händen der Frauen so viel als möglich Hilfe geleistet werde.

Die Indianer hatten sich, bis auf die acht oder zehn Krieger, welche am Fuß der Thore und unter dem Balkon des Hauptgebäudes in verhältnißmäßiger Sicherheit lagen, nochmals auf allen Seiten zurückgezogen. Mehr als dreißig rothe Leichname bedeckten den Kampfplatz, aber auch die Vertheidiger der Hacienda hatten schwere Verluste erlitten. Außer dem Haushofmeister waren sieben Männer gefallen und fast die doppelte Zahl durch Kugeln und Pfeile oder die Hufe der wild gewordenen Thiere verwundet. Die meisten der Verletzten waren jedoch noch kampffähig und benutzten die augenblickliche Ruhe nur, um sich so gut es anging, verbinden zu lassen.

Es kommt nur in seltenen Fällen vor, daß die Indianer einen abgeschlagenen Angriff erneuern – daß dies nach zweimaligem Mißglücken geschehen sollte, ließ sich daher kaum annehmen, und die Vertheidiger der Hacienda gaben sich nunmehr der Hoffnung hin, vorläufig von ihren Bedrängern befreit zu sein.

Aber sie sollten sich leider getäuscht haben.

Das volle Morgenlicht ließ sie bald erkennen, daß die Indianer sich wieder in einiger Entfernung sammelten und offenbar einen Kriegsrath hielten. Wäre Eisenarm oder der Kreuzträger zur Hand gewesen, so hätten sie bald dem Gutsherrn sagen können, daß seine schlimmsten Feinde, der Graue Bär und die Schlange dort den wilden ungebeugten Muth und die teuflische Schlaueit vereinigten, um über die Bedrohten Unheil und Verderben zu bringen.

Das Verfahren der Indianer ließ jedoch auf ihr Vorhaben keine Schlüsse ziehen. Ein großer Theil der mit Flinten bewaffneten Wilden wurde von den Häuptlingen wieder gleich einer Plänklerkette der civilisirten Kriegführung bis auf Schußweite vorgeschickt, suchte sich hinter den gefallen Thieren, den Pfählen des Corrals und selbst den Leibern ihrer todten Genossen so gut es anging Deckung, und unterhielt ein wechselndes Feuer gegen die Mauern, so daß deren Vertheidiger sich vorsichtig im Schutz der Brüstungen halten mußten. Auf diese Weise blieben auch die indianischen Krieger am Fuß der Mauern vorläufig noch unentdeckt oder wenigstens ungefährdet. Das Gros der Wilden lagerte sich außerhalb der Schußweite, und der Haciendero bemerkte mit Erstaunen, daß sich eine zahlreiche berittene Rotte nach allen Seiten hin zerstreute.

Als vorsichtiger Mann benutzte er übrigens die gegebene Frist, um im Innern der Hacienda alle Unordnungen zu beseitigen und seine kleine Veste wieder in vollen Vertheidigungszustand zu bringen. Der in Flammen gesetzte Schuppen war niedergebrannt, ohne an den nächsten Gebäuden weiteren Schaden zu thun; die scheu gewordenen Pferde waren sämmtlich wieder eingefangen und gefesselt, frische Munition an die Leute vertheilt worden. Leider aber brachte der Yankee, der den Auftrag erhalten hatte, mit seinem Gefährten die Karonade auf's Neue fertig zu machen, die Meldung, daß dies nutzlos sei, da das Rohr wahrscheinlich in Folge der Ueberladung einen starken Sprung erhalten hatte.

Zwei Mal besuchte der Haciendero während dieser Beschäftigungen seinen verwundeten Diener. Derselbe war noch immer bewußtlos und auch der Laie mußte gewahren, daß selbst wenn der Greis wieder zum Bewußtsein kommen sollte, doch sein Leben verloren war. Schmerzlich bedauerten Alle diesen Verlust, denn der alte Mann war nicht blos bei seinem Herrn, sondern auch bei dem ganzen Personal der Besitzung hoch angesehen und beliebt.

Master Slongh benutzte einen müßigen Augenblick, um trotz der gefährlichen Lage den Haciendero daran zu erinnern, daß – wenn auch sein Schuß den Majordomo nicht mehr zu retten vermocht – er ihn doch jedenfalls gerächt hätte, und daß er daher wohl ein Anrecht auf

die versprochene Belohnung zu haben glaube. Don Estevan begnügte sich mit schweigendem Erstaunen über diese edle Unverschämtheit und händigte ihm sechs Dublonen ein, die der Kerl mit einem salbungsvollen Dank und so vergnügtem Grinsen, als befände sein Schopf sich in größter Sicherheit, in die Tasche des Kleides schob, das er wenige Stunden vorher noch der Güte des erschlagenen Haushofmeisters verdankte.

Lieutenant Morawski sandte jetzt einen Boten an den Haciendero nach der großen Halle und ließ ihn bitten, schleunigst sich wieder zu ihm auf die Plattform zu verfügen, da er nicht wisse, was er aus dem Treiben der Indianer machen solle.

Der Haciendero folgte dem Ruf und sah Folgendes:

Die Sonne stand jetzt schon seit einer Stunde über dem Horizont und erlaubte, jede Bewegung des Feindes genau zu beobachten.

Die Morgennebel hatten sich bereits zertheilt, der Wind, der scharf von der Ebene her gegen das Gebirge strich, brach ihre leichten Reste an den Mauern der Hacienda.

In der Entfernung von etwa Flintenschußweite hatten die Indianer begonnen, an drei, der Front der Gebäude gerade gegenüber liegenden Stellen Haufen von Reisigbündeln und Gesträuch aufzustapeln. Das unsichere Feuer der Besatzung hatte sie nur wenig daran hindern können, und mit Erstaunen sah der Senator fortwährend von allen Seiten Reiter herangalopiren, welche neuen Vorrath von Reisig und Buschwerk brachten. Drei oder vier trugen, wie man deutlich sehen konnte, Thiere herbei, offenbar die Beute ihrer Jagd, ohne daß man jedoch in der Entfernung deren Gattung zu erkennen vermochte. Andere schleppten Bündel von Kräutern hinzu, noch Andere endlich waren beschäftigt, die Füße und Köpfe der gefallenen Stiere abzuschneiden, und sie zu den Reisighaufen zu tragen.

Einen Augenblick glaubte der Haciendero, die Apachen träfen Anstalt zu einer regelmäßigen Belagerung der kleinen Veste und zu ihrer Morgenmahlzeit nach den Anstrengungen der Nacht. Aber bald zeigte ihm bessere Ueberlegung, daß die Indianer sich schwerlich mit einer Einschließung der Hacienda aufhalten würden, da sie wohl wissen konnten, daß es den Verteidigern derselben nicht an Proviant fehlte, und daß sie daher offenbar eine neue Teufelei beabsichtigten.

Er ließ daher alle Leute wieder auf ihre Posten rufen und empfahl ihnen verdoppelte Aufmerksamkeit.

Dann sah man, wie die Apachen die drei Holzhaufen in Brand steckten und die Klauen und Hörner der Stiere und die herbeigeholten Kräuter auf die sich entwickelnde Gluth zu werfen begannen.

Ein dicker stinkender Qualm erhob sich von den drei Stellen, wurde mit jedem Augenblick dichter und von dem Morgenwind, während die Sonne seine Vertheilung hinderte, in dunklen Rauchwolken gegen die Hacienda getrieben.

Es dauerte nur wenige Minuten, und das ganze Gehöft war in den stinkenden Dampf gehüllt, die Atmosphäre ringsum so verpestet, daß den Weißen das Athmen schwer wurde – nur die Lunge und Nase eines Indianers konnte solche Gerüche vertragen.

Fort und fort häuften die Apachen, die bei dem Luftzug ohnehin weniger zu leiden hatten, neues Material auf die Gluth. Während dieser Manipulation sah man einen jungen Krieger unbewaffnet, in dem Schoos seines Mantels von Büffelhaut unsichtbare Gegenstände tragend, zwischen den Feuern hervorkommen und auf die Hacienda zu schreiten.

In dieser war Alles Entsetzen und Verwirrung. Die Mitglieder der Compagnie des Polen hatten bereits größtentheils ihre Posten verlassen, selbst die Eingeborenen vermochten kaum auszuhalten. Ueberall Augenzwischen, Prusten und bittere Verwünschungen auf das hinterlistige Verfahren der Wilden.

»Was will dieser Schurke dort beginnen?« stöhnte hustend und schnaubend der Senator, der kaum noch auf dem Dach zu verweilen vermochte. »Hat denn Niemand eine Kugel für den rothen Satan?«

Mehrere Schüsse wurden auf den Apachen abgefeuert, aber keiner traf bei dem unsicheren Zielen.

Der Indianer näherte sich bis auf etwa 30 Schritt der Hacienda. Es war Miaukih, »das springende Kalb«, derselbe junge Mann, dem auf seinem ersten Kriegszug mit einem tapfer auf seinem Posten gefallenen Kameraden die Bewachung der Pferde in der Nähe des Indianer-Lagers anvertraut gewesen und der so feig entflohen war, als der Kreuzträger und seine Gefährten sich der Rosse bemächtigten.

Die Flucht des Jünglings war von den damals zu Hilfe eilenden Indianern natürlich gesehen worden und er wurde nach ihrer Rückkehr mit Schimpf und Hohn im Lager empfangen. Nur der Graue Bär hatte geschwiegen und kein Wort gesagt, obschon der Jüngling der Sohn seiner einzigen Schwester war.

Jetzt, als die verderblichen Feuer angezündet worden, rief er ihn in den Kriegsrath der Häuptlinge und gab ihm den Auftrag, in dessen Vollführung wir ihn eben begriffen sahen.

Miaukih wußte, daß diese Vollführung so gut wie sicherer Tod war, aber in den Begriffen seines Volkes erzogen, war ihm dieser Tod zehnfach willkommener, als der Vorwurf der Feigheit, zu der er sich durch den Anblick des in der ganzen Wüste so furchtbar berühmten Kreuzträgers hatte hinreißen lassen.

Er nahm dem Befehl des Häuptlings gemäß die Büffeldecke, die dieser ihm reichte, füllte die Hautseite mit glühenden Holzkohlen und empfing einen ledernen Beutel, in welchen die zurückgekehrten Jäger gewisse Theile der drei von ihnen erlegten Thiere gethan hatten.

Dann, ohne auch nur ein Wort des Abschieds an seinen Verwandten oder an seine Genossen zu richten, ja ohne den Kopf nach ihnen zu wenden, trat er seinen gefährlichen Weg an.

Wir haben gesehen, daß die Kugeln der Weißen ihn bisher verschont hatten. Als der junge Apache bis auf die erwähnte Entfernung gekommen, legte er die Haut mit den Kohlen auf den Boden, warf einige Büschel trockenes Gras auf sie und begann den Beutel zu öffnen.

»*Por amor de Dios!*« fauchte der Senator, als er sah, daß auch der Methodist sich vor dem höllischen Qualm geflüchtet hatte. – »Ich glaube, seit jene beiden Tigrero's die Hacienda verlassen, besitzt sie keine halbwegs taugliche Büchse mehr. Reicht mir die meine her!«

Don Estevan nahm alle Kraft zusammen, dem Rauch zu trotzen. Er zielte lange und sorgfältig, das Gewehr auf die Balustrade der Mauer gelegt, ehe er abdrückte. Als der Schuß krachte, sah man den jungen Wilden eine krampfhaftige Bewegung der Hand nach der Brust machen und einen Augenblick hin und her schwanken. Aber bald gewann er seine Haltung wieder, öffnete den Beutel und begann seinen Inhalt auf die Kohlen zu schütten.

»Eine andere Büchse!« befahl der Haciendero. »Ich möchte wissen, was der rothe Satan dort thut?«

Einer der Rostreadore's reichte ihm sein Gewehr – diesmal zielte der Senator noch sorgfältiger, ehe er schoß.

Der junge Apache warf die Arme in die Höhe, drehte sich um sich selbst und stürzte zu Boden – die erste Kugel hatte seine Brust durchbohrt, – die zweite ihn in die Stirn getroffen.

Aber er hatte seinen Auftrag vollführt – in den Wigwams seines Stammes konnte sein Name nicht mehr mit Verachtung genannt werden.

Sein Körper rang noch in den letzten Todeszuckungen, als sich von dem Kohlenhaufen ein weißer dicker Qualm erhob und von dem Winde getragen sich mit dem Rauch der Feuer mischte.

In wenigen Augenblicken gelangten die ersten Rauchwellen an die Hacienda.

Der alte Rostreador, der bei seinem Herrn dem bisherigen Dampf trotzend auf der Plattform zurückgeblieben war, hatte kaum die ersten Spuren mit seinen weit geöffneten Nüstern aufgefangen, als er einen grimmigen Fluch ausstieß und den Haciendero zur Treppe riß, die in den untern Theil des Gebäudes führte.

»Verflucht sei der Schoos, der den Henkersknecht geboren! Jetzt, Señor Senator – wissen wir, worauf die Schurken Jagd gemacht! Es waren Chingas, welche die Teufel gefangen, und deren Beutel sie ausgeschnitten haben!«

Der Haciendero schauderte – er hatte lange genug auf seinen Landgütern gelebt, um zu wissen, welche entsetzliche Wirkung der Geruch jener ätzenden Flüssigkeit ausübt, welche die Stinkthiere – ein Geschöpf, das dem amerikanischen Continent allein eigen ist, – in einer Hauttasche am After tragen und mit der sie sich ihrer Feinde erwehren. Der *Mephitis* gehört zu den bärenartigen Fleischfressern, ist ohne den Schwanz etwa 15 Zoll lang, und die mexikanische Gattung (*Mephitis buconata*) hat ein schwarzes Fell mit weißem Rücken und wird von den Indianern gegessen, nachdem diese sorgfältig nach seiner Tödtung den schrecklichen Drüsenbeutel ausgeschnitten haben.

Ein Tropfen dieser Flüssigkeit in die Augen gespritzt genügt, um Menschen und Thiere erblinden zu machen. Der Geruch ist so penetrant, daß mit Ausnahme eines Wilden kein Mensch ihn ertragen kann und Alles vor ihm flüchtet. Der Senator begriff daher, daß so lange die Wirkung dieses satanischen Mittels dauerte, an eine Gegenwehr und Vertheidigung der Hacienda gar nicht zu denken war.

In der That flüchtete auch, sobald der Geruch sich verbreitete, Alles, was noch dem stinkenden Rauch der Feuer widerstanden hatte, vor diesem wahrhaft pestilenzialischen und betäubendem Dampf in die untersten Räume der Hacienda, oder warf sich auf den Boden, weil so am Ersten noch der Atmosphäre zu entgehen war.

Die Hacienda blieb buchstäblich wohl zehn Minuten lang ohne Vertheidiger.

Auf diesen Erfolg hatten die Indianer gerechnet. Denn kaum überzeugte sie die gänzliche Einstellung des Feuers, daß die Mexikaner sich von den Mauern geflüchtet hatten, als die ganze Schaar lautlos auf dieselben zustürzte, und auf's Neue den Versuch, sie zu ersteigen machte. Die Krieger, welche sich schon vorher an die Schwelle der Thore und unter dem Balkon des Mittelbaues versteckt gehalten, waren natürlich die Ersten, welche die Eingänge aufzusprengen und in das Innere zu dringen versuchten. Die rohen Leitern wurden an mindestens zehn Stellen angelegt und Einer auf den Schultern des Andern stehend, versuchte die Höhe der Mauern zu erreichen.

Der Graue Bär hatte sich den früheren Weg – den Zugang über den Balkon – in das Gemach der Señoritta vorbehalten und seine Anstalten danach getroffen. Vier kräftige Indianer seiner Horde trugen zwei der stärksten Pfähle der Umzäunung herbei und hoben sie auf den etwa in

Mannshöhe vom Boden befindlichen Altan. Die Eisenstangen des Fallgitters, mit dem – nach dem früheren Ueberfall, – wie erwähnt der Zugang in das Innere des Hauses geschlossen war, widerstanden zwar den Stößen der Balken, aber als es gelang, ihre Spitzen zwischen die Stangen zu zwängen und sich ihrer als Hebel zu bedienen, bog die gewaltige Kraft des Grauen Bären sie aus den Fugen, Makotöh mit seinen Begleitern drang in das innere Gemach und ihre Tomahawk-Schläge donnerten gegen die Thüren, die den Salon der Hacienda von den Seitengemächern und der großen Halle schieden.

Zugleich verkündete ein wildes Triumphgeheul aus der Höhe, daß es den Indianern gelungen war, an drei Stellen die Mauer zu ersteigen.

Die Weiber und Kinder, die in der großen Halle sich geborgen, flüchteten schreiend und jammernd in den Hof, selbst die in dem früheren Kampfe Schwerverwundeten wankten und krochen so gut es ging über die Schwelle – nur der bewußtlose sterbende Körper des Mayordomo blieb in der Halle zurück.

Der furchtbaren Gefahr oder vielmehr dem sichern Tode gegenüber hatten die Vertheidiger sich endlich wieder ermannt und wenn auch noch immer der stinkende Rauch die Atmosphäre verpestete, hatte doch der starke Luftzug bereits die schwersten Wolken zerstreut und mit sich fortgeführt.

Die Leute der Hacienda wie die Fremden hatten sich in die äußere Spitze des Gehöfts geflüchtet und der Senator, Morawski und der Soldat Escobedo waren bemüht, die Entmuthigten aufzurufen und zur weiteren Vertheidigung zu ermuntern.

Master Slongh jedoch warf seine Büchse zu Boden, stürzte auf die Knie und heulte, mit den Händen nach den Seitengebäuden über den Thoren deutend: »Der Tag des Gerichts ist da – Gott Zebaoth, erbarme Dich unserer Sünden! Sie kommen! sie kommen!«.

Vier – fünf dunkle Gestalten erschienen auf der Plattform der unteren Dächer und sprangen in den Hof – andere folgten ihnen – unter den gewuchtigen von zwanzig Armen geleiteten Stößen der Corralpfähle krachte das eine der Thore und brach aus seinen Angeln.

Die Hacienda war verloren!

DES KREUZTRÄGER'S GESCHICHTE.

(Fortsetzung.)

Wir haben »Windenblüthe«, das bescheidene stille und doch so entschlossene indianische Mädchen und ihre Freunde in einem Augenblick der drohendsten Todesgefahr verlassen.

Der Zauberer, an und für sich von einem gehässigen tückischen Charakter und durch die letzten Vorgänge noch mehr gereizt, hatte bei dem plötzlichen Tode seines Bundesgenossen nur seiner Bosheit und Rachsucht Gehör gegeben und sich auf die junge Comanchin gestürzt, deren muthiges Einschreiten ihm sein Opfer entzogen hatte.

Mit der linken Faust ihr volles flatterndes Haar erfassend riß er sie zu Boden und schwang den Tomahawk, den er aufgerafft, über ihrem Haupt.

Das arme Mädchen vermochte dem Bösewicht keinen Widerstand zu leisten, – Diaz, der einzige Freund, der bereits in ihrer Nähe war, kämpfte selbst um sein Leben und ihr Bruder wand sich gefesselt an dem Marterpfahl, ohne weder ihr noch dem Weibe, dem im Geheimen seine Liebe geweiht war, Hilfe bringen zu können.

Ihr verzweifelnder Blick suchte in diesem schrecklichen Moment einen Dritten – er war leider noch entfernt von ihr und das Eisen des Tomahawk's blitzte über ihrem Haupt.

Dennoch war ein Beistand ihr nahe von einer Seite, woher er wohl kaum zu erwarten gewesen. An dem blutdürstigen Zauberer empor fuhr gedankenschnell eine Gestalt – da die gefesselten Hände den Feind nicht zu fassen und zu entwaffnen vermochte, packte sie mit den Zähnen seine Gurgel und biß sich in ihr fest wie ein wildes Thier.

Es war Meredith, der Kentuckier, der Scalpirte! das Mitleid der jungen Indianerin hatte seine Früchte getragen, – wie eine Bulldogge, mit der überhaupt sein Charakter und Wesen viel Aehnlichkeit gehabt – hing er an der Kehle seines Feindes, mit der eigenen Vergeltung der furchtbaren Leiden die Dankbarkeit für das Mädchen verbindend. Vergebens versuchte der Wahrsager ihn abzuschütteln, vergebens schlug er, sein zweites Opfer loslassend, mit dem Tomahawk nach ihm – die Zähne des Kentuckiers waren fest verbissen, seinem Feinde begannen Luft und Sinne auszugehen, und mit der Wucht seines ganzen Körpers sich auf ihn werfend, stürzte John ihn und sich mitten in die Flammen des Feuers.

Dies waren die beiden dunklen Körper, welche Kreuzträger sich in der Gluth wälzen sah, als er dem jungen Vaquero zu Hilfe eilte.

Es waren von den Wächtern des Lagers jetzt noch vier übrig, von denen zwei dem Kreuzträger und dem Vaquero gegenüber standen, während die beiden anderen nach indianischer Weise sofort bei Beginn des Kampfes eine Deckung gesucht und die Weiber sich heulend und schreiend in einen Haufen zusammengedrängt hatten.

In Mitten dieser Gruppen stand unbeweglich der Lord mit seinen beiden Begleitern, einen Angriff erwartend.

Ein Schuß von der Seite her, wo die beiden Apachen ihren Versteck genommen, eröffnete auf's Neue den Kampf. Die Kugel galt dem jungen Offizier, der – ohne sich um die Gefahr oder selbst die Gefährten zu kümmern – zu Comeo geeilt war und sich bemühte, sie aufzurichten.

Die Kugel durchbohrte seine linke Seite. Trotzdem versuchte er sich schützend vor das Mädchen zu stellen und, sich gegen den Angriff des zweiten Apachen, der sein Versteck verlassend mit dem Speer auf ihn zürante, mit dem Revolver zu wehren, denn seine Flinte hatte er, Comeo umfassend, fallen lassen.

»Parbleu! auf sie, Freund Diaz!« schrie der Kreuzträger. »Keinen Pardon den mörderischen Schurken!« –

Die Worte waren von der That begleitet. Der Wegweiser stürzte sich auf einen der beiden Apachen, die vorhin den Vaquero bedrängt und bei der Wendung des Kampfes einen Augenblick gezögert hatten, ob sie ihn fortsetzen oder fliehen sollten, und stieß ihm sein Messer in's Herz. Mit dem zweiten kämpfte der Jüngling, wacker und geschickt seine abgeschossene Büchse brauchend, während Kreuzträger sich nach dem Offizier wandte.

Es war die höchste Zeit, daß diesem Beistand kam. Drei Schüsse des Revolvers, in der Hast und mit durch die Verwundung unsicherer Hand gethan, hatten nur wenig Wirkung gehabt und nur eine Kugel leicht den Apachen gestreift, ein Lanzenstoß dagegen den jungen Mann in den Schenkel getroffen. Aus zwei Wunden blutend war er in die Knie gesunken und deckte noch immer mit seinem Körper das neben ihm knieende Indianermädchen, als Kreuzträger ihm zu Hilfe kam.

In dem Moment, wo der Apache mit einem zweiten Speerstoß den Preußen durchbohren wollte, schleuderte der Wegweiser, der noch etwa sechs oder sieben Schritt von ihm entfernt war und kein anderes Mittel des Angriffs besaß, die Büchse des Yankee, mit der er bewaffnet gewesen, gegen ihn. Der Apache war ein tapferer Krieger – der mit der linken Hand gethane

Wurf hatte ihn nur leicht getroffen, wenn er auch den Stoß glücklich verhindert hatte. Er wandte sich sofort gegen den neuen Feind und hob seine gefährliche Waffe.

Der alte Mann blieb stehen – er hatte nur noch das Messer, das gegen die lange Lanze des Wilden eine schwache Vertheidigung war. Er begnügte sich, mit der Linken das silberne Kreuz auf seiner Brust zu fassen und es dem Apachen entgegen zu halten.

Die Macht dieses gefürchteten Zeichens, welches dem indianischen Krieger bewies, daß er es mit dem schrecklichen Dämon seines Volkes zu thun habe, war so groß, daß sofort Arm und Lanze schlaff an seinem Körper niedersanken und er mit ungebeugtem Haupte stehen blieb, ohne Widerstand den Tod erwartend.

Kreuzträger schritt langsam auf ihn zu, setzte dem Wilden die Spitze seines Messers auf die nackte Brust und zeichnete zwei blutige Schnitte in's Kreuz darüber. »Geh Apache,« sagte er finster, »und sage den Mescalero's, daß El Crucifero auf ihren Fersen ist! Du trägst ein Zeichen und ich werde Dich wiederfinden!«

Der Apache wandte sich um, – seine Waffe am Boden schleifend, entfernte er sich zitternd langsam, bis er im Schatten der Nacht am Eingang der Schlucht verschwand.

Unterdeß war auch Diaz mit seinem Gegner fertig geworden. Seine Wange blutete von einem Tomahawkhieb, der von seiner Büchse nur ungenügend parirt worden war, aber er hatte zur Vergeltung den Indianer zu Boden geschlagen und war jetzt beschäftigt, dem Betäubten mit seiner eigenen Bogensehne die Arme zusammen zu schnüren.

Von den zehn Kriegern, welche die Schlucht bewacht, war jetzt nur noch Einer übrig, denn die Wache, welche der erschossene Häuptling an der anderen Seite des Zugangs aufgestellt hatte, war bei dem Ueberfall gleichfalls entflohen. Außer dem Gefangenen deckten sechs Todte den Boden der Schlucht; denn als der junge Vaquero sich dem von dem schrecklichen Ringkampf zerstreuten Feuer näherte, fand er nur zwei halb verkohlte Leichname: den Kentuckier und seinen Peiniger!

Während Kreuzträger und die Indianerin – die sich mit einem Blick überzeugt hatte, daß ihr Bruder frei und gerettet war, – sich mit dem verwundeten Offizier beschäftigten und Eisenarm den heulenden Weibern befahl, sich nicht von der Stelle zu rühren und ruhig zu verhalten, war es dem Toyah gelungen, auch ohne den Beistand der vor Entsetzen über die schreckliche Scene zu jeder Hilfsleistung ganz unfähigen Zofe der jungen Haciendera, diese wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Sie saß jetzt aufrecht auf dem Stein unter der Korkeiche und ihre Blicke irrten noch verstört umher, während ihre Hand unbewußt krampfhaft den Arm des Toyah umklammert hielt.

Wonodongah stand unbeweglich – eine dunkle Röthe bedeckte sein Gesicht.

Plötzlich schien die Señoritta zum Bewußtsein des Geschehenen und ihrer Lage zu kommen. Sie heftete die dunklen schwarzen Augen auf den jungen Indianer, dessen Arm sie noch immer festhielt.

»Ich war dem Tode nahe, wie damals – in der Hacienda del Cerro!« sagte sie mit leisem aber deutlichem Ton. »Du hast mir zum zweiten Mal das Leben gerettet!«

»Tausendmal hätte ich das meine dafür geopfert,« erwiderte leidenschaftlich der Toyah, – »aber der große Geist hat es nicht gewollt, daß diese Hand den Feind erschlug. Die Hand der Feuerblume wurde schwach, als sie die Bande Wonodongah's durchschneiden wollte. Ein Freund hat ihr Leben erkaufte!«

»*Caramba*, Junge, Du bist zu bescheiden!« meinte Eisenarm, sich in's Mittel legend. »Ich denke, Dein Wort gilt so viel wie das meine in der Wüste, und der Halunke kann sicher genug darauf pochen! – Aber ich denke, unsere Arbeit hier ist gethan, und es ist Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen, wenn wir das heulende Gewürm hier zur Ruhe gebracht haben; da kommt unser Kamerad und wird gewiß meiner Meinung sein.«

In der That näherte sich Kreuzträger der Gruppe. Das Gesicht des alten Mannes hatte eine schwer bekümmerte Miene denn er schätzte in der That den jungen Offizier hoch und dessen schwere Verwundung betrübte ihn.

»Wir müssen aufbrechen, *Compañero's*,« sagte er, »denn wir wissen nicht, was unterdeß an der Hacienda geschieht und haben die Pflicht, diese Frauen in Sicherheit zu bringen. Ich wünsche Ihnen Glück, Meister Eisenarm, daß Sie Ihren jungen Gefährten glücklich aus den Händen dieser Schurken befreit haben, und freue mich, einen wackeren Mann zu sehen, auch wenn seine Haut roth ist.«

Damit reichte er dem Indianer die Hand, die derselbe mit leichtem Anstand und mit einer gewissen Ehrerbietung berührte.

»Mein weißer Vater ehrt einen armen Indianer,« sagte er bescheiden. »*El Crucifero* hat viele Winter gesehen und sein Name ist der Schrecken in den Wigwams der Apachen. Ohne seine Hilfe würde Eisenarm einen Freund vermissen.«

»*Parbleu* – es ist wahr, wir haben Alle das Unsere gethan,« meinte der Wegweiser. »Aber Deiner wackeren Schwester ist es hauptsächlich zu danken, daß wir einen so leichten Sieg errungen. Schade nur, daß er durch den Verlust eines so braven Mannes erkaufte wurde, der gewiß bei einiger Erziehung eine Zierde der Prairie geworden wäre.«

»Ist der Offizier todt?« frug der Trapper, indem er Miene machte, nach der anderen Gruppe zu gehen.

»Nicht doch, *Compañero*,« sagte der Alte, – »er ist nur tüchtig verwundet und die Möglichkeit vorhanden, daß er davon kommt, wenn es uns nur gelingt, ihn gut fortzubringen und ihm bessere Hilfe zu verschaffen. Vor der Hand ist er gut genug aufgehoben unter der Sorge Deiner Schwester, *Comanche*, die so gut ist, wie der beste Doktor in den Städten. Aber fort müssen wir und zwar so bald als möglich. Was meinen Sie, Eisenarm, daß mit jenen heulenden Hexen geschehen soll?«

»Es wird am Besten sein, sie insgesamt zu knebeln und hier zurück zu lassen, bis ihre saubern Männer und Brüder mit blutigen Köpfen wieder zurückkommen,« meinte der Jäger. »Aber was soll mit jenen Weißen geschehen, die so trotzig drein schauen, als wollten sie noch einmal mit uns anbinden!?«

»Ich will mit Leuten Nichts zu thun haben, die ihre eigene Farbe verleugnen, um mit rothen Dieben und Mördern Genossenschaft zu machen,« murrte giftig der Wegweiser. »Es wäre besser gewesen, der General hätte dem bleichgesichtigen Engländer und seinem Krüppel den Hals umgedreht, statt sie wieder auf seine Fersen zu hetzen. Indeß das ist seine Sache, und wir haben uns nicht drein zu mischen! So Unrecht hatte der Mann ohnehin nicht – ich werde Ihnen ein anderes Mal die Geschichte erzählen, Kamerad. Aber wir haben sie hier als Bundesgenossen unserer Feinde gefunden und deshalb dürfen wir sie nicht hier lassen, bis wir in Sicherheit sind, da man Christenmenschen doch nicht zusammenschnüren soll, wie einen apachischen Wolf! *Parbleu* – ich wenigstens hätte es nicht gethan! – Erzeigen Sie uns den Gefallen, Señor Eisenarm, und gehen Sie zu dem Lord und verkünden Sie ihm, daß er

seine Waffen hier zurücklassen und uns begleiten muß, bis wir die Hacienda in Sicht haben, dann mag er meinetwegen gehen, wohin er will! Ich suche indeß Etwas, um unseren kranken Freund und die Señora zu transportiren.«

Während des Gesprächs der beiden älteren Männer war der Toyah mit der ernstesten Bescheidenheit zurückgetreten, die einen Grundzug seines Charakters bildete.

»Bedarf die Feuerblume noch meiner?« frug er sanft. »Das Ohr einer Schwester wartet, daß ein Häuptling der Toyah's ihm Dank flüstert für ihre Liebe, und ein Freund harret, daß er seine Wunden untersuche.«

Der Leser wird sich erinnern, daß die Haciendera bisher die Schwester ihres rothen Bewunderers nicht kannte, da Windenblüthe das Lager der Apachen bald nachher verlassen hatte, nachdem sie von dem Grauen Bär und seiner Streifschaar eingebracht worden. Sie kannte daher auch das aufopfernde und muthige Verhalten des jungen Mädchens nicht, war aber sehr geneigt, das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Toyah, dessen ihr Stolz nach der ersten Aufwallung sich bereits wieder zu schämen begann, auf die Schwester zu übertragen.

»Wenn es Deine Schwester ist, Jaguar, von der Du mir, glaube ich, schon früher einmal gesprochen« – sie erröthete unwillkürlich bei dieser Erinnerung, denn es war bei jener Gelegenheit, welche die Entfernung der beiden Tigro's aus ihrem Hause veranlaßt hatte, – »so bringe sie zu mir. Ich will Alles für sie thun, was ich vermag, um Dir meinen Dank zu beweisen.«

Der junge Mann entfernte sich gehorsam und trat zu Windenblüthe, die noch immer nebst dem Vaquero mit dem Verwundeten beschäftigt war.

Lieutenant von Kleist war durch den schweren Blutverlust, bevor dieser gestillt werden konnte, ohnmächtig geworden; aber das Mädchen hatte ihn mit dem frischen Wasser der Quelle wieder zum Bewußtsein gebracht und Kreuzträger, dessen Leben in der Wildniß ihn manche ärztliche Hilfsmittel gelehrt hatte, durch Anlegung einer Art von Tourniquet, wozu Diaz seinen Gürtel hergab, die Blutung aus dem Schenkel gestillt.

Wonodongah legte die Hand auf die Schulter seiner Schwester. Das Mädchen erhob sich sofort und blieb in der gewöhnlichen demüthigen Haltung der Indianerinnen vor ihm stehen.

»Was befiehlt der Jaguar der Toyah?« frug sie.

»Der Geist unseres Vaters, der auf den ewigen Jagdgründen der Gerechten weilt, sieht mit Wohlgefallen auf Windenblüthe herab. Sie ist werth, das Weib eines tapferen Kriegers zu sein.«

Eine tiefe Röthe überzog Antlitz und Hals des Mädchens; sie beugte den Kopf noch tiefer nieder auf den Busen, wie um sie zu verbergen. Ihr Auge haftete unwillkürlich auf dem verwundeten Offizier und ein leichter Seufzer schwellte ihren einem dunklen Marmor ähnlichen Busen.

»Wonodongah wird der Windenblüthe niemals vergessen, daß sie sich um seinetwillen in die Höhle der Wölfe gewagt,« fuhr der Toyah fort. »Der Jaguar ist stolz auf seine Schwester. – Komm! Die glänzende Feuerblume der Prairie wünscht die bescheidene Windenblüthe an ihrer Seite zu haben – es ist Platz für sie neben der weißen Frau.«

»Aber der Fremdling dort,« erinnerte zögernd die Indianerin. »Wenn ihm keine Sorge gewidmet wird, dürfte er bald bei dem großen Geist der Weißen sein. Er ist in der Vertheidigung einer armen Indianerin verwundet worden.«

»Der Jaguar wird der Bruder des weißen Kriegers sein. Es ist gut! Windenblüthe möge ihre Kräuter sammeln, wenn wir in Sicherheit sind, sie hat die Kenntnisse weiser Frauen. – Komm!«

Das indianische Mädchen folgte ihrem Bruder zu der Hacienda, die auf den Rath des Kreuzträgers einige Vorbereitungen zum schleunigen Aufbruch traf. Dolores, die dem Bruder gegenüber sich mit allem Stolz ihrer Abkunft waffnete, konnte dem Mädchen jede Freundlichkeit erweisen und suchte darin gleichsam eine Entschädigung für den Zwang, den sie sich in anderer Richtung auflegte.

Sie empfing daher das junge bescheidene Indianermädchen, dessen Aeüßeres sofort ihre Neigung gewann, fast wie eine Freundin, wenigstens wie einen lieben Schützling und suchte sie in aller Weise aufzumuntern, ihre demüthige Haltung aufzugeben.

Unterdeß Kreuzträger die Transportmittel für die Frauen und die Verwundeten zusammensuchte, machten sich Eisenarm und sein indianischer Freund daran, die Weiber der Apachen außer Stand zu setzen, der abziehenden Gesellschaft zu schaden. Es ging dies freilich nicht ohne Lärmen und Widerstand ab, einige Drohungen und bei den Widerspenstigsten selbst einige derbe Püffe brachten die Sache jedoch endlich in Ordnung, und die sämtlichen Weiber, sieben an der Zahl, wurden an die Marterpfähle oder an Bäume angeschnürt, so daß sie von allen ihren Gliedern nur den freien Gebrauch ihrer Zungen behielten, den sie denn auch redlich in allen indianischen Schimpfreden machten zur großen Belustigung des Trappers. Als dies Geschäft beendet war, näherte sich der Kanadier dem Zelt des Lords. –

»Monsieur« sagte er – »ich bin ein schlichter Jäger und will mir kein Urtheil darüber erlauben, daß ein Mann unserer Farbe sich mit den schuftigsten Rothhäuten in den Prairien verbündet gegen Christen und Landsleute. Ein Jeder muß wissen, was er zu thun hat! – Da wir aber diesmal die Sieger sind, müssen wir darauf bestehen, daß Sie uns mit Ihren beiden Gefährten oder Dienern so weit begleiten, als wir es für unsere Sicherheit nöthig halten. Sie werden Ihre Waffen hier zurück lassen und sollen, sobald wir unser Ziel erreicht haben, hierher zurückkehren oder wohin Sie sonst wollen, gehen können.«

»Und wenn wir uns weigern?«

»Dann, Monsieur,« erwiderte der Trapper einfach, »werde ich keinen Anstand nehmen, Sie als unsern Feind zu betrachten und Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Entschließen Sie sich also kurz, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Dieser ernsten Logik und dem ruhigen, aber entschlossenen Wesen des Mannes gegenüber blieb dem Lord allerdings Nichts übrig, als sich nach kurzer Berathung mit seinen beiden Dienern zu fügen. Volaros versuchte zwar, unter allerlei Vorwänden und Betheuerungen sich der Begleitung zu entziehen; Eisenarm machte diesem jedoch ein kurzes Ende mit der Erklärung, daß er dann gebunden mitgeführt werden würde.

Es war jetzt Alles zum Abmarsch bereit. Auf den Rath Wonodongah's, der die Thiere des Engländers und seiner Begleiter zum Gebrauch für die Hacienda, deren Zofe und den Krüppel herbeigeholt hatte, bediente man sich eines ähnlichen Mittels, den verwundeten Offizier zu transportiren, wie die Apachen mit dem Jaguar angewendet hatten: d. h. man legte den Leidenden, nachdem seine Wunden von der kundigen Hand des Kreuzträgers verbunden worden waren, auf eine Büffelhaut, die der Toyah und der junge Vaquero trugen. Kreuzträger, der sich möglichst fern von der Gesellschaft des Engländers hielt, eröffnete den Zug, und leitete das Maulthier der Hacienda, der ihre Zofe und der Malaye folgten. Dann kamen die Träger

des Verwundeten, neben dem Windenblüthe herging, der Lord und der Courier zu Fuß, und den Schluß bildete der Trapper.

Wonodongah hatte absichtlich nur die nöthigsten Thiere von denen, welche die Apachen auf dem Weideplatz zurückgelassen, geholt, um den Marsch der flüchtigen Gesellschaft nicht zu erschweren, und drei Maulthiere genommen, welche in den Felsen und Bergen bessere Kletterer sind, als die an die Prairie gewöhnten Pferde. Ihre Absicht war natürlich, die Hacienda zu erreichen, wenn dies noch möglich, oder wenigstens das am Abend gewählte Versteck, wo sie ihre Pferde zurück gelassen hatten, und von wo sie dann von dem Ausgang des Ueberfalls sich Nachricht verschaffen konnten.

Die kleine Gesellschaft hatte etwa zehn Minuten die Schlucht verlassen, deren Stille jetzt nur durch das Geschnatter der Weiber unterbrochen wurde, als die Gebüsche in der Nähe des Sturzes des Bergbachs sich nochmals theilten und eine dunkle Gestalt erscheinen ließen.

Es war der zehnte der Krieger, welchen die Bewachung des Lagers anvertraut worden war, derselbe, welcher bei dem Beginn des Kampfes mit einem Gefährten ein Versteck gesucht und aus diesem den Schuß nach dem Offizier gethan hatte.

Obschon der Kreuzträger durch seine Beobachtung des Abzugs der Apachen von der Höhe der Felswand her die Zahl der zurückgelassenen Wächter sehr wohl kannte, hatte er in der Eile des Aufbruchs auf das Fehlen dieses Einen in der Zahl der Besiegten nicht geachtet oder wahrscheinlich geglaubt, daß derselbe gleich der zweiten Schildwacht am Eingang der Schlucht sein Heil in der Flucht gesucht haben mochte.

Der Apache glitt, nachdem er sich nochmals vorsichtig auf dem Kampfplatz umgeschaut, die Flinte in der Hand, gleich einem Schatten zwischen den Bäumen, den Leichen und den verglimmenden Feuern hindurch, ohne auf den Zuruf der gefesselten Weiber und ihr Verlangen, sie zu befreien, irgendwie zu achten, und verschwand im Ausgang der Schlucht, die Spur seiner Feinde verfolgend.

Der Zug Kreuzträger's und seines Gefährten setzte unterdeß mit möglichster Hast, aber auch mit der größten Vorsicht seinen Weg weiter fort. Mehrmals machte der durch die steten Gefahren der Wildniß erprobte alte Führer Halt, um mit dem Ohr auf dem Boden zu lauschen, und einmal rief er sogar Wonodongah herbei, auf dessen scharfe Sinne er großes Vertrauen setzte, um sich über ein vernommenes fernes Geräusch oder den einzuschlagenden Weg mit ihm zu verständigen, da er wußte, daß derselbe als Tigrero einige Zeit mit seinem Freunde in der Umgegend der Hacienda verweilt hatte.

Während dieses Haltes hatte Eisenarm die Stelle seines jungen Freundes an der improvisirten Sänfte des Verwundeten eingenommen, und als bei dieser Gelegenheit der Courier glaubte, sich seiner Aufmerksamkeit entziehen zu können und dazu einen Versuch machte, zurückzubleiben, denselben sehr ernst bedeutet, daß er bei der geringsten Wiederholung auf jede Gefahr hin eine Kugel durch den Kopf bekommen oder einen Messerschnitt durch die Kniesehnen erhalten würde.

Jedem weiteren Versuch machte übrigens der Lord auch dadurch ein Ende, daß er dem Mestizen befahl, mit Wonodongah und Diaz in dem Tragen des Offiziers abzuwechseln.

Kreuzträger und Eisenarm hatten anfangs gehofft, die Hacienda del Cerro noch vor dem Anbruch des Tages – also vor der Zeit des Angriffs der Apachen auf dieselbe – erreichen

zu können, und da sie sehr richtig vermutheten, daß der Angriff von der Seite der Ebene her erfolgen würde und wußten, daß man in der Hacienda auf jedes Zeichen aufmerksam sein würde, wollten sie den Versuch wagen, den östlichen Eingang zu gewinnen. Dies wäre auch vielleicht geglückt, wenn nicht zwei Umstände sich vereinigt hätten, diesen Plan zu durchkreuzen.

Die erste und schlimmste war die Verzögerung ihres Marsches durch den Transport des Verwundeten.

Eisenarm hatte allerdings einmal den Vorschlag angedeutet, ihn in einem sicheren Versteck zurückzulassen, bis man ihm Hilfe von der Hacienda aus senden könne, aber der Kreuzträger und Wonodongah erklärten sich auf's Bestimmteste dagegen, und so mußte man sich in die Verzögerung finden.

So war die Zeit kurz vor Anbruch des Tages herangekommen und die Gesellschaft noch eine volle Legua von der Hacienda entfernt, als man in der Richtung derselben eine feurige Garbe in die Wolken schießen und in der Höhe zu hundert Sternen sich auflösen sah. Gleich darauf brachte der von der Ebene herkommende Wind den dumpfen Schall entfernten Büchsenfeuers.

Der Wegweiser machte sogleich Halt. »Parbleu« sagte er hastig – »die tückischen Teufel haben bereits ihr Spiel begonnen, aber unsere Freunde haben sich zum Glück nicht überraschen lassen, wie jene Feuerkugel beweist. Legt den Offizier sanft nieder, Bursche – wir müssen berathen, was wir zu thun haben, um dem Senator zu Hilfe zu kommen. Ich denke, vier gute Büchsen im Rücken der Schurken würden nicht übel wirken.«

Es erfolgte eine kurze Berathung, die mit dem Resultat schloß, daß Kreuzträger und der Indianer vorwärts gehen und einen Versuch machen sollten, den Vertheidigern Beistand zu bringen, während Eisenarm mit Diaz, den Frauen und den Gefangenen vorläufig zurückblieb. Die beiden älteren Männer waren noch in der Besprechung des Planes begriffen, als der Toyah die Hand auf den Arm seines Freundes legte.

»Hugh!«

Der Trapper wandte sich sogleich zu ihm. »Was meinst Du, Jaguar, was giebt's?«

Der Comanche stand in der Stellung eines aufmerksam Lauschenden und begnügte sich ein Zeichen des Schweigens zu machen.

– In der That hörte man auch nach einigen Augenblicken das Wiehern eines Pferdes – zwar in ziemlicher Entfernung, aber doch deutlich genug, um zu begreifen, daß es von einer Stelle zwischen ihnen und der Hacienda herkommen mußte.

Gleich darauf antwortete der gleiche Laut von mehreren Thieren.

»Caramba!« flüsterte der Trapper, – »der Bursche hat Recht. Die Indianer müssen zwischen uns und dem Hause Posten aufgestellt haben, und zwar nicht wenige, nach den Pferden zu schließen.«

»Die weißen Freunde mögen sich kurze Zeit gedulden« sagte der Toyah, – »ich werde ihnen Nachricht bringen.« Ohne ihre Einwilligung abzuwarten, lehnte er seine Büchse an einen Felsblock und verschwand im Dunkel.

Das Schießen in der Ferne dauerte fort – ebenso ließen sich die Pferde vor ihnen noch mehrmals hören. Dem Ton nach zu schließen konnten sie wohl eine Viertelstunde weit entfernt sein.

– Nach der doppelten Zeit etwa tauchte der Comanche so plötzlich und geräuschlos wieder aus dem Schatten auf, als er verschwunden war. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff er den Zügel des Maulthiers, das die Sennora trug, und wandte es zurück.

»Zum Henker, was giebt es, Jaguar? sprich!«

Der Comanche hielt sich mit einer Antwort nicht auf, sondern setzte mit einer gewissen Eile den Rückweg fort. Erst als sie zwischen den Bergen und Steinblöcken außer Hörweite waren, blieb er einen Augenblick stehen und erwartete die anderen Mitglieder der Gesellschaft, die ihm mit Besorgniß gefolgt waren.

»Mein weißer Vater« sagte der Toyah zu dem Kreuzträger, »hat von einem Versteck gesprochen, in das er die Pferde gebracht hat und wohin er sich bei einer Bedrohung zurückziehen gedachte. Will er mir sagen, ob wir weit davon sind?«

»El Crucifero meint das Thal der Verdammten, Jaguar,« antwortete für den Wegweiser der Trapper.

»Gut! Dann ist unsere Absicht dieselbe. Kommt!«

»Aber warum uns zurückziehen, ehe wir die Ursache wissen?«

»Mechocan, der Fliegende Pfeil, mit zweihundert Reitern der Mimbreno's ist zwischen uns und der Hacienda – er bewacht den Weg.«

In der That hatten, gegen die sonstige Gewohnheit der Indianer, Wis-con-Tah und der Graue Bär die Vorsicht gehabt, in den Kriegern der Mimbreno's sich eine Art Reserve zwischen der Hacienda und dem Gebirge aufzustellen, die zugleich den Zweck hatte, jeden Fluchtversuch der Besatzung nach dieser Seite zu hindern.

»Aber mein Vater?« bat voll Angst die Señora. »Um der heiligen Jungfrau willen, Männer, verlaßt meinen Vater nicht in der Gefahr!«

»Der große Geist der Weißen wird den Mann mit den hundert Häusern schützen. Er hat die Mauern von Stein zwischen sich und den Apachen und seine Augen sind offen. Wir haben Nichts zu dem Schutz der Feuerblume, als unsere Vorsicht.«

Diese entschiedene Erklärung, wie die stolze Spanierin wohl fühlte hauptsächlich von der geheimen Leidenschaft des jungen Häuptlings diktiert, beendete jede weitere Erörterung und die Gesellschaft, an deren Spitze jetzt Wonodongah, das Maulthier der Dame führend, ging, setzte eilig ihren Weg fort.

Zwei Mal während der beschwerlichen Windungen durch Schluchten und Felsmassen hin, immer bergauf, hielt Eisenarm, der wie zu Anfang den Nachtrab bildete, an, um auf ein Geräusch zu lauschen, das an sein aufmerksames Ohr gedungen war; da es sich aber nicht wiederholte, gab er bald jede Besorgniß auf und bemerkte also nicht, daß der Krieger, welchen sie bei dem Kampf auf dem Lagerplatz unbeachtet zurückgelassen hatten, noch immer gleich einem Spürhund unverdrossen bis zu dem gewählten Versteck ihnen folgte.

In Zeit von etwa einer halben Stunde hatten sie dies erreicht, zur selben Zeit etwa, wo der Haciendero mit der Entladung seines kleinen Geschützes den zweiten Sturm der Apachen abschlug.

Der Knall desselben drang von dem Echo der Felsen getragen bis zu ihren Ohren, und als sie von Dolores von dieser neuen Vermehrung der Vertheidigungsmittel der Hacienda hörten, welche erst nach der Zeit des Dienstes Wonodongah's und Eisenarm's in derselben angeschafft worden war, hofften sie mit Bestimmtheit auf den Sieg der Besatzung.

Wir haben bereits erwähnt, daß das von dem Wegweiser bei seiner Recognoscirung am Tage vorher aufgefundenene, Diaz und den beiden Tigrero's wohlbekannte Versteck in dem Krater eines vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden ausgebrannten Vulkans bestand. Der Weg dahin war schwierig genug und der Ort selbst der Art, daß er leicht die Vertheidigung einiger entschlossenen Männer gegen eine große Uebermacht gestattete.

Die steilen hoch aufstrebenden und glatten Wände des geräumigen Kraters erlaubten nur an einer Stelle, wo sich wahrscheinlich bei einem letzten Ausbruch des unterirdischen Feuers die Lava durch den von den Convulsionen des Berges zerrissenen Felsenring den Ausweg gebahnt hatte, den Zugang in die Tiefe. Diesem Zugang gegenüber in der ihm entgegen liegenden Wand hatte das Erdbeben oder das Feuer eine tiefe Höhlung in der Kraterwand gebildet, die durch die wild umher gestreuten aus der Tiefe des jetzt von ihnen geschlossenen Schlundes geschleuderten Steinblöcke noch mehr gedeckt war. Kein Baum, kein Strauch, kein Halm unterbrach die grausige Oede des Kessels, da die starke Schwefeltränkung des Bodens jede Vegetation unmöglich machte. In dem wachsenden Lichte des Morgens, unter dem Wogen des der Erde entsteigenden Nebels bot der Felsenkessel einen phantastischen geisterhaften Anblick, der wohl seinen Namen unter den Hirten der Umgegend rechtfertigte, und selbst bei dem vollen Licht der Sonne durch die schauerliche Oede und das Ungeheuerliche seinen Eindruck nicht verfehlte.

Wie schwierig auch der Zugang zu finden war, Wonodongah, der mehr als einmal mit seinem älteren Freunde hier verweilt hatte, schritt ohne Zögern vorwärts und bald befand sich die kleine Gesellschaft in dem Kessel, wo sie von dem Schnauben und Wiehern der dort angepflöckten Pferde begrüßt wurde. Hier machte man einen kurzen Halt, bis der Indianer und Diaz in der Höhle selbst ein Feuer angezündet hatten, was schon der Frauen wegen bei der Kälte, die selbst in den Tropengegenden in den Gebirgen bei Nacht herrscht, und um den giftigen Einwirkungen des Morgennebels zu begegnen, dringend nothwendig war. Bei der Tiefe der Höhle, der Höhe der Wände des Kessels und der Abgelegenheit desselben war keine Gefahr, daß Flamme oder Rauch zu dieser Zeit ihr Versteck verrathen sollten.

Als das Feuer, zu dessen Unterhaltung der Jaguar und sein Gefährte auf dem Wege Holz und Reiser gesammelt hatten, lustig brannte, wurden der Verwundete, die Frauen und die Gefangenen dorthin geführt, während der Wegweiser die Thiere zu ihren Gefährten brachte und dort befestigte. Alle fühlten das Bedürfniß einiger Ruhe und Erquickung, denn Eisenarm und seine Begleiter hatten seit dem vorigen Morgen Nichts zu sich genommen. Dennoch war das Erste, was die wackern Herzen thaten, die Sorge für den Verwundeten. Mit den wenigen vorhandenen Decken bereiteten sie für ihn ein möglichst bequemes Lager und im Licht des Feuers begann jetzt der Wegweiser eine genauere Untersuchung der Wunden.

Es fand sich, daß die Kugel in der Seite an den Rippen abgeglitten sein mußte, und zwischen zweien derselben steckte, ohne daß ein wichtigeres Lebensgefäß verletzt zu sein schien, denn der Offizier athmete ohne Beschwerde. Mit einem Kreuzschnitt seines Messers holte Kreuzträger glücklich die Kugel aus der Wunde. Die schlechte Beschaffenheit der von den Amerikanern den Apachen gelieferten Flinten hatte offenbar bei der geringen Entfernung allein die kräftigere Wirkung des Schusses verhindert.

Schlimmer war die Speerwunde im Schenkel und hier mußte man sich vorläufig allein auf die Jugendkraft des Kranken und die Kunst der jungen Indianerin verlassen. Comeo war in

der Kenntniß heilkräftiger Kräuter, wie sie in gewissen Familien der Stämme sorgsam bewahrt und von Mutter auf Tochter vererbt wird, wohl erfahren und es hatte der Erinnerung ihres Bruders nicht erst bedurft, um sie zu veranlassen, während das Mondlicht noch ihren Weg beschien und sie neben der Krankenbahre herging, verschiedene Pflanzen zwischen dem Gestein und an den Abhängen zu suchen und sorgfältig zu verwahren. Diese zerrieb sie jetzt zwischen zwei Steinen und legte sie auf die Wunden des Offiziers, die darauf, so gut es anging, verbunden wurden, Ein dankender Händedruck des jungen Mannes machte die Indianerin erröthen. Unterdeß hatte Eisenarm aus seiner Jagdtasche einen kleinen Vorrath getrockneter Streifen von Hirschfleisch genommen und sie an dem eisernen Ladestock seiner Büchse zu rösten begonnen. Der Geruch des schmorenden Fleisches wurde behaglich von Allen eingesogen, während das Gespräch sich um den wahrscheinlichen Ausgang des Kampfes an der Hacienda drehte und die Männer über denselben die Dame zu beruhigen suchten. Bei ihrer geringen Zahl blieb ihnen keine andere Wahl, als das volle Tageslicht zu erwarten, um dann Einen oder den Andern auf Kundschaft auszusenden und nach dem Ergebniß derselben ihre weiteren Maßregeln zu nehmen.

Der Lord und seine Diener hatten an der Wand der Höhle sich niedergesetzt, Volaros möglichst im Schatten. Der Jaguar bewachte den Eingang, seine schwarzen Augen bald über die kleine Gesellschaft gleiten lassend, wobei sie stets auf dem bleichen aber noch immer stolzen Antlitz der schönen Haciendera hängen blieben, bald den etwa sechzig Schritt entfernten Eingang des Kessels bewachend, ohne daß seine Hand die Büchse losließ.

Die Rostschnitte des Trappers mundeten allen Mitgliedern der Gesellschaft sehr wohl, selbst Dolores verschmähte es nicht, damit ihre erschöpften Kräfte zu stärken.

»Parbleu,« sagte der Wegweiser, mit dem Aermel seiner Blouse sich den Mund wischend, – »Ihre Fleischschnitten, Compañero! waren vortrefflich; aber ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich einen guten Trunk dazu herzlich vermissen, und wenn es selbst nur frisches Quellwasser wäre.«

Der Lord von Drysdale machte eine gebietende Bewegung gegen den Courier. »Geben Sie!«

»In der That,« sagte der Regierungsbote, – »ich habe eine Flasche vortrefflichen Rum in meiner Tasche, und es soll mich freuen, wenn ich damit unsern Beitrag zu dem Frühstück bringen kann.«

Er zog eine jener dunklen weitbauchigen Flaschen aus seiner Umhangtasche, deren Aussehen schon den ächten Ursprung der westindischen Inseln verkündet, und bot sie – mit einer gewissen Schüchternheit aus dem Dunkel, in dem er bisher gesessen, hervortretend, dem Kreuzträger.

Der Blick des alten Wegweisers richtete sich sehr natürlicher Weise mit Gleichgültigkeit auf den Darbietenden, aber er wurde plötzlich ernster und stechender, je länger er auf dem Antlitz des Couriers verweilte, dessen zwischen dem großen schwarzen Vollbart allein sichtbare Theile unter dieser Prüfung erblaßten, während das Auge verwirrt den Boden suchte.

Der Kreuzträger machte eine Bewegung mit der Hand. »Lassen Sie die Flasche weiter gehen,« sagte er mit gewaltsam unterdrückter Aufregung, – »ich liebe dies Getränk nicht!«

Volaros reichte die Flasche an die Señora, die einige Tropfen in die hohle Hand goß und sich damit erfrischte.

Der Wegweiser stemmte den Elbogen auf sein Knie, stützte den Kopf in die Hand und verlor sich in tiefes Nachdenken. Eisenarm zeigte dagegen weniger Bedenken, als er; denn er hielt

mit dem Trunk aus der Flasche nicht eher inne, als bis ein Drittheil derselben geleert war. Erst dann reichte er sie, da – wie er wußte, – der Toyah niemals das Feuerwasser der Weißen berührte, an Diaz weiter.

»Beim Bart meines Vaters und der Haube meiner Mutter – Gott lasse die alten Geschöpfe die ewigen Freuden genießen! – Seit San Francisco habe ich keinen so guten Tropfen wieder genossen,« meinte Eisenarm, »und Du verlierst in der That Viel, Jaguar, daß Du Nichts als Wasser trinkst, was in diesem Loch nicht einmal zu haben ist. Aber was habt Ihr, Compañero – Ihr seid auf einmal so still und nachdenkend geworden und die Sache eines alten Reisenden, der so manchen Marsch durch die Einöde gemacht hat, ist es doch sonst nicht, einen Schluck zu verschmähen!«

Der Wegweiser machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

»Ich bedarf des Trunkes nicht,« sagte er ernst, »zur Erfüllung der Aufgabe meines Lebens muß mein Auge klar und mein Kopf frei sein. Hört, Freunde, ich dachte eben an diesem Ort, den man den bösen Geistern nach seinem Namen überwiesen glaubt, an jene seligen und guten Geister, deren Andenken jede Stunde der Ruhe erfüllt. Wenn Ihr die Geschichte eines alten vom Unglück schwer getroffenen Mannes weiter hören wollt, so möchte ich sie Euch wohl jetzt erzählen.«

»Thun Sie das, Kamerad! Ehe ein Sonnenstrahl über die Wände dieses Kessels dringt, haben wir noch eine Stunde Zeit, und ich wüßte nicht, wie wir sie besser ausfüllen könnten. Sehen Sie, selbst unser kranker Freund hier, richtet Ihnen den Kopf voll Aufmerksamkeit zu. Auch bin ich wirklich neugierig, zu erfahren, welche Teufeleien die Schlange Ihnen weiter gespielt hat.«

Der Kreuzträger richtete sich auf dem Stein, auf dem er am Feuer saß, empor. Die Büchse zwischen den Knien, die Hände um den Lauf gekreuzt, begann er in eintöniger Weise die Fortsetzung seiner Geschichte, während die Flamme des Feuers sein gefurchtes Gesicht und das weiße lange Haar, das es umrahmte, mit einem flackernden Schein beleuchtete. Nur zuweilen hob er die über die Mündung des Gewehrs gebeugte Stirn und die auf den Boden gerichteten Augen und warf einen Blick auf die Wand gegenüber, in deren Schatten der Lord mit seinen beiden Begleitern saß.

Am Eingang der Höhle kämpfte das wachsende Morgenlicht gespenstig mit den Reflexen des Feuers und den leise wogenden Nebeln.

»Ich habe Ihnen bereits erzählt,« lauteten die Worte des Wegweisers, »daß wir bei unserem ersten Halt in der Einöde die von der Hand Gottes in einem Felsen gebildete Cisterne wasserleer, oder vielmehr unbenutzbar gemacht, gefunden hatten, daß wir aber in diesem Unfall eben nur einen Leichtsinn von Jägern oder Reisenden erblickt hatten, keineswegs eine gerade auf uns gemünzte Absicht. Wir fügten uns daher so gut es ging in die Unannehmlichkeit, theilten das wenige noch in den Schläuchen vorhandene Wasser mit unseren Thieren, die überdies in dem Grase des feuchten Bodens erfrischende Nahrung fanden und schlugen unser Lager für die Nacht auf, um am andern Morgen vor Tagesanbruch mit verdoppelter Eile weiter zu ziehen und die nächste Cisterne bald möglichst zu erreichen. Die dritte Station bot dann eine reichliche Quelle, an welcher wir uns mit Wasser für die nächsten Tagereisen versorgen konnten.

Ich konnte die Nacht wenig schlafen, – es lag wie ein Druck auf meiner Brust. Aber sie verging ruhig, keine Spur von Gefahr ließ sich merken, und eine Stunde vor Aufgang der

Sonne weckte ich meine Familie und meine Begleiter zum Aufbruch. Derselbe wurde möglichst beeilt, und als die Sonne eine Mannshöhe über dem Horizont stand, hatten wir schon ein tüchtiges Stück Weges in die Einöde hinein zurückgelegt. Ich hatte meine kärgliche Wasserportion dem jungen Paare gegeben, zu deren sicheren Ueberführung ich mich verbindlich gemacht; denn ich wußte, daß ich besser die Leiden des Durstes auf dem vor uns liegenden Marsch ertragen konnte, als die solcher Widerwärtigkeiten ungewohnten Reisenden. Mit der steigenden Sonne wuchsen übrigens die Unannehmlichkeiten des Marsches. Die brennenden Strahlen machten bald Menschen und Thiere nach einem Trunk lechzen und nur mit aller Energie vermochte ich sie vorwärts zu treiben. Selbst die Thiere begannen unruhig und erschöpft zu werden; der frühere so muntere Ton unseres Zuges hatte sich, noch ehe der Abend heran kam, in ein düsteres Schweigen verwandelt und nur die Aussicht auf die nahe Hilfe hielt uns aufrecht.

So kamen wir endlich eine Stunde vor Sonnenuntergang an die Stelle, wo die zweite Cisterne lag. Ich erkannte sie schon von fern an der Lage zweier Hügel, die ich mir wohl gemerkt, und deutete sie meinen erschöpften Reisegefährten an, deren schwindende Kraft sich aufs Neue dadurch erfrischte. Selbst die Thiere schienen davon ermuntert, und mit rascherem Schritte ritten wir dem Orte zu.

Aber je näher wir kamen, desto beklommener wurde mir um das Herz, denn ich bemerkte auf dem Boden jetzt mehrfach noch ziemlich frische Spuren von Hufen und Füßen, die jenen glichen, welche wir an der ersten zerstörten Cisterne gefunden hatten. Da bestätigte plötzlich ein Ruf, begleitet von einer Verwünschung – den Robert, mein Sohn, der auf seinem Mustang nach der Cisterne vorausgalopirt war, ausstieß, – meine schlimmen Ahnungen. – Wenige Augenblicke darauf hatten wir uns Alle von dem Schrecklichen überzeugt – die Cisterne war leer, mit eben so teuflischer Bosheit zerstört und unbrauchbar gemacht, als die erste.

Der Schlag war schrecklich – um so schrecklicher, als mir im Augenblick klar wurde, daß hier nicht von einem Zufall, sondern nur von einem wohl überlegten Plane die Rede sein konnte, der mich und die Meinen verderben sollte. Wir hatten einen unsichtbaren Feind in unserer Nähe, der gefährlicher war, als ein offener Angriff; denn er überlieferte uns einem schlimmeren Geschick, als Kugel und Pfeil sein konnten, – dem Tode des Verschmactens.

Wer dieser Feind sein konnte, wagte ich noch kaum zu bestimmen, da ich wußte, mit welcher unverbrüchlichen Treue die Indianer ihre Verträge halten, obschon die Spuren an beiden verschütteten Cisternen offenbar von solchen herrührten.

Wir Männer standen rathlos und finster da, während die Frauen weinten und die erschöpften Thiere in dem feuchten Boden wühlten. Unsere Lage war entsetzlich. Seit sechsendreißig Stunden hatten wir keinen Tropfen Wasser mehr gesehen, und was das in der Wüste, unter den brennenden Strahlen der Sonne bedeuten will, werden die Meisten von Ihnen begreifen. Unser Gaumen war hart und trocken, unsere Kräfte waren erschöpft. Das heisere Stöhnen der Thiere bewies, daß sie dasselbe litten wie wir.

Ich fühlte jedoch, daß es vor Allem an mir sei, den Kopf und den Muth nicht zu verlieren – da Alle von mir allein Hilfe erwarteten. Ich gab daher den Befehl, trotz des Mangels an Wasser an dieser Stelle zu lagern, denn wir hatten ohnehin ohne Rast keine Legua weiter gekonnt, und rief die Männer zu einer Berathung zusammen. Auf dem Wege, den wir gekommen, zurückzukehren, war unmöglich – wir hätten zwei starke Tagereisen zurücklegen müssen, ehe wir wieder zu der Quelle gekommen wären, in deren Nähe ich die Unterhandlung mit dem

lügnerischen Häuptling der Mescalero's gepflogen hatte. Es blieben uns also nur zwei Wege übrig – vorwärts zu gehen, oder uns zur Seite zu wenden, um die Ufer des See's Aquaverde zu erreichen. Aber da wir uns auf unserem letzten Marsch mehr davon entfernt, hätten wir, so viel ich beurtheilen konnte, von dem Punkt, an dem wir gegenwärtig lagerten, auch anderthalb Tagereisen gehabt, und ich mußte bezweifeln, daß Thiere und Menschen die Kraft behalten würden, diese zurückzulegen.

Dagegen mußte sich vor uns in der Entfernung von höchstens drei Legua's die dritte und wichtigste Wasserstation des Weges, eine aus ihrem Felsenbett hervorsprudelnde Quelle, befinden, deren Segen nicht von der Bosheit unserer Feinde zerstört sein konnte.

Es war dies der Ort, den die »Schwarze Schlange« den jungen Männern zum Rendezvous für die Büffeljagd bestimmt hatte, und noch immer hegte ich eine leise Hoffnung, daß jene boshafte Handlungsweise nicht von dem Häuptling ausgegangen sei. In diesem Glauben bestärkte mich auch Xaverio, der von uns Allen am Besten den Wirkungen des Durstes zu widerstehen schien und frisch und kräftig blieb. So wurde denn mit allgemeiner Zustimmung beschlossen, die Nacht so gut als möglich zuzubringen, und am andern Morgen unter Zurücklassung des größten Theils des Gepäcks mit den also erleichterten Thieren die Quelle aufzusuchen.

Da die Mustang's, welche Xaverio und mein Sohn ritten, sich noch am Muntersten zeigten, machte der Erstere den Vorschlag, daß sie beide sofort zur Quelle aufbrechen und wenn sie diese gefunden und ihre Pferde getränkt hätten, am nächsten Morgen mit gefüllten Schläuchen zurückkehren wollten, um Menschen und Thiere zu erfrischen und ihnen so den Weitemarsch möglich zu machen. Nur mit schwerem Herzen entschloß ich mich, dem Plane beizustimmen, aber er hatte so viel Verlockendes und das Elend um mich her war so groß, daß ich endlich, da der Kapitain sich erbot, den Ritt mit zu wagen, nachgab.

Mein wackerer Knabe suchte unsern Muth zu heben, indem er seine eigenen Leiden unterdrückte und sich voll Hoffnung und Zuversicht anstellte. Ich empfahl Xaverio, die größte Vorsicht zu beobachten und sorgfältig über ihn zu wachen, und der Bösewicht versprach es mit zehn Eiden. So ritten sie fort, nachdem Masterton sich fast mit Gewalt aus den Armen seiner Gattin gerissen hatte, die ohnmächtig zurückblieb. Aber der wackere Kapitain hatte ihre Leiden nicht länger mit ansehen können und war entschlossen, Alles zu wagen, um sie zu lindern.

Wir sahen die drei Reiter im Dunkel der Nacht verschwinden; in welcher schrecklichen Lage sollten wir zwei von ihnen wiedersehen!

Die Nacht verging unter fortwährend sich mehrenden Leiden. Sehnsüchtig waren unsere Blicke nach Westen gerichtet, um die Rückkehr der Boten mit dem belebenden Trank zu begrüßen. Wir berechneten die Stunden, die Minuten, nach welchen sie eintreffen konnten – die Sterne erbleichten, die Zeit kam, – aber noch immer ließ sich Nichts hören. Unsere Arriero's brachten die Nacht bald mit Schlaf, bald mit Gebet zu ihren Schutzheiligen oder wilden Verwünschungen zu – mein gutes Weib sah mit verhülltem Haupt, ich wagte nicht zu fragen, ob sie wache? Maria hatte sich in Schlaf geweint und lag mit dem Kopf im Schoos ihres Bräutigams, während die junge Mexikanerin wimmernd und klagend auf ihrer Decke sich wand.

Freunde, – ich habe oft gehört, daß es Schiffbrüchigen begegnet ist, auf dem Meere selbst alle Qualen des Durstes zu ertragen und daß sie sieben Tage lang dies aushielten. Aber ich

glaube doch, der Mangel des Wassers in der Wüste ist noch etwas Anderes, als auf dem Meere. Kein lebendes Wesen kann es hier über die Hälfte dieser Zeit aushalten. Ich bin ein unwissender Mann und kann dies nicht anders erklären, als daß die Feuchtigkeit der Luft, wie sie doch immer auf dem Wasser herrschen muß, das Bedürfniß des Trinkens weniger hervortreten läßt, als auf dem Lande, ja ich erinnere mich, daß ich auf der Fahrt von San Francisco nach Guaymas tagelang zugebracht habe, ohne der Wassertonne ein einziges Mal zuzusprechen. Aber in der Wüste ist es anders! Die brennenden Sonnenstrahlen glühen den Boden und die Luft aus, Kehle und Eingeweide verdorren und das Hirn brennt schon nach den ersten vierundzwanzig Stunden. – In jener Nacht, Freunde, lernte ich erst erkennen, welches Geschenk des Himmels ein erfrischender Regen für Erde und Menschen ist!

Die Sonne stieg am Horizonte empor, – ein glühender Feuerball, der einen heißen Tag verhieß! Unseren brennenden Augen bot sich, so sehr sie auch spähten, noch immer keine Spur von unseren Lieben, und die jetzt mit Macht sich erhebende Besorgniß um sie erhöhte noch unsere Leiden.

Hatten sie die Quelle verfehlt – waren sie in die Hände unserer unbekanntten, unsichtbaren Feinde gefallen? Aber Xaverio kannte den Weg so gut wie ich, er hatte ihn selbst mit mir gemacht, konnte also nicht den ohnehin durch seine Naturbildung ausgezeichneten Ort verfehlt haben, – und wenn uns unsere geheimnißvollen Feinde hätten tödten wollen, – was hinderte sie noch, uns anzugreifen? die Meisten von uns hätten kaum noch ihre Büchse heben können oder heben mögen zur Vertheidigung ihres Lebens.

Ich beschloß, auf jede Gefahr hin aufzubrechen, um unsern Boten entgegen zu gehen. Alles Gepäck sollte an der Stelle, wo wir gelagert, zurückbleiben; denn fanden wir Wasser, so konnten wir zurückkehren, es zu holen – betraf uns ein Unglück unterwegs, so nützte es uns ohnehin Nichts. Die erschöpften Thiere hätten es überdies nicht zu tragen vermocht; das Licht des Tages zeigte mir erst, welche Fortschritte unsere Leiden während dieser Nacht gemacht hatten! Die Gesichter der Menschen waren hohlwangig, die Augen begannen in Fieberhitze zu glühen – die Zungen der Thiere hingen lang, hart zwischen ihren Zähnen hervor – kaum konnten wir sie mit Stößen und Schlägen bewegen, aufzustehen. Ich rief einem der Arriero's, ein Gefäß herbeizubringen. Dann ließ ich eines der Maulthiere binden, öffnete ihm die Pulsader am Hals und fing das Blut auf. Der Tod des armen Geschöpfes mußte unser Leben fristen – wir tranken jeder einen Theil des Blutes – nur Maria, meine Tochter, konnte sich nicht zu dem eklen Trank überwinden und wies ihn von sich.

Nachdem wir so wenigstens unsere vertrockneten Gaumen genetzt, ohne uns dadurch erfrischen zu können, setzten wir die drei Frauen auf die kräftigsten Thiere und begannen unseren elenden Zug. Wir nahmen von all' unserem Eigenthum Nichts mit uns, als unsere Waffen, und selbst diese warf ein Theil der Männer unter Weges fort, um sie nicht mehr schleppen zu müssen. Ich hatte den Beutel, in dem ich in Gold und guten Wechseln auf Chihuahua meine Habe nebst den nöthigsten Papieren verwahrte, in meine Jagdtasche gesteckt und marschirte mit Aufbietung aller Kräfte bald voraus, bald hinter dem Zuge, um die Säumigen und Muthlosen anzutreiben, während Severin, mein Schwiegersonn, die Thiere der Frauen führte und unsere andern Begleiter und Diener die keuchenden Widerwilligen Thiere hinter sich drein zogen.

Wir mochten etwa eine Legua zurückgelegt haben, als einer der Arriero's, der jüngste und kräftigste von Allen sich weigerte, weiter zu gehen. Er warf sich zu Boden und erklärte,

hier sterben oder abwarten zu wollen, daß wir ihm von der Quelle aus Beistand sendeten. Vergebens waren meine Bitten und Ermahnungen, mit heiserer, kaum noch den menschlichen Tönen ähnlicher Stimme stieß er eine lästerliche Verwünschung gegen mich aus, daß ich ihn zu dieser Reise verführt, und kauerte sich dann stumm auf den vom heißen Sonnenbrand zerrissenen Boden nieder. Ich konnte Nichts weiter thun, als eine der leichten Decken, welche unsere Maulthiere schützten, über ihn werfen und ihn seinem Schicksal überlassen. Nur Gott und den Heiligen ist es bekannt, was dieses gewesen.

Noch gräßlicher aber war das eines zweiten unserer Leidensgefährten, eines Mannes, der bereits fünfzehn Jahre in meinem Dienst gestanden und viele Reisen mit mir gemacht hatte. Seit unserem Aufbruch und seitdem er das Blut des Thiers getrunken, war der arme Antonio still und tiefsinnig mit uns dahin geschritten, gleich einer willenlosen Maschine, ohne Klage aber auch ohne ein Wort des Muthes und der Hoffnung. Mit Entsetzen bemerkte ich jetzt, daß seine Augen einen unnatürlichen Glanz annahmen und wie in Verzückung umherrollten. Er begann mit seiner heiseren Stimme zu singen und das wirrste Zeug zu schwatzen. Seine Visionen schienen ihm einen großen See voll kühlen Wassers vorzaubern, nach dem er die Hände ausstreckte, und plötzlich – ehe wir es hindern und ihn mit Gewalt festhalten konnten, – sprang er aus dem Zug und rannte davon in die Wüste hinein, in einer Richtung, gerade entgegengesetzt der, in welcher der See Aquaverde lag. Der Sonnenbrand hatte ihn wahnsinnig gemacht!

Was soll ich Ihnen weiter von unserem Elend auf diesem traurigen Wege erzählen. Wir waren jetzt noch sechs Männer, ich, mein Eidam und vier der Diener nebst den drei Frauen. Gleich Schatten wankten wir über die Ebene, auf der wir nach und nach vier der Thiere zurücklassen mußten; – es waren jetzt über fünfzig Stunden, daß wir kein Wasser gesehen, – und wir vermochten nicht mehr, sie weiter zu treiben.

Nicht unser geringeres Leiden aber, war bei dem Allen, daß wir unsere Lieben noch immer nicht antrafen, sie noch immer nicht uns entgegen kommen sahen. Wo mußten sie sein? Was war mit ihnen geschehen? Ich wagte kaum noch ein Wort des Trostes an meine Frau zu richten, die ich von Zeit zu Zeit den Namen unseres Knaben stöhnen hörte. Die junge Kapitainsfrau dagegen hing ohne Laut auf ihrem Thier, auf dem Severin sie festgebunden hatte, – sie schien in voller Bewußtlosigkeit den Weg zurückzulegen, und ich war im Grunde froh über diesen Zustand, denn bei jedem Schritt fürchtete ich auf die verschmachtenden oder von unsern Feinden getödteten Körper der drei Reiter zu stoßen.

So hatten wir mehr als die zweite Legua zurückgelegt – wie langsam können Sie daraus schließen, daß darüber der hohe Mittag heran gekommen war. Da begann sich endlich die Scene zu ändern. Vom Horizont der Einöde hob sich eine dunklere Masse ab und wurde mit jedem Schritt uns deutlicher – die Thiere, die bisher mit dem Kopf am Boden schwankend dahin geschlichen, hoben denselben, spitzten die Ohren und schienen die Luft einzusaugen, die von dorthier kam. Ihre Augen wurden wieder glänzender, ihr Schritt elastischer, rascher. Selbst auf die Menschen dehnte sich die Erregung aus, obschon von Allen doch nur ich wußte, was die Ursache sei – alle Augen richteten sich auf jene dunkle Masse und dann fragend auf mich, – die unter dem Jammer ihrer Leiden gebeugten Gestalten hoben sich – ein Wort schien auf Aller Lippen zu schweben, ich sprach es aus, indem ich den Arm hob und nach jener Richtung deutete:

»Gesegnet sei die heilige Jungfrau, die uns Erlösung schickt! Es ist *la bebida de los angeles!*«

Freunde, ich habe von Männern, die die Länder jenseits des großen Meeres im Osten gesehen haben, gehört, daß in einem Lande, noch heißer als das unsere, sich große Wüsten von Sand erstrecken, viele viele Tagereisen lang, in welchen der Fuß bei jedem Schritt tief einsinkt, als wandelte er auf Wasser. Ein glühender Wind weht über sie hin, und nur ein Vogel mit langen Beinen, man nennt ihn den Strauß, oder ein grimmiges Raubthier, belebt diese Einöde. Dennoch durchmißt sie der Mensch; denn Gott der Herr hat in seiner Gnade auch in diese Einöde lichte Sterne seiner Allmacht gestreut, die Oasen der Wüste, wo rings von Tod und Verderben umgeben Blumen und Bäume sprossen und dem Wanderer ihren Schatten bieten; denn die Hand des Herrn hat aus dem tiefen Grunde hervor die frische klare Quelle sprudeln lassen, das Element, das zum Leben aller Wesen nothwendig ist.

Eine solche Gabe des Herrn ist auch der »Trank der Engel«, jene wunderbare Quelle, die mitten in der großen Einöde aus Felsengestem, das sich vereinzelt über die Fläche erhebt, in starkem und kräftigem Strahl hervorrascht und Leib und Seele stärkt; denn in dem leicht bitteren aber angenehmen Geschmack des klaren Wassers liegt eine überaus belebende Kraft. Alle Reisenden, welche durch diesen Theil der Einöde ziehen müssen, die Trapper und Jäger und die Indianer kennen sie und freuen sich dieser Gabe Gottes oder des großen Geistes!«

»Ich weiß, ich weiß, Kamerad,« unterbrach Eisenarm den Erzähler. »Ich bin mit dem Jaguar und Einem, der nicht mehr ist, mehr als einmal an jener Stelle gewesen, und wir haben uns an dem köstlichen Tranke geletzt!«

»Dann, Freund Eisenarm,« fuhr der Kreuzträger fort, »kennen Sie auch die seltsame Erscheinung, daß der Strom des belebenden Wassers eben so rasch wieder verschwindet, als er erscheint. Nur ein kleines Becken wird von ihm gefüllt, dann nimmt eine tiefe noch von keinem Menschen ergründete Spalte des Gesteins ihn auf und führt ihn in das Innere der Erde zurück, aus der die Hand Gottes ihn hervorgeholt hat. Es geht die Sage unter den Indianern und den Jägern unserer Farbe, daß die Fluthen der Quelle auf unterirdischem Wege dem See Aquaverde, der zehn volle Legua's von der Stelle entfernt ist, zugeführt werden, und dessen Wasser daher niemals, selbst in der heißesten Jahreszeit nicht austrocknen, obschon er sonst keinen sichtbaren Zufluß hat. Aber trotz dieser kurzen Dauer ihres Laufs vor den Augen der Menschen erfrischt und belebt die gesegnete Quelle doch Alles rings umher, und die Palme und die Blume sprießt köstlich in ihrer Nähe empor und bekleidet mit Grün den Fels und die Erde.

Dies war also der Ort, dem unsere Schritte jetzt neu belebt sich zuwandten; keine Bosheit unserer Feinde konnte dies Wasser versiegen machen, wie sie es mit dem der Cisterne gethan.

Der Boden der Wüste erhebt sich in der Nähe des Brunnens zu leichten Wellungen, wie solche in den Prairien so häufig sind, und entzieht daher wieder, wenn man näher kommt, mehr und mehr dem Auge den Anblick der Quelle und ihrer unteren Umgebung. Aber wir hatten die Gipfel des Gesteins vor Augen und wußten jetzt ihre Nähe, und so war denn all' unsere Aufmerksamkeit nur darauf gerichtet, unsern Marsch so schnell als möglich zu beschleunigen. Unsere Sehnsucht, unsere Freude wurde womöglich noch erhöht, als wir den letzten Erdwall hinaufsteigend, dem Wiehern unserer Thiere den gleichen Gruß anderer Pferde antworten hörten. Unsere vorausgegangenen Lieben waren also dort.

Ich sprang dem Zuge voran auf die Höhe des Erdwalls und hob meinen Hut zur Begrüßung, als mein Fuß wie gefesselt am Boden haftete, und meine blutunterlaufenen Augen mit Erstaunen das Schauspiel zu meinen Füßen überblickten.

Der ganze Grund um die Quelle war von einem Lager der Apachen eingenommen. Wohl an sechszig Indianer mit ihren Pferden lungerten in den verschiedensten Stellungen um den Felsen her, und ein Kreis von dunklen Gestalten umgab rauchend und sprechend das Becken des Wassers. In ihrer Mitte konnte ich deutlich Xaverio, meinen ersten Arriero zwischen der kleinen magern Gestalt des Häuptlings der Mescalero's und einem riesigen Krieger, der das Fell eines grauen Bären um seine Schultern trug, erkennen.

Ich wußte genug von den Erzählungen der Wüste, um sofort zu erkennen, daß dies Ma-kotöh, der tapfere aber grausame und wilde Häuptling der Gileno's sein mußte.

Dennoch hegte ich im ersten Augenblick und obschon ich weder Robert noch den Kapitain unter dem Haufen bemerkte, keine Befürchtung. Die »Schwarze Schlange« hatte Beide zu einer Büffeljagd eingeladen und ihnen an dieser Stelle das Rendezvous gegeben. Die jungen Männer konnten leichtsinnig der Leiden der Ihren vergessen haben und bereits mit ihrer Jagdpartie beschäftigt sein. Nur Eins befremdete mich, daß nämlich die ganze Bande von unserer Ankunft nicht die geringste Notiz zu nehmen schien. Selbst Xaverio, statt uns entgegen zu eilen, schenkte uns nicht die mindeste Aufmerksamkeit und fuhr ungestört fort, mit seinen Nachbarn zu rauchen und zu sprechen.

Ich wartete einige Augenblicke, bis meine Begleiter alle herauf waren, und dann begannen wir, zu der Quelle nieder zu steigen, die frisch und plätschernd sich in ihr Becken ergoß. Bei diesem Anblick eilten Menschen und Thiere hinab und auf das Wasser zu, indem ich die ersteren mit heiserer Stimme ermahnte, nicht die Vorsicht aus den Augen zu lassen und mit Maaß und langsam zu trinken, denn ich kannte die schädliche Wirkung einer allzugierigen Befriedigung.

Aber plötzlich machten die Vordersten – zwei meiner Arriero's mit ihren Thieren Halt – der Kreis der indianischen Krieger rührte sich nicht und versperrte ihnen den Zugang zu dem Wasser, nach dem die lechzenden Thiere schnaubend den Hals streckten.

Ich war unterdeß herbei gekommen und sah, daß die Apachen noch immer trotz des Zurufs der Arriero's keine Miene machten, den Weg zu öffnen. Ich wandte mich daher zu Xaverio mit unwilliger Miene:

»Was soll das heißen, daß Ihr nicht gekommen seid, uns beizustehen? Saget diesen Männern, daß sie uns Platz machen, damit wir zu der Quelle kommen, denn Menschen und Thiere verschmachten!« –

Statt aller Antwort begnügte sich der Schurke, die Achseln zu zucken und weiter zu rauchen.

Ich stand erstarrt – das konnte nicht ein zufälliger Trotz sein. Ich sollte bald die Ueberzeugung der schrecklichen Wahrheit erhalten. Der Mustang, der die junge Gattin des Kapitains getragen, gieriger und noch kräftiger als die anderen, sprang auf den Kreis der Indianer los und versuchte ihn zu durchbrechen, um zu der Quelle zu gelangen. Da erhob sich der wilde Häuptling der Gileno's, und mit einem Schlage seines Tomahawks spaltete er die Stirn des armen Thieres, daß es todt zu Boden stürzte, und ich kaum Zeit fand, die arme halb bewußtlose Frau in meinen Armen aufzufangen.

Der Graue Bär stand aufrecht, die furchtbare Waffe drohend in seiner Hand. »Zurück, Ihr Söhne einer weißen Hündin!« donnerte er. »Der Große Geist hat dieses Wasser seinen rothen Kindern gegeben, und Jedem, der es wagt, ihm ohne ihre Erlaubniß zu nahen, soll es gehen, wie diesem Thier!«

»Unmensch – wollt Ihr uns hier verschmachten lassen?« rief ich, »ist das Euer beschworenes Wort? – Ich habe den Totem eines Häuptlings für unser Recht. Sprich Du, Wis-con-Tah, und sage ihm, daß ich Dein Zeichen unter unserm Verträge habe!«

Der Häuptling der Mescalero's lächelte tückisch. »Der weiße Mann, der seine Brüder durch die Wüste führt, möge zeigen, was ein Häuptling ihm versprochen hat!«

Ich griff nach der Tasche, in der ich meine Papiere und auch das Stück Pergament verwahrt trug, auf welches der Häuptling sein Handzeichen gesetzt hatte das Dokument war fort, verschwunden, obschon ich mich genau erinnerte, daß ich es sofort nach dem Abschluß des Handels dort mit den Consignaturen unserer Ladung und anderen Papieren verwahrt hatte. Mein Auge, indem es voll Angst durch den Kreis rollte, traf auf den Arriero – der tückische schadenfrohe Zug auf seinem Gesicht belehrte mich sogleich, wer der Dieb gewesen, und daß der Bösewicht bei all' dem Unheil seine Hand im Spiele hatte.

»Ma-co-töh,« sagte ich nach einer kurzen Pause, indem ich mit Gewalt alle die schrecklichen auf mich einstürmenden Gefühle zu bewältigen suchte, – »Du hast den Ruf eines Feindes der weißen Männer, aber eines tapfern Kriegers, der niemals sein Wort gebrochen. Der große Häuptling der Gileno's möge die Stimme eines Mannes vernehmen!«

»Sprich!« entgegnete der wilde Krieger.

»Die Schlange der Mescalero's hat im Namen der großen und tapfern Nation der Apachen einen Vertrag für freien Durchzug meiner Karavane durch ihr Gebiet geschlossen, und die Hälfte des bedungenen Preises bereits erhalten. Er möge es leugnen, wenn ich die Unwahrheit rede.«

»Die rothen Männer sprechen nicht mit zwei Zungen, wie die Kinder einer weißen Hündin,« sagte grinsend der Häuptling. »Wis-con-Tah hat den Vertrag geschlossen. Aber wo ist sein Totem?«

»Das ist es eben, Häuptling – Du weißt es so gut als ich,« rief ich, »und dieser Schurke dort nahm ihn!« und ich wies auf den Arriero!«

Mit der entsprechenden Geberde seine Worte begleitend, hob der Wegweiser seine Hand und wies vor sich hin – der Finger deutete gerade auf die Stelle hin, wo im Schatten der Courier saß, der unwillkürlich zur Seite rückte.

»Beweist es, Señor,« sagte der Verräther. »Ueberdies – diese tapfern Häuptlinge, meine alten Freunde und Verwandten, gedenken Euch vollständig den Vertrag zu halten, ob er zur Stelle ist, oder nicht, und ich werde seinen Inhalt bezeugen.«

»Was hat ein Häuptling der Apachen dem Bleichgesicht versprochen, das er nicht halten würde?« frug der Graue Bär.

»Freien Weg durch das Gebiet der großen Nation der Apachen,« sagte ich beklommen, »und Sicherheit für mein und meiner zehn Begleiter Leben und Eigenthum. Die Schwarze Schlange der Mescalero's hat überdies meine jungen Männer hierher zur Büffeljagd geladen. Ich suche sie vergeblich!«

»Den Bleichgesichtern wird ein Häuptling seinen Totem halten,« sprach der Gileno. »Geht – der Weg durch die Wüste ist frei! Keine Hand wird sich gegen Euch heben, wenn Ihr nicht selbst den Vertrag brecht!«

»So macht Platz an der Quelle,« rief ich, »damit wir uns stärken, unser Eigenthum holen und morgen weiter ziehen, und die Weiber der Apachen werden über ein Geschenk nicht zu klagen haben!«

»Die Quelle der Wüste steht nicht in dem Vertrag,« sagte der Häuptling finster. »Der Große Geist hat sie seinen rothen Kindern gegeben!«

Ich begann, den schrecklichen Betrug, den man uns gespielt, die furchtbare Auslegung des gestohlenen Vertrages zu begreifen.

»Aber – wir können nicht weiter – wir verschmachten! wir müssen trinken! Ich will Euch das Doppelte bezahlen, – nur Wasser! Wasser!«

»Die rothen Männer werden ihren Totem halten. Sie wollen Euer Eigenthum nicht! Aber Sie sind die Erben der Einöde.«

Die Verhandlung wurde durch das Ungestüm Severin's unterbrochen. Er verstand die Sprache der Apachen nicht, und konnte bei dem Anblick des Wassers nicht begreifen, was ihn zurückhalten sollte. Mit der Energie des Verschmachtenden, der Labung und Leben im Bereich seiner Hand sieht, stieß er gewaltsam einen der Krieger zur Seite und stürzte sich auf den Brunnen.

Er hatte sich eben nieder gebeugt und seinen Mund an das erfrischende Element gebracht, als ein furchtbarer Keulenschlag ihn zu Boden schmetterte.

Ich hörte einen entsetzlichen gellenden Schrei – den meiner Tochter! Dann war Alles einige Augenblicke ein wildes Durcheinander, Menschen und Thiere, ein Ringen und Kämpfen, denn wir wollten von unsern Waffen Gebrauch machen, um meinem Eidam zu Hilfe zu kommen, oder ihn wenigstens zu rächen. Unter dem Allen hörte ich nur die mächtige Stimme des Häuptlings, welcher befahl, uns zu entwaffnen, und in der That waren kaum einige Augenblicke vergangen, als wir uns sämmtlich unserer Waffen, von denen wir bei der Ueberzahl, die uns dicht umgab, der Plötzlichkeit des Ueberfalls und unserer körperlichen Schwäche wegen nur wenig Gebrauch machen konnten, beraubt und an die Palmen und Felsen gebunden sahen.

Unsere Gesichter waren der Quelle zugekehrt – die Indianer umstanden uns, Hand und Waffen bereit, jeden Befehl ihres Häuptlings auszuführen. Unsere durstenden Thiere waren mit Gewalt zurückgetrieben worden und kauerten stöhnend und erschöpft außerhalb des Kreises am Boden,

An der Quelle stand der Graue Bär, ihm zur Seite der Häuptling der Mescalero's und der Schurke Xaverio.

»Bleichgesichter, Kinder einer weißen Hündin!« sagte der Gileno, – »Ihr selbst habt es gewagt, den Vertrag zu brechen, den Ihr geschlossen und den dieser Sohn zweier Väter gestohlen hat.« Er wies auf den Arriero. »Hier ist er, damit Niemand sage, die große Nation der Apachen habe den Totem eines ihrer Häuptlinge nicht gehalten. Der Vertrag besagt freien Durchzug durch unser Gebiet und Sicherheit Eures Lebens und Eigenthums. – Keine rothe Hand hat sich gegen Beides erhoben, bis Ihr gewagt, das Eigenthum, was der große Geist seinen rothen Kindern gegeben, mit Gewalt zu nehmen. Die Nation der Apachen wird Gerechtigkeit üben.«

»Bösewicht,« schrie ich, – »Ihr hattet es von vornherein auf unser Verderben abgesehen. Kein lebendes Wesen kann die Einöde durchziehen, wenn ihm das Wasser fehlt, und Ihr habt uns mit teuflischer List hierher gelockt und von dem See entfernt!«

»Mein Kind! mein Sohn!« jammerte mein Weib. »Was habt Ihr mit meinem Kinde gemacht, Unmenschen!?!«

»Sieh selbst, Mutter eines jungen Wolfes!«

Auf eine Bewegung des Gileno öffnete sich der Haufe der Indianer, – jetzt erst sahen wir, daß hinter einem Vorsprung des Gesteins Robert und Kapitain Masterton gebunden und geknebelt am Boden lagen.

Das Schreien der jungen Frau, die vergeblich zu ihrem Manne strebte, zerriß mein Herz fast eben so schwer, als das Unglück meiner eigenen Lieben. Maria, meine Tochter, hing ohnmächtig in ihren Banden.

»Schmach über Euch, bübische, treulose Mörder!« rief ich außer mir. »Möge niemals ein ehrlicher Mann mehr dem Worte eines Apachen trauen! Schande der rothen Männer, die Ihr seid, indem Ihr schändlich das Band der Gastfreundschaft gebrochen, das selbst dem Elendesten Eures Geschlechtes heilig war!«

Der tückische Häuptling der Mescalero's trat mit dem Lächeln boshafte Triumphs vor mich. »Das Bleichgesicht, das so gut die Wege durch die Einöde kennt,« sagte er mit Hohn, »lügt! Ein Häuptling hat jene Beiden zur Jagd eingeladen, und wenn die Krieger der Apachen bei Sonnenaufgang den Büffel jagen, werden sie dabei sein! Meine jungen Männer sind darüber aus, für ihre Rosse zu sorgen. – Sie haben den Vertrag gebrochen wie Ihr, deshalb sind sie in Banden. Die Apachen sind die Herren der Wüste!«

»Bösewicht! Was haben ich und die Meinen Dir gethan?«

»Das Bleichgesicht ist ein Feind meiner Nation! Es besitzt die Schlaueit des Wiesel und das Auge des Falken. Seit er die Karavane der weißen Männer führt, sind die Wigwans meines Volkes leer an Beute. Er muß sterben!«

»So gebt mir den Tod meinewegen mit allen Euren teuflischen Martern, und laßt diese Unschuldigen frei!«

»Die Herzen der Bleichgesichter hängen an Weibern und Kindern. Sie dürsten nach dem Lande der rothen Männer – wohlan! Sie mögen ihren Durst löschen – hier ist das Land und dort das Wasser!«

Mit teuflischem Hohnlachen ging er davon. Die Indianer begannen die Anstalten zu ihrer letzten Mahlzeit zu treffen, ohne sich anscheinend weiter um uns zu kümmern. Unser Jammer, das Flehen und Stöhnen der Verschmachtenden um einen Tropfen Wasser schien Musik in ihren Ohren.

Die Nacht sank herab – große Feuer wurden angezündet, um die sich die Apachen lagerten. Ihr Schein spiegelte sich in dem rauschenden Sturz der Quelle – der Anblick und das Murmeln des Wassers erhöhte unsere Leiden. Ich hatte anfangs alle Kraft zusammengenommen, um der Bosheit dieser menschlichen Teufel Trotz zu bieten; aber der Jammer um mich her brach auch den letzten Rest meines Stolzes. Unsere Leiden wurden unerträglich – ich bat, ich flehte den schändlichen Buben an, der uns so verrätherisch in die Hände der Wilden geliefert, uns wenigstens einen Trunk Wasser zu reichen, ich erinnerte ihn an alle Wohlthaten, an alle Freundlichkeit, die er in meiner Familie genossen.

Es war das erste Mal, daß der Verräther das Wort an mich richtete.

»Das Unglück wäre nicht geschehen, Señor,« sagte er frech, »wenn Sie mir nicht die Hand Ihrer Tochter verweigert hätten. Ich fürchte, ich kann Nichts thun zu Ihren Gunsten bei den Indianern, wenn Maria sich nicht entschließt, meine Liebe zu erhören.«

»Lieber möge sie sterben, wie der Mann ihres Herzens, als daß sie einem solchen Schurken angehört,« rief ich erbittert. Der Verräther zuckte hohnlächelnd die Achseln und ging zu dem Feuer der Wilden, um an ihrem Mahle Theil zu nehmen.

Eine neue Erscheinung zog, wenn auch nur auf Augenblicke, unsere Aufmerksamkeit von unsern Leiden ab. Zehn oder zwölf junge Krieger des Stammes kehrten aus der Prairie zurück. Schon von fernher verkündete gellendes Triumphgeschrei ihr Herrannahen, und als sie herbei galopirten, sah ich, daß sie in den Schlingen ihrer Lasso's, drei oder vier Reiter zusammen je einen dunklen großen Körper hinter sich herschleiften. Doch blieben sie zu weit entfernt von dem Feuer, und ihre ihnen entgegeneilenden Genossen waren zu dicht um sie versammelt, als daß ich hätte zu erkennen vermocht, welche Jagdbeute sie mit sich führten.

Unser Leiden wurde ohnehin so unerträglich, daß alles Andere aus unsern Gedanken schwand.

Wo soll ich die Worte hernehmen, Freunde, um Ihnen das Entsetzliche jener Nacht zu schildern; die Qualen des Hungers vermehrten jetzt noch die Schmerzen, die wir ohnehin schon empfanden. Niemand von uns hatte daran gedacht, während des Tages und der vergangenen Nacht Speise zu sich zu nehmen, um den Durst nicht noch zu vermehren. Unsere Zungen klebten am Gaumen – Schlund und Hals glühten in trockener Fieberhitze, ein Feuer schien unsere Eingeweide zu zerreißen – das Blut füllte unser Gehirn und zauberte uns wilde Träume vor –

»Wasser! Wasser! Um Gottes ewiger Barmherzigkeit willen, gebt mir einen Tropfen Wasser!«

Es war die Stimme meiner Tochter – die unsägliche Qual machte sie im furchtbaren Egoismus des Leidens bereits vergessen, daß der Mann, für welchen sie noch vor zwei Tagen in aufopfernder Liebe gewiß ihr Leben hingegeben haben würde, jetzt todt, erschlagen nur wenige Schritte von ihren Füßen entfernt lag.

Mein Weib suchte um ihres Gatten, ihrer Kinder willen ihre eigenen Leiden zu unterdrücken und mit heiserem, kaum noch verständlichem Ton dem unglücklichen Mädchen Trost einzusprechen. Aber auch ihre Kraft brach – bald verkündete mir nur noch von Zeit zu Zeit ein Stöhnen, daß sie lebte. Die Gattin des Kapitäns, ein zartes schwaches Geschöpf, hing wieder bewußtlos in ihren Banden, die Seelenangst und das körperliche Leiden hatten sie überwältigt – an den Bäumen und Steinen wanden und krümmten sich meine vier Diener und Begleiter, bald jammernd um Wasser, bald ihre Schutzheiligen anrufend oder in wilde lästerliche Flüche ausbrechend.

Freunde – es ist schlimm, selbst zu leiden, aber tausendmal schlimmer, die Leiden Derer zu sehen, die man liebt! Noch jetzt, in der Erinnerung, erzittert jedes der in jener Nacht ergrauten Haare meines Hauptes in dem Gedanken an sie. Ich betete zu Gott und seinen Engeln, zur heiligen Jungfrau und ihrem Sohn, uns lieber durch einen raschen Tod von diesen Qualen zu erlösen – ich flehte wie ein weinendes Kind diese Teufel in Menschengestalt an, uns nicht verschmachten zu lassen – ich tobte und weinte – ich zerrte mit der Kraft eines Rasenden an den Banden, die mich hielten, – bis ich zuletzt, jede meiner Fibern erschöpft, in einen Zustand stumpfsinniger Abspannung versank.

So verging die Nacht! Möge Gott Euch und jeden Christenmenschen vor einer ähnlichen bewahren. Unter dem Wimmern der Leidenden, unter den Flüchen der Verzweiflung hatte die Schaar jener Teufel ruhig an ihren Feuern geschlafen – sie wußten sich so sicher, daß sie nicht einmal für nöthig hielten, mehr als eine Wache auszustellen.

Damals, Freunde, empfand ich, was der Thau des Himmels für die dürstende Erde ist. Wie das Manna der Wüste legte der Morgennebel sich auf meine vertrocknete Zunge und erfrischte sie einigermaßen. Ich weiß nicht, wie es meinen Leidensgefährten ergangen, denn Gott hat nicht gewollt, daß ich einen von ihnen danach fragen sollte; – aber ich wenigstens hatte für die noch schrecklicheren Leiden, die uns erwarteten, wieder einige Kraft gewonnen, als der Morgen graute und der gellende Ruf des Wächters der Thiere die Schläfer aufscheuchte.

Die Sonnenscheibe stieg über den Horizont empor und vergoldete mit ihren ersten Strahlen das rauschende Wasser der Quelle, die für uns Rettung, Leben hieß. In wenigen Augenblicken war die ganze Schaar der rothen Teufel auf und wie ich nicht ohne Erstaunen sah, damit beschäftigt, ihr Lager abzurechen, was freilich nicht viel Zeit und Mühe erforderte. In dem Licht des großen Gestirns, dessen Strahl beleben und tödten kann, sah ich jetzt meine Leidensgefährten, auch den Kapitain und meinen armen Jungen, dessen Augen fortwährend auf mich und seine Mutter gerichtet waren, gleich als suche er Hilfe bei uns, den Ohnmächtigen gleich ihm.

Mit dem Sonnenschein kamen auch meine Genossen im Unglück wieder zum Bewußtsein und die Qualen des Durstes stellten sich auf's Neue ein, noch grimmiger als zuvor, während die Indianer ihre Thiere zu der Quelle führten und sie in langen Zügen trinken ließen.

Ich bemerkte jetzt, daß sie die unseren, welche die Frauen hierher getragen, an den Füßen gefesselt zu Boden geworfen hatten, und daß der Verräther Xaverio mit den beiden Häuptlingen eine angelegentliche Unterredung hielt, bei der er eine Forderung an sie zu stellen schien, welche die Schlange mit boshafem Grinsen, der Gileno mit stolzem Schweigen beantworteten.

»Wasser! ich sterbe – Barmherzigkeit – Wasser! –«

Der finstre Häuptling der Gileno's trat zu dem jammernden sterbenden Mädchen. »In dem Wigwam eines großen Kriegers ist ein Platz leer,« sagte er. »Den Weibern Makotöh's fehlt es niemals an Wildpret und Wasser. Seine Hand schlägt die Weißen und bringt rothe Decken und Perlen für seine Frauen heim. Will das weiße Reh mir folgen?«

»Wasser! Wasser!« wimmerte die Unglückliche.

Der »Graue Bär« füllte an der Quelle eine hölzerne Schaale und näherte sie bis auf Spannenweite dem Munde des armen Kindes, das mit brennenden Augen auf die Flüssigkeit sah.

»Willst Du die Bleichgesichter verlassen und in den Wigwam der rothen Männer kommen?«

Ihr brechendes Auge richtete sich wie in stummem Flehen auf mich und ihre Mutter – ich wendete meinen Blick zur Seite. »Wasser – ich sterbe!« murmelte das unglückliche Geschöpf, dessen Sinne sich offenbar zu verwirren begannen.

»Will das weiße Reh ihren rothen Freunden folgen?«

»Alles – Alles – nur Wasser!«

Auf einen Wink des Gileno zerschnitt der Häuptling der Meskalero's, der mit boshafter Freude ihre Leiden beobachtete, langsam die Bande des Mädchens.

Mit ausgestreckten Armen, von dem Arriero unterstützt, offenbar nicht wissend, was sie that, nur dem Instinkt der thierischen Natur folgend wankte das Mädchen dem Gileno nach, der Schritt um Schritt mit der Schaale Wasser in der Hand vor ihr zurückwich.

Einen boshafte triumphirenden Blick warf der Verräther Xaverio auf mich, dann folgte er ihnen, die hinter einem Vorsprung des Gesteins verschwanden.

»*Maldito seas para siempre!*« Der wilde Fluch war Alles was ich hinter ihnen drein schleudern konnte, während mein armes Weib ohnmächtig wurde.

Es war wenigstens gut, daß sie das nicht sah, was nun folgte.

Der Gileno und der verrätherische Mestize waren mit meiner unglücklichen Tochter kaum hinter dem Gestein verschwunden, als der falschzüngige Häuptling der Meskalero's das Zeichen zu einem neuen furchtbaren Verbrechen mit der Wollust gab, wie sie sie nur ein Teufel an Leiden und Schmerzen haben kann . . .

Der Erzähler schwieg einige Augenblicke und starrte vor sich hin, gleichsam, als suche er neue Fassung und Kraft zur Erzählung seines weiteren Unglücks. Man hörte den Courier unruhig auf seinem Steinsitz hin- und herrutschen, – sonst beobachteten Alle tiefes theilnehmendes Schweigen, bis Eisenarm das Wort nahm: »Ich erinnere mich, etwas von der Geschichte gehört zu haben, Jaguar. Ich und Dein Vater jagten damals mit den Kriegern Deines Stammes im Osten an der Gränze der Ansiedlungen. Ein Jahr nachher war es, daß die Apachen Euer Dorf überfielen, während ich fern war, und alle Mitglieder Deiner Familie erschlugen bis auf Dich und Windenblüthe, die nur durch Gottes Schickung dem Tode entging. Die verrätherische Schlange trägt noch das erste Kennzeichen meiner Abrechnung am Halse und ich hoffe, ehe ich mein Haupt auf der Prairie zum letzten Schlafe niederlege, die Rechnung mit ihm und dem Grauen Bären noch vollständig auszugleichen. Und jetzt, Compañero, erzählen Sie, wenn es Ihnen genehm, Ihre traurige Geschichte weiter und seien Sie überzeugt, daß sie bei unserer Abrechnung mit den beiden Schurken nicht vergessen werden soll!«

Der Kreuzträger schwieg noch einige Augenblicke in finstern Sinnen, dann setzte er in dem früheren melancholischen Tone seine Erzählung fort.

»Mehrere Krieger der Mescalero's,« lautete diese Fortsetzung, »gingen jetzt zu den beiden am Boden liegenden Geknebelten, hoben sie auf und trugen sie zu den etwa zweihundert Schritt von dem Lager entfernten Körpern, welche die Jäger am Abend vorher mit ihren Lasso's herbeigeschleppt hatten. Zugleich machten alle anderen ihre Pferde bereit, um sich aufzuschwingen.

Ich sehe noch in meinen Träumen den Blick voll Verzweiflung und doch voll Trotz und Haß gegen seine Feinde, den der arme verschmachtende Knabe auf mich heftete, als man ihn an mir vorüber trug.

»Mörder – Teufel – was beginnt Ihr?« stöhnte ich.

»Wis-con-Tah hat die jungen Männer der Bleichgesichter eingeladen, mit seinen Kriegern die Büffel zu jagen. Ein Häuptling hält sein Wort! Sie sollen den vordersten Platz haben unter meinen Jägern!« Der Mescalero schwang sich auf sein Pferd.

»Erbarmen« – flehte ich – »habe Mitleid mit diesen Unschuldigen! Löse unsere Bande!«

Der Häuptling hob seine Lanze – die Gruppe der Krieger, die um Robert und den Kapitain beschäftigt gewesen waren, stob auseinander, die gelösten Lasso's wurden zurückgezogen, die dunklen Körper sprangen empor und schüttelten sich wild – Gott im Himmel, jetzt erst konnte ich erkennen, daß es zwei junge Büffelstiere waren und auf ihren Nacken, zwischen Mähnen und Schwanz, unbeweglich auf dem Rücken liegend befestigt zwei menschliche Gestalten – Robert meinen Sohn, meinen einzigen Sohn und den amerikanischen Kapitain!

Die rothen Teufel hatten im letzten Augenblick den Knebel aus ihrem Mund entfernt, – ich hörte den gellenden Ruf: »Vater! – rette mich!« den letzten Ton meines geliebten Kindes, und rang wie wahnsinnig in meinen Banden!

Dann sah ich, wie – von der menschlichen Stimme und ihrer Last erschreckt, – die Büffel sich im Kreise herumdrehten und mit gesenktem Haupt hinein galopirten in die Wüste.

Es brauste in meinen Ohren – es glühte in meinem Hirn – ich schrie, als wolle mir die Brust zerspringen, – vor meinen Augen wurde es Nacht – Nacht –! Als ich wieder zu mir kam, war ich allein, allein mit meinen Leidensgenossen, gefesselt an Baum und Fels – beraubt meiner Kinder, und wenige Schritte von uns rieselte lustig im Sonnenschein der Quell, den Keiner von uns erreichen konnte! –

Was soll ich noch viele Worte machen! Die Erinnerung wühlt wie Feuer in meiner Seele! und Feuer brannte damals auch auf meinen Körper nieder, denn höher und höher stieg, die Sonne, und ihre glühenden Strahlen bohrten sich in unser Hirn.

Der ausbrechende Wahnsinn erlöste zwei meiner Leidensgenossen von dem Bewußtsein ihrer Schmerzen; ihr Geheul glich dem des Schakals, wie es gellend durch die Einöde drang. – Am Abend starb mein Weib, wenigstens muß ich diese Zeit annehmen, da sie von da ab mir keine Antwort mehr gab.

So kam wieder die Nacht und verging die Nacht – stiller und stiller wurde das Geschrei der Tollen – endlich hörte es ganz auf. Mein eigener Zustand glich bereits dem Wahnsinn. Bald empfand ich gar Nichts – bald glaubte ich mich am wohlbesetzten Tisch in Mitten meiner Familie und aß und trank, ohne satt zu werden; – bald sah ich grüne blumige Wiesen vor mir und rauschende Flüsse, und wenn ich mich vom Ufer hineinstürzen wollte in die kühlende Fluth, wick das Wasser in unerreichbare Ferne zurück.

Nochmals begann ein Tag – und als der brennende Strahl der Sonne wieder mich zum Bewußtsein brachte, – war Alles still um mich her – kein menschlicher Lant mehr – kein Wimmern des Schmerzes – Alles Schweigen, Schweigen, Schweigen – nur die Quelle murmelte ihr Lied und in der Nähe heulten einige Coyoten, welche die Nähe der menschlichen Körper noch verhinderte, ihren Durst zu stillen.

Was weiter mit mir geschah – ich wußte es nicht, ein oder zwei Mal nur weckte mich der scharfe Zahn der Thiere, die eine unbewußte Bewegung des Körpers wieder verscheuchte, während ich schon im nächsten Augenblick wieder in Erstarrung verfiel.

Als ich endlich mit dem Gefühl einer todesähnlichen Schwäche wieder erwachte und in Folge einer wohlthuenden Kühle, die mein Gesicht erfrischte, mühsam die Augen aufschlug, war es Morgen, – wie ich nachher erfuhr, der fünfte seit unserem Abzug von der Lagerstelle, an welcher ich den unseeligen Vertrag mit den Apachen geschlossen und den Weg durch die Einöde angetreten hatte. Unbekannte Männer in der Kleidung der weißen Jäger und Reisenden waren um mich beschäftigt, rieben meine Glieder und hatten mir Branntwein in die vertrocknete Kehle eingeflößt. Ihre ermunternden Worte tönnten mir anfangs nur wie fernes Gemurmel in die Ohren, – ich verstand sie nicht. Erst als mein Blick auf das von Quetschungen und Wunden mehrfach entstellte aber doch wieder lebenskräftige Gesicht des Kapitain Masterton fiel, wie er langsam an meine Seite trat, fuhr ein hellerer Strahl des Bewußtseins wieder durch meine Seele und meine Lippen murmelten einen Namen: den meines Sohnes!

Ich sah, wie die Fremden mit finsternen, traurigen Blicken mich umstanden und wie der Kapitain sich zur Seite wandte, indem zwei große Thränen über sein wackeres Gesicht rannen, und hörte ihn murmeln: »Armer Mann! armer Vater!« – dann schwand auf's Neue mein Bewußtsein.

Erst nach Wochen gelangte ich wieder zur vollen Herrschaft über meine Vernunft, – so lange hatte ich zwischen Tod und Leben gelegen, oft in wilder Fieberhitze, oft starr und beweglos; – Gott wollte nicht, daß ich jetzt schon mit meinen vorangegangenen Lieben vereinigt sei – ich hatte noch eine Aufgabe auf Erden zu vollenden. Ich befand mich in San Rosalia, gepflegt durch die Fürsorge des braven Kapitain Masterton und seiner Gattin; denn wunderbarer Weise hatte das zarte, schwächliche Weib außer mir allein all' das Elend überstanden, unter dem so viele stärkere, an Entbehrungen gewöhnte Naturen zusammengebrochen waren. Jetzt auch hörte ich zuerst, wie und wann man mich gefunden. Kapitain Masterton, Robert und der Arriero hatten schon drei Stunden, nachdem sie uns verließen, die Quelle der Engel erreicht und hier den Häuptling der Mescalero's mit seinen Jägern und dem wilden Gileno, der sich mit ihm zur Jagd vereinigt, gefunden. Der Schlag gegen uns schien lange vorher überlegt und vorbereitet – offenbar war er mit dem verrätherischen Boten, den ich zur Unterhandlung an die Schlange gesandt, verabredet. Als die beiden jungen Männer zunächst zur Quelle wollten und über die Verweigerung des Wassers in Streit geriethen, geschah es ihnen, wie später uns. Der tückische Häuptling hatte mir Rache gelobt für die frühere Verweigerung des Tributs und die Abwehr seines Angriffs, während der Mestize sich für die Zurückweisung Maria's rächen und sie dennoch zu seinem Eigenthum machen wollte. Mit einem mehr als teuflischen Hohn prahlte der Apache mit der Haltung des Vertrages und seines Wortes, indem er uns zugleich in der grausamsten Weise vernichtete, und da er wohl begriff, was die schrecklichste Marter für mich sein mußte, verdoppelte er die Leiden des Vaters durch die seiner Kinder.

Genug davon! – ich habe Ihnen noch zu erzählen, welchem Umstand ich selbst meine Rettung, oder vielmehr meine Befreiung verdankte. Kapitain Masterton, wie Sie bereits errathen haben werden, war die Ursache davon. Ich habe einmal erzählen hören, daß in den alten Ländern drüben über'm Meer, in einem Lande, das man Polen nennt, in früheren Zeiten ein junger Mann von seinen Feinden auf ein wildes Pferd geschnürt worden sei, das viele Tage und viele Nächte mit ihm durch die Wälder und Steppen raste, bis es endlich todt zu Boden stürzte und der bewußtlose Reiter von fremden Männern gefunden und befreit wurde. Aehnlich ging es dem Kapitain. Als der Büffel, auf den er nach dem Befehl des Häuptlings gebunden worden, mit ihm davon raste und die Apachen hinter ihm drein galopirten, das geängstete Thier zur wildesten Flucht treibend, gab er sich verloren und befahl seine Seele dem Allmächtigen. Aber die Heiligen, – obschon er nicht daran glaubt, – waren mit ihm. Der Büffel mußte bald den Indianern aus den Augen gekommen sein, die sich wohl auch nicht mehr um ihn kümmerten, da sie des Todes ihres Opfers sicher waren, und nachdem er manche Stunde in tollem Lauf zurückgelegt und vergeblich alle Anstrengungen gemacht hatte, sich von seinem unglücklichen Reiter zu befreien, fand dieser – den die neuen körperlichen Schmerzen wenigstens aus der Lethargie des verzehrenden Durstes aufgerüttelt hatten, – daß durch die Anstrengungen des Thiers die Bande seiner rechten Hand sich gelockert hatten. Zerstoßen und zerschlagen, wie er war, gelang es ihm doch, seine Hand zu lösen, und indem er sich erinnerte, daß er ein starkes Einschlagemesser bei sich trug – denn die Apachen in ihrer teuflischen Auslegung des Vertrages hatten verschmäht, ihn zu berauben! – gelang es ihm, dasselbe hervorzuholen und mit den Zähnen zu öffnen. Dann – den Tod dem längern Ertragen seiner Qualen vorziehend – bohrte er die scharfe Klinge wiederholt in die Flanken des Thiers, das vor Schmerz und Wuth brüllend seine Anstrengungen verdoppelte, bis, es endlich

von dem rasenden Lauf und dem Blutverlust erschöpft zu Boden sank und verendete. Der Kapitain hatte dabei den linken Arm gebrochen und sein ganzer Körper war mit Wunden und Quetschungen bedeckt; aber als es ihm jetzt endlich gelang, sich von seinem wilden Rosse frei zu machen, sah er in der Entfernung von wenigen hundert Schritten das schilfumkränzte Ufer des See's Aquaverde vor sich. Mit seinen letzten Kräften kroch er dorthin, kühlte das brennende Innere und seine Wunden mit dem Wasser und sank dann am Ufer im Schatten einer Tamarinde in einen tiefen Schlaf. So fanden ihn am andern Tage weiße Jäger und Reisende, die von Monclova kommend, einige Tage am entgegengesetzten Ufer des See's zur Jagd verweilt hatten. Als der Kapitain wieder zum Gebrauch seiner Sprache gekommen, war das Erste, den Männern unser schreckliches Schicksal mitzutheilen, und sie mit dem Versprechen einer reichlichen Belohnung aufzufordern, ihn nach der Quelle der Engel zu begleiten, um wenigstens unseren Ueberresten ein Grab zu bereiten; denn er zweifelte natürlich nicht, daß die Indianer uns Alle getödtet hätten. Zum Glück waren es wackere Männer, nicht jener Abschaum unserer Farbe, der den Namen von Christen in der Wüste entehrt und so schlecht ist, wie der schlimmste Apache, und es bedurfte des Versprechens kaum, um sie bereitwillig zu dem Zuge zu machen, denn die Erzählung der schändlichen Treulosigkeit hatte Aller Blut empört. Aber eines Theils galt es große Vorsicht; denn man mußte fürchten, auf die Horde der Apachen zu stoßen und wußte, daß deren Zahl bedeutend war; andererseits machte der körperliche Zustand des Kapitains es unmöglich, einen raschen und anstrengenden Marsch zurückzulegen, und so kam es, daß meine Erretter erst am zweiten Morgen auf der Stätte des Verbrechens anlangten.

Von den Apachen hatten sie keine Spur mehr gefunden – unser altes Lager war, wie sich später ergab, unberührt, und an dem Palmenstamm über meinem Haupt hing mit einem Pfeil angeheftet, mitten durchgerissen, der unglückselige Vertrag. Vergebens waren alle Bemühungen unserer Retter, noch andere unser Unglücksgefährten wieder in's Leben zurückzurufen, und lange, ehe ich erwachte, hatten sie schon die von den Coyoten verstümmelten Reste meines Weibes, meines Eidams und meiner Diener begraben. Nur an mir und der jungen Frau hatte man noch Spuren des Lebens gefunden, und den umsichtigen Anstalten Kapitain Mastertons gelang es nach langem Bemühen, zuerst seine Gattin und endlich auch mich in's Leben zurückzurufen. Die Dame erholte sich rasch und soll jetzt eine glückliche Frau und Mutter in den Vereinigten Staaten sein, mich aber, wie gesagt, warfen die unsäglichen Leiden, die ich erduldet, in schwere Krankheit und in diesem Zustand brachte man mich und mein Eigenthum bis auf die verdursteten Thiere nach San Rosalia, wo mich der Kapitain und seine Frau während ihres Verweilens sorgfältig pfl egten.

Lassen Sie mich, Compañero's, mit meiner Geschichte zu Ende kommen. Als ich mich wieder von meinem Lager erheben und hinaus treten konnte unter Menschen, die im Besitz ihrer Familien glücklich waren, ein vereinsamter, unglücklicher Mann, übergab mir Kapitain Masterton meine Habe und die Quittung der Kaufleute, an welche die Ladung consignirt gewesen, nahm Abschied von mir und reiste mit seiner schon längst genesenen Gattin durch den Süden und über das Meer zurück nach seiner Heimath, – ich kann kaum sagen, begleitet von meinem Dank und meinen Segenswünschen. Drei Tage darauf hatte ich all' meine Habe auf Erden zur Stiftung von Seelenmessen für meine gemordeten Lieben verwendet und behielt Nichts zurück, als dieses silberne Kreuz, das die Männer von dem Halse meiner toden Frau genommen, meine Büchse und das nöthigste Geld, um Pulver und Blei zu kaufen. Dann

richtete ich meine Schritte nach der Wüste, und der Name *Eustach Saville* ist nie mehr gehört worden!««

»Und Ihr Gelübde?« frug der Vaquero.

»Knabe,« sagte der alte Mann, – »Du sollst es hören! – Als ich meine Schritte zur Einöde kehrte, war es, um noch einmal jene Quelle der Engel zu besuchen, die menschliche Teufel zum Kirchhof meines Glückes gemacht hatten. Da – auf dem Steinhügel – den mitleidige Hände über dem gemeinsamen Grabe der Gemordeten aufgerichtet, schwor ich auf dieses Kreuz einen schrecklichen aber einen heiligen Eid der Vergeltung, die ich Gott nicht überlassen wollte. Seit jenem Tage hat ein Kampf der Vernichtung zwischen mir und dem Volke der Apachen begonnen, und hier« – der Wegweiser zog das seltsame Abrechnungsbuch aus seinem Gürtel und streckte es empor – »ist der Beweis, daß El Crucifero bisher in der Einöde sein Wort gehalten!«

Eine tiefe Stille folgte diesen Worten des unglücklichen Vaters, dann erhob sich der Lord, trat zu Kreuzträger und legte die Hand auf seine Achsel. »Ich begreife Ihre Leiden und Ihren Schwur,« sagte er ernst, – »auch ich habe einen solchen gethan, Sir, und wenn Sie die Geschichte meines Lebens kennten, würden Sie sich nicht wundern, mich an der Seite Derer gefunden zu haben, die Sie Ihrer Kinder beraubten. Sie haben der Feinde Viele, – ich nur Einen, aber ich verfolge ihn durch die Welt, und wer ihn vor meiner Rache schützt, ist mein Gegner!«

»Mylord,« sprach der alte Mann, – »ich bin mit Ihrer Geschichte nicht so unbekannt, als Sie glauben und verurtheile Ihre Handlungsweise nicht, wenn ich auch meine, es hätte zur Vollziehung des Strafgerichtes an jenem Schurken, der prahlerisch selbst seines Verbrechens sich rühmte, nicht Ihres Bündnisses mit jenen Teufeln gegen Christen bedurft, denen Sie einst selbst die Lehren des Evangeliums verkündet haben. Ich sollte das nicht sagen, da ich wohl weiß, daß die Lehre des Heilands lautet: Liebet eure Feinde und vergebet Denen, die euch beleidigen und verfolgen! – Aber Gott der Herr bedient sich des Menschenarms auch zur Strafe; als seinen Rächer betrachte ich mich und Sie, und deshalb lasse ich Sie frei Ihres Weges gehn, wenn wir diesen Ort verlassen haben.«

»Und das wird hoffentlich bald geschehen, Kamerad,« meinte der Trapper, »denn die Sonnenstrahlen beginnen bereits den Grund dieses Kessels zu erhellen und wir müssen Kundschaft von der Hacienda haben. Unterdeß kann ich Ihnen zum Trost sagen, daß die Bibel unmöglich für die Halunken, die Apachen gemacht sein kann, und daß Sie in mir und dem Toyah dort zwei nicht zu verachtende Genossen finden bei der Ausrottung des Gewürms. Wir haben ohnehin selber eine tüchtige Rechnung mit ihnen. Aber ich möchte Sie Eins noch fragen, denn ich höre eine Geschichte gern vollständig zu Ende. Haben Sie nie Etwas von dem Schicksal Ihres Sohnes, des armen Jungen, gehört?«

»Niemals!«

»Das ist freilich schlimm genug und schlägt alle Hoffnung nieder, daß es ihm geglückt sein könnte, zu entkommen gleich dem Kapitain Masterton, der ein ganz wackerer Mann sein muß und dem ich wohl die Hand drücken möchte. – Und – verzeihen Sie die Frage, aber sie kommt aus dem Munde eines theilnehmenden Freundes – wissen Sie auch Nichts von dem Schicksal Ihrer Tochter?«

Der Wegweiser sah mit einem seltsamen Ausdruck des Auges vor sich hin. »Maria ist das Weib Xaverio's und lebt in seinem Wigwam bei den Apachen.«

»Das ist falsch!« sagte hastig und wie sich vergessend eine Stimme im Kreise – »sie ist todt!«

Das Wort war noch nicht ausgesprochen, als der Kreuzträger seine Büchse fallen ließ, über die Reste des Feuers sprang, und Volaros den Courier an der Kehle faßte.

»Verfluchter – Du hast Dich verrathen! meine Augen hatten mich also nicht getäuscht!«

Der Courier wehrte sich mit aller Kraft. »Lassen Sie mich los, Señor – ich bin nicht Xaverio – es ist ein Irrthum! Mein Name ist *Miguel Lopez* – ich bin in Guaymas bekannt und habe Weib und Kinder!«

Ohne ihn loszulassen, schleppte der alte Mann mit Riesenkraft den Sträubenden zum Eingang der Höhle und hielt ihn auf Armslänge von sich.

Der volle Strahl des Sonnenlichts fiel auf das todtbleiche, nach Luft schnappende Gesicht des Mannes.

»Xaverio – Volaros – Miguel Lopez!« sagte der alte Mann mit einer Stimme, die wie das ferne Donnern des Orkans vor seinem Ausbluch klang, – »es ist Alles ein Mann und der bist Du! Leugne nicht Verräther – Dein Bart und fünf Jahre vermögen nicht, das Auge der Vergeltung zu täuschen, und Du mußt sterben, sterben wie ein Hund unter der Sohle meines Fußes!«

Er ließ den Mestizen zu Boden fallen und setzte den Fuß auf seine Brust, indem er langsam das scharfe starke Messer aus seinem Gürtel zog.

»Glaubst Du, Verfluchter – schlimmer als die rothen Teufel, da sie nur ihrem Haß und ihrer Natur folgten, während Du ein Christ bist und an meinem Tische mein Brod aßest, daß ein Vaterherz sich nicht um sein Kind kümmert, auch wenn es dasselbe verloren geben muß? Glaubst Du Elender, daß ich nicht wußte, wie Dein Verrath Dich selbst um Deinen Lohn gebracht, indem der wilde Gileno Deine Forderung verhöhnte und meine weiße Taube in seinen eigenen Wigwam schleppte, wo sie unter schlimmerem Elend, als der Tod an der Quelle gewesen wäre, zu Grunde ging? – Jahrelang habe ich vergeblich Deine Spur gesucht und von Gott dem Herrn die Gnade ersteht, Dich in meine Hand zu geben! – Die Stunde ist da – Gott hat mich erhört – bereite Dich zur Rechenschaft vor seinem Thron!«

»Gnade – Barmherzigkeit! ich gestehe mein Verbrechen – aber Gnade!«

»Barmherzigkeit erstehe dort oben, nicht von mir! – Er hob den Arm, die breite Klinge funkelte im Sonnenstrahl.

Der Elende machte eine verzweifelte Anstrengung unter dem Fuß, der wie ein Centnergewicht auf ihm lastete. »Señor Eisenarm – Mylord, zu Hilfe! Soll ich vor Ihren Augen ermordet werden?«

»Niemand wird eines Verräthers, wie Du, sich annehmen! Stirb und sei verflucht!«

Der Arm Kreuzträgers hob sich und war im Begriff niederzusinken, als die Hand Eisenarm's ihn packte und ihn sanft, aber mit unwiderstehlicher Gewalt festhielt.

»Freund,« sagte der Trapper mit bewegtem Ton – »verzeiht mir, daß ich Eure gerechte Rache verhindere, – aber dieser Mann darf nicht sterben, nicht jetzt, nicht hier!«

»Wie, Señor, Sie wollen einen Elenden, einen Mörder – einen Verräther beschützen, der mir das Liebste auf der Welt geraubt?«

»Er verdient hundertfachen Tod – ich selbst würde mit Vergnügen ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, – aber Sie vergessen, daß ich ihm unser Wort verpfändet habe, ihm und den beiden Fremden!«

»Was kümmert mich Ihr Versprechen?« brauste der alte Mann auf, indem er einen neuen Versuch machte, sein Messer durch die Kehle des Regierungsboten zu stoßen – »ich habe ihm keines gegeben und so wahr . . . «

»Schwören Sie nicht, Señor Crucifero,« entgegnete ernst der Trapper. »Sie gaben Ihr Wort nicht, aber ich und der Jaguar haben das unsere verpfändet auf drei Tage Urfehde, und Sie kennen das Gesetz der Wildniß, das uns gebietet, sein Leben zu schützen selbst gegen unsern besten Freund!«

Der Wegweiser preßte finster die Zähne auf einander und zog langsam den Fuß von der Brust seines Feindes. »Steh auf,« sagte er – »Du bist sicher! Aber wehe Dir, wenn wir uns wieder treffen! Euch aber will ich verlassen; denn meines Feindes Freunde können nicht die meinen sein, und niemals soll ein Dach sich über Eustach Saville und dem Verderber seiner Kinder wölben!«

Es lag etwas Großartiges und Erhabenes in dem Schmerz des alten Mannes und in der Besiegung seiner Leidenschaft.

Er legte die bisher benutzte Büchse des Yankee nieder und winkte dem jungen Vaquero. »Komm, mein Sohn,« sagte er einfach, »ich konnte hier nicht für mich stehen und diese beiden Männer werden genügen, die Dame zu schützen, bis wir ihnen von der Hacienda Hilfe oder Nachricht senden können. – Leben Sie wohl, Monsieur Eisenarm, wir sind quitt für den Schuß an der Wasserschlucht!«

»Noch nicht ganz, Señor, noch nicht ganz!« sagte der Trapper. »*Caramba*, ich denke es Ihnen zu beweisen, wenn dieser halbblütige Halunke nach Verlauf von drei Tagen es wagt, mir vor das Korn meiner Büchse zu kommen. Ich verdenke es Ihnen nicht, daß Sie gehen, – Sie werden uns hoffentlich bald Ablösung senden. Aber da ist noch Jemand, der Ihnen zuvor gern die Hand drücken möchte!«

Er wies auf den Verwundeten, der sich mühsam halb emporgerichtet hatte und dem Kreuzträger die Hand hinreichte.

»Gehen Sie mit Gott, Monsieur,« sagte der Preuße mit einem funkelnden Blick auf den Courier, als der Wegweiser ihm die Hand schüttelte, »und sorgen Sie für die Sicherheit dieser Frauen. Wenn der Himmel Arnold v. Kleist gesunden läßt, dann nehmen Sie mein Ehrenwort darauf, daß früh oder spät ich Ihre Tochter rächen werde, wenn der eigene Vater es nicht zu thun vermochte.«

Der alte Mann wandte sich ab; – ohne weiter ein Wort zu sagen, ohne dem Verräther noch einen Blick zuzuwerfen, schritt er, von Diaz gefolgt, aus der Höhle und über den Grund des Kraters, die beiden Pferde mit sich führend, die sie bei ihrer Flucht von dem Weideplatz der Apachen benutzt und bei ihrer Rückkehr zum Lager derselben hier untergebracht hatten.

Drückendes Schweigen, ein Gefühl, als habe man ein Unrecht gethan, lastete auf den Zurückgebliebenen. Aller Augen hafteten am Boden, obschon der Courier sich in den entferntesten Winkel der Höhle zurückgezogen hatte, – nur das Auge des Jaguar war den Fortgehenden gefolgt.

So waren etwa fünf Minuten vergangen und der Trapper richtete eben den Kopf in die Höhe, um das lästige Schweigen zu brechen, als plötzlich in einiger Entfernung jenseits der Umwallung des Kraters ein Schuß knallte, welchem alsbald das jedem der Versteckten wohlbekannte Angriffsgeheul der Indianer folgte.

Eisenarm war mit einem Sprung am Eingang der Höhle und wollte, die Büchse schußfertig im Arm, über den freien Grund eilen. »Die rothen Halunken haben sie überfallen,« rief er, »laß uns den Freunden zu Hilfe eilen, Jaguar!«

Die Hand des Toyah hielt ihn jedoch zurück. »Es ist zu spät,« sagte er, »sie sind todt oder in den Händen der Mimbrenos – selbst die Kraft Bras-de-fer's vermag ihnen nicht mehr zu helfen und mein weißer Freund vergißt, daß wir eine andere Pflicht haben!«

»Es ist wahr, Comanche,« meinte der Jäger, den Hahn seiner Büchse spannend und mit seinem scharfen Auge den gegenüberliegenden Zugang des Kraters bewachend, »aber es thut mir leid, daß wir dem alten Burschen nicht mit Kugel und Messer haben zeigen können, wie ungern wir das seine von der Kehle jenes Schurken zurück gehalten haben. Wir hätten sie nicht so von uns gehen lassen, – sondern ihnen den verborgenen Ausgang der Höhle zeigen sollen; aber dieser Starrkopf wollte ja nicht hören, obschon sein Haar weiß genug dazu ist, um Vernunft anzunehmen. Hörst Du, wie die Halunken heulen vor Vergnügen, daß sie zwei so wackere Männer zu Boden gebracht, denn auch der Knabe hat sich als Mann benommen. Ich fürchte; wir werden das Gewürm bald genug hier haben, denn sie haben sie sicher aus diesem Kessel kommen sehen und werden die Spur verfolgen. Siehst Du etwas, Jaguar?«

Die Frage erhielt eine genügende Antwort – die Büchse des Toyah flog rasch an seine Wange und ihrem Knall folgte ein Schrei, mit dem der Körper eines indianischen Kriegers an der Wand des Kessels niederrollte.

Der Toyah erhob sich kaltblütig von seiner Stelle. »Eisenarm möge den Platz seines Freundes einnehmen,« sagte er. »Die apachischen Fuchse werden manchen Krieger im Thale der Verdammten lassen, ehe sie das Nest leer und die Vögel ausgeflogen finden.«

»Ich weiß, ich weiß, Jaguar,« meinte der Trapper, mit seiner Büchse spielend. »Ich kenne vollkommen die Vortrefflichkeit unserer Stellung und wenn Du Windenblüthe einen Wink geben willst, zur Sicherung unserer Scalpe mitunter auch einen Schuß zu thun, können wir sie lange genug aufhalten, ehe sie es wagen, über den offenen Grund zu kommen. Ich wünschte, Kreuzträger und der junge Vaquero wären hier, dann wollten wir die ganze Nation der Apachen an diesem Paß aufhalten, so lange ein Sonnenstrahl uns das Korn unserer Büchsen zeigt. Beruhige die Weiber, Jaguar und sieh nach unserem Pulver und den Gefangenen, daß sie keine Teufeleien in unserem Rücken treiben. Dieser Steinblock wird das Mädchen schützen, als wäre sie hinter der besten Mauer in den Städten.«

Der Toyah, nachdem er seine Büchse wieder geladen, trat in das Innere der Höhle, von wo er zunächst die junge Indianerin mit dem Gewehr des verwundeten Offiziers dem älteren Freunde zu Hilfe sandte; das Mädchen nahm den Posten hinter dem Steinblock ein, den ihr Eisenarm mit einer besonderen Empfehlung zur Vorsicht anwies und bewachte mit der Aufmerksamkeit eines Kriegers die Bewegungen des Feindes. Die junge Haciendera war bleich aber gefaßt, während ihre Dienerin bei der neuen Gefahr schluchzte und weinte und der junge Preuße trotz seiner Wunde wieder seinen Revolver zur Hand genommen hatte, mit dem er jede Bewegung der drei Gefangenen bewachte.

»Was ist geschehen, Wonodongah?« frug die Haciendera besorgt. – »Wo ist der alte Mann und Diaz, und haben unsere Verfolger unser Versteck aufgefunden? Lieber sterben, als noch einmal in ihre Hände fallen!«

»Die Feuerblume der Prairie möge ruhig sein,« erwiederte der Indianer. »Die Hand eines Apachen soll sie nicht mehr berühren. Unsere Freunde sind von diesen heulenden Coyoten

erschlagen; aber Eisenarm und Wonodongah genügen, die Herrin zu beschützen und kennen das Mittel, sie unbemerkt von hier fort zu führen, wenn wir das Thal der Verdammten verlassen müssen.«

»Ihr habt noch eine vierte Büchse,« sagte die Haciendera, auf das Gewehr deutend, mit dem am Tage vorher nach der Tödtung des Wachtpostens der Methodist bewaffnet worden war und die der vorsichtige Wegweiser nach der Trennung von ihm und dem Yankee an dem Ort, wo sie ihre Pferde versteckten, zurückgelassen hatte. »Du weißt, daß ich mich ihrer zu bedienen verstehe, darum laßt mich so gut Euch beistehen, wie Deine Schwester.«

Ein Schuß des jungen Mädchens bewies, daß dasselbe in der That den übernommenen Posten muthig ausfüllte. Die Señora griff nach der von ihr bezeichneten Waffe und wollte sich mit ihr nach dem Eingang des Verstecks wenden, aber eine Bewegung des Indianers, der mit unverholener Bewunderung sie ansah, hinderte sie daran.

»Wonodongah weiß, daß die Feuerblume den Muth eines Kriegers hat,« sagte er. »Ihre Hand hat nicht gezittert, als sie mit uns den Panther jagte und die Augen der Bestie durch die Nacht funkelten. Aber ihr Leben darf nicht gefährdet werden – sie möge mit Windenblüthe ihren Vertheidigern die Büchsen laden helfen, während ein Häuptling und sein Freund für sie fechten. Horch – es ist die Reihe an mir!«

In der That knallte eben die Büchse des Trappers und ein Wort von ihm rief den Toyah herbei. Die schöne Haciendera sah ein, daß sie sich durch das von Wonodongah vorgeschlagene Verfahren weit nützlicher machen könnte, als wenn sie selbst in das eröffnete Gefecht sich zu mischen versuchte, und indem sie Windenblüthe zu sich rief und hinter der sicheren Steinwand der Höhle mit ihr die abgeschossenen Gewehre lud, unterstützte sie in der That die Vertheidigung auf das Wirksamste.

Wir haben bereits früher bemerkt, daß die kleine Besatzung der Höhle im Besitz von vier Gewehren war, darunter von drei Büchsen; der eigenen des Trappers und der des Yankee, deren Kreuzträger sich bei dem Angriff auf das Lager bedient und die er bei seinem Verlassen der Höhle dem Indianer zurückgab, indem er dafür von diesem die Flinte des erschossenen Apachen-Häuptlings als seine Beute mit sich nahm. Der Umstand war, wie sich sogleich ergeben wird, für den Kampf nicht ohne Bedeutung. Die dritte Büchse war die des Kentuckiers, mit der sich an der Furth der Offizier bewaffnet hatte, während das vierte Gewehr, wie schon erwähnt, der ersten apachischen Schildwache gehörig, eine der gewöhnlichen amerikanischen Flinten von schlechter Beschaffenheit war, wie sie die Spekulation Uncle Sams seinen Verbündeten bei der geheimen Unterstützung zu liefern pflegt. Dennoch genügte bei der Nähe des Zieles die Zahl der Gewehre und das durch die Anordnung des Jaguar ermöglichte rasche Feuer, um die Bande der Indianer, welche jetzt ihr Versteck blockirte, von dem raschen Eindringen in den Kessel zurückzuhalten.

Einige Worte werden genügen, wenn der Leser nicht selbst schon den Schluß gezogen hat, die Entdeckung des Zufluchtsortes der Flüchtlinge und den Angriff auf sie zu erläutern.

Wir wissen, daß einer der zur Bewachung des Lagers von den Häuptlingen zurückgelassenen Krieger zwar an dem Kampf zur Befreiung der Gefangenen sich betheiligte und mit einem Schuß aus seinem Hinterhalt den jungen Preußen verwundet hatte, daß er aber bei dem eiligen Abzug der kleinen Gesellschaft nicht weiter beachtet oder vergessen worden und daß er den Flüchtigen in einiger Entfernung gefolgt war. Er war ein vorsichtiger und schlauer Krieger und hatte ihre Spur nicht eher verlassen, als bis er sie in den Kessel des alten Vulkans

hatte einziehen und in der Höhle ihren Ruheplatz einnehmen sehen. Dann erst hatte er sich eilig zurückgezogen, um den mit dem Angriff auf die Hacienda beschäftigten Häuptlingen von dem Ueberfall und der Flucht ihrer Gefangenen Nachricht zu bringen. Da er Zeit genug zur Beobachtung sowohl bei dem Kampfe in der Schlucht selbst, als bei seiner Verfolgung der Flüchtenden gehabt hatte, kannte er natürlich die Zahl derselben ganz genau und wußte, welche bewährten Krieger und Feinde seines Volkes sich unter ihnen befanden.

Auf dem Weg zur Hacienda war er natürlich, wie die Gesellschaft Kreuzträgers und Eisenarms selbst, auf die Reserve gestoßen, welche die Vorsicht Wis-con-Tah's zwischen der Hacienda und dem Gebirge in der Schaar der Mimbreno's und unter ihrem jungen einäugigen Häuptling aufgestellt hatte. Die Nachricht von der Flucht und der Nähe der Gefangenen brachte selbstverständlich die ganze Schaar in Bewegung, und als der »Fliegende Pfeil« vernahm, daß die junge Indianerin, der er seine verliebten Aufmerksamkeiten gezollt und die seinen Namen zur Täuschung benutzt hatte, unter den Flüchtigen war, zögerte er nicht, — obschon er noch keine Nachricht von dem Stande des Kampfes um die Hacienda hatte, — seine Bande zu theilen und mit der größeren Hälfte sich aufzumachen, um die Entflohenen sämmtlich wieder in seine Gewalt zu bringen.

Wenn sich der Leser die Reihenfolge der Ereignisse und die Entfernungen zusammenstellt, wird er sehen, daß dies etwa in der Zeit zwischen dem zweiten und dritten Angriff der Hauptmacht der Indianer auf die Hacienda geschah, und daß bereits das volle Morgenlicht eingetreten war, als Mechocan mit seiner Abtheilung in der Nähe des früheren Kraters, geleitet von dem Führer, eintraf.

Der »Fliegende Pfeil«, wenn auch der jüngste der vier Häuptlinge der Apachen, war doch kein unerfahrener oder unvorsichtiger Krieger, und der Ruf seiner Feinde, wie gering auch ihre Zahl war, groß genug, um ihn zu jeder Vorsicht in der Annäherung an ihr Versteck zu veranlassen.

So kam es, daß die Mitglieder der Bande, von ihren vordersten Spähern durch ein Zeichen gewarnt, Zeit hatten, sich zu verbergen, als Kreuzträger und der junge Vaquero Anstalt trafen, den Kessel des Kraters an der einzigen zugänglichen Stelle zu verlassen und, ihre Pferde am Zügel führend, zu dem Rand emporstiegen und den Durchgang passirten.

Sie hatten begonnen den Berg hinabzusteigen und waren eben im Begriff, sich auf die Pferde zu schwingen, als auf ein Zeichen des Fliegenden Pfeil sich die Mimbreno's auf die Ueberraschten warfen.

Der Schuß, den die in der Höhle Zurückgebliebenen gehört, kam aus der Büchse des Kreuzträgers, die sich entlud, ohne Schaden zu thun, als sich mehr als zwanzig Krieger auf das Pferd stürzten und jede Bewegung des Thiers und seines Reiters verhinderten. Die Entladung des Gewehrs war sehr gegen die Absicht der Apachen, die gehofft hatten, die beiden Feinde ohne Lärmen festzunehmen und so desto leichter die Flüchtlinge in der Höhle zu überraschen. Nachdem dies mißlungen, machte der Häuptling sofort einen Versuch, in das Innere des Kessels zu dringen, der aber, wie wir bereits erzählt, durch die Büchsen Wonodongah's und Eisenarm's vereitelt wurde.

Es ist eine bekannte, auch in unserer Erzählung mehrfach hervorgehobene Thatsache, daß die indianischen Krieger bei aller ihnen eigenen Todesverachtung doch in dem Schußgefecht jede List und Deckung suchen und sich so wenig als nur möglich exponiren. Es liegt dies ganz in dem hinterlistigen Charakter ihrer Kriegführung, die meist aus plötzlichen Ueberfällen

ihres Feindes und Hinterhalten besteht. So geschah es denn auch jetzt, daß – statt eines offenen Ansturms auf die Stellung ihrer Gegner, – sie sich auf einen Wechsel von Kugeln und Pfeilen mit denselben einließen. In diesem Verfahren wurden sie noch dadurch bestärkt, daß das rasche Feuer der Belagerten gleich zu Anfang ihnen die Meinung beibringen mußte, die Zahl der Vertheidiger sei größer, als ihr Spion ihnen hatte angeben können.

Bei der genauen Kenntniß des indianischen Charakters rechnete Eisenarm auch sehr wohl auf diese Umstände und unterließ Nichts, den Irrthum zu verstärken. Es wurde auf jeden, auch nur den kleinsten Theil eines Gliedes zeigenden Mimbreno geschossen, und das sichere Auge der beiden gefürchteten Schützen brachte den Belagerern mehrfache Verluste bei.

Dennoch fühlte der Trapper sehr wohl, daß ein kühner Entschluß des Häuptlings dem Kampf ein Ende machen mußte und daß sie dann verloren waren; denn auf die Dauer den engen Eingang der Höhle zu vertheidigen war nicht möglich, da sie sich hierbei nur ihrer Messer und des Revolvers des Offiziers hatten bedienen können, dessen Kugeln ohnehin meist verschossen waren.

Allen Zweifeln über die Fortsetzung des Kampfes in der bisherigen Weise machte jedoch ein anderer Umstand ein Ende.

Der Toyah hatte eben einen glücklichen Schuß gethan, der den unvorsichtig hinter einem Felsblock gezeigten Fuß eines Mimbreno zerschmetterte, und reichte sein Gewehr an seine Schwester, um es zu laden, als diese ihm zuflüsterte, er möge ihr ein anderes Pulverhorn geben, da das bisher benutzte zu Ende sei. Nun hatte sich zwar die kleine Gesellschaft im Besitz eines genügenden Vorraths von Pulver und Blei befunden, indem sie nicht allein das Schießzeug des Methodisten und seines unglücklichen Freundes von dem Platz an der Furth am Tage vorher mitgenommen, sondern auch das Pulverhorn der von Kreuzträger erdolchten apachischen Schildwache außer ihren eigenen besaß; indessen war Büchse und Schießvorrath des Methodisten in dem ersten Versteck, an dem Windenblüthe am Morgen vorher den Wegweiser und seine Begleiter getroffen hatte, zurückgelassen worden, um ihre Bewegungen nicht zu erschweren, und Kreuzträger hatte unglücklicher Weise das Pulverhorn Meredith's und des Apachen in seiner Tasche mit sich genommen, als er sich aus der Höhle entfernte. Die Knauserei des Yankee hatte aber versäumt, sich mit größerem Vorrath zu versehen, und so blieb denn – nachdem sein Horn für die Büchse des Toyah geleert war – die Vertheidigung nur auf den geringen Vorrath des Trappers beschränkt.

Die Sache war bald erklärt und einfach genug, um einen raschen Entschluß nothwendig zu machen.

»*Caramba*,« murrte der Jäger, – »ich glaubte noch manchen guten Schuß zu thun und sie bis zum Abend hinzuhalten, wo ihre abergläubische Furcht uns erlaubt hätte, ihnen eine tüchtige Nase zu drehen; aber die Halunken sind schlau genug, um bald zu merken, daß ihnen nur noch eine einzige Büchse gegenüber steht. Wir müssen an den Rückzug denken, Jaguar.«

Der Toyah wies auf den Verwundeten und den Krüppel. »Mein weißer Vater weiß, daß es kaum möglich sein wird, die Frauen fortzubringen.«

»Zum Henker, meinst Du, daß ich nicht längst daran gedacht habe? Wenn der arme Bursche dort nicht wäre, hätten wir schon lange den blauen Himmel gesucht. Aber es muß jetzt dennoch geschehen, wir müssen ihn seinem Schicksal überlassen und die drei Gefangenen dazu. Hören Sie, *Compañero*,« wandte er sich an den verwundeten Offizier, »machen Sie sich Viel aus einigen Jahren dieses hundsfüttischen mühseligen Lebens?«

»Wie meinen Sie das?« frug der Preuße.

»Die Sache ist die! – Es giebt einen Ausgang aus dieser Höhle, den Wonodongah und ich in früheren Zeiten entdeckten, als wir nach einem Lager der Jaguars suchend als Tigrero's des Vaters dieser Dame da in dem Gestein umherkrochen. Er ist wahrscheinlich keiner andern Menschenseele bekannt und halsbrechend und unbequem genug, aber er muß dennoch versucht werden, wenn wir nicht Alle sammt und sonders in die Hände dieser rothen Teufel fallen wollen. Wären Sie nun Ihrer Glieder mächtig, so hätten wir längst fort sein mögen, aber es ist rein unmöglich, Sie auch nur den vierten Theil des Weges fortschaffen zu können; denn Jeder, der ihn passiren will, wird dazu seine eigenen Füße und Hände brauchen und vielleicht die Zähne noch dazu!«

»Ich bitte Sie, Kamerad, lassen Sie mich zurück und retten Sie sich und die Anderen. Sie haben ohnehin schon mehr für mich, den Fremden, gethan, als ich irgend hoffen konnte!«

»Nun,« meinte der Trapper, sich etwas verlegen hinter den Ohren kratzend, – »wenn Sie länger in der Einöde gelebt hätten, würden Sie wissen, daß es da nicht ist, wie in den Städten, und daß man einen ehrlichen Christenmenschen, mit dem man zusammen gegen diese rothen Teufel gefochten, nicht leicht im Stich läßt. Aber hier geht es leider nicht anders und um es kurz zu machen, Sie riskiren, wenn Sie hier bleiben und der »Fliegende Pfeil« erst seine Nase in die Höhle steckt, einen Tomahawkhieb in den Schädel.«

»Ich bin Soldat und werde zu sterben wissen!« sagte der Offizier voll Energie. »Ich fordere von Ihnen als Pflicht, daß Sie sich um mich nicht weiter kümmern und nicht einen Augenblick länger verlieren, diese Frauen und sich selbst in Sicherheit zu bringen.«

»Nun ich dachte es mir, daß dies Ihre Antwort sein würde, denn Sie sahen ganz aus wie ein wackerer Mann, und es ist schade, daß Gott und die Heiligen Ihnen nicht eine längere Frist auf der Erde gegeben haben. – Señora,« wandte Eisenarm sich an die Tochter des Senators, »Sie haben gehört, um was es sich handelt und was uns allein noch retten kann. Nehmen Sie all' Ihren Muth zusammen, an dem es Ihnen ja nicht fehlt, und halten Sie vor Allem dort die greinende Dirne in Ordnung, denn unser Weg ist nicht ohne Gefahr.«

»Und ist in der That Nichts für diesen armen Mann zu thun?« frug die Dame, auf den Verwundeten deutend.

»Wenn die rothen Halunken ihm nicht in der ersten Wuth über ihre vereitelte Erwartung den Rest geben,« meinte philosophisch der Trapper, der gar keinen Anstand nahm, in Gegenwart des Opfers die Sache zu verhandeln, – »so wäre es möglich, daß sie ihn mit sich nehmen. Indeß, es ist Zwei gegen Eins zu wetten, daß sie so toll sein werden, wie ein Büffel im Prairiebrand.«

Diese tröstliche Aussicht unterbrach der Lord, der bei der Enge des Aufenthalts natürlich die ganzen Verhandlungen mit angehört hatte.

»Darf ich fragen Sir, was Sie dabei über uns beschlossen haben?«

»O Monsieur,« sagte der Trapper halb spöttisch – »es sind Ihre Freunde, und Sie haben von diesen natürlich Nichts zu besorgen. Wir sind genöthigt, Ihnen schon hier die Freiheit zu geben.«

»Und fürchten Sie nicht, daß wir den Indianern den Weg Ihrer Flucht verrathen und diese Sie verfolgen werden?«

»Das möchte den rothen Halunken etwas schwer werden,« sagte lachend der Trapper, »und wenn ihre ganze Nation vor diesem Loch heulte. Wir werden sorgen dafür, daß es nicht geschehen kann. Wenn Sie aber ein Christ sind, wenn auch ein Ketzer, der nicht an den Schutz der heiligen Jungfrau glaubt, so suchen Sie Ihr Verhältniß zu jenen rothen Teufeln zu benutzen, um diesen wackern Mann zu schützen, den wir hier zurücklassen müssen. Vielleicht giebt uns Gott die Gnade, daß wir ihn noch aus seiner schlimmen Lage befreien können, – das Kriegsglück ist sehr wandelbar.«

»Ich will es thun, wenn es möglich ist,« erwiderte der Lord. »Von mir soll überdies Niemand den Weg erfahren, den Sie genommen haben. Ich bin gewohnt, mein Wort zu halten, wie Sie das Ihre. Ich hoffe, wir sehen uns noch einmal wieder, wo wir nicht einander feindlich gegenüber stehen und Sie besser von mir denken lernen.«

Der Trapper begnügte sich, die offenen männlichen Worte des Pairs mit einem leichten Kopfnicken zu erwidern und wandte sich zu dem Toyah. »Es ist Zeit, Jaguar,« sagte er – »ich werde Dich auf Deinem Posten ersehen. Du sollst voran gehn und der Dame den Weg zeigen. Die Spähne werden hoffentlich noch an der Stelle sein, wo wir sie damals verbargen. So, Junge, und nun nimm die beiden Flinten mit und wirf sie in den ersten Spalt, es ist unnöthig, daß die Halunken sich ihrer bemächtigen.«

Er hatte die Stelle des Comanchen am Eingang eingenommen und bald darauf krachte nochmals seine Büchse.

»So,« lachte er – »das wird die Schufte für eine gute Viertelstunde im Zaume halten und mehr bedürfen wir nicht. Der Bursche streckte gar zu neugierig seinen Kopf vor. Aber beeile Dich, Jaguar, damit uns nicht noch der Zufall einen schlimmen Streich spielt.«

Der Comanche hatte unterdeß sich mit den Frauen beschäftigt. Die Höhle war dem Anschein nach etwa zwanzig Schritte lang, bildete aber eine Art Curve, so daß nur der vordere Theil von dem einfallenden Tageslicht erhellt war. Wonodongah, indem er zu dem Verwundeten trat, an dessen Seite die junge Indianerin kauerte, berührte leicht ihre Schulter und deutete nach dem Hintergrund der Höhle,

»Geh,« sagte er. »Windenblüthe muß die Erste sein. Ein Krieger weiß zu sterben, auch wenn seine Haut weiß ist.«

Wäre es heller gewesen oder er nicht mit anderer Sorge beschäftigt, so hatte seinem Blick sicher nicht der Kampf entgehen können, der das Mädchen erschütterte.

Aber an Gehorsam gewöhnt, erhob sie sich langsam und indem sie sich noch einmal über den Verwundeten beugte, fühlte der Offizier zwei warme große Tropfen auf seine Stirn niederfallen.

Er streckte die Hand nach ihr aus: »Dank, Comeo! – ich werde Deiner Freundlichkeit noch in der letzten Minute gedenken!«

Ein leiser Seufzer hauchte über ihn hin, die weiche zitternde Hand des Mädchens glitt rasch und furchtsam über die seine hin, und dann verschwand die junge Indianerin in der Tiefe des Gewölbes.

»Leb wohl, Bleichgesicht« sagte der Comanche. »Ein Häuptling wird Dein Blut rächen.« Indem er dem Engländer und seinen Begleitern vorüber ging, warf er dem Courier einen finstern Blick zu und hob drei Finger seiner linken Hand in die Höhe.

Die drei Frauen, Dolores mit ihrer Zofe und die Indianerin, waren jetzt an der Hinterwand der Höhle versammelt. Als ihr Auge sich mehr an die Finsterniß gewöhnt hatte, vermochten

sie bei dem Dämmerchein, der von dem jetzt ihnen nicht mehr sichtbaren Eingang her noch herüberkam, zu erkennen, daß die Wand nicht aus einem Stück, sondern aus abgerissenen Schichten mit verschiedenen Vertiefungen bestand. Gerade vor ihnen in etwa Manneshöhe gähnte eine solche von größerem Umfang hinein in den Berg.

Wonodongah legte seine Waffen nieder, senkte die Hand und bedeutete seiner Schwester, ihren Fuß darauf zu setzen. Dann hob er sie kräftig in die Höhe seiner Schulter und ließ sie den Absatz des Gesteins erklimmen. In gleicher Weise, jetzt oben unterstützt von Cumeo, gelangten die Haciendera, die begriff, daß jede Zurückhaltung hier am unrechten Ort sei, und die Zofe auf die Höhe des Gesteins und bemerkten, daß sie sich in einer neuen, wenn auch schmälern und niedrigeren Höhle befanden.

Nachdem der Comanche seine Waffen hinauf gelangt hatte und ihnen an den Zacken der versteinerten Lava gefolgt war, führte er mit großer Sorgfalt die Haciendera einige Schritte weiter hinein in den Gang, bat sie dann ohne Bewegung einige Augenblicke seiner zu harren und verschwand weiter hinein in die Finsterniß. Es dauerte jedoch nur wenige Minuten, so sahen die Mädchen in der Tiefe derselben einen Funken aufglimmen, der bald zu einer Flamme wurde, und mit dem brennenden Spahn einer harzigen Holzart in der Hand kehrte Wonodongah zu den Frauen zurück.

Im Licht dieser improvisirten Fackel sah die Haciendera, daß sie sich in der That in einem niedern zerklüfteten Gange oder vielmehr in einem durch die Eruptionen überwölbten zweiten Ausgang befanden, welchen die Lava sich aus dem Krater gesucht. Die Höhlung, kaum mannshoch, von den erkalteten Zacken und Blöcken des vulkanischen Auswurfs auf allen Seiten bewegt, führte offenbar tief hinein in den Berg. Als der junge Häuptling zurückgekehrt war, befestigte er innerhalb des Ganges die Leuchte in dem Gestein und ließ dann rasch zwei Mal hinter einander den Schrei des Spottvogels hören.

Gleich darauf erschien Eisenarm und schwang sich auf den Absatz.

»Hast Du Alles bereit Jaguar? ich fürchte, ehe zehn Minuten vergehen, haben wir die Schurken auf unsern Fersen. Es geht Etwas vor unter ihnen und sie bereiten wahrscheinlich einen Angriff.«

»Mein weißer Freund hat das Pulver. Wonodongah wird voran gehen und die Frauen führen. – Eisenarm möge den Weg schließen wenn er das Geheul der apachischen Wölfe hört!«

»Gut! also fort mit Euch, damit Niemand verletzt wird. Hier, nimm meine Büchse und gib eine dieser schlechten Flinten her – sie kann uns noch einen Dienst leisten.«

Der Tausch erfolgte rasch. Der Trapper lud sie mit einer starken Ladung Pulver und setzte statt einer Kugel bloß einen Pfropfen auf.

»Was wollen Sie thun? wie wollen Sie die Apachen hindern, uns zu folgen?« frug die Haciendera.

»Das sollen Sie sogleich erfahren, Señora!« erwiderte der Kanadier. »Sehen Sie diesen Steinblock, der aus der Wand ragt? Wenn Sie die Hand darauf stemmen, werden Sie fühlen, daß er schwankt. Eine einigermaßen kräftige Erschütterung wird ihn herunter bringen und ihn diesen Gang so anfüllen lassen, daß kaum eine Maus den Weg an ihm vorbei finden würde.« Er hatte während der Rede einen Schwefelfaden in das Zündloch der Flinte gesteckt und bohrte deren Mündung jetzt zwischen die Ritze des Gesteins, welches den Lavablock in der Schwebe hielt.

»Vorwärts, Jaguar, beeile Dich!«

Der Toyah nahm die Fackel und gab den Frauen ein Zeichen, ihm zu folgen, indem er in dem Gange vorwärts stieg. Dolores folgte ihm, über das im Wege liegende verwitterte Gestein kletternd. Hinter ihr kam zitternd vor Furcht die Zofe. Comeo sollte die Letzte sein.

Eisenarm hatte nach Beendigung seiner Vorbereitungen nach dem Eingang der Höhle zu gehorcht. – Der Augenblick schien ihm gekommen, denn er zündete jetzt mit dem Schwamm, den er an der Fackel angeglimmt, die Lunte an, die er in das Zündloch des Gewehrs gesteckt, und zog sich dann hastig – mit den Händen sich fort tappend, in den Gang zurück.

Er hatte etwa fünf Schritte gethan, als er einen geschmeidigen menschlichen Körper zwischen sich und der Lavawand fühlte, der sich vorbei drängte.

»*Caramba* – wer ist hier noch? Macht, daß Ihr vorwärts kommt, die Explosion muß sogleich erfolgen. Zum Teufel, Frauenzimmer, wo wollt Ihr hin?«

Er fühlte den Körper unter seinen Händen fortgleiten, ehe er ihn erfassen konnte, tastete vergeblich umher und wollte eben dem Comanchen zurufen, mit der Fackel herbeizuleuchten, als ein gellendes Geheul, ein ihm nur zu wohl bekannter Ton, zu seinem Ohre drang, und gleich darauf die Explosion erfolgte, die Wände der Höhlung erschütterte und die Luft mit Staub und Splittern erfüllte. – – –

Wir müssen, ehe wir den Flüchtigen auf ihrem gefährlichen Wege weiter folgen, einige Augenblicke zu den in der Höhle selbst gebliebenen Personen zurückkehren.

Welchen tiefen Widerwillen nach Anhörung der traurigen Erzählung des Wegweisers auch der Lord gegen seinen Führer empfand, fühlte er doch, daß er jetzt dessen Beistand bedürfen würde und wandte sich deshalb – nachdem Eisenarm sich zurückgezogen – mit der Frage an ihn, was jetzt zu thun sei.

Statt jeder Antwort eilte der Courier zum Eingang der Höhle, ließ über den Felsblock hinüber, der den beiden Jägern zur Deckung gedient hatte, sein weißes Taschentuch wehen und verschwand dann im Freien.

»Der Schurke!« murmelte der Lord – »er würde unser Aller Leben verkaufen, um das seine zu retten! – Laß uns ihm folgen, Mahadröh, damit sie uns erkennen und wir nicht nutzlos ermordet werden. – Sir,« wandte er sich zu dem verwundeten Offizier, »Sie müssen einige Augenblicke allein bleiben, aber sein Sie versichert, daß ich Alles aufbieten werde . . . «

Er konnte nicht weiter sprechen – das gellende markerschütternde Kriegsgeschrei der Apachen, das Eisenarm gehört, unterbrach seine Worte und machte ihn umblicken nach dem Eingang der Höhle.

Die wilden Gestalten der rothen Krieger erfüllten diesen und mit drohenden Geberden und geschwungenen Tomahawks drangen sie in die Höhle.

Der Knall der von Eisenarm vorbereiteten Explosion erschütterte in diesem Augenblick das Gestein und fesselte ihren Fuß. Durch den Qualm und Staub, welcher aus dem Hintergrund der Höhle sich hervorwälzte, glitt die leichte und zierliche Gestalt des jungen Indianermädchens und kauerte sich nieder neben dem Lager des Verwundeten, wie zum Schutz die Hände und Arme über ihn breitend.

Und durch das rollende Echo, den Dampf und Rauch erhob sich der feierliche Gesang des Krüppels und schwoll mächtig und erschütternd zu dem Gewölbe empor mit den erhabenen Worten des 18. Psalms:

»Die Erde bebte und ward bewegt, und die Grundvesten der Berge regten sich, und bebten, da er zornig war!«

DER GRAF!

Wir haben die Hacienda und ihre Vertheidiger verlassen in dem Augenblick, als die Apachen unter Führung ihrer drei Häuptlinge an verschiedenen Stellen in das Haus und den Hof drangen, die Vertheidiger sich in dem Winkel desselben betäubt und verwirrt von dem höllischen Dunst zusammendrängten und sich und die kleine Veste, die sie bisher so wacker gehalten hatten, verloren gaben, während der Senator, Morawski und der Soldat Escobedo vergeblich bemüht waren, die Entmuthigten aufzurufen, wenigstens ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Die Apachen drangen über die Plattform der unteren Dächer, über die Mauern und durch das erbrochene Thor, während der Graue Bär mit gewuchtigen Schlägen seines Kampfbeils die versperrte Thür, welche aus dem Balkonzimmer der Dame des Hauses in die große Halle führte, in Stücken schmetterte.

Die Hacienda schien in der That verloren!

In diesem Augenblick der höchsten Gefahr hörte man plötzlich die schmetternden Töne einer Trompeten-Fanfare von der Ebene jenseits der Hacienda her.

Der Pole Morawski schleuderte mit einem Stoß seines Fußes den heulenden jammernden Methodisten zur Seite und sprang, seinen Säbel schwingend, vorwärts in den Hof: »Hurrah! Muth! Das sind die Unseren, der Graf kommt zum Beistand!«

Ein kräftiger Säbelhieb des alten Soldaten fuhr wie ein Wetterstrahl über das Gesicht Kataumih's, des Häuptlings der Lipanesen, der an der Spitze der über die Dächer eingedrungenen und gegen die Vertheidiger anstürmenden Schaar der Apachen war. Frische Schüsse knallten gegen die eindringenden, plötzlich in ihrem Siegeslauf stutzenden Krieger, während fort und fort draußen den Abhang herauf näher und näher die Trompete schmetterte und jetzt eine starke Büchsensalve vor der Front der Hacienda krachte!«

»Hurrah, der Graf! Auf sie! nieder mit den Weiberdieben!« Der alte Pole achtete nicht des Pfeils, der seinen linken Arm durchbohrte, – wie ein Blitzstrahl fuhr seine leuchtende Klinge rechts und links, neu ermuthigt kämpften seine Leute um ihn; – Escobedo, an der Spitze der Vaquero's und Peons fegte die Mauern von den eingedrungenen Rothen; – der Senator selbst mit seinem langen spanischen Stoßdegen trieb einen Haufen Apachen vor sich her nach dem Hauptgebäude zurück. Schuß auf Schuß knallte von draußen – »Vive Boulbon!« – »Viva el Generale!« – »Hurrah!« klang es aus hundert Kehlen und von weiterher wiederholte sich der Ruf und wuchs und donnerte lauter und lauter. Darüber hinaus scholl der Kommandoruf der Offiziere: »Nieder mit den rothen Bestien! keinen Pardon!«

Es war in der That der Graf, der so zur rechten Zeit, wenn auch im letzten Augenblick eingetroffen war.

Der Leser weiß aus den Mittheilungen des Baron Kleist, des Adjutanten des Grafen, an dessen Verlobte, daß ein Kriegsrath der Offiziere der Expedition auf das Drängen der Kaufleute und großen Grundbesitzer beschlossen hatte, wenn sich der Zustand des Generals nicht in den nächsten vierundzwanzig Stunden ändern sollte, das Gros der Expedition unter dem Kommando des Kapitain Perez und des Adjutanten Carboyal aufbrechen und der bereits um zwei Tage voraus gegangenen Avantgarde des Polen Morawski folgen zu lassen, indeß der

Kranke unter der Pflege des Arztes und seines jungen Verwandten zurückbleiben sollte. Diese Anordnung war auch – da sich im Zustande des Grafen nicht das Geringste änderte, – zur Ausführung gekommen, mit der Moderation, daß der verspäteten Herbeischaffung der Pferde wegen der Aufbruch erst am zweiten Morgen nach dem unglücklichen Ereigniß erfolgte. Don Estevan war demnach um volle zwei Tage dem Gros der Expedition voraus, und da dieses ziemlich langsam marschirte, wurde aus der Verspätung bald ein dritter Tag.

Es war an diesem, um dieselbe Stunde des Mittags, als der Zustand des Grafen sich eben so plötzlich änderte, als er eingetreten war. In das bleiche Gesicht trat plötzlich – fast mit derselben Minute, – wieder die Farbe des Lebens, die bisher so starren ausdruckslosen Augen begannen mit der alten Energie zu funkeln, und der Kranke richtete sich ohne jeden Beistand auf seinem Lager empor und rief zum großen Schrecken seiner Krankenwärter mit kräftiger befehlender Stimme:

»Vorwärts! sattelt mein Pferd! Ruft Diego Muñoz! in einer Stunde müssen wir unterwegs sein!«

Vergeblich versuchten Suzanne und Bonifaz ihn auf dem Lager zurückzuhalten. Der Graf war mit dem Augenblick, in dem er erwachte, ganz wieder derselbe Mann und forderte unbedingten Gehorsam. Er ließ eine Flasche alten Bordeauxwein kommen und leerte sie mit einem Zuge. Während dem mußte Bonifaz ihm Rapport erstatten über den Abgang der Expedition und was sonst etwa außerhalb seines Gemachs verhandelt worden. Alles, was in seiner Gegenwart während seines Starrschlafes geschehen, schien er genau zu wissen, doch vermied er sorgfältig mit einem Wort über seinen Zustand zu sprechen, und als Bonifaz ihn darüber zu fragen wagte, war seine Antwort so rauh und streng, daß der alte Avignote kopfschüttelnd zu schweigen vorzog. Alle Befehle des Grafen waren klar und bestimmt und bewiesen, daß er nicht bloß wieder Herr seiner vollen Körperkräfte, sondern auch seiner geistigen Eigenschaften war.

Suzanne hatte heimlich sofort nach dem deutschen Arzt gesandt. Sie wußte kaum, ob sie in ihrer Kammer Gott und den Heiligen auf den Knien für diese so plötzliche Herstellung danken oder wünschen sollte, daß dieselbe langsamer auf gewöhnlichem Wege erfolgt wäre.

Als der Arzt eintraf, schloß sich der Graf eine Viertelstunde lang mit ihm allein ein – Niemand hat je erfahren, was sie da zusammen gesprochen. Doktor Köhler schien mit der erhaltenen Belohnung sehr zufrieden und verließ bald darauf San Guaymas, um nach Californien und von dort nach seiner deutschen Heimath zurückzukehren. Ihm verdankt man manche Einzelheiten über den berühmten Argonautenzug.

Vergeblich flehte der Page Jean – Suzanne – den Arzt an, als er das Gemach des Grafen verließ, ihm Näheres über die Krankheit und Heilung desselben zu sagen. Der Doktor begnügte sich, sie und den alten Diener des Generals mit der Erklärung zu beruhigen, daß alle Folgen des Anfalls vollständig beseitigt wären, aber er rieth, den Grafen nie zu verlassen, möglichst alle außergewöhnlichen Aufregungen zu vermeiden und ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Mit kummerschwerem Herzen trafen die beiden Getreuen ihre raschen Vorbereitungen zur Abreise; denn da die früheren Bestimmungen ihres Anschlusses an das Gros der Expedition jetzt ungültig geworden, hofften sie ihn nach der Hacienda des Senators begleiten zu können.

Die Nachricht von der so wunderbaren und raschen Wiederherstellung des berühmten Führers der Expedition hatte sich schnell in Guaymas verbreitet und von allen Seiten kamen die

Chefs der Kaufmannschaft und die noch etwa anwesenden oder bereits zur Küstenstadt geflüchteten großen Grundbesitzer herbei, um mit ihm zu sprechen, während das Volk sich vor der Thür seines Hauses sammelte und mit einer gewissen abergläubischen Furcht auf das Erscheinen des »*Endemoniados!*« des »Besessenen,« harnte.

Der Graf gab Jedem Rede und Antwort, brach die Glückwünsche zu seiner Genesung kurz ab, forschte nach allen in den letzten zwei Tagen eingegangenen Nachrichten und Berichten über die Fortschritte des indianischen Einfalls und betrieb dabei mit einer fieberhaften Energie und Ungeduld die Vorbereitungen seines Aufbruchs.

Dieser erfolgte in der That auch nur kurze Zeit nach der von ihm bei seinem Erwachen bestimmten Frist, Muñoz, der neue Kommandant des Forts, hatte Befehl erhalten, fünf seiner besten Leute nebst einigen kundigen Führern wohlberitten zur Begleitung des Grafen zu stellen, und die kräftigsten Pferde dazu nöthigenfalls mit Gewalt fortzunehmen. Aber es waren deren jetzt, nachdem so viele Personen vor den Apachen nach Westen geflüchtet waren, genug vorhanden, und als der Graf mit seinen beiden Gefährten unter der Veranda des Hauses erschien, war Alles zum Abritt bereit.

Der Kommandant des Forts, die Behörden und die Vorsteher der Gilden mit fast der ganzen leichtherzigen und leichtfüßigen Bewohnerschaft der Stadt waren zum Abschied versammelt, und als der Graf in seiner kleidsamen und zweckmäßigen Marsch- und Kriegsausrüstung aus dem Hause trat, empfing ihn nochmals ein lauter Zuruf.

Das Auge des kühnen Franzosen flog mit dem alten Stolz über die Menge, doch wollten Viele bemerken, daß die Falte zwischen seinen nahe zusammen tretenden Brauen finsterer und schroffer war, als früher und der sorglose Uebermuth einem gewissen nachdenklichen Ernst Platz gemacht hatte.

»*Amigos!* liebe und getreue Männer und Frauen von San José!« sagte der Graf, auf der Veranda vortretend und den Zügel seines Pferdes aus der Hand eines Soldaten nehmend, – »der unglückliche Zufall, der mich einige Tage länger hier zu verweilen zwang, kann meine Eile und meinen Eifer nur verdoppeln. Die Gränzen der Sonora sollen binnen wenig Tagen von den wilden Horden befreit sein, und so wahr das Blut der alten und rechtmäßigen Könige Frankreichs in meinen Adern fließt, will ich nicht eher nach Guaymas zurückkehren und meine Hochzeit in Ihrer Mitte feiern, als bis ich die Indianer bis in das Herz ihrer Wüste verfolgt und ihnen die Luft der Wiederkehr für lange Jahre vertrieben habe! Behalten Sie mich in Ihrem Andenken Señores und Señoras und möge die heilige Jungfrau Sie bis zu unserem Wiedersehen in Schutz nehmen!«

Unter dem *Viva* der Menge schwang er sich in den Sattel, gab dem wilden Renner die Sporen und sprengte auf der Straße nach Osten davon, gefolgt von dem Knaben Jean und seinen Begleitern.

Mit dem ersten Schritt aus der Hafenstadt entwickelte der Graf eine so fieberhafte Eile, weiter zu kommen, daß schon auf der zweiten Tagesstation mehrere der Pferde vollständig ermattet waren und durch andere ersetzt werden mußten. Am dritten Tag hatte er das Gros der Expedition eingeholt, sah sich von dem stürmischen Jubel der Abenteurer begrüßt und übernahm nun selbst wieder zum großen Verdruß Don Carboyls den Oberbefehl. Mit einer Energie, die keine Schonung und Rücksicht kannte, trieb er seine Compagnien vorwärts, um die versäumte Zeit wieder einzuholen, requirirte mit Gewalt auf den Haciendas und Ranchos

des Weges Pferde, um seine ganze Truppe beritten zu machen, und ließ am vierten Tage alle Saumthiere mit dem Gepäck zurück, um rascher und ungehinderter vorwärts zu kommen.

Es geschah dies an demselben Rancho, in welchem Señora Dolores ihr letztes Nachtlager vor ihrer Gefangennehmung durch die Apachen genommen hatte. In jener so oft beobachteten und noch niemals erklärten Weise, in welcher sich die Kunde von Ereignissen, selbst wenn alle lebenden Zeugen fehlen, mit überraschender Schnelle zu verbreiten pflegt, war auch hier bereits das Gerücht von dem Ueberfall der Apachen an der Furth des Flusses, und der Graf trieb daher nach einer kurzen Rast, indem er die allzusehr Ermatteten mit Bonifaz und Suzanne gleichfalls zurückließ, zum Weitemarsch. Dieser wurde die ganze Nacht fortgesetzt. Kurz vor Anbruch des Tages gelangte der Graf in die Nähe der Furth und machte einen kleinen Halt, um Pferden und Menschen eine Stärkung zu gönnen, bis die am noch dunklen Horizont in der Richtung der Hacienda aufsteigende Rakete ihn zum raschen Aufbruch rief. Als die jetzt etwa 150 Reiter starke Schaar des Grafen die Furth im Morgengrauen passirt war, fand sie an der Stätte des niedergebrannten Fährhauses die noch unbegrabenen von den Coyoten, den wilden Hunden und Geiern bereits halb verzehrten Leichen der Erschlagenen und andere Spuren des Kampfes, und die militairische Klugheit gebot jetzt, die nöthigen Maßregeln zu treffen und mit aller Vorsicht vorwärts zu gehen, um nicht unvorbereitet auf einen übermächtigen Feind zu stoßen.

Der Graf war bei allem Ungestüm seines Charakters doch ein zu alter Soldat und in zu guter Schule in den Kämpfen Algeriens erzogen, um dies zu versäumen. Unter Juan Racunha, dem Perlenfischer von Espiritu Santo, wurden daher Patrouillen vorausgeschickt, die bald Nachricht von dem fernen Büchsenfeuer und, als der Haupttrupp langsam und verborgen noch weiter vorgedrungen war, von dem auffallenden Manövre der Indianer brachten, die gerade ihre Reiter nach verschiedenen Seiten ausgesandt, um die Mittel zu der Ausräucherung der Vertheidiger herbeizuschaffen.

Nur mit genauer Noth waren die Späher der anrückenden Truppe einer Entdeckung entgangen; als aber die Reiter der Apachen zu der belagernden Horde zurückgekehrt waren und dieselbe sich nun eifrig mit ihrem höllischen Werk beschäftigte, so daß sie jede Vorsicht vernachlässigte, konnte der Graf mit voller Ruhe seine Maßregeln treffen.

Diese waren so umsichtig und wirksam, daß eine vollständige Ueberraschung der Indianer während des Sturms erfolgte. Eine Abtheilung der Weißen bemächtigte sich sofort der nur von wenig Kriegern bewachten Pferde und zerstreute dieselben, wie vorher mit den Heerden des Senators geschehen war; eine zweite unter Kapitain Perez suchte die Hohlwege zu gewinnen, um den wilden Kriegern den Rückzug in das Gebirge zu verlegen oder wenigstens zu erschweren, und der Graf selbst fiel mit der Hauptschaar den Stürmenden in den Rücken.

So war es gekommen, daß den bedrängten Vertheidigern der Hacienda im Augenblick, wo sie diese verloren glaubten, die plötzliche Hilfe und Rettung wurde! — —

Viele der Abenteurer, welche die Gewohnheiten ihres früheren Lebens eben zu keinen besonderen Reitern gemacht, hatten es vorgezogen, zu Fuß zu kämpfen. Dazu gehörten unter Anderen die beiden zugleich mit dem Kreuzträger und dem Preußischen Offizier zu San Francisco in die Schaar aufgenommenen Matrosen und der Seeräuber. Die ganze Mordlust des Letzteren brach auf's Neue hervor, als er mit diesen beiden standhaften Gefährten an dem

eingeschlagenen Thor Posten faßte und hier in dem zurückfluthenden Strom der entmuthigten Indianer metzelte.

Der Häuptling der Meskalero's hatte vergeblich sich bemüht, dem Ansturm der Weißen mit einem Haufen tapferer Krieger auf dem Raum der früheren Corrals Stand zu halten. Die Zerstörung derselben wurde den Apachen jetzt selbst zum Verderben, denn Nichts hinderte die Reiter des Grafen, sich mit voller Wucht auf sie zu Werfen, während ein lebhaftes Büchsenfeuer der Fußkämpfer von allen Seiten in ihre Reihen schlug. Gewohnt auf den weiten Ebenen immer zu Pferde zu kämpfen, bei Krieg und Jagd fast Eins geworden mit ihren Rossen, sahen sie sich dieser jetzt durch die klugen Maßregeln des Grafen beraubt, und suchten vergeblich, die Pferde wieder zu erreichen und mit ihren unvollkommenen Waffen sich gegen die besser disciplinirte Schaar der kühnen und kampflustigen weißen Abenteurer zu wehren.

Der Erste im Angriff war der Graf selbst gewesen. Gefolgt von etwa vier oder fünf der Bestrittenen, war er gegen den Haufen angestürmt, der sich Makotöh, dem grimmigen Häuptling der Gileno's, in dem glücklichen Angriff auf den Mittelbau der Hacienda angeschlossen hatte und über den Balkon in das Innere der Hacienda drang. Das Adlerauge des Grafen hatte sofort die Gefahr auf dieser Stelle bemerkt und ihn dahin geführt. Mehrere der Krieger, die noch nicht über den Balkon eingestiegen waren, hatten sich, durch das Trompetensignal zum Angriff auf die Gefahr aufmerksam gemacht, umgewendet und den Reitern die Stirn geboten. Des Grafen toller Renner warf zwei oder drei zur Seite, den Tomahawkhieb eines vierten parirte die des Fechtens geübte Hand des Reiters und ein furchtbarer Hieb des Dschambea, des Geschenks Nena Sahib's, des berühmten indischen Rebellen gegen die englische Macht, spaltete das Haupt des indianischen Kriegers bis auf das Schlüsselbein.

Diese Probe einer ihnen mit Recht dämonisch erscheinenden Kraft entsetzte die anderen Apachen, welche sich dem Franzosen entgegengeworfen, und ließ sie fast widerstandslos von den Reitern niedermetzeln, die dem Grafen gefolgt waren.

Dieser selbst hatte mit gewaltigem Ruck den Renner parirt, daß dieser auf seine Hinterfesseln zurücksank, und sich – ohne die am Sattel befestigte Büchse zu lösen – herabgeschwungen. Im nächsten Augenblick stand er auf dem seiner Balustrade durch die Balkenstöße der Indianer beim Einbruch in das Haus entblößten Balkon und trieb mit den zermalmenden Hieben seiner furchtbaren Waffe die Indianer zurück, welche jetzt durch das erbrochene Gitter wieder herauszudringen suchten.

Das Aussehen des berühmten Franzosen war in diesem Augenblick der entflammten Kampfwuth von einer fast majestätischen Schrecklichkeit und erinnerte an die Beschreibung der furchtbaren Krieger und Recken der ersten Ritterzeit. Die hohe kräftige Gestalt, deren breite hochgewölbte Brust das einfache Lederhemd umschloß, schien mit jedem Schlage zu wachsen – das ausdrucksvolle entschlossene Gesicht zeigte jene Marmorblässe, die gewissen Naturen in der höchsten Aufregung eigen wird und gewöhnlich einen furchtbaren Ausbruch des Zornes verkündet; die eng zusammenlaufenden Augen schienen unter dem grauen mit den zwei Adlerfedern geschmückten Filzhut elektrische Blitze zu sprühen, während die kleine mit dem zierlichen Glacéhandschuh bedeckte Hand die schwere Waffe wie einen leichten Fächer schwang und jeder Hieb mit einer Leiche den Boden deckte.

Von unbeschreiblichem Entsetzen gepackt, eilten die Krieger des Grauen Bär in das Innere des von ihnen erstürmten Hauses zurück und flohen in die Winkel der von ihnen geplünderten Gemächer. Ihnen nach, ohne sich darum zu kümmern, ob seine Leute ihm folgten, stürzte

der furchtbare Franzose und sprang hinter den Vordersten durch die eingeschlagene Thür der großen steingepflasterten Halle.

Makotöh, der Graue Bär, stand ihm gegenüber.

Der berühmte Häuptling der Gileno's, im Begriff, aus dem Hause in den Hof zu dringen, als die Trompetenfanfare an sein Ohr schlug, war durch die Flucht und das Gedränge seiner eigenen Leute, welche die Thür versperrten, verhindert worden, sich schon eher den neuen Feinden entgegen zu werfen und auf den Kampfplatz in den Corrals zurückzueilen. Die plötzliche Erscheinung des Grafen war so überraschend, daß der gigantische Häuptling, dessen Muth und Kraft unbestritten war, unwillkürlich einige Schritte zurückwich.

Die beiden furchtbaren Gegner maßen sich eine Minute lang mit funkelnden Augen, Jeder erkannte mit dem ersten Blick den Anderen, auch wenn das Bärenfell um die Schulter des Einen, die Adlerfedern auf dem Hute des Weißen sie nicht einander kenntlich gemacht hätten.

»*El oso pardo!*« sagte der Graf mit tiefem unheimlichen Klang in spanischer Sprache. »Er- gieb Dich, und ich will Dir das Leben schenken!«

»Hund von einem Bleichgesicht! Stirb Du selbst!«

Der Häuptling hielt in seiner linken Faust die Büchse, in der rechten den schweren Tomahawk, mit dem er so eben noch die Thür zur Halle eingeschlagen. Er ließ die Büchse fallen und stürzte sich, den gellenden Kriegsruf seiner Nation ausstoßend, mit dem Sprung eines Tigers auf seinen Feind.

Der Franzose erwartete, ohne einen Zoll zu weichen, den furchtbaren Angriff. Er begegnete mit dem Rücken der Dschambea dem Schläge des Tomahawk so gewaltig, daß die Waffe aus der Faust seines Gegners flog. Dann ließ er die eigene an dem Riemen um sein Handgelenk nieder sinken, trat einen halben Schritt vor und packte den Indianer an seinen kurzen mit Menschenhaaren gesäumten ledernen Beinkleidern und dem Gürtel um seine Hüften.

Einige Augenblicke rang die gigantische Kraft des Häuptlings mit seinem Gegner, dann wurde er aufgehoben und mit so gewaltigem Schwung auf das Pflaster der Halle niedergeschleudert, daß er regungslos liegen blieb.

»Bindet ihn!« sagte der Graf mit unbewegter Stimme zu seinen Begleitern, die jetzt in die Halle drangen, nachdem sie alle Indianer, die sie gefunden, erbarmungslos getödtet. »Bindet ihn – aber Niemand thue ihm etwas zu Leide!«

Ohne sich weiter um den gefällten Feind zu kümmern, trat er in die äußere Pforte der Halle.

Erst jetzt kehrte die Farbe des Blutes in sein Gesicht zurück und seine grauen Augen nahmen ihren gewöhnlichen unstäten Ausdruck wieder an – der Paroxismus, der an die alte Berserkerwuth erinnerte, die Alles vernichtete, was ihr in den Weg trat, war vorüber.

Der Graf, der bei dem Ringen seinen Hut verloren, betrachtete, ohne sich um die noch im Hofe der Hacienda fortdauernde Metzelei mehr als mit einem Blick zu kümmern, seine beschmutzten und halbzerfetzten hellen Glacéhandschuhe, zog sie aus und warf sie fort. Dann trocknete er mit dem parfümirten Taschentuch einige Tropfen von seiner Stirn, befahl einem seiner Soldaten, ihm den entfallenen Hut zu bringen und setzte die silberne Kommandopfeife, die er an einer Schnur um den Hals trug, an seine Lippen. –

Wir haben eben gesagt, daß im Innern des Hofes die Metzelei noch fort dauerte.

Eine solche war es allein noch. Von allen Seiten angegriffen, verhindert, durch das eingestoßene Thor die Flucht zu ergreifen, entsetzt, entmuthigt durch den plötzlichen Ueberfall

und die Wendung des Kampfes, nachdem sie bereits den Sieg in Händen gehabt, suchten die eingedrungenen Apachen über die Mauern zu entfliehen oder fochten mit dem letzten Muth der Verzweiflung. Kein Pardon wurde von den Weißen, von den Vertheidigern der Hacienda wie von der Schaar des Grafen gegeben – unbarmherzig wurde jeder Indianer im Innern der Mauern getödtet, – nur Wenigen gelang die Flucht über diese. Unter den Erschlagenen befand sich auch der Häuptling der Lipanesen.

Wie in der Hacienda selbst wurden auch außerhalb derselben die rothen Krieger auf allen Punkten geschlagen und zerstreut, nur daß sie hier leichter sich zu zerstreuen und die Flucht zu ergreifen vermochten, auf der noch Mancher von der sicheren Kugel aus dem Rohr der Weißen erreicht wurde. Wis-con-Tah, dem schlaun und berechnenden Häuptling der Mes-calero's, war es, wenn auch leicht verwundet, gelungen, eines der versprengten Pferde zu erhaschen und zu entkommen.

Die Niederlage der Apachen war vollständig – seit einem Menschenalter hatten sie keine so umfassende und blutige erlitten. Was sich vor den mörderischen Waffen der Weißen gerettet und dem Hinterhalt des Kapitain Perez entkommen war, floh in wildem Lauf nach der Sierra und der Stelle, wo die Reiter des »Fliegenden Pfeil« zur Verhinderung eines Fluchtversuchs der Mexikaner aus der Hacienda zurückgeblieben waren.

Der Graf war nicht der Mann, seinen Sieg unbenutzt zu lassen. Der schrille Ton seiner Kommandopfeife rief noch während der letzten Phasen des Kampfes Racunha und den Polen Morawski an seine Seite. Beide waren von vergossenem Blut bedeckt, der alte Soldat von Ostrolenka zwei Mal verwundet.

»Wir müssen sie verfolgen, Messieurs!« befahl der General hastig, »keine Ruhe, sonst merken sie unsre geringe Zahl. Dort sind frische Pferde« – er wies nach denen im Hofraum – »lassen Sie die rüstigsten Reiter aufsitzen und hinter ihnen drein!«

Erst jetzt wandte er sich zu dem Senator, der, erschöpft, auf seinen langen Stoßdegen gestützt, herbeikam.

»Sieg! Sieg! Señor Don Estevan! – Aber wo ist Dolores, meine Braut?«

»Gefangen – in den Händen der Indianer! Gott schütze mein unglückliches Kind! Was nützt mir unser Sieg, wenn ich sie nicht wiederhabe!«

Der Graf stieß einen furchtbaren Fluch aus. »Ich will den rothen Teufel drinnen mit glühenden Zangen zerreißen lassen, wenn sie es wagen, ihr ein Haar zu krümmen! In die Sättel, Kameraden, in die Sättel und ihnen nach!«

Der Senator faßte seinen Arm. »Hören Sie erst, Señor – ich bin nicht ohne Hoffnung; denn ich erhielt gestern Abend Nachricht und treue Freunde wachen über sie!«

»Wer, Señor?«

»Kreuzträger und zwei meiner früheren Tigreros, Eisenarm und ein Comanche, der »Große Jaguar« genannt.«

Der Graf erbebt – er fühlte, daß dieser Wink des Schicksals nicht ohne Bedeutung sei und daß er die Gelegenheit nicht verlieren dürfe.

»Ich habe einen Bürgen, Señor Senador,« sagte er, »der uns die Freiheit Ihrer Tochter sichert. Der gefürchtete Häuptling der Apachen, der Graue Bär, ist in meinen Händen. Kommen Sie und lassen Sie mich auf das Genaueste Alles hören, damit wir danach unsere Maßregeln zur Befreiung der Señora treffen können.«

Er ertheilte noch einige Befehle und folgte dann dem Hacienhero in die Halle, wohin man die neuen Todten und Verwundeten brachte.

Don Estevan war bereits mit der Sorge um die Letzteren beschäftigt. Die geflüchteten Weiber begannen sich wieder einzufinden, Vaquero's und Soldaten trugen ihre verwundeten Kameraden herbei, andere drängten sich heran, den gefürchteten, jetzt machtlosen Häuptling der Gileno's in der Nähe zu sehen; denn die Kunde von dessen Gefangennahme hatte sich bereits durch die ganze Hacienda verbreitet.

Soeben schleppte der ehrliche Deutsche *Wichmann*, der vom Grafen zum Kommandeur seiner Artillerie – freilich gegenwärtig ohne Kanonen – ernannt worden war, Master Slongh am Ohr vor den General unter der Anschuldigung, die Todten beider Parteien geplündert zu haben, während er sich von dem Handgemenge weislich fern gehalten hatte, und nur das Zeugniß des Senators von dem wohlgezielten Schuß, den er früher gethan, und daß er gerade einer der Boten sei, die Nachricht von der Señora gebracht, rettete ihn vor strenger Bestrafung. Nach dem zweiten Boten, dem Yankee, sah man sich vergeblich um, er war verschwunden oder hatte sich versteckt seit der Ankunft des Grafen und der Gewinnung des Sieges. Bei der Verwirrung und Aufregung, die noch allgemein herrschte, kümmerte man sich überdies wenig um seine Person und sein Schicksal.

Der Methodist wurde nunmehr unter all' diesen blutigen und traurigen Scenen, die selbst einem Siege zu folgen pflegen, vom Grafen genau über die Gefangennahme der Hacienda und die Vorgänge seines eigenen Entkommens befragt. Aus der wenn auch mangelhaften Beschreibung Slongh's erkannten mehrere der anwesenden Rostreadores sofort den Ort, wo die Mescalero's und Gileno's ihr Lager aufgeschlagen gehabt und es fand eine ernste und hastige Berathung statt über die Frage, ob man die Flucht der Indianer dorthin verfolgen und sie in ihrem Schlupfwinkel angreifen könne; denn es war wohl zu bedenken, daß sowohl die Vertheidiger der Hacienda durch die Aufregung in dem Nachtdienst der letzten Tage und Nächte, wie die Mitglieder der Expedition durch den angestrengten Marsch und den Angriff zum Tode erschöpft waren.

Während dieser Verhandlungen blieb der Häuptling bei Gileno's, der, von dem betäubenden Sturz auf das Pflaster der Halle nach einigen Minuten wieder erwacht, sich als Gefangener der gehaßten Weißen gefunden und vergeblich seine starke Bande zu zerreißen versucht hatte, unbeweglich an die Wand gelehnt, mit jenem finstern Trotz sich in sein Schicksal ergebend, der die indianischen Krieger auszeichnet. Don Carboyal, der an dem Kampfe nur einen mäßigen Antheil genommen, schien ihn sofort als einen Gefangenen der Regierung zu betrachten und hatte neben ihm zwei Posten gestellt, die jede Bewegung des Gefürchteten beobachten mußten.

Unter den Klagen der Verwundeten, den blutigen Scenen der mangelhaften Hilfeleistung, und der Berathung der Führer gingen die Krüge und Flaschen, mit Aguardiente und Mescal, die der Hacienhero zur Stärkung für die Erschöpften herbeischaffen ließ, von Hand zu Hand, und die Cigarretten von Maisstroh erfüllten mit ihrem Dampf die Halle, während Lachen, Betheurungen, Erzählungen der verrichteten Heldenthaten und Wetten darüber sich mit den letzten Seufzern der Sterbenden oder den Gebeten ihrer Freunde und der schluchzenden Weiber mischten.

In diese wilde und aufregende Unterhaltung klang plötzlich ein Jubelruf von Außen, ein stürmisch anschwellendes *el viva!* und das Geschrei: »*El vaquero! Diaz! Diaz!*«

Der Graf unterbrach seine Rede, während der Senator ihn erregt am Arm faßte: »*Que es esta!*«

»*Oh por amor de Dios!*« stöhnte der Haciendero, »es ist der Knabe, der meine Tochter aufgesucht, lassen Sie uns hin – –«

Es war unnöthig! Von einem Haufen seiner Kameraden und der Soldaten der Expedition mehr getragen, als geleitet, kam ihm auf der Schwelle der Halle der junge Vaquero entgegen, der so brav die Abenteuer des vergangenen Tages und der Nacht bestanden und für die Befreiung seiner Herrin gekämpft hatte.

Der junge Mann sah bleich und erschöpft aus und konnte sich offenbar kaum noch auf den Füßen halten. Von seiner Stirne tropfte aus einer Wunde Blut, Hände und Gesicht waren von Dornen zerrissen, seine Kleidung zerfetzt und beschmutzt – sein Athem keuchend, wie von einer furchtbaren Anstrengung.

Der Soldat Escobedo, der in seiner Nähe stand, erkannte zuerst seinen Zustand und seine vergebliche Anstrengung, zu sprechen. Er reichte ihm einen großen Becher Mescal, den der junge Mann mit einem Zuge leerte. Das scharfe Getränk schien ihm wieder Kräfte zu geben und seine Zunge zu lösen. Das erste Wort, was er sagte, war: »Die Señoritta! Zu Hilfe für Señora Dolores! Die Apachen belagern unsere Freunde in der Höhle der Condemnados!«

»So ist sie entkommen? Was ist geschehen? rede!«

Ein »*Benedita Maria – purissima!*« von den Lippen der Bewohner der Hacienda zeigte ihre Theilnahme für die junge Gebieterin. Man hatte Diaz einen Rohrsessel gebracht und der Erschöpfte sank darauf nieder, ohne zu bemerken, daß dicht hinter ihm der leblose Körper seines alten Verwandten, des Mayordomo, lag.

Alles drängte sich um ihn. »*Hombre! sus! alta!* Rede! sprich!« klang es von allen Seiten – zehn Hände boten ihm frische Becher dar, aber der junge Vaquero wies sie jetzt von sich, und der Senator und der Graf drängten die Leute zurück, wohl erkennend, daß sie nur in einem ruhigen Befragen das Nöthige erfahren würden.

»Sprich jetzt!« befahl der Senator – »ist meine Tochter am Leben und unverletzt?«

»*Si, Señor!* Der heiligen Jungfrau sei Dank und der Tapferkeit unserer Freunde. Wir haben sie kurz nachher, als der Mond aufgegangen, aus dem Lager der Apachen befreit und ihre Wächter getödtet!«

»Bei dem heiligen Kreuz von Puebla! es soll Euch vergolten werden. Aber sprich weiter, was ist geschehen?«

»Wir waren auf dem Wege hierher, Señor Senador,« berichtete der Jüngling, »und hofften die Hacienda zu erreichen vor dem Angriff dieser rothen Teufel, die Ihr – wie ich sehe – so glücklich zurückgeschlagen. Aber wir hatten einen Verwundeten bei uns, einen Europäer, Don Arnoldo nennt er sich, der auf dem Mordplatz an der Furth dem Tomahawk der Apachen entgangen und dort zu uns gekommen war, und sein Transport und die Gefangenen verzögerten unsern Marsch, bis wir auf einen Hinterhalt stießen, den die Apachen an der Querencia¹ der Biberbäume gelegt hatten.«

»Und sie ergriffen Euch auf's Neue?«

»Nein, Señor, wir merkten ihre Nähe zeitig genug, und zogen uns zurück nach dem Thale der Verdammten, wo wir früher unsere Pferde versteckt hatten.«

¹Bezirk, in dem sich die Pferde aufhalten.

»Und man sandte Dich aus uns Botschaft zu bringen? Die Apachen hatten Euren Versteck entdeckt?«

»*Quedo! que dito*, Señor Senador! – Es ist eine lange Geschichte und jetzt sie zu erzählen keine Zeit. *Bastante!* Der Kreuzträger und ich verließen die Gesellschaft, bei der wir nicht mehr mit Ehre und Gewissen bleiben konnten, und machten uns auf den Weg, Botschaft hierher oder unsere Büchsen Ihnen zu Hilfe zu bringen. Aber die rothen Teufel mußten auf irgend eine andere Weise auf unsere Spur gekommen sein, denn wir hatten kaum, unsere Pferde an die Hand nehmend, den engen Eingang des Thals passirt und wollten den Berghang hinabsteigen, als wir auf einmal wie von einem Wespenschwarm von den rothen Halunken überstürzt wurden, die förmlich aus der Erde zu quellen schienen.«

»Und Du entkamst?«

»Der heiligen Jungfrau sei Dank dafür! Sie fielen zunächst über den alten Mann her, der ihnen ein Dorn im Auge ist, so viele der Schurken hat er schon von der Welt geschafft, und rissen ihn zu Boden. Was weiter mit ihm geworden ist, weiß ich nicht, doch schienen sie uns nicht tödten zu wollen, da sie dies sonst leicht aus ihrem Hinterhalt gekonnt hätten! *Basta!* ich hatte verdammt wenig Zeit, mich umzusehen, und sprang auf das Pferd, ehe sie mich fassen konnten. Sie warfen sich zwar dem Gaul an die Beine und versuchten uns auf alle Weise aufzuhalten – aber ich habe nicht umsonst bei meinem guten Oheim Geronimo – ich vermisse seine ehrwürdige Gestalt unter Ihnen, Señores! – dem besten Pastore¹ Mexiko's in seiner Jugend! reiten gelernt. Ich bäumte ein halbes Dutzend der Schurken zu Boden, und ehe sie von ihren Pfeilen und Flinten Gebrauch machen konnten, jagte ich wie toll den Berg hinab. Zum Glück hatten sie ihre Pferde in irgend einem Versteck zurückgelassen und konnten mich nicht gleich verfolgen. Es war ein Ritt auf Tod und Leben, Señor Senador, denn ich stürzte mit dem Pferde in eine Quebrada², daß ich meinte, ich bräche Hals und Beine; aber zum Glück, wenn auch gerade nicht zu meinem besonderen Ergötzen, blieb ich in einem Dornengebüsch hängen. So schlug ich mich durch die Berge und Felsen, um den Indianern nicht wieder in den Weg zu kommen, zu Fuß weiter, bis ich die Flucht der Apachen bemerkte, und ihnen dabei nur mit genauer Noth entging.«

»Aber meine Tochter – wo ist meine Tochter?«

»In der Höhle des Kraters. Die Indianer müssen ihr Versteck entdeckt haben, denn ich hörte die Büchse Eisenarm's knallen, als ich den Berg hinunter jagte. Ich hoffe, es gelingt ihnen, das Versteck zu halten, bis Sie Hilfe senden, Señor Senador!«

»Wer vertheidigt sie, nachdem mein wackerer Kreuzträger in die Hände der Apachen gefallen?« frug der Graf.

»Zwei der besten Büchsen bis zum Rio del Norte. Eisenarm und der Große Jaguar der Comanchen!«

»Also wirklich! ich höre von diesen Männern so viel, daß es mich drängt, ihre Bekanntschaft zu machen. Bringen Sie alle Pferde herbei, Kapitain Perez, die sich noch auf den Beinen halten können. Mögen sie zu Tode gejagt werden, wenn wir nur die Señora retten!«

Einige der Offiziere und der Vaquero's eilten hinaus, dem Befehl Folge zu leisten.

»Hältst Du die Position jener Höhle für gut und vertheidigungsfähig, Bursche?« frug der Graf weiter.

¹Pferdehirt.

²Abgrund.

»*Par Dios!* vier solcher Büchsen, wie dort waren, hätten sie den ganzen Tag halten können und ich meine, die Indianer haben nicht Zeit, sich lange aufzuhalten nach der Schlappe, die sie hier bekommen! Indeß ist das Indianermädchen noch da, und ich habe sie einen so guten Schuß thun sehen, wie nur immer ein Mann ihn für einen Freund in der Noth abfeuern mag. Vielleicht läßt sich auch der Engländer bewegen, einen Schuß für ehrliche Christenmenschen zu thun. Er scheint nicht ohne Gefühl zu sein, obschon er ein verdammter Ketzler ist.«

»Ein Engländer? was ist's mit ihm? Wie heißt er?«

»*Quien sabe!* was weiß ich! Er scheint gut Freund mit den Apachen und hat einen Kerl bei sich, der so gelb ist, wie eine Quitte und auf Armen und Beinen hüpf, wie ein Frosch!«

»Lord Drysdale! Höll' und Teufel, wie kommt dieser uns wieder in den Weg? Jetzt, Hawthorn, ist die Reihe an Dir, Kerl, mit ihm fertig zu werden, ich mische mich nicht mehr hinein.«

Der Seeräuber, der eben im vertrauten Gespräch mit seinem Freunde Slongh gewesen war, als der gefürchtete Namen an sein Ohr schlug, stieß eine prahlerische Verwünschung gegen seine Verfolger aus, aber sein Gesicht war bleich und seine Lippe bebte.

»Señor Don Carboyal,« fuhr der Graf fort, der eben die Meldung erhalten, daß die Pferde bereit ständen, – »ich vertraue Ihnen den Schutz der Hacienda und die Bewachung dieses indianischen Häuptlings an, den ich gegen unsern wackern Freund Kreuzträger auszuwechseln denke, wenn er noch am Leben ist!«

»Euer Excellenz werden nicht daran denken,« sagte der Adjutant hochmüthig, »einen so wichtigen und gefährlichen Gefangenen des Staats für das Leben eines niedern Landstreichers freizugeben. Ich müßte ernstlich Namens der Regierung protestiren.«

»Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Regierung!« lachte der Franzose. »Mein Wort darauf, daß ich es thun werde. Nicht die sehr hohe und sehr jämmerliche Regierung von Mexiko, sondern diese Hand hat den »Grauen Bär« der Gileno's zum Gefangenen gemacht und ich werde mein Kriegerrecht zu wahren wissen. Aber nun, Freiwillige vor und in den Sattel, wer Lust hat, für eine schöne Dame noch einen Schlag zu thun. Addios, Señor Senador! Sie sehen mich ohne meine schöne Braut nicht wieder!«

»Nehmen Sie mich mit, Excellenza,« bat der junge Vaquero. »Meinen letzten Blutstropfen für Señora Dolores!«

»Sie sind ein braver Bursche! Vorwärts denn!«

Er stülpte den Federhut auf den Kopf und griff nach der furchtbaren Waffe, die er geführt. Diaz, obschon zerschlagen, todesmüde und vielfach verletzt, machte sich bereit, ihm zu folgen, als eine Hand plötzlich sein Jagdhemd festhielt.

»Diaz, mein Sohn! Fleisch von meinem Fleisch, bleibe bei mir!«

Der junge Mann hatte sich umgewendet. »Heilige Jungfrau! Oheim Geronimo, was ist Euch geschehen?«

In der That war es der alte Mayordomo der Hacienda, der sich hinter ihm halb empor gerichtet hatte und mit zitternder Hand ihn festhielt. Noch einmal war der Lebensfunke bei dem Ton der Stimme seines einzigen Verwandten in dem Greise aufgeglimmt, ehe er für immer erlöschen sollte.

Der Haciendero war zu ihm getreten und reichte ihm die Hand. »Geronimo, mein alter Freund und Diener, wie geht es Dir?«

»Ist die Hacienda del Cerro gerettet?«

»Den Heiligen sei Dank und der Hand meines tapferen Schwiegersohnes, der so zur rechten Zeit kam!«

Der Sterbende schaute auf den Grafen, der ungeduldig zur Seite stand, und schüttelte traurig das weiße Haupt. »Er hat keine Zeit zum Freien, Señor,« – flüsterte er. »Die Hacienda del Cerro wird ihn niemals ihren Herren nennen! Die Falte zwischen seinen Brauen verkündet Unheil. Wer ist der Mann dort mit dem blutigen Purpurmantel?«

»Oheim, beruhige Dich! was meinst Du?«

Der Haciendero gab seinen Leuten ein Zeichen, er sah, daß der alte Diener seines Hauses im Delirium des letzten großen Kampfes lag. Die Meisten um ihn her fielen auf die Knie und das Murmeln der Sterbegebete unterbrach für einige Minuten die lärmende Scene.

Der hagere Arm des Greises hatte sich um das Haupt seines jungen Verwandten gelegt, sein Finger deutete auf den Soldat Escobedo, der unter den Knieenden stehen geblieben war.

»Es ist Blut an seiner Hand,« murmelte er, »Fürstenblut! Gehe nicht mit ihnen, Diaz, mein Sohn! Denn auch um Dich sehe ich einen Strom von Blut. Hüte Dich vor Puebla! Aus dem Blut der weißen Männer wächst die Herrschaft des rothes Stammes – – Herr, mein Gott! soll denn der Indianer wieder Herr im Lande seiner Väter und das blaue Blut sein Knecht werden?«

Der Arm um das Haupt des schluchzenden Jünglings löste sich – die ausgestreckte Hand des Greises sank nieder, das ehrwürdige Haupt fiel zurück – mit einem letzten Blick auf seinen Herrn, dem er so lange treu gedient, war der alte Diener verschieden.

»Leben Sie wohl, Señor Don Estevan,« sagte der, Graf, – »wir haben schon zuviel der kostbaren Zeit verloren! Vorwärts, Caballero's!«

Einige Augenblicke darauf hörte man die zu neuer Anstrengung aufgestachelten Pferde über den blutgetränkten noch mit Leichen bedeckten Boden jagen.

Der Senator kniete am Lager seines todtten Dieners und betete ein Ave für die geschiedene Seele und die Rettung seiner Tochter.

Wir müssen zu dieser selbst zurückkehren, die Eisenarm und der Comanche übernommen hatten, durch das Innere des alten Vulkans vor einer neuen Gefangenschaft zu retten.

In den ersten Augenblicken nach der von ihm selbst hervorgerufenen Explosion und dem Sturz des Lavablocks begriff der Trapper kaum, was vorgegangen. Er hatte die Menschengestalt an sich vorbei schlüpfen fühlen, sie vergeblich festhalten wollen und war gleich darauf von Staub und Geröll halb erstickt worden.

Durch den Luftdruck in dem engen Raum des Höhlenganges war auch die Holzfackel des Comanchen erloschen und es bedurfte einiger Zeit, ehe sie wieder in Brand gebracht werden konnte. Während der Zeit lauschte der ehrliche Trapper vergebens durch das Gewirr der seltsamen Töne, welche aus dem vorderen Theil der Höhle zu ihm drangen, auf einen Laut, der ihm das Schicksal der Person verrathen machte, die sich so unbesonnen der Zerschmetterung durch den Lavablock ausgesetzt hatte. Endlich kehrte Wonodongah mit dem Brand so weit zurück, daß Eisenarm zu seinem Schmerz seine Ahnung bestätigt erkannte, Comeo sei die Person gewesen, die sich an ihm vorüber gedrängt.

»Was hat Eisenarm mit der Schwester seines Freundes gemacht?« frug der Indianer. »Ich sehe Windenblüthe nicht bei ihm!«

»Ich möchte mir das Haar ausreißen, Comanche,« antwortete in größter Unruhe der Trapper. »Das Mädchen ist fort – sie huschte wie ein Wiesel an mir vorüber, der Teufel weiß, aus welchem Grunde, und ich fürchte, der Felsblock hat die Unglückliche zerschmettert.«

Trotz seiner gewohnten Ruhe überflog der Ausdruck jähren Schreckens das Gesicht des Toyah und bewies, wie innig er das junge Mädchen liebte. Er drängte den Freund zur Seite und sprang nach der Stelle der Explosion, wo er sorgfältig am Boden jeden Spalt unter dem Lavablock beleuchtete. Als er sich wieder erhob, war sein Gesicht ruhig und es schwebte selbst ein leichtes Lächeln um seine Lippen.

»Windenblüthe ist unverletzt,« sagte er, »sie befindet sich jenseits des Steines in der Höhle.«

»Aber was um Himmels willen kann das Mädchen bewogen haben, uns zu verlassen und sich auf's Neue in die Gefahr zu stürzen?« murrte der ehrliche Kanadier, indem er sich den kalten Angstschweiß mit dem Aermel seines Lederhemds von der Stirn trocknete. »Ich wüßte doch nicht, daß wir Etwas vergessen hätten, was eines solchen Wagnisses werth war?!«

»Comeo ist zu ihrem weißen Freunde zurückgekehrt. Der junge Krieger hat sein Leben für sie eingesetzt, und Comeo ist dankbar. Es ist Zeit, daß wir weiter gehen. Wenn die Feuerblume in Sicherheit ist, werden Eisenarm und der Jaguar ihre Schwester von den Apachen zurückfordern.«

Der Trapper murmelte Etwas, wie: der Teufel könne allein die Weiberlaunen ausstudieren und sie hätten jetzt das Vergnügen, die ganze Geschichte von vorn anzufangen! aber er begriff, daß im Augenblick Nichts zu machen war, als der Entscheidung seines jungen Freundes sich zu fügen, und so folgte er denn diesem zu den bereits voller Angst ihrer im Dunkeln harrenden beiden Frauen, denen der würdige Jäger in etwas confuser und unklarer Weise die Handlungsweise der jungen Indianerin mittheilte.

Die schöne Dolores bedauerte aufrichtig den schnellen Verlust des Mädchens, aber die Zeit drängte zu sehr, aus der gefährlichen Nähe der Apachen zu kommen, als daß man dem seltsamen und nicht mehr, wieder gut zu machenden Entschluß Comeo's hätte längeres Bedauern widmen können, und so setzten dann alsbald die vier Personen in der früheren Reihenfolge ihren mühseligen Weg fort.

Dieser ging im vollsten, nur durch den Schein des Cedernspahns spärlich erhelltem Dunkel etwa vierzig Schritte weit in die Tiefe und bestand offenbar aus einer durch die vulkanischen Erschütterungen in die Bergwand gerissenen, bei einer späteren Eruption von einem neuen Lavaguh wieder gefüllten oder überwölbten Bergspaltung; denn an zwei Stellen traten die Wände so dicht zusammen, daß sich die Flüchtlinge nur mit Mühe hindurch zwängen konnten und schon hier der Transport der Verwundeten und des Malayen unmöglich geworden wäre. Bei der nächsten Wendung aber öffnete sich plötzlich der Gang und die beiden Frauen sahen mit einer unbeschreibbaren Erleichterung und Beruhigung den blauen Morgenhimmel wieder über sich.

Das Gefühl der Sicherheit und der überstandenen Gefahr dauerte jedoch nicht lange; denn als sie sich näher umsahen, fanden sie, daß sie sich auf einer Art enger Platte befanden, die zu einer Fortsetzung der von schroffen Wänden eingefassten, jetzt offenen Bergspalte wohl dreißig Fuß tief steil und glatt abfiel.

Die beiden Mädchen blieben erschrocken vor diesem Hinderniß ihrer weiteren Flucht stehen, um so mehr, als ihre beiden Führer gar keine Anstalt zu machen schienen, auf irgend

eine Art weiter zu kommen. Beide standen vielmehr in horchender Stellung, und als die Señora aufmerksamer lauschte, konnte auch sie den Knall entfernter Schüsse vernehmen.

»*Pardiou*, Toyah!« sagte der Trapper – »was meinst Du zu der Richtung dieser Schüsse?«

»Sie kommen von diesseits der Hacienda. Die Apachen sind geschlagen und werden verfolgt!«

»*Demonio!* was so ein Indianer für eine seine Nase hat! Aber es ist richtig damit. Señora, jetzt mag ich Ihnen Glück wünschen, daß Sie in das Haus Ihres Vaters zurückkehren können, was eine verteufelt fragliche Sache war. Hören Sie, wie das Knallen der Büchsen sich vermehrt? Es sollte mich nicht wundern, wenn dieser Lungerer, der Fliegende Pfeil, noch von Ihren Freunden in der eigenen Falle abgefangen würde.«

»Können wir uns nicht Ueberzeugung verschaffen, wie die Sachen stehn?«

»Wir können es wohl, allein – – –«

»Nun, Bras de fer, warum sprechen Sie nicht?«

»Wir müssen erst jene Schlucht passirt haben – dann führt uns unser Weg auf die Spitze des Berges, die über dem Krater liegt, und von der aus wir ein hübsches Stück nach der Hacienda zu übersehen können.«

»Aber wie wollen wir hier herunter kommen?«

Der Trapper zuckte die Achseln. »Das wäre in der That die geringste Sorge,« meinte er. »Der Jaguar und ich haben mehr als einmal auf unsern Ranzen die Fahrt da hinunter gemacht. Es ist nur der Umstand zu bedenken, daß wir so nahe an den rothen Halunken nicht schießen dürfen, ohne sie auf unsere Spur zu lenken. Ohnehin haben wir auch nur noch Pulver zu zwei Ladungen.«

»Aber wozu sollten Sie denn Ihre Büchsen hier brauchen?« frug die Señora.

»*Caramba* – das ist leicht erklärt. Erinnern Sie sich der Zeit noch, als wir Beide als Tigreros im Dienst des Señors, Ihres Vaters, standen?«

»Wie sollt' ich nicht – es ist ja etwa erst achtzehn Monate her!«

»Richtig! richtig! Aber erinnern Sie sich auch, daß Sie uns von der »Schlucht der Tiger« haben sprechen hören, und daß Sie uns vergeblich baten, Sie einmal dahin mitzunehmen?«

»Ich erinnere mich!«

»Nun – was wir Ihnen damals verweigerten, es hat jetzt unfreiwillig geschehen müssen! Dies ist die Schlucht der Tiger.«

»Aber ich sehe keinen solchen?« meinte die Dame naiv.

Der Jäger lachte. »*Parbleu!* als wir damals in des Señors, Ihres Vaters, Dienst jagten, bis wir so rauh fortgeschickt wurden, hatten wir nicht so zarte Rücksichten zu nehmen, und diese Wände hallten mehr als einmal vom Knall unserer Büchsen wieder. Es war zuletzt eine ganze Familie da, zwei alte und zwei junge, der wir den Garaus machten. Aber es wäre auch möglich, es hätte sich wieder eine neue Brut angesiedelt, denn der Schlupfwinkel ist gar zu gelegen für die Bestien, um lange leer zu stehen.«

»Nun, ich sollte meinen, Eisenarm,« erwiderte die Dame, »Ihr Beide wäret nicht die Männer, um Euch vor einem Jaguar zu fürchten.«

»Das ist es nicht, aber – –«

»Sprich!«

Der Trapper kraute sich verlegen lächelnd am Kopf. »Wenn Sie es denn wissen wollen, Señora, wir haben nur ein Hilfsmittel, Sie herunter zu bringen und – – es wäre gegen den

Respekt, wenn Einer von uns vor Ihnen oder Ihrem Mädchen da hinunter gehen wollte. Es schickt sich nicht recht.«

Die schöne Dame mußte nicht ohne Erröthen lächeln über das Zartgefühl des nur an die Wüste und den Verkehr mit ihren wilden Bewohnern, nicht an die verfeinerten Sitten der Gesellschaft gewohnten Mannes.

»Sei unbesorgt, Eisenarm,« sagte sie – »ich bin vollkommen in Bereitschaft, zuerst hinabzusteigen und allein da unten zu bleiben, wenn ich nur erst weiß, wie es geschehen kann.«

»*Pardieu*, Señora, ich wußte, daß Sie Muth haben. Nun, Jaguar, die Dame willigt ein. Aber der Vorsicht halber wollen wir immerhin erst einen Versuch machen, ob solche Bestien im alten Lager sind. Nimm einen Stein, Jaguar, und versuche, ihn hinter jenen Felsblock zu werfen, der uns die Aussicht versperrt.«

Der Toyah nahm einige abgebrochene Stücke des Gesteins und warf damit. Der zweite Wurf traf genau auf die Stelle, aber es erfolgte keinerlei Bewegung.

»Nun, Señora, jetzt denk' ich sind wir sicher! Es hilft ohnehin Nichts, wir können hier oben unmöglich stehen bleiben. – Nun, da die Herrin will, Comanche, so suche einen tüchtigen Stein, auf dem sie mit Bequemlichkeit den Ritt machen kann.«

Er entledigte sich damit seiner Jagdtasche und holte zunächst daraus eine Rolle Schnur aus schmalen Hanfstreifen geflochten, wie die Trapper und Jäger sich ihrer in der Prairie zum Zusammenschnüren und zum Transport der Felle, ihrer Jagdbeute, bedienen. Während dessen hatte der Toyah einen breiten flachen Lavastein, etwa von der Größe eines Hirschkopfs, aus dem eben verlassenen Berggang gesucht und denselben in das Lederhemd seines Gefährten geschlagen, dessen sich dieser ohne Prüderie entledigte. Er legte hierauf das Packet, das einer Art Sattel glich, an den Rand des Abhanges und nahm das Ende der Schnur.

»Es ist freilich kein sehr bequemer Sitz, Señora, den wir Ihnen da bieten,« sagte der Trapper, der auf die einfache Maschinerie noch seinen Ranzen befestigt hatte, »aber wenn Sie nur die Ruhe nicht verlieren und sich gut daran festhalten wollen, indem Sie sich hübsch zurücklehnen, werden Sie so sicher hinabkommen, wie ich in meiner Jugend am Hudson die Knaben auf ihren Schlitten einen ganzen Berg hinabfahren sah. So – lassen Sie mich die Schlinge hier um Ihren Leib legen, der Jaguar und ich, werden das andere Ende halten.«

Die Dame hatte allerdings nicht ohne einige Besorgniß und Verlegenheit das seltsame Fuhrwerk anfertigen sehen, aber die Sache hatte bei allem Ernst der Gefahr und ihrer Lage zugleich etwas Komisches, und das Gefühl desselben brachte sie leichter über das Unangenehme hinweg. Sie ließ sich die Schnur unter den Armen befestigen, nahm ihre Gewänder in Form eines Beinkleides möglichst fest zusammen und setzte sich so auf den angewiesenen Sattel, diesen mit Beinen und Händen festhaltend, indem sie den Oberkörper, durch die vorsorgliche Vorrichtung des Jagdranzens vor dem Gestein geschützt, weit zurückbog.

Der Trapper gab der einfachen Maschinerie einen leichten Stoß und der neue Schlitten fuhr mit ziemlicher Geschwindigkeit die steil abfallende Fläche hinunter.

Ein munteres Lachen verkündete den Männern, daß die Dame unten glücklich angelangt war, und während der Comanche die Maschinerie an der Schnur wieder emporzog, um auf die gleiche Weise die Zofe der Señora hinunter zu befördern, begann diese sich trotz des Zurufs Eisenarms von der Stelle zu entfernen und nach dem Gestein zu gehen, hinter dem der Jäger das Nest der Tigerkatzen vermuthet hatte.

Das Mädchen oben auf der Platte der Lavahöhle zeigte sich ängstlich, dem kecken Beispiel ihrer Gebieterin zu folgen, und machte verschiedene Umstände, ehe sie sich dazu verstand, den allerdings nicht sehr bequemen Sitz einzunehmen und nur die Erklärung Eisenarms, daß man sie ohne Weiteres zurücklassen werde, bewog sie endlich, die unsichere Rutschpartie anzutreten. Dies hatte einigen Zeitverlust zur Folge gehabt und die Aufmerksamkeit der beiden Männer einige Augenblicke von der Herrin abgelenkt.

Ein Wort der jungen Haciendera wandte jedoch Beider Blicke zu ihr.

»Señor Eisenarm –,« sprach Dolores herauf, – »sehen Sie einmal hierher – wie kommen die jungen Hunde an diesen Ort?«

Die Dame befand sich etwa zwanzig Schritt von dem Gestein entfernt und beugte sich eben zu zwei jungen bräunlichen, kaum spannhohen Thierchen, die im Sonnenschein um sie herspielten und sich an ihren Füßen rieben.

»Gott im Himmel – zurück Señora, zurück – werfen Sie die Bestien von sich – es sind die Jungen eines Panthers!«

Die Haciendera schleuderte erschrocken eines der Thierchen von sich, das, auf einen scharfen Stein fallend, sich verletzte und jämmerlich zu schreien begann.

Ein Ton wie ein entferntes Schnauben und Brüllen antwortete diesem Schmerzensschrei.

Der Comanche, der eben das Mädchen an der glatten Wand mit derselben Vorsicht wie ihre Gebieterin langsam hinuntersenkte, ließ den Strick los, warf sich auf den Abhang und ließ sich mit einer Schnelle hinabgleiten, welche den Sturz des Frauenzimmers noch überholte, das, nicht mehr von dem Strick zurückgehalten, das Gleichgewicht verlor und kopfüber mit ihrem Gefahr hinunterpurzelte und zeterschreiend in gerade nicht sehr decenter Stellung auf dem Grunde ankam und liegen blieb.

Der Toyah kümmerte sich jedoch nicht um sie. Er war kaum von seiner mehr einem Sturz gleichenden Fahrt aufgesprungen, als er den Tomahawk, den er dem von Eisenarm im Lager erschossenen Apachenhäuptling abgenommen, von seinem Gürtel riß und in zwei Sprüngen an die Seite der Haciendera flog.

Ein Schlag mit dem Rücken des Tomahawk machte dem Geschrei und dem Leben des kleinen Thieres ein Ende, – aber das Unheil war bereits geschehen – in geringer Entfernung hörte man das Geheul des Pantherweibchens. Einen Augenblick darauf schoß das Thier selbst in langen Sätzen um das Gestein, hinter dem es vergeblich seine Jungen gesucht hatte.

Bei dem plötzlichen Anblick der Menschen hielt der Panther in seinem Lauf inne und warf sich auf seine Hinterläufe zurück. Das Thier war eines der größten seiner Art. Seine Augen rollten wie zwei gelbgrünliche Kohlen, als er sie auf den Indianer und die Dame richtete, und sein langer Schweif peitschte den Boden.

Die Haciendera war, überrascht und betäubt von diesem Anblick, in die Knie gesunken. Der Toyah, die Streitaxt in der Hand, sonst aber gänzlich unbewaffnet, war einen Schritt vor sie getreten und stand mit seinem rechten Fuß fest in dem Boden.

»Nieder, Junge, nieder mit dem Kopf,« rief der Trapper, »Du bist zwischen meinem Korn und dem Thiere.«

Bevor Wonodongah dem Rufe Folge leisten konnte, setzte der Panther zum Sprunge an.

Diesen Augenblick hatte sein Gegner erwartet. In dem Moment, wo die Bestie kaum fünf Schritt von ihm niederfiel und sich elastisch zum zweiten – dem letzten und verderblichen Satze erhob, und, auf den Hinterbeinen stehend, die volle weiße Brust bot, sauste das scharfe

Beil durch die Luft, und begrub sein breites Eisen tief in den Hals des Unthiers, da, wo er am Brustknochen aufsitzt.

Der Wurf war mit einer eben so sicheren als starken Hand geschehen und an der einzigen Stelle eingedrungen, welche ihn tödtlich machen konnte. Dennoch vermochte er nicht ganz den Sprung des Thieres zu verhindern, dessen Muskeln bereits im Aufschnellen begriffen gewesen. Der Panther fiel dicht vor dem jungen Häuptling nieder, mit einem Strom von Blut den Boden färbend, und schlug mit den Tatzen nach ihm.

Es ist bekannt, welches zähe Leben die Katzenarten besitzen. Obschon die Halsarterien von dem Beil des Toyah durchschnitten waren und das Thier mit jedem Schnauben der Wuth aus der Wunde und dem Rachen einen Blutstrahl ergoß, in dem es bald ersticken mußte, war es doch noch für Minuten gefährlich.

Aber der Toyah kannte die Eigenschaften des Raubthieres, dessen Muth und Gewandtheit er seinen Namen verdankte, zu gut, um nicht danach zu handeln. Ohne auch nur einen Pulsschlag nach dem Wurf zu zögern, beugte er sich nieder zu dem halb knieenden, halb liegenden, den sichern Tod unter dem furchtbaren Gebiß der Bestie erwartenden Mädchen, wobei der Tatzenschlag des Tigers das Fleisch seiner Hüfte zerriß, hob sie empor an seine Brust und sprang mit ihr aus dem Bereich seiner scharfen Klauen.

Bevor der Panther den Versuch ausführen konnte, seinem Feinde zu folgen, krachte der Schuß des Trappers, und die letzte Kugel Eisenarms zerschmetterte den Kopf des Thieres, das sich in den Zuckungen des Todes am Boden wand.

Gleich darauf war der Kanadier, die Büchse Wonodongah's mit sich bringend, auf dieselbe Weise wie dieser, nur mit etwas größerer Vorsicht und Ruhe, den gefährlichen Abhang passirt und befand sich an der Seite des Paares.

Aber die wenigen Augenblicke hatten genügt, zwischen dem armen wandernden Indianer, dem Sohn einer verachteten und angefeindeten Race, und der stolzen Spanierin, der Erbin weiter Güter, deren Ausdehnung leicht einem europäischen Fürstenthum glich, einen neuen Bezug herzustellen.

Wonodongah hielt die Dame noch immer an seine Brust gedrückt, seine Augen ruhten mit einem Gemisch von Leidenschaft und unbeschreiblicher Hingebung auf ihrem noch von der Blässe der Angst und des Schreckens überzogenen Gesicht, während das Blut an seiner Seite hinabrann.

Wie in der Schlucht des Lagers in jenem unbewachten Moment begegneten ihre Augen den seinen; eine tiefe Röthe überzog ihr stolzes Gesicht und ihre Lippe flüsterte mit einem Ausdruck tiefen Gefühls, den man ihrer sonstigen hochmüthigen und kalten Haltung wenig zugetraut hätte: »Wonodongah, ich danke Dir!«

»Nun, Jaguar« sagte der Trapper in aller Unschuld, »ich denke, Du brauchst die Señora nicht mehr auf Deinen Armen zu halten, die Bestie ist wirklich todt; Dein Wurf war ein Meisterschlag und es hätte sicher nicht meiner Kugel bedurft, wenn Du noch eine Waffe zur Hand gehabt hättest.«

Langsam ließ der Toyah seine schöne Last zur Erde gleiten, während sie nicht ohne Verwirrung das Antlitz an seiner Brust verbarg. Als sie jedoch wieder auf ihren Füßen stand, war jeder Ausdruck des Zweifels und der Verlegenheit verschwunden. Sie reichte dem Trapper die Hand und drückte warm die schwielige harte Faust.

»Es ist das dritte Mal, Eisenarm,« sagte sie, »daß Dolores Montera Euch Beiden ihr Leben verdankt. Welche Kluft auch das Schicksal zwischen uns gestellt haben mag – sie ist ausgeglichen, ich bitte Euch um Vergebung für meine frühere Härte, die Euch aus dem Dienst meines Vaters jagte. Ihr habt Euch edel gerächt, und ich denke – wir sind Freunde!«

»S'ist wenig genug, Dame, was wir thun konnten,« erwiderte der Jäger, »und nicht der Rede werth, denn es war Nichts als Christenpflicht. Wenn eine Gefahr dabei war, hat sie der Bursche hier allein getragen. Aber *parbleu*, Jaguar, es ist Dein eigenes Blut, was ich für das Deines Namensvetters hielt. Bist Du stark verwundet, Junge?«

Der Toyah machte eine verächtliche Gebährde. »Die Krallen eines Tigers¹ schlagen nicht so tief, als die des grauen Bären. Der Saft des Oregano² wird die Ritzen heilen, ehe die Sonne zwei Mal gesunken ist. Es ist Zeit, daß wir uns entfernen.«

»Du hast Recht, Jaguar! Der Schuß könnte uns die Bande auf den Hals hetzen, wenn sie nicht, wie ich zu Gott hoffen will, jetzt für ihre eigene Haut zu sorgen haben,« bemerkte der Trapper. »Wenn wir weiter hin in diesem Teufelspaß, statt abwärts zu gehen, in die Höhe klettern, können wir die Gegend bis zur Hacienda übersehen und vielleicht erfahren, was aus unseren Gefährten in dem Thal der Verdammten geworden ist; denn das Schießen wiederholt sich nach der Seite hin.«

Die Zofe der Señora wurde durch einige ernste Worte ihrer Gebieterin und den Anblick des getödteten Raubthiers, dem Eisenarm alsbald auch das zweite Junge folgen ließ, zur Ruhe gebracht. Sie war mit einigen leichten Quetschungen davon gekommen und die Angst machte sie sehr bereitwillig, allen Anweisungen zu folgen. So setzte denn die kleine Gesellschaft jetzt im vollen Lichte des Tages ihren Weg fort, der in der Bergspalte auf und nieder führte und, wenigstens in der Richtung, die der Trapper eingeschlagen hatte, auf einer Felsterrasse endete, die einen freien Blick auf den Fuß des Berges und gegen den Auslauf der Sierra nach der Hacienda hin gestattete.

Der erste Blick der Señora richtete sich nach dem Hause ihres Vaters und ein lauter Ruf der Freude entfuhr ihren Lippen.

»Eisenarm! – Wonodongah! seht dorthin – sie sind gerettet!«

Von dem Hauptgebäude der Hacienda flatterten an langen Flaggenstäben zwei Fahnen im Luftzug. Die eine trug die Farben Mexikos, die andere das Weiß der Bourbons.

Die beiden Jäger schenkten diesem Umstand jedoch nur eine sehr flüchtige Beachtung.

Das, was sie fast unmittelbar zu ihren Füßen in der Niederung am Fuße des Vulkans und der Nebenberge, auf deren einem sie jetzt standen, sahen, belehrte sie weit besser über die Ereignisse.

Das Geplänkel eines lebhaften Gefechts drang von unten zu ihnen herauf, der weiße Rauch der Büchenschüsse quoll zwischen den Steinen und den Büschen wilder Feigen und Myrthen oder der mächtigen Korkbäume und Cedern empor.

Der Blick der Zuschauer übersah weithin das Schauspiel eines interessanten Reitergefechts, das sich zwischen der Bande der Mimbreno's, an die sich ein Theil der von der Hacienda entkommenen Krieger der anderen Stämme geschlossen, und den Reitern Boulbon's entsponnen hatte. Wir haben bereits erwähnt, daß der »Fliegende Pfeil«, wenn auch der jüngste der vier Häuptlinge, doch keineswegs ein unerfahrener oder zu verachtender Feind war. Der Angriff

¹Der Jaguar gilt als der Tiger Amerikas und wird stets auch so von den Eingeborenen bezeichnet.

²Ein duftiges Wundkraut.

des Grafen auf den zurückgelassenen Theil seiner Krieger, der, durch die Nachrichten der Flüchtigen bereits in Schrecken und Verwirrung gesetzt, mit leichter Mühe und trotz der geringen Zahl der Abenteurer geworfen wurde, hatte ihn rasch aus der Höhle des Kraters zurückgeführt und jeden Gedanken an eine Verfolgung der Señora und ihrer beiden Befreier aufgeben lassen. Er begnügte sich, die Gefundenen mit sich zu führen und mit seiner Bande alsbald das Gefecht zum Stehen zu bringen, um wenigstens den Rückzug Wis-con-Tah's mit den Resten seiner Schaar zu decken. Wie kühn und entschlossen auch der Graf mit seinen Reitern vordrang, so war doch die Zahl der Abenteurer, die sich ihm hatten anschließen können, zu gering, um einen gleich raschen Erfolg durchsetzen zu können, wie bei dem Ueberfall der Belagerer, und er hatte bereits einen Boten zur Hacienda mit dem Befehl an Kapitain Perez gesendet, ihm möglichst rasch Verstärkung zuzuführen.

Eisenarm, an Kampf und Vertheidigung gewöhnt, betrachtete mit höchstem Interesse die Scene vor ihnen, und seine Worte und Ausrufungen gaben ein nicht übles Bild derselben.

»Pardieu!« sagte der ehrliche Trapper – »selbst sein ärgster Feind müßte zugestehen, daß er zum Befehlen geboren und ein ganzer Mann ist! Sieh hin, Jaguar, wie er auf seinem Rappen sitzt, der beste Comanche lenkt sein Roß nicht besser wie er!

»Der rothe Schuft dort hinter der Myrthenhecke schlägt seine Flinte auf ihn an – nehmt Euch in Acht, Herr! – bei der heiligen Jungfrau, die Kugel hat ihm den Hut vom Kopf gerissen und er thut, als ginge ihn die Sache Nichts an! – Halt – ich täuschte mich, – er hat den Kerl gesehn und ist wie der Blitz hinter ihm! Hurrah! einer von diesen Schurken weniger wird auf der Prairie heulen! Was sagen Sie zu dem Manne, Señora? Es ist kein Zweifel, daß er dem Señor, Ihrem Vater, die Schädelhaut bewahrt hat und Sie ihm zu großem Danke verpflichtet sind, wenn er auch sonst Schlimmes genug gethan!«

»Graf Boulbon ist mein Verlobter, sprich mit Achtung von ihm!« sagte die Haciendera stolz.

Ihr Auge starrte auf das bewegte Schauspiel unter ihr, ohne zur Seite zu weichen.

»Hugh!«

»Was hast Du, Jaguar? – Das ist eine schlimme Nachricht, Dame, für unser Ohr; denn der Toyah und ich haben eine blutige Rechnung mit dem Manne da unten auszumachen, und unser Gelöbniß muß gehalten werden, obschon ich ihm sonst einige gute Eigenschaften nicht absprechen will. Auch der »Graue Bär« schlägt sich wie ein Held, wenn er auch sonst ein verdammter Mörder ist. Aber ich wundere mich, daß ich ihn hier nicht sehe – es ist doch sonst nicht seine Art, sich zu drücken, wo es tüchtige Schläge giebt, wie die Schlange der Meskalero's thut, der spitzbübische Lump! – Verdammniß über ihn! siehst Du den Reiter dort, Jaguar – auf demselben Pferde, das ich den Apachen am Lager nahm?«

»Hugh!«

»Zum Teufel mit Deiner Kalthertigkeit! Es ist der Engländer, den wir von dem Lager der Apachen mit uns schleppten und in der Höhle zurückließen! Er hat sich wahrhaftig den rothen Teufeln gegen ehrliche Christen-Menschen angeschlossen und ficht gegen sie. – Ich wünschte, meine Büchse wäre noch geladen und ich könnte ihm eine Kugel von hier durch den Kopf senden, statt daß ich sie an eine Bestie verschwenden mußte.«

»Wenn es wirklich der Lord ist,« sagte die Haciendera, »so können unsere Freunde nicht weit sein. Wonodongah, entdeckst Du keine Spur von Deiner Schwester?«

Der Comanche hob die Hand und deutete nach einer Stelle im Rücken der indianischen Kampflinie.

»Windenblüthe ist dort, an der Seite eines Freundes!«

»Wahrhaftig, Jaguar, Du hast das Auge eines Falken! Sehen Sie dorthin, Señora – zwischen den beiden Hügeln dort hinter den Fächerpalmen. Ich sehe deutlich das Mädchen, die neben dem Pferde geht, auf dem ein Apache den jungen Krieger festhält, der sein Leben für sie einsetzte! – Hollah, da unten! Wenn Ihr zehn Mann da links hinter dem Erdwall hinaufschickt, könnt Ihr sie befreien von den rothen Henkersknechten!«

Der Eifer riß ihn zu dem Rufe hin, gleich als könnten die Kämpfer im Grunde seine Stimme hören und seinen Rath verstehen. Die Haciendera, von gleichem Wunsch erfüllt und demselben Eifer beseelt, stand am Rand des Plateaus und wehte eifrig mit ihrem Tuch hinunter, als könne sie ihre Freunde herbeirufen.

Der Toyah streckte nochmals die Hand aus und deutete nach einem Punkt in der Rückzugsreihe der Apachen.

»El Crucifero!«

»Ich sehe ihn, Junge, ich sehe ihn! – Sie führen ihn auf einem andern Wege fort, als das Mädchen und den Offizier. Aber der Alte scheint einer gewissen Freiheit zu genießen, er geht mit erhobenem Kopf in der Mitte seiner Wächter und seine Arme sind nicht gebunden. Ich wollte, wir könnten einen Versuch machen zu ihrer Befreiung!«

»Und warum solltet Ihr das nicht, Bras-de-fer?« frug hastig die Dame, »Was hindert Euch daran, den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, oder wenigstens unsere Freunde auf ihre Spur zu bringen, die sie jetzt nicht sehen können. Geht Eisenarm, geht Wonodongah – sucht einen Weg hinab und fürchtet Euch nicht, mich hier zurückzulassen. Ich bin sicher hier und verspreche Euch, nicht von der Stelle zu gehen!«

Der Trapper schüttelte, mit der Versuchung und der eigenen, immer stärker werdenden Lust kämpfend, an dem Gefecht drunten Theil zu nehmen, den Kopf. »*Pardieu!* Dame, es geht kaum! Wenn Ihnen ein Unglück passirte –«

»Denken Sie nicht daran, – nicht das Geringste kann mir geschehen, und sehen Sie, Eisenarm, man hat uns bereits gesehen, unsere Freunde wissen, daß ich gerettet bin und kommen zu meinem Beistand herbei! Ich beschwöre Sie, zögern Sie keinen Augenblick, unseren Freunden zu Hilfe zu eilen und Comeo, meine liebe Freundin, wieder zu mir zu führen!«

In der That schienen der Graf und seine Umgebung die Gesellschaft auf der Felsenterrasse bemerkt zu haben – der General schaute einige Augenblicke durch sein Glas nach ihr, dann schwenkte er grüßend den Hut nach ihnen herüber, und galopirte nach der Stelle unter der Felsenterrasse.

Der Trapper warf bei diesem Beweis, daß seine Besorgniß ungegründet sei, die Büchse über die Schulter und streckte die nervige haarige Faust der Dame zum Abschied entgegen. »Nun, *parbleu!* es soll geschehen, wie Ihr wollt. Jaguar, bleibe noch einen Augenblick hier und sieh zu, daß Die da unten den Weg hier herauf nicht verfehlen! Ich gebe Dir ein Zeichen, wenn der unsere klar ist, um uns an die Fersen dieser Schufte zu heften!«

Der Toyah nickte stumm in Stelle der Antwort und machte sich mit seinen Waffen zu schaffen. Alsobald trat Eisenarm den Rückweg an, nachdem er sich noch einmal von der Richtung überzeugt hatte, welche die Apachen mit ihren Gefangenen genommen.

Es waren jetzt von der Hacienda her ansehnliche Verstärkungen eingetroffen und die Indianer auf allen Stellen zurückgeschlagen. Vergeblich hatte während des Gefechts der Lord

mehrmals versucht, sich dem Führer der Weißen gegenüber zu stellen. Boulbon, durch die Erzählung des jungen Vaquero von seiner Anwesenheit unter den Apachen in Kenntniß gesetzt, vereitelte jedesmal ein persönliches Zusammentreffen, und der Lord mußte, als der Rückzug der Apachen trotz aller Anstrengung der Häuptlinge in eine Flucht auszuarten begann, seine Absicht aufgeben und sich dem Strom anschließen, wenn er nicht in die Gefangenschaft seines Gegners gerathen wollte.

Der Graf hatte sich bei diesem Stande der Sachen, da es keineswegs seine Absicht sein konnte, die Indianer in das Innere des Gebirges zu verfolgen, begnügt, die nöthigsten Befehle an seine Offiziere zu geben, und seine Aufmerksamkeit dann nur der jungen Haciendera zugewendet, winkte ihr wiederholt zu und sprang jetzt am Fuße der Felsen vom Pferde, um einen Ausweg zu ihr zu suchen.

Wonodongah hatte dies Alles sehr wohl bemerkt, doch keine Bewegung, kein Zeichen verrieth, was in dem Herzen des tapferen Indianers vorging.

Die schöne Haciendera zeigte anfangs eine gewisse Befangenheit – ihr Auge hing am Boden, Ernst und Nachdenken zogen ihre schön gewölbten Brauen zusammen. Dann – als habe sie ihren Entschluß gefaßt – trat sie zu dem Toyah.

»Wird der Jaguar Windenblüthe begleiten, wenn sie zu einer Freundin kommt?« frug sie. »Mein Vater hat ihm noch nicht Dank gesagt für die Rettung seiner Tochter.«

»Der Mann mit den hundert Häusern hat zu einem Häuptling gesprochen: geh'! – Ein Comanche ist kein Hund, der zu den Füßen seines Herrn kriecht, wenn die Hand ihn geschlagen hat.«

»Du darfst nicht rachsüchtig sein, Jaguar. Wir haben unrecht an Dir gehandelt, aber wir wollen es gut machen. Ich möchte Dich gern noch einmal sehen vor meiner Vermählung, und der Graf selbst soll Dir danken.«

»Es wird gut sein, wenn die Sierra zwischen der »Offenen Hand« und einem Toyah liegt. Wenn die Feuerblume vermählt ist, möge sie ihren Gatten hüten, daß er nicht die Wüste betritt. Wonodongah will seinen Tomahawk begraben, aber die Kugel Eisenarm's verfehlt selten ihr Ziel.«

»Aber warum hasset Ihr den Grafen?«

»Sollen die weißen Häuptlinge, die über das große Wasser kommen, das Recht haben, den Kindern der Wüste Alles zu nehmen, bloß weil ihre Haut roth ist?« sagte leidenschaftlich der junge Indianer. »Sollen sie das Recht haben, ihre Freunde zu tödten, das Gold ihrer Väter zu rauben, das der große Geist in der Wüste verborgen, und die Blume zu brechen, an deren Duft sich ein rother Mann labt, wenn er auch niemals seine Hand nach ihr strecken darf.«

Die Haciendera senkte ihr Auge. »Mein Vater hat mich dem Grafen Boulbon verlobt« sagte sie leise. »Ich muß nach meinem Stande und meiner Religion mich vermählen, und in den Adern meines Verlobten fließt das Blut von Königen.«

Der Indianer hob energisch den Arm und wies über die Gegend hin. »Wonodongah« sagte er, »ist der letzte Sohn seiner Väter, die über Berg und Thal geboten von einem Wasser zum andern. Ich wußte nicht, daß die weißen Männer von jenseits des Meeres zwei Weiber nehmen.«

»Du bist im Irrthum, Jaguar. Der Graf ist unverheirathet; unser Glauben gestattet dem Mann nur eine Frau und sie steht dem Manne gleich.«

»Wonodongah hat nur *ein* Herz. Wenn die »Offene Hand« die Feuerblume liebt, warum hat er dann sein Weib von jenseits des großen Wassers mit herüber gebracht? Die Feuerblume sollte die Erste sein im Wigwam eines großen Häuptlings.«

»Dolores Montera,« sagte die Spanierin mit stolzem Blick, »wird niemals die Liebe ihres Gatten mit einer Anderen theilen. Die bösen Sitten Deines Volkes lassen Dich einen Irrthum begehen. Der Graf war niemals vermählt.«

»Die Herrin der hundert Häuser möge den Irrthum eines unwissenden Indianers verzeihen. Wonodongah glaubte, die Tochter des alten Mannes, mit der sie gereist ist, sei das Weib des weißen Häuptlings, da sie sein Lager theilt. – Möge die Feuerblume glücklich sein und eines Freundes gedenken, dessen Blut ihr gehört, – denn hier ist der Ruf Eisenarms, und ich höre ihre Freunde kommen.«

In der That erklang aus einiger Entfernung der Schrei eines Falken, das Signal des Trappers, und der Toyah wandte sich, um zu gehen.

Aber die Hand der Haciendera hielt ihn fest – ihr Gesicht glühte, ihr Auge blitzte.

»Was meinst Du, Wonodongah? von welcher Tochter sprichst Du?«

Der Indianer sah sie erstaunt an. »Sind die Frauen der weißen Männer blind, daß sie ihr eigenes Geschlecht nicht erkennen? Kein Comanchenmädchen wird die Taube für einen jungen Falken halten.«

»Wie – der Knabe Jean? – Und woher weißt Du – –«

Der Indianer legte den Finger auf seinen linken Oberarm.

»Die Feuerblume möge sich der Nacht erinnern, in der sie das Blut eines Freundes vergoß. – Der Arm der Taube hat in jener Nacht allein das Herz eines Adlers vor dem Messer Wonodongah's geschützt!«

Zum zweiten Male klang das Signal Eisenarms.

Die Spanierin stand unbeweglich, die hochgewölbten dunklen Brauen finster zusammengezogen, die Augen fest auf den Boden gerichtet.

Als sie dieselben wieder erhob, war der Indianer verschwunden. Schwere Schritte, Stimmen und das Klirren von Waffen klangen den Absturz herauf. – – –

»Dolores – Señora Dolores, meine geliebte Braut, wo sind Sie?«

Es war der Graf! – –

DER EID.

Es war gegen Mittag desselben Tages, als der Graf mit seinen Leuten zur Hacienda zurückkehrte und seine schöne Braut nach all' den überstandenen Gefahren in die Arme ihres Vaters zurückführte, der bereits durch einen Boten von ihrer Befreiung und Rettung benachrichtigt worden war.

Die Apachen waren vollständig geschlagen und eine genügende Strecke weit verfolgt worden, ehe er das Zeichen zum Sammeln und zur Rückkehr gab. Er selbst hatte die Señora nicht mehr verlassen, seit er zu ihr gekommen, und die größte Aufmerksamkeit und Sorge getragen, ihr den Weg von den Felsen und nach der Hacienda zurück so leicht und bequem zu machen, als möglich.

Señora Dolores hatte die wenigen Augenblicke benutzt, die zwischen dem Verschwinden des Comanchen und dem Erscheinen des Grafen lagen, um wenigstens äußerlich ihre gewohnte stolze Kälte wieder zu erlangen. Sie hatte sich gegen die Aufmerksamkeiten des Grafen und die Freuden-Aeußerungen seiner Freunde, sie wieder zu finden, mit der Abspannung und Erschöpfung entschuldigt, die sie nothwendiger Weise fühlen mußte, was ihre Einsylbigkeit vollkommen erklärte. Auf die eifrigen Nachfragen des Grafen nach ihren Mitgefangenen und Fluchtgefährten gab sie die Antwort, daß der verwundete Preuße und das Indianermädchen in der Höhle zurückgeblieben und wieder in die Hände der Apachen gefallen wären, und daß ihre beiden Erretter sich aufgemacht hätten, die Gefangenen zu befreien.

Auch daß es in der That Lord Drysdale und sein Malaye waren, welche sich den Apachen angeschlossen hatten, bestätigte sie.

Der Graf war mit diesem seltsamen Zusammentreffen der Personen und Ereignisse selbst zu sehr beschäftigt, um ihrem kalten wortkargen Wesen andere Aufmerksamkeit zu schenken, als daß er es den erlittenen Strapazen zuschrieb. So traf der Zug in der Hacienda ein.

Hier waren wenigstens die traurigsten Zeugen des Ueberfalls, die zahlreichen Todten, bereits bei Seite geschafft und die Verwundeten in einem der Nebengebäude untergebracht. Der Senator war seiner Tochter entgegengeeilt; er empfing sie und den Grafen mit aller Herzlichkeit, die sein stolzes ceremonielles Wesen ihm nur gestattete, stellte Beide als die künftigen Herren seines Eigenthums den Bewohnern der Hacienda vor und verhiess dem Grafen zum Dank für das Wiederbringen seiner Tochter, daß, sobald die Apachen über die Sierra zurückgetrieben worden wären, die Hand seiner Tochter die seine werden solle.

Ein eigenthümlicher fast drohender Ausdruck glitt bei diesem Versprechen über das schöne Gesicht der spanischen Dame. Ihr Auge hatte jede Bewegung, jede Handlung ihres Verlobten genau beobachtet und gesehen, mit welcher Bewegung der Knabe Jean, der mit dem alten Avignoten eine Stunde vorher auf der Hacienda eingetroffen war, sich beim Wiedersehen an die Brust des Grafen warf, und wie er von diesem beruhigt wurde.

Die junge Haciendera übte noch die Pflicht der Hausfrau, für den Grafen und seine beiden Begleiter zwei Gemächer in dem Hauptgebäude anzuweisen, die sie nicht ohne Absicht entfernt von einander und der Art wählte, daß sie dieselben wohl beobachten konnte. Dann zog sie sich in die ihren zurück, um hier der erschöpften Natur Rechnung zu tragen.

Dies war gleichfalls das Bedürfniß aller Bewohner und Vertheidiger der Hacienda. So sehr auch der Graf wünschte, seinen Sieg auf der Stelle weiter verfolgen zu können, so erklärten ihm doch seine Offiziere, daß dies unmöglich sei, und daß Menschen und Pferde mindestens vierundzwanzig Stunden Ruhe haben müßten. Der Graf mußte sich daher damit begnügen, für die Aufschlagung eines Bivouacs auf dem Platz der früheren Corrals, die Aufstellung der nöthigen Wachen und die Aussendung einiger der abgehärtetsten Rostreadores zu sorgen, welche die weiteren Schritte der Indianer beobachten sollten.

Die Späher erhielten zugleich den Auftrag, wenn sie auf Eisenarm und den Comanchen stoßen würden, diese mit zur Hacienda zu bringen.

Ein Stier wurde geschlachtet, der Haciendero gab mit offener Hand seine Vorräthe preis, und bald erfüllte wieder der Lärmen des Gelages und das unruhige Treiben der Schaar die noch vor wenigen Stunden mit dem Blute von Freund und Feind getränkte Stätte. Als die Sonne untergegangen und rasch die Nacht eintrat, suchte Jeder die Ruhe und bald darauf

lagen – mit wenigen Ausnahmen selbst die ausgestellten Schildwachen – Alle in dem Schlaf tiefer Erschöpfung.

Don Carboyal, der sich hauptsächlich der Sorge für den gefangenen Häuptling angenommen, über dessen Person weiter zu bestimmen der Graf noch keine Zeit gefunden hatte, war für die Sicherung desselben bemüht gewesen. Sehr richtig schließend, daß Derjenige, welcher am meisten von seiner Grausamkeit zu leiden gehabt, am sorgfältigsten ihn bewachen würde, hatte er die Aufsicht über den Gefangenen Meister Slongh übertragen und ihm zwei handfeste Wächter zum Beistand gegeben.

Die Anordnung der Bewachung wäre in der That auch eine ganz zweckmäßige gewesen, wenn eben Meister Stongh nicht auch andere Dinge zu thun gehabt hätte, als auf den »Grauen Bär« und seine ermüdeten Wächter zu passen. Er war den Nachmittag über sehr geschäftig gewesen, seinen Kameraden von der Expedition und den Vaquero's der Hacienda im Monte oder im Handel nicht bloß ihre Baarschaft, sondern auch die geringe Beute abzunehmen, die sie an den erschlagenen Apachen gefunden, und die in einigen plumpen Arm- und Ohringen von edlen Metallen bestand.

Das Gefängniß des Häuptlings war eine Kammer im oberen Geschoß, deren schmales Fenster einer Schießscharte glich und jede Flucht unmöglich machte. Von ihren beiden Thüren ging die eine nach dem über dem Balcongemach der Señora liegenden Raum und vor ihr hatten sich die beiden Wächter gelagert; die andere, fest und wohl verwahrt von Innen, nach einem Eckzimmer des Hauses, demselben, das die Haciendera dem Knaben Jean, dem angeblichen Verwandten ihres Verlobten als Schlafgemach hatte anweisen lassen. Die beiden Zimmer des Grafen und seines alten Dieners lagen an der entgegengesetzten Seite des nach dem Hofraum gleich einer Veranda offenen, nur von Jalousieen geschlossenen Corridors.

Meister Slongh hatte zwar mehrfach den ihm anvertrauten Gefangenen besucht, ihn doppelt und dreifach zusammenschnüren lassen, so daß er sich nicht zu rühren vermochte, und bei jeder Gelegenheit ihn mit Fußstritten und Schimpfnamen verhöhnt, ohne daß der Häuptling dies auch nur mit einem Blick erwiderte; aber er benutzte jede Gelegenheit, sich – wie bereits gesagt, – fortzustehlen, und als der Abend kam, nach einem entfernten Schuppen des Hofes zu verschwinden, wo er in einem dunklen Winkel lange Unterredungen mit zwei Männern hielt, die dem lauten Treiben ihrer Kameraden aus dem Wege gingen und sich dorthin zurückgezogen hatten.

Diese Personen waren der Yankee und der Pirat. Der Erstere zog es vor, dem Grafen aus dem Wege zu gehen und sich verborgen zu halten, bis er weitere Nachricht über das Schicksal seiner beiden Gefährten und ihr Verbleiben eingezogen hätte. Der Andere war seit der Nachricht, daß der Engländer noch immer auf seiner Verfolgung begriffen sei, wieder kleinlaut und mürrisch, und seine Kampflust, die er in dem Blut der Indianer gekühlt, zeigte sich sehr verraucht. Master Slongh hatte die Beiden mit einander bekannt und die Anziehungskraft der Bösen sie bald vertraut gemacht.

Nachdem der Methodist am Abend nochmals den beiden Wächtern des Gefangenen, wozu man als die Kräftigsten der ganzen Schaar die beiden von ihren Schiffen entlaufenen englischen Matrosen gewählt hatte, die strengste Wachsamkeit empfohlen, zog er sich in den Schlupfwinkel seiner Gefährten zurück, ohne zu ahnen, daß die Zofe der Señora auf deren Befehl den beiden durstigen Kehlen eine Flasche scharfen Aguardiente am Abend zur Stärkung und Aufmunterung gebracht hatte.

Es war um Mitternacht, als sich die Thür leise öffnete, welche aus den Gemächern der jungen Haciendera in die große Halle führte, und die Señora in einem leichten Nachtgewand in den Raum glitt, der nur von einer, in kupfernen Ketten von der Decke hängenden Lampe erleuchtet war. Der Schein derselben fiel auf die zahlreichen Schläfer, die in ihre Poncho's gehüllt auf dem Pflaster oder dürftigen Lagern von Maisstroh umherlagen, und deren sehr unharmonisches Schnarchen die tiefe Erschöpfung ihrer Körper bewies. Unter der Lampe lag auf einer Bahre, mit grünen Zweigen geschmückt, die Leiche des alten Haushofmeisters und an ihrer Seite auf seinen Knien der junge Vaquero, der darauf bestanden hatte, bei dem Todten die Leichenwache zu halten. Aber sein guter Wille war gleichfalls der Ermüdung erlegen, sein Kopf auf die Bahre neben die sterblichen Ueberreste seines Verwandten gesunken und Gebetbuch und Rosenkranz der Hand entfallen.

Die Haciendera glitt wie ein Schatten zwischen den Schläfern hin bis zu dem Jüngling, legte die Hand auf seine Schulter und schüttelte ihn, anfangs leise, dann stärker, bis er erwachte.

Er wollte emporfahren und einen Ruf der Ueberraschung thun, aber die Hand der Señora verschloß seinen Mund.

»Schweige!« flüsterte sie. »Folge mir! – Vorsichtig!« Sie ging vor ihm her nach der Stein-
treppe, die aus der Halle in den oberen Stock führte. Auf dem Corridor, den sie betraten, und der durch das in die offenen Jalousieen einfallende Mondlicht genügend erhellt wurde, blieb sie stehen.

»Wo wird der Graue Bär gefangen gehalten?«

»In der Kammer zur Linken, Herrin, die an das letzte Gemach stößt. Seine Wächter befinden sich vor der Thür – Sie brauchen keine Besorgniß zu hegen, auch wenn sie schlafen sollten. Der rothe Mörder ist gebunden und unfähig sich zu rühren.«

»Thor! – ich fürchte mich nicht! – Geh und überzeuge Dich, ob die Männer schlafen – aber vorsichtig!«

Der Vaquero schlich sich an das offene Gemach – auch hier tönnten ihm die Laute entgegen, welche unzweifelhaft einen tiefen Schlaf der Wächter verkündeten. Sie hatten sich quer vor die Thür gelegt, so daß jeder Fluchtversuch nach dieser Seite sie hätte wecken müssen.

Diaz kehrte zurück. »Sie schlafen fest, Herrin,« berichtete er. »Soll ich sie wecken?«

»Nein! – Komm und schweige, was Du auch sehen und hören magst. Hast Du Dein Messer bei Dir?«

»Ja, Señora!«

Die Dame zögerte einen Augenblick, – dann ging sie zu der Thür des den Korridor schließenden linken Eckgemachs und beugte lauschend den Kopf.

Kein Laut ließ sich hier hören.

»Der Verwandte des Señor Conde schläft hier,« flüsterte der Vaquero.

»Ich weiß und Du sollst sogleich sehen, wie er schläft.« Sie drückte an der Thür, die sofort nachgab und sich öffnete. Die Haciendera trat in das Gemach und als der Jüngling ihr gefolgt war, schloß sie die Thür und zündete eine kleine Lampe an, die sie bisher in der Hand getragen hatte.

Als das Licht seinen Schein verbreitete, bemerkte Diaz, daß das Zimmer und das Lager, das es enthielt, leer waren.

Ein finstres und höhnisches Lächeln glitt über die Züge der Dame. Sie setzte die Lampe auf einen Tisch und blieb an diesem stehen.

»Ich weiß Diaz, daß Du mir treu und ergeben bist?« sagte sie.

»Bis in den Tod, Señora,« betheuerte der junge Mann. »Bei der heiligen Jungfrau, Herrin, ich hätte Sie sicher auch in dem Thal der Verdammten nicht verlassen, wenn ich nicht gedacht hätte, es wäre besser, Beistand von der Hacienda zu holen. Deshalb allein folgte ich Kreuzträger, der beim Kampf in der Schlucht mein Leben gerettet hat.«

»Er ist ein braver Mann. Möchtest Du nicht Etwas thun zu seiner Befreiung?«

»Gewiß, Señora – *válgame Dios!* nachdem mein Oheim todt ist, kenne ich Keinen, für den ich lieber Etwas thäte – Sie ausgenommen, Señora!«

»Du kannst leicht Beides vereinigen. Verstehst Du die Sprache der Apachen?«

»Wenige Worte, Señora, was man bei Gelegenheit von den Jägern und Indianern lernt. Eisenarm hat mich Einiges gelehrt, als er noch ein Tigrero des Señor Senador war.«

»Es genügt. Frage mich nicht, sondern thue, was ich Dich heiße, ich übernehme alle Verantwortung. Siehst Du die Thür hier?«

»Ja, Señora – sie führt von dieser Seite in die Kammer, in welcher der Gileno liegt!«

»Schiebe leise die Riegel zurück!«

»Wie, Señora – die Thür ist zwar von festem Eichenholz, aber es könnte doch –«

»Schweig' und gehorche!«

Der junge Mann, der voll Erstaunen war über die Handlungsweise seiner Gebieterin, that doch nach ihrem Gebot. Die Riegel, lange nicht in Gang, wichen nach einiger Anstrengung. Da höchstens durch solche in Mexiko die Thüren gesichert sind, bedurfte es nicht noch eines Schlüssels.

»Oeffne ohne Geräusch und sieh nach dem Gefangenen!«

Der Vaquero folgte kopfschüttelnd dem Befehl; der Schein der Lampe fiel in die dunkle Kammer und ließ ihn die mächtige Gestalt des Häuptlings erkennen, der auf dem Estrich ausgestreckt lag.

Die funkelnden Augen des Indianers, dessen scharfe Sinne jedes Geräusch verfolgt hatten, waren mit dem Ausdruck eines gefesselten Wolfes auf die beiden Personen gerichtet, die so geheimnißvoll sein Gefängniß betraten. Einige Augenblicke schien die Haciendera das Wagniß zu überlegen, das sie vorhatte, dann winkte sie entschlossen dem Jüngling.

»Ueberzeuge Dich, daß seine Hände gebunden sind, Diaz,« sagte sie. »Dann durchschneide die Stricke an seinen Füßen und heiße ihn leise uns folgen.«

Der Vaquero trat erschrocken zurück. »Herrin – bedenke! es ist der Graue Bär!«

»Hast Du nicht Dein Messer?«

»Ja – aber –«

»*Presto!* willst Du Dich dann vor einem gefesselten Manne fürchten? Gieb her!«

»Nein, Señora,« sagte entschlossen der junge Mann. »Wenn es denn einmal darauf ankommt, sich auszusetzen, so ist es besser, daß ich es thue. *Maria santissima!* sehen Sie, wie dieser rothe Teufel seine Augäpfel rollt, gerade, als ob er uns verstanden hätte.«

»Wahrscheinlich versteht er Spanisch genug, um zu begreifen, was ich befohlen habe, und das wird unser Gespräch sehr erleichtern. Gehorche schnell.«

Der Vaquero schlich mit aller Vorsicht zu dem Wilden, prüfte sorgfältig, ob die Lederstricke, die seine Arme und Hände auf dem Rücken zusammenschnürten, auch noch gut befestigt seien, und bückte sich dann.

Der Gileno streckte ihm die Füße entgegen – er hatte also verstanden!

Mit einigen Schnitten des scharfen Messers löste Diaz nicht ohne Zögern die Stricke, welche die Knöchel des Häuptlings so scharf zusammengeschnürt hatten, daß es einiger Augenblicke bedurfte, ehe das Blut wieder in Circulation trat. Sobald er dies fühlte, sprang der wilde Krieger mit einem Satz in die Höhe, so plötzlich, daß der junge Vaquero erschrocken zurückfuhr und fest das Messer faßte, bereit, es bei der geringsten weiteren Bewegung dem gefürchteten Indianer in's Herz zu stoßen.

Aber der Gileno blieb, nachdem er sich so plötzlich erhoben, gleich einer Bildsäule von Stein ohne Bewegung stehen, sein finstres Auge auf die Dame geheftet.

Die Señora winkte ihm. »Tritt näher, Häuptling!«

Geräuschlos, gleich der Schlange, die sich über das Gras windet, glitt der Häuptling in das Nebenzimmer.

»Verstehst Du unsere Sprache?« frug die Señora.

Der Gileno nickte.

»*Muy bien!* das erleichtert uns Vieles. Diaz, tritt an die Thür und merke auf, daß Niemand uns stört. Es ist jetzt nicht nöthig, daß Du hörst, was ich mit dem Indianer zu verhandeln habe.«

Der junge Vaquero zögerte nochmals. »Bei der heiligen Jungfrau, Señora, ich darf es nicht wagen, Sie unbeschützt zu lassen.«

Die Hacienda lächelte spöttisch. »Beruhige Dich, Knabe,« sagte sie. »Ich habe mich für alle Fälle vorgesehen.«

Sie schlug, so daß es der Häuptling sehen konnte, die Falten ihres Obergewandes zurück und zeigte auf einen kleinen Revolver in ihrem Gürtel. Diaz ging schweigend nach der Thür, von wo er jedoch die Gebieterin und den Indianer nicht aus dem Gesichte verlor, obschon er das, was sie redeten, nicht verstehen konnte, da das Folgende in leisem Ton gesprochen wurde.

Die Señora war, ohne die geringste Furcht zu zeigen, auf etwa zwei Schritt zu dem Gefangenen getreten.

»Der Graue Bär,« sagte sie, »ist ein berühmter Krieger. Er hat zum zweiten Mal dieses Haus betreten, aber er hat jedes Mal Unglück gehabt und ist jetzt ein Gefangener, wie ich gestern noch die seine war.«

Der Indianer blieb stumm, sein Blick starrte in die Luft.

»Will der tapfere Häuptling der Apachen frei werden?«

Die Augen des finstern Kriegers warfen einen Moment lang einen Flammenstrahl. Dann antwortete er mit verächtlichem Lächeln: »Makotöh ist ein Häuptling. Die Zungen der Weiber mögen ihren Witz an den Knaben üben. Makotöh wird lachen zu den Martern seiner Feinde.«

»Häuptling,« sagte die Spanierin mit entschlossenem Ausdruck, »es ist Wahrheit, was ich Dir biete. Du hast bereits gesehen, daß ich die Macht dazu habe.«

Der Indianer dachte einige Augenblicke nach, dann hob er den Kopf und sah die Señora forschend an.

»Die Bleichgesichter,« sagte er, »geben Nichts umsonst, Sie fordern für ihr Pulver, das Feuerwasser und die Decken, die sie den rothen Männern bieten, ihr Gold und die Beute ihrer Jagd. Was verlangt die Tochter des Mannes mit den hundert Häusern von einem rothen Krieger?«

»Du hast Recht, Makotöh, wenn Du meinst, daß ich keine solche Thörin sein würde, ohne Bedingung Dir die Freiheit zu geben. Ich habe meine Zwecke und stelle Dir zwei Forderungen.«

»Rede – meine Ohren sind geöffnet.«

»Wohl, Du siehst mich hier frei und als die Herrin über Dein Leben vor Dir stehen. Als Makotöh mit seinen Kriegern gegen das Haus meines Vaters zog, haben meine Freunde mich befreit und seine Wachen getötet.«

»Ihr Tod war gerecht. Warum waren ihre Augen nicht offen?«

»Höre weiter. Auf unserem Wege hierher ist ein Freund in die Hände der Deinen gefallen, der Mann, den Ihr El Crucifero nennt!«

Die Augen des Häuptlings funkelten. »Es ist gut! der Tod eines Häuptlings wird leicht sein, wenn er weiß, daß der schlimmste Feind seines Volkes ihm vorangegangen ist.«

»Ich glaube nicht, daß Deine Kameraden den wackern Mann sogleich getötet haben, der übrigens volle Ursache zur Feindschaft gegen Deine Nation hat. Ich sah ihn selbst heute Morgen als Gefangenen von den Reitern des Fliegenden Pfeil auf der Flucht mit führen.«

»Ein Apache hört gern das Geschrei seines Feindes am Marterpfahl.«

»Ich fürchte, so ist es, und sie haben seines Lebens bloß geschont, um ihn ihrer Rache zu überliefern. Ich möchte mich gern dankbar gegen den Mann bezeigen. Wenn ich Dir zur Flucht ver helfe, willst Du ihn als Lösegeld für Dich frei geben?«

»Makotöh ist nur ein Indianer – die Büchse Crucifero's tödtet ihrer viele!«

»Bedenke, daß Du das Haupt der Apachen bist und daß er seine Tochter zu rächen hat!«

»Die Feuerblume würde ihre Stelle in dem Wigwam eines Häuptlings eingenommen haben. – Es ist gut! – El Crucifero soll ihr zurückgegeben werden, wenn er noch am Leben ist!«

»Du schwörst es mir?«

»Bei meinem Totem! es wird geschehen.«

»*Bueno!* ich habe gehört, daß ein Indianer nie diesen Schwur bricht. Aber dies ist für Deine Freiheit, Häuptling, Du schuldest mir noch Dein Leben; denn wäre mir das Geringste geschehen, so hätten sie Deine Glieder von Pferden zerreißen lassen!«

Der Gileno lächelte verächtlich. »Die Beichgesichter sind Weiber in ihren Martern! Was verlangst Du?«

Die Haciendera sah ihm fest in's Gesicht, in ihren zusammen gezogenen Brauen lag ein dämonischer Haß.

»Der Graue Bär ist ein tapferer Krieger,« sagte sie langsam. »Dennoch ist er heute von dem Häuptling der Bleichgesichter besiegt worden wie ein Hund!«

Die Augen des Apachen schienen Feuer zu sprühen bei dieser Erinnerung, seine Nüstern dehnten sich und die Adern auf seine Stirn schwollen blauroth.

»Makotöh,« sagte er mit tiefem gurgelnden Ton, »ist nicht von einem Manne besiegt worden. Es war ein Zauberer der Bleichgesichter, der die Kräfte von zehn Büffeln in seiner Hand hat!«

»Thor! er ist ein sterblicher Mann wie Du! Er vermag weder Deiner Büchse noch Deinem Tomahawk zu widerstehen. Du sollst ihn tödten! Das ist der Zweck, weshalb ich Dir Leben und Freiheit schenke!«

Der Indianer schüttelte das Haupt. »Makotöh,« sagte er, »kann mit den Kriegern fechten, nicht mit bösen Geistern. Seine Waffen sind stumpf gegen sie.«

Die Señora stampfte unwillig mit dem Fuß auf. »Ich hatte einen Mann in Dir zu finden erwartet, nicht eine abergläubische Squaw. Dein Volk ist besiegt, hundert Deiner Brüder sind erschlagen! Morgen wird der Graf auf's Neue mit seinen Soldaten ausziehen, um Euch gänzlich zu vernichten, und der Graue Bär der Apachen hat nicht einmal den Muth, für seine Nation zu kämpfen!«

»Gieb mir die Freiheit, Weib,« sagte der Apache finster, »und Makotöh wird morgen an der Spitze der rothen Krieger sein Blut vergießen. Aber er vermag Nichts gegen den bösen Geist mit dem schlimmen Blick. Wenn die Feuerblume seinen Tod wünscht, muß sie eine andere Hand suchen!«

»Wohl denn – Du sollst dennoch frei sein, um an der Spitze Deiner Krieger diesen fremden Verräthern entgegen treten zu können. Ich werde einen Tapferern finden, um mich zu rächen, – den Kreuzträger oder Eisenarm.«

Der Apache lächelte verächtlich. »Makotöh ist ein großer Krieger. Es ist nur Einer in der Prairie, der ihm nahe steht!«

»Und wem erkennst Du denn nach Dir den ersten Rang?«

»Er ist der Feind Makotöh's. Es ist der Jaguar der Toyah's, obschon die Mutter, die ihn gebar, schlechter als eine Hündin war!«

Diese offene und gewissermaßen hochherzige Anerkennung seines jungen Nebenbuhlers schien einen tiefen Eindruck auf die Dame zu machen. Sie preßte die Hand auf die Brust und athmete schwer. »*Ea pues!*«¹ flüsterte sie, »ich wollte es auf anderem Wege versuchen – aber es soll so sein! – Häuptling, Du sollst dennoch frei sein, obschon Du Dich weigerst, das Werkzeug einer gerechten Strafe zu werden, indem Du Deinen eigenen Feind vernichtest! – Komm hierher Diaz, und lege die Riegel wieder vor jene Thür.«

Der Vaquero gehorchte: – die Señora blieb einige Augenblicke in tiefem Nachdenken, dann schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

»So wird es gehen! – Hast Du einen Lasso zur Hand, Knabe?«

»Es hängen ihrer genug draußen an der Wand.«

»Gut – so komm! – Häuptling, Du sollst uns folgen, tritt leise auf, daß wir die Schläfer nicht wecken.«

Sie blies die Lampe aus und ging durch die Thür des Zimmers, die sie ebenso anlehnte, wie sie dieselbe vorhin gefunden hatte; der Häuptling, noch immer mit gefesselten Händen, folgte ihr wie ein Schatten, Diaz, das Messer in der Hand, machte den Beschluß. In dieser Reihe stiegen sie die wenigen Stufen zu der Plattform des Daches hinauf, von dem aus am Morgen vorher der Senator die Vertheidigung geleitet hatte.

Auf den Befehl der Dame band der Vaquero zwei der Lederstricke an einander und knüpfte sie an die Karonade. Dolores selbst warf das andere Ende über die Mauer.

Der helle Mondschein lag auf dem Abhang, auf dem sich in kurzer Entfernung das Bivouacq der Schaar des Grafen befand. Menschen und Pferde waren aber so erschöpft von den vorhergegangenen Anstrengungen, daß sich kein Laut hören ließ. Die Feuer waren niedergebrannt und selbst die in einiger Entfernung ausgestellten Wachen schienen auf ihren Posten zu schlafen.«

»Häuptling,« sagte flüsternd die Dame – »ich bin im Begriff, Deine Fesseln zu lösen und Dir die Freiheit wiederzugeben. Es ist kein anderes Mittel, Dich ungefährdet aus der Hacienda

¹Wohlan denn!

zu bringen, als dieser Weg. Du wirst Deinen Totem halten, wie es einem berühmten Krieger zukommt!«

»Der rothe Mann hat nur eine Zunge! – Die Bleichgesichter haben ihrer viele.«

»So sei es denn, und mögen dem Verräther tausend Feinde erwachsen, wie ich hier seinem Hochmuth einen neuen erstehen lasse!«

Sie nahm das Messer aus der Hand des Vaquero, der keinen Widerspruch mehr wagte und zerschnitt selbst die Stricke, welche die Hände des Häuptlings fesselten.

Der Apache riß sie auseinander, dehnte die Muskeln seiner Arme und war im Begriff, ohne sich mit einem Wort des Dankes aufzuhalten, sich über die Brüstung der Plattform zu schwingen und an dem Lasso niederzugleiten, als er plötzlich ein leises »Hugh!« ausstieß, und sich in den Schatten der Crenelirung zurückwarf.

»Was ist? was siehst Du?«

Die Augen des Gileno funkelten in wildem Triumph, als er mit einer leichten Bewegung der Hand nach dem Grunde wies. »Die rothen Männer halten ihre Augen offen! Die Feuerblume wird den Schlachtruf eines Häuptlings hören und in seinem Wigwam wohnen!«

Ein kurzer Blick hatte die Señora belehrt, was der Grund dieser wilden Drohung war: – über den Raum zwischen dem Bivouacq der Soldaten des Grafen und dem Hause glitt eine Gestalt, – das Mondlicht zeigte deutlich, daß es ein Indianer war, indem es selbst die Adlerfedern auf seinem Haarschopf sehen ließ.

In einem Augenblick erkannte Dolores die ganze Unklugheit ihres Thuns und der jähe Schreck lähmte ihre Zunge, denn sie glaubte sich verloren und auf's Neue in den Händen der Wilden. Während ihre Hand aber nach dem Revolver in ihrem Gürtel fuhr, sah sie mit Erstaunen, daß der Gileno die schon erhobenen Arme sinken ließ und sich ruhig auf die zersprungene Karonade setzte.

Sein schärferes Auge hatte ihm gezeigt, daß der Nahende nicht zu seinen Freunden gehörte, und der leise ausgestoßene Ruf: »Wonodongah!« belehrte sie über den Grund des seltsamen Benehmens und beseitigte eben so rasch wieder ihren Schrecken.

Schweigend gleich dem Gileno beobachtete sie mit Erstaunen die Annäherung des Toyah, den noch kurz vorher der wilde und gefürchtete Häuptling als seinen einzigen Rivalen auf der Prairie bezeichnet hatte.

Der junge Comanche kam mit leichten unhörbaren Schritten über den Grund. Er schien sich der vollkommensten Sicherheit bewußt und sehr wohl mit dem Umstand bekannt, daß das Bivouac so gut wie gänzlich unbewacht war. Er trug in seiner Hand einen Gegenstand, den anfangs die Señora nicht zu erkennen vermochte. Dann sah sie, daß es ein Kranz von den duftigen Blüten des Suchilbaums war.

Der Toyah glaubte sich offenbar unbeobachtet. Er blieb einige Augenblicke vor dem Hause stehen und ging dann zu dem vergitterten schmalen Fenster, welches aus dem gewöhnlichen Schlafzimmer der jungen Haciendera in's Freie sah. Als Dolores mit weiblicher Neugier, was er thun würde, sich über die Brüstung lehnte, bemerkte sie, daß er sich gewandt zu dem Gitter empor geschwungen hatte und den Kranz an den Eisenstäben befestigte.

Ein Gedanke fuhr ihr durch den Sinn und sie führte ihn alsbald aus.

Als der Comanche bereits im Begriffe war, sich auf dieselbe Weise zu entfernen, wie er gekommen, fesselte der leise Ruf seines Namens seinen Fuß.

Er blieb stehen und schaute empor.

»Wonodongah!«

Sein scharfes Auge erkannte sofort über die Brüstung der Plattform lehrend die Gestalt der Dame.

»Der süße Ton des Cenzontle dringt an das Ohr eines Wanderers. Die Herrin der hundert Häuser ist in ihr Eigenthum zurückgekehrt. Warum liegt sie nicht in tiefem Schlaf, da ihre Freunde für sie wachen, und träumt von ihrem Verlobten?«

»Ich habe einen Auftrag für Dich.«

»Die Worte der Feuerblume sind ein Befehl für Wonodongah. Sie rede!«

»Ein Mann wird sofort zu Dir niedersteigen. Gieb mir Dein Wort, daß Du ihn sicher durch das Lager der Soldaten führst und über die Wachen hinaus.«

»In den Augen aller Krieger der Bleichgesichter ist Schlaf,« erwiderte lächelnd der Indianer. »Aber er komme.«

»Gut – ich danke Dir. Wer es auch sei, frage nicht um die Ursach und vollziehe meinen Willen. Jetzt, Häuptling, ist es Zeit – Dein Weg ist sicher.«

Der Gileno schwang sich ohne Gruß, ohne Dank, ohne ein Wort zu verlieren, über die Brüstung und fuhr an dem Lederstrick nieder auf den Grund.

Einen Augenblick standen die beiden rothen Krieger, die beiden Todfeinde, kaum zwei Schritte von einander, der Toyah die Hand an den Griff seines Tomahawk gelegt, als er den Häuptling der Gileno's erkannte.

Makotöh erwiderte furchtlos seinen drohenden Blick.

»Seit wann zerfleischen sich die Wölfe unter einander, wenn der Jäger auf ihrer Fährte ist?«

»Hugh! – Ein Häuptling redet die Wahrheit! – Der Graue Bär der Gileno's möge mir folgen!«

Die beiden Indianer schritten über den Grund und verschwanden in den Schleiern des Mondlichts. –

»Laß die Lasso's hängen und kehre zu Deiner Leichenwache, Diaz,« sagte die Señora, dem jungen Vaquero die Hand reichend. »Schweige über Alles, was Du gehört und gesehen, und sei meiner Dankbarkeit gewiß!« – –

—

Es war eine Stunde später, als aus dem Schatten hoher Felsen, eine Legua von der Hacienda entfernt, zwei rothe Krieger traten.

Ein langes schmales Thal lag vor ihnen und dehnte sich weit hinein nach Osten in das Innere der Sierra.

Der Vordere der beiden Indianer blieb stehen – es war der junge Toyah.

»Die Wachen der Bleichgesichter sind hinter uns,« sagte er, »kein weißer Mann mehr wird den Pfad eines Häuptlings kreuzen, wenn er seinem Stamme folgt. Die Apachen sind nach dem Aufgang der Sonne gegangen!«

»Gut. Ein Toyah kann der Feuerblume sagen, daß er sein Versprechen gelöst hat.«

»Bedarf Makotöh einer Waffe, um zu seinen Kriegern zurückzukehren?«

»Nein!«

»Der Graue Bär der Apachen hat Wonodongah aus den Krallen seines Bruders gerettet. Wir sind quitt. Aber er hat den Vater und die Mutter des Jaguar getödtet und seine Verwandten. Ihre Skalpe bleichen in dem Rauch seiner Hütte.«

»Makotöh ist ein großer Häuptling!« sagte der Gileno stolz.

»Mein rother Bruder redet die Wahrheit,« fuhr der Toyah fort. »Er wird einem jungen Krieger sein Recht nicht verweigern. Wann gedenkt er ihn zu treffen?«

»Wenn zum dritten Male das große Gesicht des Mondes aufgeht.«

Der Toyah ließ sich eine Bewegung der Ueberraschung entschlüpfen. Durch einen seltsamen Zufall war es dieselbe Zeit, welche die drei Entdecker der geheimnißvollen Goldhöhle zu ihrem zweiten Rendezvous bestimmt hatten.

»Gut – es sei! Bis dahin wird der Krieg der Bleichgesichter gegen die rothen Männer entschieden sein.«

»So möge mein junger Bruder den Ort nennen!«

»Makotöh kennt die Quelle des Flusses, den die Bleichgesichter den Bonaventura nennen.«

»Ich kenne sie.«

»Es stehen drei Biberbäume in ihrer Nähe. Der große Häuptling der Apachen wird den Jaguar mit zwei Freunden zu der bestimmten Zeit an dieser Stelle finden.«

»Drei Häuptlinge werden dort und Makotöh wird einer von ihnen sein. Hat mein rother Bruder noch sonst einen Wunsch?«

»Die Schwester Wonodongah's ist in den Händen der Apachen geblieben, weil sie einen verwundeten Freund nicht verlassen wollte.«

»Es ist gut! – Die Streitaxt zwischen einem Gileno und einem Toyah ist begraben, bis der Mond sich drei Mal erneut hat. Sie wird unter dem Schutze Makotöh's stehen, bis der große Geist unsern Streit entscheidet.«

»Ich danke dem Häuptling der Apachen. Möge sein Weg leicht sein.«

Ohne weiteren Gruß wandte sich der Toyah und kehrte auf dem Wege zurück, den er gekommen, während der Graue Bär mit dem leichten elastischen Schritt, der die indianischen Krieger auszeichnet, durch das Thal weiter ging.

So trennten sich die beiden Todfeinde, nachdem die Herausforderung gegeben und angenommen worden war.

Der nächste Morgen und Vormittag brachte ein sehr lebendiges Leben und Treiben aus die Hacienda del Cerro.

Die Flucht des Apachenhäuptlings wurde natürlich bald entdeckt, und der Graf ließ Slongh und die beiden Matrosen dafür in den Block legen. Die Lasso's von der Plattform des Dachs zeigten, auf welche Weise der Häuptling aus der Hacienda entkommen, war und die tiefe Erschöpfung, der Alle unterlegen, machte es erklärlich, daß Niemand die Flucht bemerkt hatte. Den Grafen verdroß sie hauptsächlich deshalb, weil er dadurch verhindert wurde, mit der Person seines Gefangenen die Freilassung Kreuzträgers und des Preußen zu erkaufen, für welche er aufrichtige Zuneigung hegte.

Die ausgesandten Späher kehrten am Morgen mit der Nachricht zurück, daß die Apachen sich in südöstlicher Richtung und in das Gebirge zurückgezogen hätten, wahrscheinlich, um sich mit den andern Stämmen ihrer Nation und den für den Einfall verbündeten Comanchen zu vereinigen. Don Carboyal bestand auf einer eiligen Verfolgung, und der Graf selbst hielt diese für nothwendig und beeilte mit aller Energie den Aufbruch seiner Compagnien.

Zwischen allen diesen Geschäften und Anordnungen fand er jedoch Zeit, seiner schönen Verlobten die Huldigungen eines galanten Kavaliers und glücklichen Bräutigams darzubringen, die von der Señora ganz in der alten Weise aufgenommen wurden. Nur ein scharfer Beobachter – und ein solcher war nicht einmal Suzanne, da sie mit ihrem eigenen Leid genug zu thun hatte, – würde von Zeit zu Zeit den verborgenen Hohn ihrer Antworten und den finstern drohenden Blick schwer beleidigten Stolzes bemerkt haben, den ihr Auge schoß, wenn sie sich unbeobachtet glaubte.

Bei allen zurückgekehrten Spähern hatte sich der Graf sorgfältig nach Eisenarm und Wondongah erkundigt, aber Niemand konnte Auskunft von ihnen geben, und Diaz, der Einzige, welcher seit der Flucht aus dem Krater den Comanchen gesehen, hütete sich wohl, davon zu sprechen.

In einer Berathung der Offiziere wurde beschlossen, die Hacienda als den Ausgangspunkt der weiteren Operationen zu betrachten und deshalb hier unter dem Befehl Racunha's eine kleine Besatzung zurückgelassen, während Don Estevan zugleich die Verbindung mit San Guaymas und der Conföderation der Kaufleute und Grundbesitzer unterhalten sollte. Das Gouvernement von Sonora und Chihuahua sollte von den Operationen des Grafen in Kenntniß gesetzt werden, um nach gemeinsamem Plane gegen die Indianer operiren zu können.

Der Senator wiederholte sein Versprechen, daß die Vermählung des Paares sofort nach der völligen Besiegung des Einfalls stattfinden solle und zeigte sich immer mehr von der Verbindung erfreut und stolz auf seinen künftigen Eidam. Er zweifelte nicht mehr an dem Erfolg aller seiner geheimen Pläne.

Jean und Bonifaz erhielten vom Grafen den Befehl, in der Hacienda zurückzubleiben. Doña Dolores schien das größte Wohlwollen für den Verwandten ihres Verlobten zu empfinden, kam dessen kühler Zurückhaltung mit der liebevollsten Sorgfalt entgegen und wußte ihre Absichten und Gefühle so vollständig zu verbergen, daß weder der Graf noch anfangs Suzanne das Geringste von ihrer Entdeckung zu ahnen vermochten.

Von dem Ersteren erhielten Racunha und Bonifaz den geheimen Auftrag, während ihrer Anwesenheit in der Villa die Nachforschungen nach dem Trapper und seinem indianischen Freunde fortzusetzen.

Unter diesen Vorbereitungen war der Tag und die Zeit der Siesta vergangen, und der Graf hatte endlich den Befehl zum Aufbruch seiner Schaar geben können, als das plötzliche Erscheinen Kreuzträgers denselben noch einmal aufhielt und Alle auf das Freudigste überraschte.

Der alte Wegweiser kam, zwar ohne Waffen, aber auf einem Mustang aus der Richtung der Sierra und wurde, als er am Thor der Hacienda vom Rücken des Thieres sprang, das ihn hierher getragen, von dem Jubelruf seiner Kameraden und aller Bewohner des Gutes begrüßt. Er war zwar ohne Büchse, aber sonst unverletzt und selbst unberaubt; auf seiner Brust glänzte noch das verhängnißvolle Kreuz und im Gürtel seines Jagdhemdes steckte das seltsame Abrechnungsbuch mit seinen Feinden.

Die Erzählung des Alten von seiner Gefangenschaft und seiner Befreiung war eben so überraschend wie seine Erscheinung. Nachdem er am Ausgang des Kraters von den auflauernden Gileno's überwältigt worden war und jeden unnützen Widerstand aufgegeben hatte, nur erfreut über das glückliche Entkommen seines jungen Gefährten, hatte man ihm zwar seine Waffen genommen, sonst ihn aber mit einer gewissen Scheu und Schonung behandelt, die

er offenbar seinem furchtbaren Rufe verdankte. Der Triumph, den gefürchteten Feind ihrer Nation endlich in ihren Händen zu haben, schien die Apachen später selbst ihre Niederlage vergessen zu machen. Er war Zeuge gewesen, wie die Krieger des Fliegenden Pfeils, von dem Signal des Verräthers Lopez herbeigerufen, in die Höhle des Kraters gedrungen waren. Wenn die Täuschung ihrer Erwartungen, als sie das Entkommen Eisenarms und seines Gefährten mit der Hacienda bemerkte, sie auch anfangs wahrscheinlich zu Handlungen blutiger Grausamkeit veranlaßt hätte, so war doch der feierliche Gesang, den der Malaye angestimmt, von der besten Wirkung. Der seltsame Krüppel galt ihnen als geistesgestört, und man weiß, welche Scheu selbst die blutigsten Wilden vor solchen Wesen haben, und wie sehr sie sich hüten, diese zu verletzen. Die Schrecken der plötzlichen Explosion erhöhte diese Gefühle, und als Mechocan die junge Comanchin erkannte, und Lord Drysdale den Verwundeten als seinen Gefangenen erklärte, war jede Gefahr selbst für diesen beseitigt. Die Mimbreno's führten die Zurückgebliebenen aus dem Krater und den Berg hinab zu dem Ort, wo sie ihre Pferde untergebracht hatten. Hier war es, wo Kreuzträger zum letzten Male Windenblüthe und den verwundeten Offizier gesehen hatte, denn als bald darauf die ersten Flüchtlinge von der Hacienda her das Mißlingen des Angriffs und die vollständige Niederlage der Indianer verkündet hatten, trennte man ihn von seinen früheren Gefährten und er sah nur noch, wie diese von dem Malayen und dem verrätherischen Courier begleitet auf Pferden und mit großer Sorgfalt bewacht von einem Trupp weiter zurückgeführt wurden, während man ihn selbst unter Beobachtung der bisher gezeigten Schonung nach einer anderen Seite hin in Sicherheit brachte.

Er wußte übrigens sehr wohl, was diese zu bedeuten hatte und welchem Schicksal sie ihn aufsparen sollte, wenn es dem Grafen und seiner Schaar nicht gelingen würde, ihn zu befreien. Er war noch Zeuge des beginnenden Gefechts, wurde aber im Lauf desselben auf den Befehl des »Fliegenden Pfeil« immer weiter zurückgeführt und mußte endlich jede Hoffnung aufgeben, obschon er später aus den Gesprächen der Krieger vernahm, daß sie auch hier von dem Grafen besiegt worden.

Der tapfere Widerstand der Mimbreno's hatte jedoch die anfängliche Flucht der Krieger des Grauen Bären, der Schlange und des gefallenen Häuptlings der Lipanesen in einen sicheren Rückzug verwandelt, den die Weißen bei ihrer Erschöpfung und geringen Anzahl nicht zu stören vermochten. Die Krieger der verschiedenen Stämme, oder vielmehr die Reste der früheren Bauden, waren zu ihren Lagerplätzen zurückgekehrt, hatten die bisher gemachte Beute aufgeladen und dann nach geschehener Verabredung ihren weiteren Rückweg in das Gebirge angetreten, um sich mit den anderen Abtheilungen in südlicherer Richtung zu vereinigen, wie die Späher des Grafen richtig vermuthet hatten. Erst am Abend hatten die Reste der vier Stämme, durch die Versprengten verstärkt und jetzt noch immer eine Schaar von fünfhundert Kriegern bildend, vereinigt ein Lager auf einem geeigneten Platz aufgeschlagen und einen Kriegsrath gehalten. Der boshafte und grausame Häuptling der Meskalero's hatte jetzt als der Aelteste den Oberbefehl übernommen, da der Graue Bär als von den Weißen getödtet geglaubt wurde, und aus den kurzen Worten seiner Wächter entnahm der Wegweiser, daß man beschlossen habe, am Morgen mit seiner Marterung die Geister der Erschlagenen zu versöhnen.

Bei dem großen und schrecklichen Ruf, den ihr Gefangener hatte, versäumten die Apachen keine Vorbereitung, um nach den Gebräuchen ihres Volkes seinen Tod so feierlich als möglich zu machen. Kreuzträger ergab sich in sein Schicksal, und war bereit, die Martern, die ihn mit seinen vorangegangenen Lieben wieder zusammenführen sollten, zu erdulden, wie schrecklich auch die Grausamkeit Wis-con-Tah's sie ersinnen würde, als plötzlich kurz nach Sonnenaufgang das Erscheinen Ma-ko-töh's im Lager seinem Schicksal eine andere Wendung gab.

Es folgte eine Berathung der Häuptlinge, in welcher der strenge Wille des Grauen Bär den Sieg über alle Winkelzüge der Schlange und den Widerspruch Mechocan's davon trug, und Makotöh erschien, von den Häuptlingen begleitet, vor dem alten Mann, um ihm seine Freilassung zu verkünden.

»El Crucifero,« sagte der Häuptling – »ist frei. Er möge zu den Bleichgesichtern zurückkehren. Meine jungen Leute werden ihn begleiten, bis er das Antlitz seiner Freunde sehen kann.«

Der Wegweiser hatte mit Erstaunen diese Verkündung angehört. »Rothhaut,« sagte der Alte, »ich habe so viel Böses von Dir und Deinem Volk erfahren, daß ich das Geschenk meines Lebens aus Deiner Hand verschmähe. Wenn Gott gewollt hat, daß ich in Eure Hände gefallen bin, so füge ich mich seinem Willen und bin bereit zu sterben.«

»Makotöh ist ein großer Häuptling,« erwiderte der Gileno. »Er war in den Händen der Bleichgesichter und hat geschworen auf seinen Totem, El Crucifero an seine Stelle zu senden. Ein Gileno hält sein Wort.«

Erst jetzt begriff der Alte, daß es sich um einen Austausch handelte, aber er war ehrlich genug, seine Bedenken nicht zurückzuhalten.

»Der »Graue Bär«, sagte er, »weiß, daß ich ein Feind seine Volkes bin. Kennt er mich?«

»Du bist der Vater des Weißen Reh's. Ein Weib ist aus dem Wigwam eines Häuptlings geschieden.«

»Dann weißt Du auch, daß zwischen uns Fehde auf Leben und Tod ist, und daß – wenn ich von hier gehe – diese Hand nicht ruhen wird, bis sie den Schatten meiner gemordeten Kinder an Dir und jenem Teufel gerächt hat!«

Der Gileno zuckte mit Verachtung die Achseln. »Geh!« sagte er, »Dein Haupt ist weiß! Meine jungen Krieger wissen jetzt, daß El Crucifero keinen Zauber hat und ihnen nicht mehr gefährlich ist!«

Ein Hohngelächter der Bande folgte diesen Worten des Häuptlings. Der alte Mann fühlte, daß der geheimnißvolle Nimbus, welcher bisher seinen Namen und seine Rache umgeben, gebrochen war und daß er nicht das Recht hatte, sie über die Gränze auszudehnen, die Gottes Fügung ihm gesetzt hatte.

In bedrückter Stimmung, von den Apachen fortan unbeachtet, verließ er das Lager derselben, auf den Befehl des Grauen Bär, der den Absichten der Schlange mißtraute, von zwei jungen Kriegern begleitet, die ihm stumm das Geleit gahen, bis man die ersten Streifer der Mexikaner erblickte.

Das war, was der Bericht Kreuzträgers zum Theil erzählte, zum Theil errathen ließ, ohne aufzuklären, wie der gefangene Häuptling der Gileno's zu dieser Verpfändung seines Wortes gekommen. Kreuzträger selbst muthmaßte später, daß die Befreiung des Grauen Bär auf geheimen Befehl des Grafen durch den jungen Vaquero erfolgt sei und machte gegen den

Letzteren auch einige Andeutungen darüber. Diaz hütete sich jedoch wohl, darauf einzugehen. Dagegen schloß er sich desto enger an den alten Mann und schien in ihm nicht bloß den Gefährten der bestandenen Abenteuer, sondern auch den Ersatz und Nachfolger seines erschlagenen Verwandten zu sehen. Auf seine Bitten und den Wunsch der Señora hatte er von dem Senator die Erlaubniß erhalten, sich dem Expeditions-corps des Grafen anschließen zu dürfen und manchen Abend verbrachten die Beiden zusammen am Bivouacfeuer in der Erinnerung an die vorangegangenen Kämpfe und Gefahren. Auch fehlte es an neuen ihnen keineswegs in der nächsten Zeit; durch die Nachrichten, welche der Wegweiser geben konnte, wurde der Angriffsplan des Grafen wesentlich bestimmt, und noch denselben Abend brach die Expedition auf. — — —

Wir können die nun folgenden zwei Monate in wenige Worte fassen.

Graf Boulbon war in seinen Unternehmungen gegen die Indianer auf allen Punkten glücklich, obgleich ihn bald der Neid und die Intriguen der eingeborenen Behörden im Stich ließen, ja ihm vielfache Hindernisse in den Weg legten.

Seiner Energie und der Unterstützung des Senators allein dankte er ihre Ueberwindung, obschon der fortwährende Kampf — nicht mit den Indianern, die bei jeder Begegnung besiegt und zurückgedrängt wurden — mit Trägheit, Zwiespalt und Bosheit ihn verbitterte. Es konnte ihm bald nicht verborgen bleiben, daß selbst in seiner kleinen Schaar geheimer Einfluß Intriguen spann und Unzufriedenheit und Verrath anreizte. Die zusammengelaufene, aus so vielen heterogenen Elementen bestehende Gesellschaft konnte nur durch eiserne Strenge beherrscht werden. Die rastlose Thätigkeit des Führers, die fortwährenden Anstrengungen in der Verfolgung der indianischen Banden, die leichter beweglich als ihre Gegner, sich auf Sengen und Plündern beschränkten, — namentlich aber die Mannszucht, die er hielt und der Umstand, daß der Krieg eben nur Mühseligkeiten und wenig Beute bot und der erschlagene Feind nicht der Plünderung lohnte, — vermehrte dies Unzufriedenheit und das Murren.

Zwei Mal während dieser Zeit blieben sogar die versprochenen Subsidien der Regierung und der Junta der Grundbesitzer und Kaufleute in Folge widerstrebender Machinationen aus, und der persönliche Kredit des Senators mußte das zur Besoldung der Truppe nöthige Geld herbeischaffen. Daß dies Alles nicht dazu diente, die ohnehin reizbare Laune des tapfern Franzosen zu verbessern, läßt sich denken. Durch die Abwesenheit der beiden einzigen zuverlässigen und anhänglichen Freunde, die er besaß, Suzannes und des Avignoten, sowie des ehemaligen preußischen Offiziers, auf den er großes Vertrauen gesetzt, und von dessen Schicksal noch immer keine sichere Kunde verlautete, — wurde sein Gemüth verbittert und Handlungen rücksichtsloser, ja selbst grausamer Härte verschafften ihm bald einen furchtbaren Ruf bei Freund und Feind und drohten die ritterlichen Eigenschaften seines Charakters zu verdunkeln.

Um jene Zeit tauchten zuerst in pariser Blättern wieder der Name des Grafen und die wunderbarsten Erzählungen von seiner modernen Argonautenfahrt auf. Ja selbst die geheimen Pläne des kühnen Abenteurers auf die Gründung eines souverainen Staates Sonora wurden — man wußte nicht, aus welcher Quelle — Gegenstand geheimnißvoller Andeutung und Besprechung, und der nach allem Neuen begierige abenteuerliche Geist der französischen Nation

wendete sein Interesse von der großen Staatsumwälzung, die das Land unter der Hand eines ebenso kühnen, aber schlaueren und glücklicheren Geistes erfahren, dem Geschick des verbannten Bourbons zu, in dessen Adern allein noch das Heldenblut Heinrich IV. zu fließen schien.

Der Leser wird sich vielleicht erinnern, daß die pariser Zeitungen damals voll waren von wahren und falschen Nachrichten über den Grafen. Die Cercles des Faubourg-Saint Germain, die alten Schlachtgefährten von Algerien erinnerten sich, daß der Abkömmling des alten Königsgeschlechts einen – wenn auch unehelichen – Sohn zurückgelassen hatte, und der junge Zögling von St. Cyr wurde ein Gegenstand der Aufmerksamkeit – wenigstens für einige Zeit. Aufrufe zur Unterstützung des Grafen erfolgten und es bildete sich in der That eine Gesellschaft jener unruhigen abenteuerlustigen Elemente, an denen Paris nie Mangel hat, und denen jede Regierung mit Vergnügen den Abfluß nach Außen öffnet. Aber ehe die Expedition wirklich zu Stande und zum Abgang kam, traf das Gerücht – wir dürfen aus Gründen nicht sagen: die Nachricht – von der geheimnißvollen und furchtbaren Katastrophe ein, welche allen Spekulationen ein Ende machte, – vorläufig auch den politischen, die – wie man wissen wollte – bereits das neue Kabinet der Tuilerieen gefaßt haben sollte.

Mehr noch, wie selbst in Paris, erregten die kriegerischen Erfolge des Grafen die Aufmerksamkeit in Mexiko, der Hauptstadt des Landes und dem Sitz der Föderalregierung.

Wir haben bereits in einem früheren Abschnitt unseres Buchs, wenigstens flüchtig die politischen Wirren, die damals den mexikanischen Staat zerrissen, und die Intriguen, die um die Präsidentsur gesponnen wurden, angedeutet. Daß unter diesen Umständen die Person des Grafen und seine Unternehmungen für die Regierung und die geheimen Bewerber von um so größerer Bedeutung wurden und man ihn bald zu fürchten begann, ist sehr erklärlich. Im Laufe des Feldzugs gegen die Indianer, der mit deren Zurücktreibung in die Einöden Apachiens und des Rio del Norte endigte, waren geheime Unterhändler sowohl Santa Anna's als des General Avalos in das Feldlager des Grafen gekommen, um ihn durch Versprechungen aller Art für ihre Auftraggeber zu stimmen. Graf Boulbon hielt jedoch, getreu den mit seinem künftigen Schwiegervater verabredeten geheimen Plänen, äußerlich an der Partei des gegenwärtigen Präsidenten Cevallos fest, bis die günstige Zeit zur Decouvriung ihrer eigenen Pläne gekommen wäre.

Von diesen aber – der vollständigen Losreißung der Sonora und Chihuahua's und ihrer Proklamation als selbstständiges Königthum mit der Wahl des Bourbonen zu seinem Beherrscher – verbreitete sich seltsamer Weise bald das Gerücht in der mexikanischen Presse, sei es aus Mißtrauen hervorgegangene Präsuntion, sei es aus geheimen Nachrichten und Andeutungen entstanden. Sicher ist, daß von vielen geheimen Schritten und Plänen der Verbündeten auf unerklärtem Wege die Nachricht sofort in die Oeffentlichkeit drang.

Trotz dieses Verraths nahmen jedoch die Vorbereitungen der beiden Männer einen raschen Fortgang und die Aussicht auf die Erfüllung ihres geheimen Plans steigerte sich bei der anscheinenden Unthätigkeit der Gegner mit jedem Tage. Die Besiegung der Indianer machte den Namen des Grafen trotz seines stolzen und strengern Auftretens und der Unzufriedenheit in seiner Schaar bei der Menge populair, während das Gold und der Einfluß des reichen Hacien-dero nach andern Seiten hin den Erfolg des beabsichtigten Pronunciamento's vorbereiteten. Was seine wilde und unbändige Cohorte betraf, so hoffte der Graf, daß ihre Unzufriedenheit in dem Augenblick schwinden würde, wo er ihr ein neues und vielversprechendes Ziel bot.

Zwei Mal im Laufe der zwei Monate war Don Estevan nach Guaymas zurückgekehrt, zwei Mal hatte der Graf auf kurze Zeit die Hacienda besucht, wo seine schöne Braut zurückgeblieben. Jedes Mal hatte ihn der Teniente Carboyal begleitet, den der Graf absichtlich nicht allein bei der Expedition zurücklassen wollte, da er ihm mit Recht mißtraute.

Dolores blieb in ihrem Benehmen gegen den Verlobten sich gleich, der ihrer Neigung und ihrer Person so sicher zu sein schien, daß er – von seinen Plänen erfüllt – weniger als früher sich um jene Aufmerksamkeiten und mitunter sehr seltsamen Galanterieen kümmerte, welche die mexikanischen Damen verlangen, ja dieselben sogar hochmüthig vernachlässigte. Mit jedem Besuch wuchs ihr geheimer Haß und die Verletzung ihres Stolzes, denn sie wußte sehr wohl, wo er die Nächte seines Aufenthalts in der Hacienda zubrachte. –

Die Sympathieen und Antipathieen des Herzens, jene unerklärbare geistige Erkenntniß, sagten der armen Suzanne, daß sie in der Señora eine Feindin besaß, ja daß dieselbe wahrscheinlich ihr Geheimniß kenne oder ahne; denn sie überraschte die Haciendera oft bei dem täglichen Umgang auf beobachtenden Blicken. Aber sie wagte es nicht, mit dem Grafen davon zu sprechen, fürchtend, daß er ihrer Warnung andere Beweggründe unterlegen oder gar das schwache Band, das ihn noch an sie fesselte, ganz zerreißen würde. So hatte denn die drohende Wolke vollkommen Zeit, sich am Horizont des kühnen Abenteurers emporzuthürmen.

Der Einfall der Indianer konnte jetzt als vollständig abgeschlagen gelten. Zwischen den Völkerschaften der Apachen und Comanchen waren schon während des Krieges wieder die alten Zwistigkeiten ausgebrochen, durch die Schlaueit der mexikanischen Agenten hervorgerufen und genährt, und die Krieger der beiden Nationen hatten sich wieder nach der großen Wüste Bolson und den gewöhnlichen Wohnstätten ihrer Stämme zurückgezogen. Die Sonora war gänzlich von ihnen gesäubert und nur in den öden Gebieten des Staates Chihuahua im Westen der Sierra de los Patos trieben sich noch einzelne Indianerbanden umher.

Von Kreuzträger oder dem Toyah und seiner Schwester war keine Kunde weiter nach der Hacienda gekommen, doch wußte die Señora, daß sich ihr rother Anbeter in der Nähe aufhalten mußte, denn häufig fand sie am Morgen an den Gitterstäben ihres Fensters einen Kranz duftiger Blumen befestigt, wie ihn Wonodongah in der Nacht der Befreiung seines Feindes gebracht hatte. Der Einzige, der einige nähere Kunde zu haben schien, war Master Slongh, der mit dem Piraten unter der kleinen Besatzung der Hacienda zurückgeblieben war und, seit der Yankee sich nach dem Abzug des Grafen gleichfalls aus dieser entfernt hatte, häufige Ausflüge in die Sierra machte unter dem Vorwande, ein großer Freund der Jagd zu sein und dem Wilde Fallen zu stellen. Aber selbst gegen Hawthorn, der sich hütete, die Mauern der Hacienda zu verlassen, ließ er sich nicht über die wahren Zwecke seiner Abwesenheit aus.

In dieser Phase, also etwa zwei Monate nach den früher erzählten Ereignissen, nehmen wir wieder den näheren Faden unserer Geschichte auf.

Die sinkende Sonne vergoldete mit ihren Strahlen die Hacienda und die Berg- und Felsengebäude um sie her.

Keine Spur der Zerstörung und des blutigen Kampfes, der noch wenige Wochen vorher hier getobt, war mehr zu sehen – im Gegensatz hatte sich Alles in ein festliches Gewand gekleidet. Die bunten Farben Mexikos mit den Lilien der Bourbonen wehten in hundert Flaggen und

Fahnen von den Dächern der Gebäude und den Mauern der Hacienda, Kränze und Guirlanden schmückten die luftigen Veranda's, und selbst die Hörner und Mähnen der Thiere in den Corrals waren mit Blumen und Bändern geziert. An allen Ecken und Vorsprüngen sah man die Vorbereitungen jener glänzenden pyrotechnischen Schauspiele: Feuerwerk und Illumination, in den Papierhülsen und chinesischen Laternen befestigt, und eine Bande schwarzer Musikanten paukte und cymbelte einstweilen lustig darauf los in dem Hof der Hacienda, wo an einem mächtigen Feuer die Anstalten getroffen waren, einen großen Ochsen in seinem Fett zu braten.

Es war Hochzeit – der Hochzeitstag der jungen und schönen Gebieterin all' dieser Reichtümer, der Herrin all' dieser Fröhlichen, die längst vergessen hatten, daß ihre erschlagenen Freunde und Verwandten nur wenige Schritte entfernt unter dem Rasen schliefen. In einer Stunde sollte Louis Aimé Graf Raousset Boulbon mit seiner tapferen Schaar eintreffen und dann sofort die Trauung mit Señora Dolores an dem blumengeschmückten Altar stattfinden, der vor dem Mittelgebäude im Hofe der Hacienda errichtet war.

Die schöne Braut, reich mit Diamanten geschmückt, stand auf der Plattform des Hauses und schaute mit leerem starrem Blick auf das muntere Leben und Treiben zu ihren Füßen. Der Senator, ihr Vater, hatte sie so eben verlassen, um im Hofraum noch einige Anordnungen zu treffen, und nur Don Carboyal, der Adjutant des Gouverneurs, der am Tage vorher mit Diaz von Aribechi eingetroffen war, befand sich an ihrer Seite. Auch seine Augen waren nach der Ebene gerichtet.

Plötzlich wandte sich die Dame zu ihm.

»Glauben Sie bestimmt, Señor Assistentе,« frug sie mit scharfem Ton, »daß die Abtheilung zur rechten Zeit hier sein wird?«

»Volaros versichert es. Er hat sie gestern verlassen, um dem Courier des Grafen zuvor zu kommen. – Jetzt harrt er ihrer Ankunft an der Furth, und er wird zur rechten Zeit hier sein, wenn er das Signal sieht.«

»Und Ihre Anstalten sind alle in Ordnung?«

»Vollständig, Senora – vorausgesetzt, daß wir uns auf Ihren Entschluß und Ihre Festigkeit verlassen können.«

»Heilige Jungfrau! ich wünschte, daß Ihr Männer nur den hundertsten Theil der Entschlossenheit eines beleidigten Weibes hättet! Lassen Sie mich noch einmal die Bedingungen wiederholen, Señor Assistentе, unter denen wir Bundesgenossen sind.«

»Ich bin ganz zu Ihrem Befehl!«

»Don Juarez sichert meinem Vater einen Sitz in dem Congreß zu Mexiko?«

»Die Partei der Patrioten wird glücklich sein, ein so wichtiges Mitglied der Grundbesitzer in ihre Reihen treten zu sehen. Aber ich fürchte noch immer, daß die thörichten Pläne . . . «

»Lassen Sie das meine Sache sein. Hätte es in meinen Absichten gelegen, diese Pläne des Fremden zur Ausführung kommen zu lassen, so hätten zehn Gouverneure, wie Don Juarez es nicht zu hindern vermocht. Don Estevan wird sich auf einige Zeit nach Puebla zurückziehen, vorausgesetzt . . . «

»Hier ist die Ernennung des Señor Senador zum Präsidenten des obersten Gerichtshofs.«

»Von einem ehemaligen Advokaten erwirkt und ausgestellt« sagte die Dame mit Hohn, indem sie das Papier zurückwies. »Don Juarez scheint seinen Weg etwas zu rasch zu machen und zu vergessen, daß seine Partei noch keineswegs am Ruder des Staates sitzt.«

»Aber sie wird dahin kommen, Señora, Sie kennen diesen Mann nicht!«

»Er ist mir beinahe eben so verhaßt, wie der Franzose« sagte sie hochmüthig. »Doch genug davon – ich wünsche nur, unser Eigenthum hier im Westen in diesen Zeiten ewiger Unruhen gesichert zu sehen, während mein Vater sich auf seine Besitzungen in Puebla zurückzieht. Der Aufenthalt in der Sonora ist mir verhaßt geworden.«

»Und darf Ihr Slave nicht erfahren, wie Sie den Bruch mit diesem hergelaufenen Abenteuerer herbeizuführen gedenken?« frug der Mexikaner. – »Ueberlegen Sie wohl, daß er einen Akt der Gewalt verüben könnte, da Sie nicht wollen, daß die Truppen der rechtmäßigen Regierung vorher die Hacienda besetzen, um Ihnen Schutz zu gewähren.«

»Seien Sie unbesorgt, Señor Teniente. Seien Sie nur zur rechten Zeit hier, so wie Sie die grüne Schärpe sehen, die mein Mädchen aus dem Fenster über dem Balkon ausstecken wird. Und sehen Sie – dort kommt, glaub' ich, Ihr Mann.«

Sie wies auf einen Reiter, der im Galop auf der Straße vom Fluß daher kam.

»Und dort, Señora – naht Ihr Bräutigam, der König der Sonora!« Dann ließ er sich plötzlich vor ihr auf ein Knie nieder. »Wenn es mir gelingt, den Verräther zu stürzen und zu vernichten – wird die schöne Dolores, die wahre Königin aller Herzen, sich herab lassen, ihr Versprechen zu halten und die Hoffnungen ihres getreuesten Slaven zu erfüllen?«

»Ich habe meine Hand dem Gouverneur von Puebla versprochen!«

Er sprang auf. »Dann Señora, ist sie in drei Monaten die meine. Auf Wiedersehen dann am Altar!«

Während der fernen Flintenschüsse, welche die Annäherung der Kolonne des Grafen Boulbon verkündeten, eilte er die Treppen hinab, warf sich außerhalb des Thors auf ein Pferd und sprengte dem von der anderen Seite nahenden Reiter entgegen.

In zehn Minuten hatte er diesen erreicht – es war der Soldat, der so wacker zur Vertheidigung der Hacienda beigetragen hatte,

»Halten Sie gefälligst, Señor Escobedo,« sagte er – »ich habe mit Ihnen dringend zu reden.«

Der Courier, den Graf Boulbon nach San Guaymas geschickt hatte, parirte etwas ungeduldig sein Pferd.

»Was befehlen Sie, Señor Teniente? Befindet sich Seine Excellenz in der Hacienda?«

»Seine Excellenz,« sagte der Adjutant spöttisch, »werden in einer halben Stunde dort sein. Indeß wird sie immer noch zeitig genug Ihre Botschaft hören.«

»Wie, Señor, so wissen Sie?«

»Der Bote des Gouverneurs ist bereits vor zwei Stunden hier eingetroffen.«

»*Cuerpo de tal!* So wissen Sie also auch, daß die Dragoner der Regierung hierher unterwegs sind?«

»Ich hoffe, sie werden in Kurzem hier sein!«

»Der Conde muß es sogleich erfahren. Lassen Sie mich vorüber, Señor Teniente, wenn es Ihnen gefällig ist. Man hat bereits eine Legua von hier versucht, mich aufzuhalten, indem man aus einem Dickicht wilder Feigen nach mir schoß.«

»Dieser Volaros ist ein Dummkopf« sagte ruhig der Adjutant. »Aber Señor Capitano, Sie dürften am Besten thun, trotz jener Kugel mit mir zu ihm zurückzukehren.«

»Ich verstehe Sie nicht, Señor Assisente. Ich bin ein einfacher Soldat des Conde Boulbon und Ueberbringer eiliger Nachrichten –«

»Für deren Verzögerung um eine Stunde ich die Ehre habe, Ihnen ein Patent als Kapitain im Namen Seiner Excellenz des Gouverneurs Don Juarez anzubieten, da Señor Volaros Sie gefehlt hat!«

»Ah – ich verstehe! Und Sie haben wirklich Vollmacht?«

»Vollständige. Das Blanket braucht blos mit Ihrem Namen ausgefüllt zu werden. Ich hoffe, Sie noch als General zu begrüßen, wenn Sie sich unserer Partei anschließen.«

Der Abenteurer verbeugte sich. »Ich küsse Euer Excellenz die Hand und stehe ganz zu Ihrem Befehl.«

Auf einen Wink des Offiziers wandte er sein Pferd und galopirte mit ihm den Weg zurück, den er eben gekommen war. – –

Immer näher kamen die Freudensalven der heranziehenden Schaar und wurden von den Bewohnern der Hacienda mit Jubelruf und Flintenschüssen erwidert. Man weiß, wie sehr es der Südländer, namentlich auch der Mexikaner liebt, bei allen Gelegenheiten Pulver zu verknallen. Hüte und Schärpen wurden von der Höhe der Mauern geschwenkt, Feuerwerk in die helle Tagesluft verpafft, und als jetzt die Compagnieen des Grafen, etwa hundertfünfzig Mann an der Zahl, an den Mauern der Hacienda vorüberzogen, um durch eines der Thore ihren Einmarsch zu halten, fiel ein Regen von Blumen auf sie nieder.

Die Schaar des Grafen gewährte einen noch abenteuerlicheren Anblick, als sie bei ihrer Ausschiffung und jener Parade bot, welche der Gouverneur von Guaymas in San José über sie zu halten versucht hatte. Die Strapazen des kurzen Feldzugs und die Büchsen und Pfeile der Indianer hatten wohl ein Dritttheil der kühnen Männer, die sich in San Francisco hatten anwerben lassen, hinweggerafft oder zerstreut, aber noch immer waren genug von dem alten Stamm übrig, um eine furchtbare Macht zur Ausführung jedes kühnen Anschlags zu bilden, dessen Gelingen bald wieder das Zehnfache der Zahl um die Fahne des kühnen Franzosen sammeln mußte. Das wußte der Graf sehr wohl, und deshalb hatte er auch nur diesen Stamm seiner Compagnieen zurück nach der Hacienda gebracht.

Der Graf selbst, noch immer das schöne und wilde Pferd reitend, das ihm der Gouverneur von Guaymas in so boshafter Weise verehrt, sprang am Thor aus den Bügeln, als er hier den Senator, umgeben von seiner Dienerschaft, ihn erwarten sah, umarmte ihn auf's Herzlichste und erkundigte sich sogleich nach seiner schönen Braut.

»Mögen Sie tausend Jahre leben, Señor Conde,« sagte der alte Spanier, – »mein Haus und Alles, was ich besitze, sind zu Ihren Diensten. Treten Sie ein, mein Sohn, und empfangen Sie aus meiner Hand den Lohn Ihrer Tapferkeit, der das Blut der Montera's, eines der edelsten von Kastilien und Arragon, mit dem des Königsgeschlechts von Frankreich verbinden soll – und ihm wieder den Weg zu einem Throne öffnen wird!« fügte er leise hinzu.

Der Graf küßte nach spanischer Sitte den Hausherrn auf beide Wangen. »Ist mein Bote aus San Fernando zurück?« flüsterte er.

»Noch nicht – ich erwartete ihn vergeblich. Ich habe alle Anstalten getroffen, daß wir morgen früh bereits nach dem Westen aufbrechen können.«

»Vortrefflich, Señor *suegro!*«¹ sagte der Graf einigermassen zerstreut. »So lassen Sie mich denn meiner schönen Braut meine Huldigung darbringen und mit ihrer Erlaubniß alsdann, sobald ich die Kleidung gewechselt, die heilige Ceremonie vor sich gehen, die mein Glück sichert, und zu der Ihre Güte, wie ich sehe, bereits alle Vorbereitungen getroffen hat.«

¹Schwiegervater!

»Señores,« rief der Senator, »machen Sie es sich bequem und nehmen Sie vorlieb mit Allem, was die Hacienda del Cerro ihren tapfern Errettern zu bieten vermag, die ich mich herzlich freue, wiederzusehen!

Ein hundertfaches *Viva el Señor Senador!* beantwortete die gastfreie Einladung und im Nu war die ausgelassene und wilde Schaar der Abenteurer über den Hofraum verbreitet und mit den alten Bewohnern und Dienern derselben vermischt. Hundert Erzählungen von bestandenem Abenteuern und Erkundigungen nach gefallenen Kameraden wurden im Fluge ausgetauscht und die Krüge mit Mescal und Aguardiente, so wie die Flaschen und Lederschläuche mit dem Amontilado und Paquareta, dem feurigen Wein des Landes, gingen von Hand zu Hand. Mit dem Eintritt der Soldaten des Grafen hatte das Fest begonnen.

Diesen hatte unterdeß die Hand des Senators zu den Stufen der mittleren Verandah geführt, auf deren obersten in ihrem Rohrsessel, von ihren Dienerinnen umstanden, die Señora saß. Der Graf beugte mit ritterlicher Galanterie ein Knie vor der Schönen, nahm aus seinem Jagdhemd zwei Adlerfedern, die Kopfbier eines berühmten Häuptlings, den er in einem der Gefechte mit eigener Hand getödtet, und legte ihr die Trophäe zu Füßen.

»Señora,« sagte er, »die Hand, welche Ihre Heimath von den Indianern befreit hat, streckt sich nach dem schönsten Schatz derselben aus. In den Augenblicken wilden Kampfes hat mir diese Stunde als Lohn vorgeschwebt, und ich komme, die Erfüllung Ihres süßen Versprechens in Anspruch zu nehmen.«

Die Dame spielte nachlässig mit den beiden Federn. »Seien Sie willkommen, Señor Conde! Bitte, sagen Sie mir, war dieses reiche Brautgeschenk vielleicht der Kopfputz des Grauen Bären?«

Eine dunkle Röthe schoß bei den ironischen Worten über das Gesicht des Franzosen. »Es ist selten, Madonna,« sagte er stolz, indem er sich erhob, »daß ein Mann zum zweiten Male es wagt, dem Grafen Raousset Boulbon entgegen zu treten. Auch Ihr indianischer Häuptling hat es nicht versucht, so sehr ich es auch wünschte. Diese Federn schmückten das Haar eines Comanchenführers, des Rothen Adlers, der eben so berühmt sein soll, wie der Häuptling der Gileno's, und meines Wissens war das Diadem der Ynkas von Mexiko und ihrer Gemahlinnen auch mit Federn geschmückt!«

»Sie haben Recht, Señor Conde,« erwiderte ruhig die Dame, »doch ist die Erinnerung eine unglückliche; denn die Frauen der alten Herrscher dieses Landes genossen leider nicht die Segnungen des Christenthums und die Rechte einer einzigen rechtmäßigen Gattin.«

Der Graf brach das Gespräch geschickt ab, das ihm nicht zu gefallen schien. »Erlauben Sie, theure Dolores,« sagte er, »daß ich mich einige Augenblicke zurückziehe, um auch äußerlich des Glückes würdig zu erscheinen, das mich erwartet.«

Die Haciendera machte eine bezeichnende Bewegung mit dem Fächer. »Ihre Gemächer, Señor Conde, und Ihre Freunde erwarten Sie!«

Der Graf beurlaubte sich mit einer höflichen Verbeugung, und ging der Treppe zu, welche nach dem oberen Stockwerk führte; auf der ersten Stufe hatte er Bonifaz, seinen alten Getreuen, bemerkt und nahm ihn am Arm.

»Du hast meinen Brief bekommen?« frug er.

»Ja, Monsieur! – Ihre Befehle sind vollzogen.«

»Und wie erträgt sie die Nothwendigkeit?«

»Sie ist entschlossen, noch diesen Abend nach Veracruz abzureisen, und ich, Monseigneur, bitte um die Erlaubniß, sie zu begleiten.«

Der Graf blieb auf der Höhe der Treppe stehen – sein Wink hatte alle Begleiter verabschiedet.

»Wie, Bonifaz, mein alter Freund, Du willst mich verlassen? – Aber doch hoffentlich nur für die Reise bis zur Küste?«

»Ich sehne mich, Monseigneur, Frankreich wiederzusehen,« sagte der alte Mann. Die napoleonische Luft ist immer noch besser, als diese Atmosphäre mexikanischer Falschheit und Spitzbüberei, die uns hier umgiebt, und ich kann die arme Kleine nicht allein zu unserem Kinde zurückkehren lassen, da Sie nun einmal Lust haben, ein vollständiger Mexikaner zu werden. *Pardious!* wer mir das gesagt hätte, als ich den steifen Spanier und seine hochmüthige Tochter nach San Francisco brachte – der Teufel hätte mich eher zu einem Frikassee hacken sollen!«

»Murrkopf – Ihr bedenkt nicht, daß es eben zu unser Aller Besten geschieht!«

»Ça! ça! – indeß – Jeder ist seines Schicksals Schmied! – Suzanne erwartet Sie, um Ihnen Lebewohl zu sagen vor dieser verfluchten Heirath!«

»Wo?«

»In ihrem Gemach – das arme Ding wird Sie nicht lange aufhalten. Nur noch Eins – Sie wissen doch, Monseigneur, daß der mexikanische Lump, der Lieutenant Carboyal, ein Kerl, dessen konfisziertem Gesicht ich nicht über den Weg traue, vor zwei Stunden einen Courier aus dem Westen erhalten hat?«

»Kein Wort! – Wo ist der Teniente? ich sah ihn noch nicht.«

»Der Teufel weiß, wohin, ich habe mich nicht um ihn bekümmert. Aber ich warne Sie, Louis, trauen Sie dem Boden hier nicht – der einzige Ehrliche scheint mir noch der Senator zu sein, aber er ist blind wie ein Maulwurf vor lauter Ehrgeiz und Hochmuth, und jener gelbhäutige Schuft macht sich etwas zu dreist an die Señora!«

Der Graf lachte sorglos. »Wenn Du weiter keine Bekümmerniß hast, Alter! Doch nun geschwind, bringe meine Kleider in Ordnung zur Trauung; ich verlange, daß Du mein Brautführer bist, dann magst Du thun, was Dein Gewissen verlangt!«

»Monseigneur – Ihre Uniform finden Sie hier!« Er öffnete die Thür zu dem Zimmer Jeans. Der Graf trat ein und blieb betroffen stehn, als aus dem Hintergrund des Gemachs sich eine Frau erhob und ihm langsam entgegenkam.

»Suzanne –! in dieser Kleidung – welche Unvorsichtigkeit!«

»Es ist die meines Geschlechts, Anne! laß sie mich tragen in dem Augenblick, wo wir scheiden für immer!«

Der alte Avignote hatte sich außen vor die Thür gestellt – Niemand sollte die wenigen Augenblicke stören, die den Beiden noch gehörten. – – –

Die halbe Stunde, die der Graf für seine Toilette sich erbeten, war verflossen – die Glocke der Hacienda rief zu der Messe, die der Trauung vorangehen sollte, die Thore des Hofes wurden geschlossen und Alle versammelten sich um den Altar.

Der Senator kam, noch einmal seine Tochter zu umarmen, ehe er den Bräutigam zu holen ging. Sein Gesicht strahlte von Stolz und ehrgeizigen Hoffnungen, so daß er die kalte und

finstere Haltung seiner Tochter gar nicht bemerkte. Er hatte sie kaum verlassen, als diese den jungen Vaquero zu sich winkte.

»Diaz,« sagte sie, »Du weißt, daß wir Verbündete sind. Bei dem heiligen Kreuz von Puebla, ich werde für Deine Zukunft sorgen. Jetzt nimm dieses Band —« sie reichte ihm die grüne Seidenschärpe, die sie getragen, —»und sobald der Graf die Treppe herabgekommen, gehe in das Gemach über dem Balkon und knüpfe sie an das Gitter. Dann kehre in den Hof zurück und halte Dich an dem Thor zur Linken, um es sofort zu öffnen, wenn Einlaß begehrt wird. Hast Du mich verstanden?

»Ja, Señora!«

»So gehorche – dort kommen Sie – und ich will Dein Glück machen!«

In der That erschien bei dem zweiten Läuten der Glocke der Graf an der Seite seines zukünftigen Schwiegervaters. Er trug, wie bei seiner Ausschiffung in San Fernando, die französische Obersten-Uniform und auf seiner Brust verschiedene Orden. Seine Haltung war ruhig und würdevoll, auf seiner Stirn lag ein tiefer Ernst, selbst eine gewisse Trauer, – das Ergebnis der vorangegangenen Scene!

Hinter dem Grafen kam sein alter Diener, Bonifaz, der Avignote.

Der Franzose schritt auf die Señora zu, die ihn bewegungslos erwartete. Er bot ihr mit einer Verbeugung den Arm und führte sie die Stufen der Veranda hinab und zu den beiden mit blühenden Orangenweigen geschmückten Betpulten, die man vor dem Altar für das Brautpaar aufgestellt hatte. Die ganze Versammlung warf sich alsbald auf die Knie und der Priester begann die heilige Messe zu lesen.

Señora Dolores hielt ihr von dem langen Schleier umwalltes Haupt tief auf ihr Gebetbuch und die gefalteten Hände niedergebeugt, gleich als sammle sie Kraft zu dem wichtigsten Akt ihres Lebens.

Dem Psalm folgte der Hymnus, das Symbolum und das Opfer – die ganze Schaar der Anächtigen responsirte, und selbst die Andersgläubigen wohnten in achtungsvollem Schweigen und mit entblößten Häuptern der heiligen Handlung bei, bis der Segen gesprochen war und der Priester das Brautpaar zu dem Altar rief.

In diesem Augenblick hörte man ein fernes Geräusch, wie von weither näher und näher anschwellendem Donner.

Die Braut hob ihr Haupt und eine leichte Röthe flog über ihr Gesicht, während ihr Auge über den Hofraum schweifte und auf Diaz haften blieb.

Auch der Graf, der Pole Morawski und mehre der Soldaten und Vaquero's hatten den Kopf erhoben – ihr mit dem Klänge vertrautes Ohr erkannte in dem nahenden Geräusch den Galop einer Pferdekolonne.

Unterdeß nahm die Ceremonie ihren Fortgang.

Auf die Frage des Priesters:

»*Horace Aimé*« Graf von Raousset Boulbon, Marquis de Tremblay, willst Du diese hier gegenwärtige hochedle Jungfrau Doña Dolores da Sylva Montera zu Deiner ehelichen Gemahlin nach den Satzungen der heiligen katholischen Kirche nehmen?«

»Ich will!«

»Jungfrau *Doña Dolores da Sylva Montera*, willst Du diesen hier gegenwärtigen Señor *Horace Aimé* Grafen von Raousset Boulbon zu Deinem ehelichen Gemahl nehmen?«

»*Nein*, Señor Padre, denn der Señor Conde hat bereits eine Frau!«

Die Worte wurden langsam und gemessen gesprochen, aber ihre ruhige Stimme hatte einen so klaren festen Ton, daß er bis zu den entferntesten Mitgliedern der Versammlung drang.

Einige Augenblicke stand diese wie vom Blitzstrahl getroffen oder zu Stein geworden – kein Laut wurde hörbar, so unerwartet war der Widerspruch gekommen. Selbst der Senator starrte seine Tochter erschrocken an und glaubte, falsch gehört zu haben.

In diesem Moment, während draußen ein wüthender Galop näher brauste, unterbrach die Stille des Erstaunens ein Ruf von der Höhe der Galerie her.

»Aimé! hüte Dich! Die Dragoner des Gouverneurs kommen!«

Den Augen der Menge zeigte sich eine bleiche Frau, in ein dunkles spanisches Gewand gekleidet, die auf der offenen Veranda des ersten Stockes in Angst die Hände rang!

Der Galop der fremden Reiter hörte plötzlich vor dem Kommando: *Alto!* auf – Waffen klirrten – drei Schläge donnerten an das Thor.

»*Abrite la puerta!*« Im Namen der Conföderation!«

Die Hand der Señora wies nach der Frauengestalt zwischen den Jalousieen. »Ehrwürdiger Herr und Sie mein Vater, dort sehen Sie, daß ich die Wahrheit gesprochen. Caballero's – ich stelle mich unter Ihren Schutz!«

Sie trat von der Seite des Grafen zurück, der allein vor dem Altar stehen blieb, Aller Blicke auf sich gerichtet.

»Um der heiligen Jungfrau willen, Señor Conde, was soll dies bedeuten? Reden Sie – erklären Sie uns – –«

Ehe der Graf, der wie ein Träumender umherstarrte, bald auf die Braut, bald auf Suzanne, deren Angst sich in einen Thränenstrom Luft machte, während sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckt hielt, – wurde von Diaz das Thor geöffnet und der Assistent des Gouverneurs, Don Carboyal, ritt in den Hof, gefolgt von einem halben Dutzend Dragoner, die sich hinter ihm aufstellten. Durch die geöffneten Flügel sah man draußen eine lange Reihe Dragoner, der besten Cavalerie, welche Mexiko besitzt.

Neben dem Lieutenant ging, sein Pferd am Zügel, der Soldat Escobedo, der Courier des Grafen.

Bei dem Anblick seines heimlichen Feindes hatte dieser seine volle Ruhe wieder gefunden. Er stand noch auf der nämlichen Stelle, wo die Señora ihn verlassen hatte, die Arme über die Brust gekreuzt, sein stolzes Gesicht, obschon blaß, zeigte eine eigenthümliche Ruhe und Sicherheit.

Nur wer ihn näher kannte, hätte aus dem höhnischen Zucken seiner Mundwinkel gewußt, daß ein Vulkan in ihm kochte.

»Willkommen, Señor Escobedo, mein getreuer Bote!« sagte der Graf mit schwerer sonorer Stimme, »und besonders in so guter Gesellschaft. Ich durfte erwarten, Sie bereits hier zu finden.«

»Euer Excellenz werden das alte Sprüchwort kennen, daß manche Botschaft immer noch zeitig genug kommt! Was die Gesellschaft dieser Herren betrifft, so genieße ich die Ehre derselben erst seit einer Stunde.«

»Ohne viel Worte, Mann« sagte der Graf streng. »Geben Sie mir die Briefe des Kommandanten Muñoz.«

Der Mexikaner zuckte die Achseln. »Ich bedauere aufrichtig, Euer Excellenz nicht dienen zu können. Señor Muñoz hatte keine Zeit zu schreiben.«

»Und warum nicht?«

»Weil er eben dringend mit seinem Beichtvater beschäftigt war, um sich für das wichtige Geschäft des nächsten Morgens vorzubereiten.«

»Welches Geschäft?«

»Der tapfere Kommandant des Forts von San Fernando hatte unglücklicher Weise die Bestimmung, gehangen zu werden und seine Seele muß jetzt längst im Fegefeuer sein.«

»Gehangen? *Ventre saint-gris* – wer sollte es gewagt haben . . . «

»Seine Excellenz der Herr Gouverneur Don Juarez hat ihn dazu verurtheilt, nachdem die Regierungstruppen wieder das Fort besetzt haben.«

»Das Fort besetzt? und meine Schiffe?«

»Man hat sie nach San Francisco zurückgeschickt. Die gesetzlichen Behörden sind, Dank der tapferen Besiegung der Indianer durch Euer Excellenz, jetzt wieder vollkommen befestigt, und ich freue mich, Euer Excellenz anzeigen zu können, daß auch meine geringen Verdienste in der Ernennung zum Kapitain des stehenden Heeres ihre Anerkennung gefunden haben.«

Der neue Schlag war so unerwartet, daß der Graf der ironischen und dreisten Weise, in welcher er ihm angekündigt wurde, die Antwort schuldig blieb.

Aber er war noch keineswegs zu Ende.

Don Carboyal hielt noch immer zu Pferde und hatte mit boshafem Vergnügen die Scene beobachtet. Jetzt aber nahm er das Wort.

»Señor Conde« sagte er, »es freut mich, von der Regierung beauftragt zu sein, Euer Excellenz und all' diesen tapferen Herren den Dank des Präsidenten Cevallos und der Junta der Staaten Sonora und Chihuahua zu überbringen. Die Regierung ist erfreut, schon heute im Stande zu sein, die mobile Armee auflösen zu können und bewilligt den tapfern Soldaten und Offizieren einen zweimonatlichen Sold, der ihnen sofort ausgezahlt werden soll. Auch stellt sie Jedem anheim, die Ansprüche an die zugesagte Landentschädigung am Rio del Norte geltend zu machen, wo neue Kolonien angelegt werden sollen, oder in Alamos mit dem Grade eines Unteroffiziers bis zum Range des Kapitains in das stehende Heer einzutreten. Ihnen, Señor Conde, behält die Regierung sich vor, in Arispe, wohin ich die Ehre haben werde, Ihnen das Geleit zu geben, bei der Abrechnung ganz besonders ihren Dank und die Anerkenntniß Ihrer Verdienste um Mexiko auszudrücken.«

»In Arispe? Also an der Gränze der Freistaaten?«

»Die Regierung glaubte, daß es Euer Excellenz bei der Rückkehr dahin der geeignetste Platz sein würde, da Sie dort Gelegenheit haben, dem Herrn General-Gouverneur direkt Ihre Wünsche auszudrücken. Ich habe Befehl, Euer Excellenz mit einer Schwadron meiner Dragoner dahin zu geleiten, während die andere diese Herren nach dem Süden begleitet!«

Der Graf lachte hell auf, aber dies Gelächter klang wie das Schmettern einer Trompete zum Angriff.

»Bei dem Blute des Bearners« rief er, – »Señor Teniente, der Plan ist nicht übel! – Schade nur, daß ich in Mexiko noch Einiges zu thun habe. Señor Senador, was sagen Sie dazu, und wollen wir die eifersüchtige Dame da, Ihre Tochter, zur Herrin der Sonora machen, auch ohne ihren Willen?«

»Bei der heiligen Jungfrau« flüsterte erschrocken der Haciendero, »richten Sie uns nicht Alle zu Grunde, Señor Conde! Sie sehen, daß Alles verrathen ist und daß wir verloren sind, wenn wir nicht nachzugeben scheinen. Was Donna Dolores betrifft, so hoffe ich . . . «

»Halt Señor! Kein Wort darüber! – Kameraden –« die Stimme des tapferen Franzosen klang hell und laut über den Hof hin – »Ihr habt die Vorschläge dieses Herrn gehört. Wir sind wieder freie Männer, wie wir es niemals hätten aufhören sollen zu sein. Wer Lust hat, mit den Burschen da draußen, die sich mit den Apachen nicht zu messen wagten, Kameradschaft zu trinken – der möge es thun! ich will Niemand hindern! Wer aber mit mir gehen will, den Schatz der Ynka's zu heben, der halte sich bereit; denn die Zeit ist gekommen, die ich Euch versprochen!«

Ein stürmischer Jubelruf aus hundert Kehlen antwortete dieser unerwarteten Ankündigung – dennoch konnte es dem scharfen Blick des Grafen nicht verborgen bleiben, daß Viele von der Schaar, die sich rasch um ihn sammelte, zurückgeblieben waren. Er begriff, daß er sie nicht zur Ueberlegung kommen lassen durfte.

»Señor Senador« sagte er, – »meine Kameraden dürfen um das versprochene Fest nicht kommen!« Er neigte sich zu dem Avignoten und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf der Alte ihn freudig erschrocken anstaunte und dann in das Haus eilte. – »Halt, ehrwürdiger Herr! Sie dürfen sich nicht entfernen, ehe Sie Ihr Amt vollzogen. Señores und Señoras, Graf Raousset Boulbon ladet Sie zu seiner Hochzeit ein!«

»Wie, Señor – nach dem Vorgefallenen . . . «

Doña Dolores wandte sich hochmüthig zum Gehen. »Kommen Sie, mein Vater, das Unglück scheint diesem Herrn den Verstand verrückt zu haben!«

Mit zwei Schritten war der Graf an ihrer Seite und hatte ihr Handgelenk gefaßt. Sein Gesicht drückte jetzt einen so furchtbaren Ernst aus, daß selbst ihr stolzer kräftiger Sinn erbehte.

»Halt, Señora« sagte er rauh, – »nicht so eilig! Der Schimpf, den Sie einem Manne anzuthun glaubten, muß erst seine Sühne haben!«

»Sie werden es nicht wagen, Señor, mich zu zwingen! Zu Hilfe, Don Carboyal! Sie werden es nicht dulden, daß mir Gewalt geschieht!«

»Still!« befahl der Graf mit Donnerstimme. Wenn Sie zehnfach jene Schätze besäßen, die tapfere Männer zu suchen gehen, so möchte ich das Königliche Blut von Frankreich nicht mit Ihrem Namen beschimpfen. Still, Schlange, sage ich, oder meine Hand zerschmettert Dich wie ein Atom! Nicht eine Braut brauche ich, aber eine Brautjungfer und das soll Deine Strafe sein! – Kapitain Perez!«

»Hier, General!«

»Besetzen Sie mit zehn Mann das Thor und lassen Sie in der nächsten Stunde Niemand ein- noch austreten! Bei Ihrem Leben! Doch vergießen Sie nur Blut, wenn Sie angegriffen werden!«

Der wilde Sinn der Abenteurer begann an dem seltsamen Auftritt Gefallen zu finden. Im Nu, und noch ehe Lieutenant Carboyal einen Befehl an seine Leute geben konnte, war das Thor besetzt und Diaz, der allein zu widerstreben wagte, hinweggedrängt.

»Jetzt, Señor Teniente und Alle, die hier versammelt sind« sagte der Graf zu dem Adjutanten und der staunenden Menge, »wird es nur auf Sie ankommen, ob wir als gute Freunde scheiden sollen oder nicht. Keinem soll ein Haar gekrümmt werden, der es nicht selbst herausfordert. Wir sind zu meiner Hochzeit hierher geladen und wollen uns nicht durch die

alberne Laune eines Weibes unverrichteter Sache fortschicken lassen. Auf Ihren Platz, Señora, wenn Sie nicht die Schmach der Peitsche für Ihr dreistes Spiel fühlen wollen, – denn hier kommt die Braut!«

Mehr getragen von dem alten Avignoten, als geführt, erschien Suzanne auf den Stufen der Verandah. Sie war eben so bleich und zitternd vor Schrecken und Freude, als ihre stolze Nebenbuhlerin vor Haß und Zorn. Auf ihren Wunsch hatte Bonifaz ihr das einfache spanische Frauengewand verschafft, in dem sie nach dem Verlassen der Hacienda ihre Reise nach einem Hafen der Ostküste machen wollte, und das leicht erklärliche Gefühl einer Frau hatte sie bewogen, den Abschied von dem Geliebten in dem Gewand ihres Geschlechts zu nehmen.

Der plötzliche Entschluß des Grafen, den der Avignote ihr andeutete, erfüllte sie mit freudigem Schrecken – noch konnte sie an die Wahrheit kaum glauben, als der Graf sie aus den Armen des treuen Dieners nahm, sie auf die Stirn küßte und ihre Hand erfaßte.

»Kameraden« sagte er, – »ich war im Begriff, ein großes Unrecht an einem Wesen zu begehen, daß seit zwölf Jahren nur Aufopferung und Treue für mich gehabt hat, das ihre Heimath und sein Kind verließ, um dem ungewissen Schicksal eines Mannes über das Weltmeer hinaus zu folgen, und das auch jetzt wieder bereit war, selbst ihr Leben der Zukunft eines Undankbaren zum Opfer zu bringen. Gott, der Alles wohl macht, hat durch den boshafte Hochmuth eines anderen Weibes mir die Augen geöffnet, ehe es zu spät war, und ich lade Sie Alle ein, Kameraden, Zeuge zu sein, wie Aimé Boulbon Suzanne Clement zu seiner rechtmäßigen Gattin macht und damit seinen Sohn Louis zum rechtmäßigen Erben seines Namens und alles Dessen, was er jetzt und künftig besitzen wird!«

Ein stürmischer Zuruf zeigte ihm, daß seine Worte auf diese wilden Herzen und Charaktere ihren Eindruck nicht verfehlt hatte. Selbst die Bewohner der Hacienda wagten nicht, ein Zeichen des Widerspruchs zu geben.

Der Graf zog die arme, kaum ihrer selbst mächtige Schauspielerin vor den Priester. »Señora« sagte er mit kalter Ruhe, aber einen Blick, der selbst ihre trotzigte Wuth in Furcht verkehrte, – »Sie kennen meinen Willen, und werden die Güte haben, die Zeugin von Madame zu sein. Unter dieser Bedingung verzeihe ich Ihnen Ihren Verrath! Nehmen Sie Ihren Platz ein, und Sie, ehrwürdiger Herr, verrichten Sie Ihr Amt!«

Der Ton der Worte war der Art, daß Niemand auch nur den Gedanken eines Widerspruchs faßte. Der Pater verrichtete hastig die heilige Ceremonie, und die Señora kniete, das Herz bis zum Bersten von ohnmächtiger Wuth geschwollen, hinter der Braut.

Der seltsame Auftritt dauerte nur wenige Minuten, der Pfaffe beeilte sich auf das Möglichste. Als er das Amen gesprochen, ließ der Graf eine Börse mit Gold zu seinen Füßen fallen, zog den Arm seiner zitternd und zärtlich sich an ihn schmiegenden Gemahlin durch den seinen, und wandte sich zu den Umgebenden.

»Kapitain Perez« befahl er, – »sorgen Sie dafür, daß unsere Kameraden mein Hochzeitsfest in lustiger Weise feiern. Halten Sie die Thüren besetzt – Jedermann mag frei ausgehen nach seinem Belieben – Niemand darf ohne Ihre Erlaubniß den Hof vor Sonnenuntergang betreten. Lieutenant Morawski und Kreuzträger, mein alter Freund, sorgen Sie dafür, daß Alles um diese Zeit zum Aufbruch bereit ist. Die Mannschaften sollen für acht Tage mit Proviant versehen werden. Nehmen Sie alle Maulthiere in Beschlag für den Transport der Lagergeräthschaften und erneuern Sie aus unseren Vorräthen die Munition. Señor Racunha, sorgen Sie dafür, daß alle Leute, die vorziehen, aus der Compagnie auszutreten, ihren vollen Sold

bekommen. – Und nun, Señor Senador, entschuldigen Sie, daß wir für einige Stunden die Herren Ihres Hauses machen und Sie, Señora, nehmen Sie den Dank der Gräfin Boulbon für den Liebesdienst, den Sie ihr erwiesen.«

Er verbeugte sich mit allem Anstand des Weltmannes vor der Dame und ihrem Vater und führte Suzanne in das Haus zurück. –

Wie verschieden auch in Folge der schon längere Zeit fortgesetzten heimlichen Intriguen des Assistenten die Stimmung unter den Mitgliedern der Expedition sein mochte, die entschlossene Haltung des Grafen, mit welcher er den beabsichtigten Schimpf und die Niederlage auf seine Gegner zurückwarf, verfehlte ihren Eindruck nicht und selbst Keiner von Denen, die bereits entschlossen waren, ihn zu verlassen, wagte einen Ungehorsam gegen seine Befehle. Der Aufruf, das Gelage trotz der veränderten Situation alsbald vor sich gehen zu lassen, war für Leute, wie die Abenteurer, zu verführerisch, um nicht befolgt zu werden. Alsbald bildeten sich Gruppen und Gesellschaften, in denen die Weinschläuche und die Krüge mit dem nationalen Branntwein lebhaft kreisten, und als der Haciendero mißmuthig und verstört über die Scheiterung der so mühsam vorbereiteten Pläne den Hof verlassen und sich in sein Gemach zurückgezogen hatte, erklangen alsbald auch die Kastagnetten, und das Personal der Hacienda nahm im Fandango und lustigen Trunk Theil an dem Gelage der Freischaar.

Der Graf hatte kaum den Hof verlassen, als ein Wink der Señora den Adjutanten des Gouverneurs aus der kläglichen Rolle, die er gespielt hatte, erlöste und an ihre Seite rief.

Die schönen Augen der Spanierin funkelten in mühsam unterdrückter Wuth.

»Warum geben Sie Ihren Leuten nicht das Zeichen zum Angriff, Señor« herrschte sie ihm zu, »und lassen Alle, die sich zu widersetzen wagen, wie Hunde tödten, den hochmüthigen Verräther zuerst?«

»Zum Henker, schöne Doña« meinte zögernd der Offizier, »Sie sehen die Sache verteufelt leicht an! Ich habe keine Ordre, den Conde zu verhaften, insofern er nicht gegen die Entlassung durch die Regierung Widerstand versucht, und selbst wenn ich sie hätte, würde ich mich wohl hüten, den Tiger in seinem Nest am Bart zu zupfen!«

»So fordern Sie ihn Mann gegen Mann heraus! – er hat Sie und mich beschimpft. Wer mir sein Herzblut bringt, soll mich die Seine nennen!«

»Schöne Dame« sagte der Teniente mit Aufbietung aller Galanterie, – »Sie wissen, wie das Herz Ihres Slaven für Sie schlägt und welchen Lohn Sie ihm verheißen haben. Lassen Sie den Narren sich den Kopf in der Wildniß in einem thörichten Unternehmen einrennen, das – wenn es ausführbar wäre, – längst klügere Leute als er vollführt haben würden. Ich schwöre Ihnen, daß nicht die Hälfte seiner Leute ihn auf dieser Don-Quixote-Fahrt begleiten wird, und ich werde mein Möglichstes thun, die Zahl noch zu verringern. Der Hunger, das Fieber und die Apachen werden uns an der ganzen Sippschaft rächen, ohne daß wir nöthig haben, einen Finger zu erheben!«

Sie sah ihn mit tiefer Verachtung an. »O, daß ich ein Mann wäre! – Gehen Sie, Señor – und Jeder thue das Seine!« –

Einen Moment verweilte ihr Blick zweifelnd auf Diaz, – dann schüttelte sie leicht das schöne Haupt, gleich als habe sie den Gedanken als unzulässig aufgegeben, und schritt, ihren Rebozo vor das Gesicht ziehend, nach ihren Gemächern. – – –

Der Graf hatte sich nach dem offenen Bruch mit dem Gouvernement und dem Senator nicht einen Augenblick darüber getäuscht, daß er von nun an ganz auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen sei; aber mit jener Energie, die ihn stets im Augenblick der Entscheidung erfüllte, traf er sofort alle Anstalten für den abenteuerlichen Zug, den er beschlossen. Er ließ den alten Wegweiser kommen, forschte bei ihm nach den Sagen und Gerüchten, die seit Jahrhunderten unter den Trappern und Jägern der Wildniß über die geheimnißvolle Existenz des angeblichen Schatzes gingen, und suchte – ohne ihn doch in das Vertrauen zu ziehen, – von ihm Nachrichten über die Gegend der Wildniß einzuziehen, welche die rohe Zeichnung in dem Amulet des Gambusino andeutete.

Zugleich traf er durch Bonifaz alle noch nöthigen Anordnungen für den Zug. Aus den in der Hacienda für den Krieg gegen die Apachen aufgehäuften Vorräthen wurden Zeltgeräthe, Waffen und Munition in reichem Maße genommen, ebenso fanden sich die genügenden Werkzeuge für die Untersuchung und Sicherung der Placers oder Städten, wo das Gold gewöhnlich zu finden ist. Da sich unter den Abenteurern mehre Bergleute befanden, die schon in den Goldlagern der Sacramento ihr Heil versucht, war auch in dieser Richtung gesorgt.

Durch Bonifaz ließ ferner mit Hilfe der ihm ergebenen Offiziere der Graf ein Verzeichniß Derjenigen aufnehmen, welche sich unter den alten Bedingungen der Unternehmung auch seiner anschließen wollten, indem er nochmals Allen, die zurücktreten wollten, dies anheim stellte. Es fand sich, daß von der ganzen Schaar hundert und drei Mann entschlossen blieben, die Expedition fortzusetzen und ihr Schicksal an das des kühnen Abenteurers unwiderruflich zu knüpfen.

Die Anderen, von der Ueberredung und den Versprechungen Don Carboyal's zum Abfall bewogen, oder die Mühseligkeiten und Gefahren eines neuen Zugs in das Indianergebiet fürchtend, zogen ihr Engagement zurück, theils um in den Städten, theils unter den Regierungstruppen ein Unterkommen zu finden.

Unter Denen, welche ihren Austritt erklärten, befand sich auch Lieutenant Racunha, der Perlenfischer von Espiritu Santo; er wollte zu seiner alten Heimat, dem Meer, zu seinem alten Gewerbe: dem Kampf mit den Tintorera's zurückkehren.

Perez, der Stierfechter, der Pole Morawski und selbst der Pirat Hawthorn zählten zu den Bleibenden. Der Letztere glaubte, dabei weniger der Gefahr ausgesetzt zu sein, als bei der Rückkehr zur Küste, wo er die Autoritäten als Freunde seines unversöhnlichen Feindes wußte.

Selbst Slong befand sich unter den Verwegenen, die sich dem Zuge des Grafen anschließen wollten; dies geschah, nachdem er eine heimliche Unterredung mit dem Assistenten gehabt hatte.

Da Don Carboyal nicht im Entferntesten daran lag, es zu einem Kampfe zwischen dem starken Kommando der Regierungstruppen, – was nur den Ausbruch des entdeckten Pronunciamento's und den Marsch der Legion nach den Küstenstädten verhindern sollte, – und den Abenteurern des Grafen kommen zu lassen, einem Kampf, dessen Ausgang jedenfalls sehr zweifelhaft war und ihn selbst das Leben kosten konnte – so ließ er die Dragoner eine Strecke zurückgehen und auf der Ebene ihr Bivouac aufschlagen.

Pünktlich mit dem Untergang der Sonne erklangen die Hornfanfaren, welche die kleine Schaar der Abenteurer zum Auszug aus der Hacienda sammelten. Weder der Senator noch seine Tochter ließen sich sehen – doch zeigten sich wenigstens die rohen Naturen der Vaqueros und Rostreadores nicht undankbar; sie erinnerten sich, daß sie dem rechtzeitigen und

tapferen Angriff dieser Männer vor zwei Monaten ihr Leben verdankten, und mit manchem aufrichtig gemeinten Anruf an die Madonna und die Heiligen, mit manchem Rath, warmem Händedruck und gewechseltem Geschenk wurden die kühnen Abenteurer von den Männern und Frauen entlassen, mit denen sie noch soeben getanz und getrunken.

Der Graf erschien auf den Stufen der Veranda – er trug sein Jagdhemd, das er nicht mehr ablegen sollte, und die Bewaffnung, wie wir sie früher bei der Musterung der Compagnieen in San Fernando beschrieben haben.

An seiner Seite ging Suzanne in kurzem Reitrock, einen langen mexikanischen Dolch und einen leichten Revolver an dem Gürtel. Das von dem langen geheimen Leid abgehärmte intelligente Gesicht der kleinen Französin strahlte jetzt von Glück und Stolz – der höchste Wunsch ihres Lebens war erfüllt, das geliebte Kind im fernen Frankreich jetzt ihr rechtmäßiger Sohn, der Erbe eines stolzen Namens.

Als die kleine Schaar jetzt, wohl beritten und ausgerüstet, in bester Ordnung den Hof der Hacienda verließ und in den Hohlweg niederstieg, der sie zurück in das Gebirge und die Wüstenei führen sollte, gaben ihr selbst die Kameraden, die sie entmuthigt und so untreu verlassen, ein begeistertes Hurrah mit auf den Weg, und der jubelnde Ruf: »*Viva el General! Vive Boulbon!*« klang durch die Mauern in das einsame Gemach, in welchem die Señora den Haß und die Erbitterung über die erlittene Niederlage verbarg.

Die Schaar des Grafen legte an dem Abend nur eine kurze Strecke zurück; auf der Stelle, wo der »Fliegende Pfeil« mit seinen Kriegern bei dem Ueberfall der Hacienda stehen geblieben, schlug sie für die Nacht ihr Lager auf.

Es kam die Nacht! – Durch das Dunkel funkelten Tausende grünleuchtender Cucuyo's¹, die Düfte des Jasmin, der Orangen und des wilden Mandelbaums kamen auf den Schwingen des Landwindes mit balsamischer Ueppigkeit und mischten sich dem Hauch der Kräuter und Gräser des Gebirges.

Ueber der Hacienda funkelte der prächtige Sternenhimmel; das Kreuz, das große Gestirn des Südens, glühte in seiner Pracht; von der Ebene her hallten die Töne des Lagers der Dragoner und ihrer neuen Bundesgenossen; durch die Schluchten strich mit dem eigenthümlichen Klagelaut der Coyote und fern, aus den Felsen klang das Geheul eines hungrigen Panthers. –

In ihrem amerikanischen Butacas² lag die Haciendera in tiefem unheimlichen Sinnen. Ein leichtes weites Musselengewand in Form eines Bademantels hüllte allein noch ihren schönen Leib ein, und das lange schwarze Haar fiel in dunklen Wellen fessellos über den entblößten Busen.

Ihr Arm war auf die Lehne des Stuhls, die gedankenerfüllte schöne Stirn auf die Hand gestützt. Die finster zusammengezogenen Brauen, die gepreßten Lippen, der drohende Mund zeigten zur Genüge den Inhalt ihrer Gedanken.

Alles umher bewies, daß sie diesen nachgehungen im Augenblick, wo sie eben sich hatte zur Ruhe begeben wollen. Die seidenen Gewänder lagen umher zerstreut, aus dem Hintergrund des Gemachs sandte die Marmorwanne, in der ihr die Dienerinnen das erfrischende kühle Bad bereitet, ehe sie sich zur Ruhe legte, den Duft des mit Blüten parfümirten Wassers; der

¹Johanniswürmchen.

²Lehnsessel, Schaukelstuhl.

Vorhang des anstoßenden Alkovens war halb zur Seite gezogen und zeigte das mit seinem irischen Linnen bedeckte Lager, und eine von der Decke hängende Ampel verbreitete hinter dem Schirm ein sanftes ruhiges Licht.

Aber in dem Innern der schönen Herrin dieses Schlafgemachs tobte es desto wilder und stürmischer. Sie erhob sich plötzlich aus ihrem Sinnen, schritt hastig über den seinen Binsenteppich und trat an das Fenster des Gemachs, dessen Musquitovorhang sie aufriß, um an dem frischen Hauch der Nachtluft den stürmisch wogenden Busen zu kühlen.

In der Ferne glänzten die Bivouacqfeuer der Dragoner – zuweilen trug der Nachtwind das Wiehern eines Rosses, irgend einen Klang des kriegerischen Lebens herüber.

»Der Feigling!« murmelte sie, die Hand ballend – »wenn er nur den zehnten Theil des Muthes jenes niederen verachteten Indianers gehabt hätte, würde das Herzblut jenes Abscheulichen geflossen sein, der es wagen durfte, Dolores Montera mit der Peitsche der Knechte zu drohen. Wenn Wonodongah – –«

Wonodongah! – –

Es war, als hätte die magische Gewalt ihrer entflammten Gefühle die dunkle Gestalt heraufbeschworen, die über den sternbeleuchteten Grund glitt.

In ihrer Hand trug sie einen Kranz von den duftigen Blüten des Suchil-Baumes, wie ihn die Señora so oft des Morgens beim Erwachen an den Eisengittern ihres Gemachs gefunden hatte.

Dolores trat in den Schatten des Vorhangs zurück und hüllte sich in seine Falten. Der Toyah kam langsam und vorsichtig näher; er blieb wiederholt stehen, um zu lauschen. Erst als er sich überzeugt hielt, daß alle Bewohner der Hacienda zur Ruhe waren, nahte er sich dem Fenster des Gemachs und schwang sich an den Vorsprüngen der Steine zu dem Gitter empor, an dessen Stäben er seinen Kranz befestigte.

Die Hand des jungen Kriegers war noch damit beschäftigt, als sich die Vorhänge, die im Innern die Einsicht in das Zimmer verschlossen, theilten und die Dame, der seine nächtliche und bescheidene Huldigung galt, vor ihm stand.

Erschrocken und in Furcht vor den Folgen seiner Kühnheit wollte der Indianer die Eisenstäbe loslassen und sich auf den Boden fallen lassen, als ein Wort ihn zurückhielt.

»Bleib!«

Die schöne Bewohnerin des Zimmers, in den leichten Nachtmantel gehüllt, war dicht zu dem Fenster getreten – er fühlte den warmen Hauch ihres Athems auf seiner gebeugten Stirn.

»Bleib, Wonodongah,« sagte die Señora, »ich habe mit Dir zu reden. Kannst Du auf der Stelle verweilen, wo Du Dich befindest? denn was ich Dir zu sagen habe, darf selbst die Nacht nicht hören – es ist ein Geheimniß zwischen Dir und mir!«

»Der Stein unter meinem Fuß ist breit genug, einen Krieger zu tragen,« entgegnete der Indianer. »Wonodongah würde jedes lebende Wesen tödten, und wäre es der Bruder seines Blutes, dessen Ohr die süßen Töne der Cenzontle des steinernen Hauses belauschen wollten.«

–

»Wohlan, Jaguar – ich nehme Dich beim Wort, ich fordere ein Leben von Dir!«

»Das Leben Wonodongah's gehört der Herrin. Sie möge es nehmen!«

»Nein, Jaguar,« sagte die Dame, »nicht das Leben eines Freundes ist es, das ich verlange – es ist das Leben eines Feindes, der Dolores Montera tödtlichen Schimpf angethan hat.«

»Die Feuerblume möge ihre Anklage in das Ohr eines Freundes flüstern und der Mann, der gewagt hat, ihr Unrecht zu thun, soll sterben!«

Die Dame stampfte erbittert mit dem Fuß auf den Boden – die Beschränkung, die in den Worten des Indianers lag, erhitzte ihren Zorn fast bis zum Wahnwitz.

»Wie, elender Indianer,« zischte ihre Lippe – »wagst Du noch von Recht oder Unrecht zu sprechen, wenn eine weiße Frau Dir die Ehre anthut, Dich zu ihrem Rächer zu wählen? Bist Du so feig, wie die Andern?«

»Das Leben Wonodongah's gehört der Feuerblume. Ein Häuptling ist kein Mörder. Sie möge einem Krieger den Mann nennen und sein Verbrechen – und die Hand eines Toyah wird ihn tödten!«

Ihre Brust keuchte in wilder Aufregung – sie begriff, daß die Mittheilung der Thatsache in den einfachen Anschauungen des Indianers keineswegs eine todeswürdige Schuld des Mannes ergeben würde, den sie ja selbst zu beschimpfen und zu verderben gesucht hatte.

»Wonodongah – liebst Du mich?«

»Das Herz eines Indianers hat rothes Blut, wie das eines weißen Mannes. Wonodongah liebt die Feuerblume mehr als den Stern seines Auges, mehr als die Hoffnung, mit seinen Vätern auf den Jagdgründen des großen Geistes zusammenzutreffen.«

»Wohlan denn, beweise es und ich will Dir gehören! Dolores Montera hat bei der heiligen Jungfrau geschworen, daß sie dem Manne gehören will, der sie an dem schändlichen Verräther rächen wird! Siehst Du diesen Schlüssel?«

»Ja, Herrin!«

»Er öffnet den Eingang zu dem Gitter des Balkons – zu der Thür meines Schlafgemaches! Eine Nacht – eine ganze Nacht wird Dolores dem Jaguar gehören, wenn er ihr dies Tuch, mit dem Herzblut ihres Feindes getränkt, zurückbringt!«

Sie schleuderte ihm das leichte spitzenbesetzte Gewebe zu.

»Bei dem großen Geist – Du machst mich wahnsinnig! – Den Namen – sage den Namen!«

»Es ist Dein eigener Feind – der Franzose, den Du kennst –«

»Dein Verlobter? Die Eiche, um die sich die Feuerblume ranken will? Du selbst hast mir verboten, die Hand gegen ihn zu erheben! Was hat er gethan?«

»Gethan? Sieh her!«

Eine Bewegung der Hand warf den Schirm von der Lampe – eine zweite riß die leichte Hülle von ihren Schultern – im vollen Licht stand die reizende üppig schöne Gestalt des Weibes vor den glühenden Blicken des Naturmenschen, dessen Leidenschaften in ungezähmter Kraft emporbäumten.

»Sieh her! – Willst Du diesen Leib erkaufen mit seinem Herzblut, ohne zu fragen, welch' Unrecht er mir gethan?«

Der Indianer rüttelte wie ein wildes Thier an den festen Eisenstäben des Fensters – seine Augen unterliefen mit Blut – sie schienen die unverhüllte Schönheit der weißen Frau förmlich zu verschlingen.

»Er soll sterben!«

»Du schwörst es?« Sie nahte sich ihm, ihre Hand berührte seine Finger, die er blutend durch das Gitter drängte, ihr warmer Athem elektrisirte sein Gesicht.

»Du schwörst es?«

»Bei dem Totem der Toyah's – er soll sterben!«

Ein Sprung rückwärts brachte sie zu dem Tisch, auf dem die Lampe stand. Eine rasche Bewegung schleuderte sie auf den Boden und machte sie verlöschen. Im nächsten Augenblick plätscherte das Wasser des Bades.

Die dicken eisernen Stäbe rasselten und bogen sich unter dem rasenden Angriff des Indianers.

»Mitleid, Herrin – Mitleid mit Deinem Slaven!«

»Bringe sein Herzblut und ich bin Dein!« klang es durch das verdunkelte Gemach – »in einem Monat von heute erwarte ich Dich mit dem süßen Lohne der Liebe!«

Sein glühendes Gesicht, seine klopfenden Pulse, seine bis zum Zerreißen strotzenden Adern fühlten die duftenden Tropfen des Bades, die ihre Hand zu ihm hinüber schleuderte, sein Ohr hörte jede ihrer Bewegungen, den schweren Athem ihres Busens –

Er ließ die Stäbe des Gitters los und fiel rücklings zurück, nieder auf den Boden. Wehe Dir – Boulbon!

EIN URLAUB.

Fast ein Monat ist vergangen seit dem Auszug der neuen Argonautenschaar von der Hacienda del Cerro – ein Monat unerhörter Anstrengungen, täglicher Gefahren und unsäglicher Leiden.

Der Leser möge uns an den Ort folgen, wo wir sie wieder finden, von den hundert und fünf Männern, welche sich, bewogen von Gold- und Abenteuerdurst oder von aufrichtiger Anhänglichkeit, entschlossen hatten, Graf Boulbon bei seinem seltsamen und phantastischen Unternehmen zu begleiten, – noch *einunddreißig!*

Die mexikanischen Zeitungen haben die Namen der Meisten aufbewahrt. Es befanden sich darunter der Pole *Morawski*, der Artillerist *Weidmann*, *Kreuzträger*, *Hawthorn* der Seeräuber, *Slongh* und einer der beiden Matrosen. Die häufigen Scharmützel mit den Indianern, die Desertion vieler Abenteurer nach Chihuahua, jede mögliche Noth, Beschwerde und Krankheit hatten die Reihen der Schaar der Art gelichtet, und an der täglich wachsenden Unzufriedenheit und Mißstimmung der Zurückgebliebenen, die schon mehrmals zum offenen Widerstand geworden, hatte selbst der energische Charakter des kühnen Führers allmählig zu erlahmen begonnen.

Zu all' den Anstrengungen und Kämpfen, welche ihn in der Leitung und dem rastlosen Vorwärtstreiben der Expedition bedrängten, war noch die Sorge um die Arme gekommen, der er in so überraschender Weise den Rang seiner Gattin gegeben hatte. Die heimlichen Leiden und eifersüchtigen Qualen, die Suzanne so lange getragen und in ihr Herz verschlossen, verbunden mit den körperlichen Anstrengungen des vergangenen Jahres hatten ihre Kräfte gebrochen und so sehr sie sich auch Mühe gab, die Fortschritte der Krankheit zu verbergen, mußte der Graf doch bald die Ueberzeugung gewinnen, daß sie derselben erliegen werde, wenn es nicht gelang, ihr bessere Hilfe und Pflege zu schaffen, als des alten Avignoten Sorge gewähren konnte, der sich fast nur mit ihr beschäftigte, und in dessen Gesprächen von der Heimat und ihrem Sohn im fernen Paris sie ihre einzige Freude fand. Aber keine Bitten und Vorstellungen des Grafen hatten sie bewegen können, als es noch Zeit war, sich nach einer der mexikanischen Niederlassungen oder dem volkreichen und blühenden Chihuahua selbst

bringen zu lassen. Sie weigerte sich entschieden, ihren Gatten zu verlassen und bestand darauf, sein Schicksal und seine Gefahren zu theilen, bis es auch für diesen zu spät geworden, einen anderen Entschluß durchzusehen.

Dies Ereigniß war etwa zwei Tage vor dem eingetreten, an welchem wir unsere Erzählung wieder aufnahmen.

Wir wissen, daß der Graf nur durch die rohe Zeichnung des verstorbenen Gambusino die ungefähre Lage der Stelle kannte, an welcher sich das fabelhafte Goldlager befinden sollte; aber selbst die Kenntniß Kreuzträgers, dessen Wüstenzüge mehr den Osten und Süden der großen Ein-öde umfaßt hatten, von diesem Theil des Landes war zu gering, um ihm einen sicheren Anhalt zu gewahren. Auch konnte er dem Wegweiser nur halbes Vertrauen schenken, wenn er nicht sein Geheimniß selbst verrathen wollte.

So kam es, daß bei den Kreuz- und Querzügen, die er seine Truppe zur Aufsuchung von Goldminen durch das Gebirge und die Einöde machen ließ, seine Hauptabsicht blieb, sich den – selbst von den Eingeborenen nur selten besuchten – Quellen des Buenaventura zu nähern, an denen zu der bestimmten Zeit nach den Mittheilungen Goldauge's er hoffen durfte, die beiden anderen Entdecker und Mitwisser des Schatzes zu finden.

Unterdeß war die Expedition nicht ganz ohne Erfolge geblieben und der Graf hatte diesen seiner Begleiter wegen manche Zeit widmen müssen. Den untergeordneten Gambusino's und Bergleuten, welche die Expedition begleiteten, war es mehrfach gelungen, nach den ihnen vertrauten Anzeichen in den Gebirgsbächen und Schluchten mehr oder weniger reiche Lager von Goldsand und goldhaltiger Erde zu finden und die Abenteurer hatten bereits nicht unbedeutende Werthe gesammelt, die freilich gegen das geträumte Eldorado und die sanguinischen Versprechungen des Grafen in keinen Betracht kamen.

In dieser Zeit war es, als die Bergleute eine neue ergiebige Spur aufgefunden zu haben glaubten und die kleine, damals noch aus einigen sechzig Personen bestehende Schaar an dem Rand eines Baches ihr Lager aufschlug, den sie abzuleiten beschlossen, um den goldverheißenden Schlamm auf seinem Grunde näher zu untersuchen. Hier war sie eben mit den Arbeiten beschäftigt, als ein zahlreicher Schwarm Apachen einen Angriff auf sie machte. Die energische Weise, in welcher der Ueberfall ausgeführt wurde, bewies, daß er von Kriegern von Ruf geleitet werde, und in der That behauptete auch bald Kreuzträger, daß unter den Indianern ihre drei alten Feinde, der »Graue Bär«, »Wiskontah« und der »Fliegende Pfeil« sich befänden.

Trotz des tapferen Widerstandes, den der Graf mit seinen Abenteurern leistete, wurden sie durch die Uebermacht doch überwältigt und zum Rückzuge genöthigt, indem sie fast alle ihre Habe verloren.

Nur der Aufopferung und Kriegserfahrung des Grafen und Kreuzträgers war es gelungen, die vollständige Niedermetzelung zu verhindern und den Rückzug des Restes zu sichern. Mehr als zwanzig Mann waren bei dem hartnäckigen Kampf gefallen und selbst Bonifaz hatte bei der Rettung der Gräfin einen schweren Messerhieb über das Gesicht erhalten, der eben nicht sonderlich zu dessen Verschönerung beitrug.

Die schweren Verluste, welche die Apachen selbst in dem Gefecht erlitten und die große Erfahrung des alten Wegweisers ließen den Rückzug gelingen. Wie sich später ergab, war die Bande, welche die Goldsucher überfallen, der größere Theil eines Streifkorps, das der Graue Bär aus den Tiefen der Einöde wieder zu persönlichen Zwecken in das Gebirge geführt hatte,

und nur durch Zufall auf den Zug der Weißen gestoßen. Die Heranziehung der zur Jagd in der Prairie zerstreuten kleineren Trupps zum Ersatz der Gefallenen verzögerte zum Glück die Verfolgung der Geschlagenen und so war es diesen gelungen, wieder ein Versteck, oder vielmehr einen Ort zu erreichen, an welchem sie der Uebermacht der Verfolger mit Erfolg Widerstand leisten konnten.

Der Rückzug der Abenteurer war, durch die Verfolgung gezwungen, von der Richtung der Ansiedelungen ab, in die Einöde gegangen und hatte an den Ufern eines Stromes geendet, in dessen Mitte eine kleine felsige, aber dicht bewachsene Insel eine Zuflucht bot, die Kreuzträger nicht übersah. Mit Hilfe eines Kanoë's, das man am Ufer versteckt gefunden und das bewies, die Insel werde zuweilen von den Jägern oder den wilden Bewohnern der Wüste besucht, war es der kleinen Schaar gelungen, unter Aufopferung der wenigen Thiere, die sie noch gerettet, die Insel zu erreichen, deren felsige Umwallung den Mauern einer kleinen Festung glich. Die Strömung war an beiden Seiten so stark, daß ein Uberschwimmen der Flußarme auf den Pferden nicht ausführbar war, und es ließ sich hoffen, daß das Kanoë, das sie gefunden, das einzige zur Ueberfahrt taugliche Fahrzeug auf einer weiten Strecke hin war. Gegen den Versuch der einzelnen Schwimmer, die Insel von oberhalb des Flusses her anzugreifen, war ihre Zahl noch immer stark genug, und so befand sich denn die zusammengeschmolzene Kompagnie in verhältnißmäßiger Sicherheit, als sie erst den Uebergang auf die etwa hundert Schritt lange und vierzig Schritt breite Insel bewerkstelligt hatte.

Es war die höchste Zeit, daß dieser Uebergang beendet war; denn die Büchsen der besten Schützen mußten von den Felswänden her schon die beiden letzten Ueberfahrten des Kanöes decken. Das gellende Geheul der in verstärkter Zahl herbeijagenden Apachen ließ den Rudern doppelte Kräfte, und als die Indianer endlich bis zum Stromufer vordrangen, war der kleine Kahn mit den letzten Flüchtlingen bereits auf der anderen Seite der Insel gelandet. Graf Boulbon war der Letzte, der das schützende Asyl betrat, der sich am längsten unbekümmert den Kugeln und Pfeilen der Feinde ausgesetzt hatte. Sofort wurden von ihm und den Offizieren alle Maßregeln zur Vertheidigung der Insel getroffen, das Kanoë gesichert und auf allen Punkten zur Beobachtung der Feinde Posten ausgestellt. Ehe noch zwei Stunden vergangen waren, sah sich die kleine Schaar einer vollständigen Belagerung preisgegeben, denn die Apachen waren eine Strecke oberhalb der Insel, wo der Fluß ruhiger strömte, übergesetzt, und hielten jetzt der Insel gegenüber beide Ufer besetzt.

Diese lagen in etwa halber Büchschußweite – auf der einen Seite etwas entfernter – von dem Zufluchtsort der Goldsucher, so daß häufige Schüsse gewechselt wurden, wenn Einer oder der Andere der beiden Parteien sich absichtlich oder zufällig bloßstellte.

Die Abenteurer, bei denen Suzanne durch ihre offene Freundlichkeit und ihr theilnehmendes Herz sehr beliebt war, hatten für die arme Leidende in Mitten der Insel an einer vollkommen geschützten Stelle von Baumzweigen eine Hütte erbaut. Hier ruhte die junge Frau, die ihre Kraft mit jeder Stunde mehr dahin schwinden fühlte, in banger Besorgniß, nicht um sich, sondern um den geliebten Mann, dem sie über das Weltmeer gefolgt war.

Den Grafen selbst bedrückte weniger die Gefahr, als die Folge der Niederlage, die er erlitten. Es war das erste Mal, daß die Abenteurer, die bisher zu seinen Siegen ein unbedingtes Vertrauen gehabt hatten, von den Indianern geschlagen worden. Wie immer bei solchen nicht durch die Bande des Gesetzes, sondern nur durch die eigene Willkür und den Vortheil

zusammengewürfelten Schaaren verkehrte die Wandelung des Glücks das bisherige Vertrauen zu dem Führer in das Gegentheil und löste vollends die Bande des Gehorsams. Anklagen und Drohungen wurden ganz offen laut, und wäre man nicht überzeugt gewesen, daß nur in dem gegenseitigen Ausharren und der Befolgung aller Befehle des Anführers die Aussicht auf gemeinsame Rettung lag, so würden die Meisten keinen Augenblick gezögert haben, den Grafen zu verlassen, wenn nicht gar sich an ihm für die Täuschungen zu rächen. Die Kenntniß dieser trotzigem, widerwilligen und rebellischen Stimmung, vereint mit dem leidenden Zustand seiner Gattin, beugte die sonst gerade im Angesicht von Schwierigkeit und Gefahr so stolze und trotzigem Stirn des Grafen.

Hierzu kam noch ein anderer Schmerz: – die durch die Umstände, in denen er sich befand, fast gewisse Vereitelung aller seiner Hoffnungen und seiner Wagniß. – –

Es war am zweiten Abend, nachdem die Goldsucher auf der Insel Zuflucht genommen hatten. Da man keine Vorsicht in dieser Beziehung zu üben brauchte, hatten die Abenteurer in der Mitte der Insel unter einer breiten Korkeiche, die hier Wurzel geschlagen, Feuer angezündet und umlagerten dasselbe schlafend oder in mißmuthigem Gespräch über den erlittenen Verlust und die schlimme Lage, in die sie gerathen waren. Bittere Verwünschungen gegen den Mann, der sie dahin gelockt, wurden ungescheut ausgesprochen und drangen schmerzlich in das Ohr der armen Kranken, die unfern von der Gruppe lag. Selbst die Wenigen, die noch treu zu dem Grafen hielten, wagten keinen Widerspruch mehr, und Hawthorn, der jetzt ungescheut das große Wort führte und seinem alten Haß gegen den Franzosen Rechnung trug, stieß die wildesten Drohungen aus.

Trotz dieser aufgeregten und meuterischen Stimmung hatte sich jedoch bis jetzt Keiner geweigert, seine Pflicht für die Sicherung ihrer kleinen Festung zu erfüllen. Auch jetzt waren auf allen Seiten der Insel Schildwachen ausgestellt, um jedes Nahen einer Gefahr zeitig genug melden zu können und die Indianer zu beobachten, deren Feuer auf beiden Seiten des Flusses man durch die Oeffnungen des hohen felsigen Ufers außer BüchSENSCHUßWEITE leuchten sah.

Der Graf hatte die kurze Runde um die Insel gemacht, um sich persönlich von der Wachsamkeit der Posten zu überzeugen, und sich jetzt der dem Strom zugekehrten Spitze genähert, wo man das Kanoë – ihr einziges Hilfsmittel zum Entkommen – auf's Ufer gezogen. Ein Mann saß hier auf dem Gestein, die Büchse zwischen den Knieen, das Auge auf die dunkle Fläche des Wassers gerichtet.

Der Graf nahm ohne eine weitere Begrüßung neben ihm Platz.

»Wie vergeht Ihre Wache, alter Freund?« sagte er endlich – »Haben Sie nichts Ungewöhnliches bemerkt?«

»Nichts, Señor Conde« meinte der Kreuzträger, denn dieser war der einsame Wächter, – »als daß die heulenden Schurken uns noch eben so unter ihrem Daumen hatten, wie eine Bisamratte in der Falle!«

»Aber was denken Sie, daß unsere Aussichten sind?«

Der Alte zuckte die Achseln. »Die beste ist die, daß es die rothen Schufte müde werden, uns hier zu belagern. Sie halten bei derlei Gelegenheiten selten lange aus, wenn sie nicht gerade von einem Entschluß getrieben werden, wie ihn der Graue Bär hegen muß, Revanche an uns zu nehmen für die vielen Schläge, die seine Nation in der letzten Zeit bekommen hat. *Pardieu!* ich möchte nur Eins wissen!«

»Und das ist?«

»Wie die drei großen Diebe so plötzlich wieder hierher und zusammengekommen sind, da wir doch wußten, daß sie mit ihren Stämmen nach ihren Dörfern in dem Innern der Einöde zurückgekehrt sind, die weit genug auseinander liegen.«

»Es ist allerdings auffallend. Aber wie lange glauben Sie wohl, daß sie uns hier festhalten werden?«

»Es kann eine Woche darüber vergehen, aber gewiß nicht, ohne daß wir einige ihrer Teufeleien zu sehen bekommen. Doch wenn wir die Augen offen halten, wird ihnen mit dem Beistand der Heiligen dies wenig nützen, denn zweiunddreißig gute Büchsen, dafern es ihnen nicht an Munition fehlt, können an einem Ort, wie dieser, ein Paar Hundert des Gewürms sich mit leichter Mühe vom Halse halten. Aber . . . «

Der Alte unterbrach sich und schüttelte wieder bedeutsam das Haupt.

»Sprechen Sie, Freund!«

»Es giebt außer den Qualen des Durstes, die ich zur Genüge kennen gelernt, noch einen andern Feind, der fast eben so schlimm sein soll. Sie wissen, daß mit dem Fleisch des getödteten Mustangs, das wir herüber nahmen, wir nur noch auf drei Tage Lebensmittel haben, und das schon knapp genug bei dem Appetit unserer Kameraden. Wenn also unsere rothen Freunde da drüben uns länger in der Falle zu halten beabsichtigen, werden wir ziemliche Bekanntschaft mit dem hohläugigen Gespenst des Hungers machen müssen!«

»Drei Tage!« sagte mit schmerzlichem Ausdruck und die Hand vor die Stirn ballend der Graf. »Schon mit drei Tagen ist Alles verloren!«

»Ich verstehe Sie nicht, Señor Conde!«

»Hören Sie mich an! Wann haben wir den Vollmond?«

»Er wird übermorgen, also in der zweiten Nacht von heute eine Stunde vor Aufgang der Sonne über den Horizont treten.«

»Und ich muß in demselben Augenblick an der Quelle des Buenaventura sein, während ich nicht einmal weiß, wo ich den Fluß zu finden habe!«

»Was das betrifft, Señor Conde,« sagte der Wegweiser, »so bin ich zwar in diesem Theile des Landes wenig bekannt, aber allem Vermuthen nach befinden wir uns in diesem Augenblick auf dem Flusse selbst, den wir suchten.«

»Und auch, wenn das ist – und ich dachte schon selbst daran, denn nach meiner Karte kann er sich kaum weiter nach Osten befinden, – so sind wir mindestens zwanzig oder dreißig Leguas von den Quellen dieses Stromes entfernt, nach seiner Breite zu urtheilen.«

Der Wegweiser lächelte. »Ich sehe, Sie kennen die Natur unserer Sierrengewässer nicht. Nach Allem, was ich weiß, dürften die Quellen des Buenaventura, wenn der Fluß, auf dem wir in dieser Falle liegen, dies wirklich und nicht etwa einer seiner Nebenflüsse, ist, höchstens fünf oder sechs Leguas entfernt sein; denn als ich mich auf Ihren Befehl in den letzten Ranchos, die wir passirten, danach erkundigte, hörte ich, daß er kurz nach seinem Ursprung im Gebirge mehrere starke Ströme von Westen her aufnimmt. Das würde leicht seine Stärke hier erklären. Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, Señor Conde, aber ich glaube nicht, daß Sie an den Quellen dieses Flusses sicherer daran wären, als hier zwischen diesen festen Steinen.«

»Ich bin gewiß, zu der Stunde des Vollmonds dort zwei Männer zu treffen, mit denen ich aus wichtigen Gründen eine Unterredung halten muß, und die bisher stets ein unglücklicher Zufall mich hat verfehlen lassen. Sie kennen dieselben.«

Der Wegweiser antwortete nicht.

»Die beiden Männer sind Eisenarm und der Indianer, der den Namen der »Große Jaguar« führt.«

Kreuzträger dachte einen Augenblick nach, dann wandte er sich mit offenem Blick an den Grafen.

»Monsieur,« sprach er, »ich habe nicht ohne Bedeutung vorhin gesagt, daß Sie auf dieser von den apachischen Wölfen umheulten Insel doch sicherer wären, als an der entfernten Quelle des Flusses und bei den Männern, die Sie eben genannt haben.«

Der Graf blickte ihn erstaunt an. »Wie meinen Sie das, Meister Kreuzträger? Ich habe diese Männer nie im Leben gesehen, obgleich ich sie seit einem halben Jahre suche.«

»Es kann mir nicht einfallen, mich in Ihre Geheimnisse zu drängen, Monsieur,« sagte der Alte, »aber ich habe es für Pflicht gehalten, Sie vor diesen Männern zu warnen. Ich halte Beide für wackere und ehrliche Jäger, obschon ich keine Ursache mehr finde, ihr Freund zu sein, und ich glaube, daß sie eine Blutrache an Ihnen zu üben haben.«

»Eine Blutrache, an mir?«

»Ja – wenn ich recht gehört habe, sollen Sie jenseits des Meeres einen ihrer Freunde, einen berühmten Gambusino, getödtet haben, oder wenigstens schuld gewesen sein an seinem Tode, Sie und Bonifaz!«

»Und wer hat Ihnen dies gesagt?« frug der Graf hastig.

»Eisenarm selbst, als wir in einem Versteck auf die Apachen lauerten, und wenn er auch den Verräther Lopez gegen mich geschützt hat, so ist er doch ein Mann, der nicht lügen wird!«

»*Ventre saint-gris!*« rief der Graf aufgeregt. »Dann ist es desto nöthiger, daß ich mit den Beiden spreche und ihnen den Wahn benehme, der schuld ist, daß unser Unternehmen bisher nicht geglückt ist. Haben Sie jenen Mann, den mexikanischen Gambusino, ich glaube »Goldauge« nannte man ihn, gekannt, ehe er nach Paris kam?«

»Nein, Monsieur!«

»Nun dann kann ich Ihnen sagen, daß ich ihn allerdings kennen gelernt, etwa sechs Stunden vor seinem Tode, indem ich und Bonifaz ihn auf der Straße fanden, wo er bei einem Aufruhr unglücklicher Weise, als er sich unberufen hineinmischte, einen tödtlichen Schuß davon getragen hatte. Auf die Bitte meines Sohnes trugen wir ihn in die nahe Wohnung meiner jetzigen Gattin und thaten alles Mögliche, ihn zu retten. Aber er starb während der Operation, nachdem er meinen Sohn, einen Knaben, zu seinem Erben eingesetzt und mir einen Auftrag an seine Freunde in Mexiko gegeben hatte. Wenn Sie meinen Worten nicht glauben wollen, so fragen Sie die Gräfin und Bonifaz, und ich bin gewiß, daß sie Ihnen Alles bestätigen werden.«

»Es ist unnöthig, Monsieur,« sagte der Alte mit Wärme, »und Gott und den Heiligen sei Dank für diese Erklärung, die einen schweren Alp von meiner Seele löst. Der arme Bursche, von dem wir Nichts wieder gehört seit dem Abenteuer in dem Thal der Verdammten, erklärte es gleich für Lüge und Verrath, aber ich fürchtete die Menschennatur, die so manchen Schatzen verbirgt! – Jetzt sehe ich ein, daß es allerdings wünschenswerth ist, daß Sie Eisenarm und den Indianer sprechen, und wenn es auch nur wäre, um zwei Freunde da draußen zu gewinnen, die zu unserer Befreiung von den Apachen mehr thun werden, als eine ganze Schwadron von Dragonern der Regierung. Wenn Sie also gewiß wissen, daß Sie die Beiden morgen Nacht an der Quelle dieses Flusses finden könnten –«

»Sie haben es ihrem verstorbenen Freunde gelobt!«

»*Parbleu* – dann werden sie sicher ihr Wort halten! Es gilt also, Ihnen die Mittel zu verschaffen, selbst an Ort und Stelle zu sein.«

»Aber ich sehe keine Möglichkeit, die Insel zu verlassen!«

»*Cordieu*, die ganze Gesellschaft freilich nicht; aber die dreifache Zahl der rothen Schufte sollte einen oder zwei Männer nicht hindern, zu gehen, wohin sie wollen, namentlich, wenn ihnen ein Kanoë zu Gebote steht, wie jenes dort, und der Mond erst gegen Morgen aufgeht!«

»Aber – Sie kennen die Stimmung unserer Leute, Kreuzträger,« sagte der Graf, – »sie werden mich nicht fortlassen.«

»Sie müssen einen Urlaub nehmen!«

»Einen Urlaub?«

»Ja – nach indianischer Sitte. Sie müssen schwören, binnen einer gewissen Zeit zurück zu sein, wenn Sie nicht etwa der Tod daran hindert.« Der Wegweiser beugte sich etwas vor bei den Worten nach dem Strom zu und beschattete die Augen mit der Hand.

»Auch dann wird man uns schwerlich fortlassen; denn Sie begreifen, Kreuzträger, daß es für mich nutzlos wäre, allein zu gehen, – Sie müssen mich begleiten!«

»So müssen wir Blutbürgen stellen. – Still – hörten Sie Nichts?« Er griff nach seiner Büchse.

Der Graf war durch sein Benehmen gleichfalls aufmerksam geworden und lauschte hinaus. Es kam ihm vor, als käme auf der dunklen Fläche des Stroms ein noch dunklerer Körper heran geschwommen.

»Soll ich unsere Leute rufen?« frug er.

»Nein, Monsieur, – noch nicht! Ich sehe nur den einen Körper sich bewegen und meine Büchse hält ihn trotz des Dunkels genau im Korn! – Wenn er sich an das Ufer wagt, werden wir leicht mit ihm fertig werden. – Ueberdies – sehen Sie!«

Der schwimmende Gegenstand, der sich in der That als ein menschlicher Körper erwies, war jetzt so nahe gekommen, daß man trotz der Dunkelheit bemerken konnte, wie ein Arm sich hob und einen Zweig schwang. Zugleich ertönte leise der Ruf: »amigo! amigo!«¹

Der Wegweiser sprang hastig auf die vorderste Klippe, an welcher der Strom scharf vorüber schoß, und streckte seine Büchse soweit wie möglich vor, denn der Schwimmende war in Gefahr, von der scharfen Strömung fortgerissen und an der Seite der Insel hin getrieben zu werden, ohne diese erreichen zu können. Diese Strömung war auch der Hauptschutz der Belagerten vor jedem Versuch der Indianer, sie durch Schwimmen zu erreichen, da sie fürchten mußten, dabei wehrlos niedergeschossen oder am Landen mit leichter Mühe verhindert zu werden.

»Ich sollte die Stimme kennen,« murmelte der Wegweiser, indem er die Büchse hinüberstreckte. »Da – faß an, wenn Du ein Freund bist, und klammre Dich um Dein Leben fest!«

Dem Schwimmer war es geglückt und Kreuzträger zog ihn aus der Strömung, indem er erst dabei bemerkte, daß derselbe ein Stück Holz benutzt hatte, um sich geschickt auf dem Flusse treiben zu lassen.

Jetzt hatte die fremde Gestalt Fuß gefaßt am Ufer und erhob sich aus dem Wasser, während der Kreuzträger einen Schritt zurücktrat und Graf Boulbon näher gekommen war, um im Fall es einen Angriff galt gleich bei der Hand zu sein.

¹Freund! Freund!

Aber es bedurfte seiner Hilfe nicht, – Kreuzträger hatte kaum die nur mit einem leichten, sich verrätherisch an ihre Formen schmiegenden Kaliko-Hemd bekleidete Gestalt erblickt, als er hoch erfreut ihr die Hand entgegenstreckte. »*Santa Maria purissima*, Comeo, Kind, wo kommst Du her?«

Der Graf trat hastig herbei. Er hatte den Namen zwar öfter erwähnen gehört, aber das Indianermädchen, wie sich der Leser vielleicht erinnern wird, nie gesehen.

»Wie, Meister Kreuzträger, ist dies die Schwester des Jaguar?«

»Ja, Monsieur, und ein so braves und gutes Mädchen, als nur je eine weiße Haut getragen. Aber es muß Wichtiges sein, was sie zu diesem Wagniß geführt hat. Komm hierher, Kind, und wenn Du Dich etwas erholt hast von der Anstrengung, dann sage uns, wo Du herkommst?«

Die junge Indianerin hatte sich weiter hinauf an's Ufer in den Schutz der Felsen geleiten lassen. »Aus dem Lager Makotöh's und seiner Freunde,« berichtete sie jetzt, die Frage beantwortend, – »mein weißer Vater kann ihre Feuer von hier aus sehen.«

»So weißt Du Nichts von Eisenarm und Deinem Bruder?«

»Comeo hat sie nicht gesehen seit drei Mal der Mond sich erneuert hat. Ihretwegen hat Windenblüthe den Kugeln der Apachen und den Wellen des Buenaventura getrotzt.«

»Also ist dieser Strom wirklich der Buenaventura?« frug der Wegweiser.

»Es ist der Namen, den ihm die weißen Männer gegeben haben, und ein Mann kann in der Zeit von Sonnenaufgang bis zum Abend seine Quelle in den Gebirgen erreichen, ohne sich anzustrengen.«

Der Alte warf dem Grafen einen bedeutungsvollen Wink zu.

»Setz' Dich hierher, Kind, auf diesen Stein. Wir möchten gern Näheres von Dir wissen, ehe wir Dich zu dem Feuer führen. Weißt Du, wo in diesem Augenblick sich der Jaguar mit seinem Freunde befindet?«

»Wonodongah ist ein Häuptling,« sagte das Mädchen stolz. »Ein Toyah wird niemals einem Kampf aus dem Wege gehen. Wenn die nächste Sonne untergeht, wird der Jaguar Makotöh und seine Freunde an der Quelle des Stromes erwarten. Er wird sterben, wie ein Häuptling, wenn die Zunge eines Freundes ihm nicht den Verrath in die Ohren flüstert.«

»Ein Kampf? – So ist es also den Apachen verrathen worden, daß Dein Bruder an jener Stelle verweilt, und sie wollen ihn überfallen?«

»Wonodongah hat den Scalp eines Vaters zu rächen,« sagte mit Energie die junge Indianerin. »Er hat vor Monatsfrist den Grauen Bären und seine Freunde zum Dreikampf gefordert und Makotöh selbst hat ihm die Zeit und den Ort bestimmt.«

»Das ist allerdings ein schlimmes Zusammentreffen,« meinte der Wegweiser, der die Sitte der indianischen Zweikämpfe genau kannte und daher wohl wußte, wie pünktlich solche Verabredungen gehalten zu werden pflegen. »Aber Makotöh, wenn er auch ein Bluthund ist und kein Herz in der Brust trägt, hat doch den Ruf eines tapfern Kriegers, und ich kann nicht glauben, daß er Verrath üben wird, um einem Zweikampf Mann gegen Mann auszuweichen.«

»Mein weißer Vater vergißt, daß die Schlange der Meskalero's dabei sein wird. Makotöh hat die Häuptlinge der ihm verbündeten Stämme zu seinen Gefährten gewählt, und sie haben ihn auf dem Jagdpfad begleitet, auf welchem mein weißer Väter und seine Freunde ihren Tomahawks an den Ufern des Goldbachs unterlegen sind.«

»Das erklärt die Rückkehr der Häuptlinge. Aber wie kommst Du dazu, Kind, von einem solchen Plan zu wissen und wie ist es Dir überhaupt ergangen? Kannst Du uns eine Nachricht

geben von dem Schicksal des jungen Offiziers, den wir verwundet nach der Höhle im Krater brachten?»

»Señor Arnaldo lebt und ist von seinen Wunden fast ganz wieder genesen,« sagte das Mädchen, deren Erröthen die Dunkelheit verbarg. »Er befindet sich bei Freunden!«

»Wie —« rief der Graf, »Lieutenant von Kleist ist im Lager unserer Feinde und Gefangener des Grauen Bär?«

Das Mädchen sah in fragend an. »Bist Du der Häuptling, den die rothen Männer »Die offene Hand« nennen?«

»Ich habe gehört, daß man es thut.«

»Dann hat Comeo oft von Dir gehört! Falkenherz, Dein Freund, ist nicht der Gefangene Makotöh's. Der weiße Krieger, der mit den Apachen war, und allein mit uns zurückblieb in der Höhle, hat Falkenherz und mich damals als seine Gefangenen erklärt, und Makotöh hat gegen den »Fliegenden Pfeil« entschieden, daß er das Recht dazu hatte. So durfte ich bei dem Manne bleiben, der sein Leben für ein armes Indianermädchen preisgegeben, und Jesus, der Sohn Gottes, hat mein Gebet erhört und ihn, genesen lassen.«

Der Wegweiser sah sie erstaunt an. »Du rufst den Erlöser an, – bist Du denn eine Christin?«

»Falkenherz hat es nicht verschmäht, während er krank war in dem Dorf der Apachen, die Augen eines rothen Mädchens zu öffnen und sie den Gott der Christen lieben zu lehren, der für alle Menschen gestorben ist, die rothen wie die weißen.«

Die weiteren Fragen Kreuzträgers ergaben in der That Folgendes.

Lord Drysdale hatte, gerührt von der Aufopferung der jungen Indianerin und getreu seinem Versprechen an Eisenarm, wie wir schon früher angedeutet, gleich bei dem Eindringen der Mimbreno's in die Höhle des Kraters den Verwundeten und Windenblüthe als seine Gefangenen in Anspruch genommen. Da der ersten Blutgier durch die seltsame Einmischung des Malayen, – den die Indianer überhaupt als einen Zauberer betrachteten, – mit der Anstimmung des Chorals begegnet worden, und die Explosion im Innern der Höhle sie voll Schrecken eilig wieder hinaustrieb, hatte der Lord Zeit gewonnen, mit Hilfe des Couriers, der ihn jetzt eifrig unterstützte, diesen Anspruch geltend zu machen. Man begnügte sich daher, die beiden Gefangenen eilig aus dem Krater zu schaffen und der Bewachung einiger Krieger zu übergeben, welche sie unter der Begleitung des Malayen und des Couriers fortführten, während Kreuzträger nach einer anderen Seite gebracht wurde.

Die kühne und tapfere Weise, in welcher der Lord alsbald an dem Gefecht gegen Graf Boulbon und seine Schaar Theil nahm, sicherte ihm überdies zu sehr die Achtung und das Vertrauen seiner Bundesgenossen, als daß nach dem Rückzüge und der Wiedervereinigung der Reste der vier Stämme von einem Widerstand gegen seinen Anspruch hätte die Rede sein können.

Auch erfüllte der wilde Häuptling der Gileno's das dem Bruder Windenblüthe's gegebene Versprechen und nahm sie unter seinen besonderen Schutz, wodurch den Bewerbungen ihres indianischen Verehrers ein Riegel vorgeschoben wurde. Die kriegerischen Ereignisse und die wiederholten Niederlagen der Apachen durch den tapfern Franzosen nahmen ohnehin alle Zeit und Aufmerksamkeit der Häuptlinge in Anspruch.

Windenblüthe und der verwundete Preuße waren mit dem Malayen bei erster Gelegenheit in die Wüste geschickt worden, um einstweilen in einem Dorfe der Gileno's zu bleiben, während der Lord mit dem Courier fortfuhr, an dem Kampfe gegen die Compagnien Boulbon's

Theil zu nehmen, und sich dabei das volle Vertrauen der Indianer erwarb. Der Widerwille, den er seinem mexikanischen Begleiter in Folge der Erzählung des Wegweisers bewies, die Furcht des Letzteren, Kreuzträger wieder zu begegnen, und die Aufgabe, die ihm insgeheim von dem mexikanischen Gouvernement gestellt war, löste sehr bald das Verhältniß zwischen dem Lord und seinem Begleiter. Volaros, oder vielmehr Lopez, leitete die Unterhandlungen von Juarez, der in den Siegen des Franzosen mehr Gefahr sah, als in den Verwüstungen der Indianer, mit den Häuptlingen der Apachen und Comanchen, bis ein Bruch ihres Bündnisses erfolgt war und beide Nationen sich in ihre Wüsteneien zurückzogen. Dahin begleitete sie der Lord, während Lopez sich wieder unter den Schutz des Gouverneurs von San Fernando begab und dessen Verbindung mit seinem Offizier – Carboyal – unterhielt.

Den einfachen Heilmitteln Windenblüthe's war es unter dieser Zeit gelungen, Lieutenant von Kleist der Gefahr für sein Leben zu entreißen. Die Aufopferung des Mädchens, ihre treue Pflege hatten einen tiefen Eindruck auf den Preußen gemacht, und während sie an der sein Lager bildenden Büffelhaut saß oder später seine ersten Schritte leitete, hatte er versucht, ihrem Geist die Lehren des Christenthums zu erklären.

Der Lord, als er mit seinen wilden Bundesgenossen in dem Lager eintraf, hatte bald eine aufrichtige Zuneigung zu dem jungen Offizier gewonnen, dessen Mittheilungen über den Grafen allmählig seinen Groll gegen diesen milderten und ihn seine Handlungsweise in einem anderen Lichte erscheinen ließen. Der Aufenthalt des Häuptlings der Gileno's in seinem Dorf dauerte jedoch nur zwei oder drei Wochen, nach welcher Zeit Makotöh sich zu einem Jagdzug an die Ufer des San Martin See's rüstete, bei welchem er den Zweikampf mit dem jungen Comanchen ausfechten wollte.

Der wilde Häuptling hatte aus dieser Absicht und der Herausforderung nach den Sitten seines Volkes nichts weniger als ein Geheimniß gemacht, und schon lange vorher war bestimmt worden, daß die beiden ihm verbündeten Häuptlinge seine Begleiter bei dem Zweikampf sein sollten. Lord Drysdale wollte die Gelegenheit benutzen, um mit seinem genesenen Schützling wieder in die bewohnteren Gegenden zurückzukehren, da ein – wahrscheinlich von dem Piraten und Slongh verbreitetes – Gerücht von dem Fall seines Todfeindes in einem der Gefechte der Mexikaner mit den Apachen seinem Hasse und seiner Verfolgung ihr Ziel gesetzt hatte.

Der Häuptling der Gileno's war nur von wenigen seiner Krieger begleitet. Als sie aber an dem Ufer des Sees San Martin mit den beiden andern Häuptlingen zusammentrafen, zeigte es sich, daß diese eine weit größere Zahl der Ihren mit sich gebracht hatten, so daß der Jagdzug sich jetzt auf etwa hundertfünfzig Köpfe belief. Wir haben bereits erwähnt, daß hierbei die Apachen auf die bereits sehr verringerte Schaar der Goldsucher stießen und der Kampf mit diesen und zu deren Nachtheil alsbald erneuert wurde.

Comeo berichtete ferner, daß sie durch einen günstigen Zufall einen Anschlag des tückischen Häuptlings der Meskalero's belauscht habe, der dahin ging, daß ein zahlreicher Haufe seiner und der Krieger des Fliegenden Pfeils ohne Wissen Makotöh's den drei Häuptlingen folgen sollte, wenn sie sich zu dem Kampf nach den Quellen des Flusses begeben würden, um bei dieser Gelegenheit über den Jaguar und seine beiden Freunde herzufallen und sie zu tödten. Comeo hatte diese Entdeckung nicht gewagt, dem jungen Offizier mitzutheilen, weil sie fürchtete, daß dieser sie entweder abhalten könne, sich selbst einer Gefahr zur Rettung ihres Bruders auszusetzen, oder durch irgend einen Schritt die Rache der beiden Häuptlinge

herausfordern, und nachdem sie lange mit sich zu Rathe gegangen, hatte das kühne Mädchen den Versuch beschlossen, nach der Insel zu schwimmen, um hier Kreuzträger, zudem sie fast eben so großes Vertrauen hegte, wie zu Eisenarm, zum Beistand aufzufordern. Da sie in ihren Bewegungen durchaus nicht beschränkt oder mißtrauisch beobachtet wurde, hatte sie die Gelegenheit wahrgenommen, sich von dem Lagerplatz der Apachen wegzuschleichen und eine Stelle stromaufwärts über den ausgestellten Wachtposten hinaus zu gewinnen, von der aus sie muthig mit Hilfe eines vom Sturm abgerissenen Baumastes der Strömung sich anvertraute.

Wir haben gesehen, wie glücklich ihr das neue Wagniß gelungen war!

Die Nachricht, die sie brachte, war nicht blos von hohem Interesse, sondern auch von der größten Wichtigkeit für den Grafen.

Gelang es den Häuptlingen der Apachen, Wonodongah und Eisenarm zu überfallen und zu tödten, so war jede Aussicht auf die Auffindung des Goldthals für immer dahin.

Sie mußten also unbedingt gewarnt werden.

Diese Nothwendigkeit traf mit dem Rendezvous zusammen, das dem dritten Mitbesitzer des Geheimnisses gegeben war. Dieser dritte, der Erbe des Gambusino José, war unzweifelhaft er selbst. Er mußte also zur Stelle sein, womöglich noch vor der Zeit, um den Kampf zu verhindern.

Aber wie?

Eingeschlossen von den Feinden auf der Insel, mit Mißtrauen von den meisten seiner eigenen Leute bewacht, sah er kaum eine Möglichkeit, das Abenteuer auch nur zu versuchen.

Dennoch mußte es geschehen. Hatte das junge Mädchen ein solches Wagniß unternommen, warum sollte er zögern?

Bei diesen Ueberlegungen schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Warum sollte die Indianerin nicht selbst die Warnung überbringen, zugleich ihre beiden Freunde von der Gefahr der Gesellschaft benachrichtigen und ihnen eine andere Zeit und einen anderen Ort der Zusammenkunft bestimmen?

Der Graf wandte sich sogleich zu Kreuzträger und theilte ihm diesen Gedanken mit, der jedoch wenig die Zustimmung des Alten zu haben schien.

»Du hast gehört, Windenblüthe« sagte der Wegweiser zu dem Mädchen, denn die Frage war in spanischer Sprache geschehen, – »was dieser Herr meint. Wäre es nicht das Beste, wenn wir Dich mit unserem Kahn an's Ufer setzen, daß Du selbst zu Deinem Bruder und dem Trapper Dich begiebst und sie warnst?«

»Aber Er? man würde ihn tödten!«

»Wen meinst Du, Kind?«

»Falkenherz. Ich habe daran gedacht, aber es geht nicht. Ich muß zurück sein, ehe die Häuptlinge aufbrechen. Wenn ich fehle, könnten sie Verdacht schöpfen und ihn erschlagen. Comeo muß sich noch einmal dem Strome anvertrauen.«

Der alte Mann nickte. »Ich dachte es mir fast,« murmelte er, »es ist die Natur des Weibes. – Ueberdieß, Señor Conde, fürchte ich auch noch etwas Anderes, das diesen Plan unnütz macht. Wir müssen selbst gehen und darauf hat auch dieses Mädchen gerechnet.«

»Windenblüthe hat gethan, was ihr der gute Gott eingegeben,« sagte die Indianerin, sich erhebend. »Es ist Zeit, daß sie in das Lager der Apachen zurückkehrt.«

»Nicht so, Kind,« sagte der Wegweiser, – »ich habe einen Plan, wie wir zusammen gehen. Nehmen Sie das Kind mit zum Feuer, Monsieur; denn ich darf meinen Posten nicht verlassen, bis ich abgelöst bin, und fordern Sie den Urlaub, von dem wir gesprochen.«

Der Graf erklärte, sogleich einen anderen Mann an seine Stelle senden zu wollen, dann bedeutete er Comeo, ihm zu folgen, und führte sie nach der Mitte der Insel, wo die Abenteurer um das Feuer lagerten.

Außerhalb des Lichtscheins desselben ließ er sie zurückbleiben, ging dann zu der Laubhütte, in der Suzanne ruhte und schickte Bonifaz mit einem Poncho zu dem Mädchen, um ihre wenig bekleidete Gestalt vor den Augen der Männer darein hüllen zu können.

Hierauf trat er in die Mitte des Kreises und rief die Anwesenden zusammen, die theils neugierig, theils widerwillig, alsbald dem Rufe folgten.

»Kameraden,« sagte der Graf, – »ich komme, um einen Beweis des Vertrauens von Euch zu fordern. Es ist Keiner unter Euch, der mir nicht das Zeugniß geben wird, daß ich jede Mühe und Anstrengung redlich mit Euch getheilt, und der Erste und Letzte in der Gefahr gewesen bin. Wenn unser Zug auch bisher von wenig Glück begleitet war und wir in diesem Augenblick in einer schlimmen Klemme uns befinden, so kann ich Euch doch auf das Ehrenwort eines französischen Edelmannes, bei dem Blut Heinrichs von Navarra, das in diesen Adern fließt, versichern, daß wir der Erreichung unseres Zweckes näher sind, als je. Aber eine Nachricht, die ich so eben erhalten, zwingt mich, Euch auf zwei Tage und zwei Nächte zu verlassen, und für so lange fordere ich, Euer Anführer, Urlaub von Euch!«

Ein wildes Gewirr von Stimmen und Rufen antwortete ihm; die Meisten konnten nicht begreifen, wie der Graf ohne ihr Wissen eine Botschaft erhalten haben sollte, und sprachen ihre Zweifel aus; Andere erklärten laut, er dürfe sie nicht verlassen, nachdem er sie in diese Gefahr gebracht, und Hawthorn, welchem – seitdem sich die allgemeine Stimmung gegen den Grafen gewandt und der keine Ahnung von der Nähe seines unerbittlichen Feindes hatte, – der alte Trotz und Haß zurückgekehrt war, erklärte geradezu das Verlangen des Grafen für einen Vorwand, sich selbst zu retten, und schwor mit einem Fluch, daß er dies nimmer zugeben werde.

Die Gräfin hatte sich bei der ihr gleichfalls unerwarteten Ankündigung trotz ihrer Schwäche erhoben und war an die Seite ihres Gemahls getreten, der mit dem Ausdruck tiefer Verachtung sein Auge über den murrenden Kreis schweifen ließ. »Es ist nicht meine Art,« sagte er endlich, »Denen, die sich mir zu gehorchen verpflichtet haben, Rechenschaft über meinen Willen zu geben. Aber ich will es diesmal thun, und so sage ich Euch, daß zwei Männer, die den Weg zu dem Orte kennen, den wir suchen, mich morgen beim Aufgang des Vollmondes einen Tagemarsch von hier erwarten und daß sie außerdem in Gefahr sind, von unsern gemeinschaftlichen Feinden, den Apachen, überfallen und gemordet zu werden, wenn es nicht gelingt, sie zu warnen.«

»Sie mögen sich helfen, so gut sie können,« sagte eine Stimme. »Jeder ist sich selbst der Nächste!«

»Die Nachricht scheint Ihnen plötzlich mit der Luft zugeflogen zu sein, Señor,« rief ein Anderer. »Wir sind nicht so albern, daran zu glauben.«

»Mit der Luft nicht, Elender,« erwiederte der Graf barsch, »aber mit dem Wasser. Komm hierher, Mädchen!«

Comeo, in dem Poncho gehüllt, trat zum großen Erstaunen der Männer aus dem Dunkel in ihren Kreis.

»Hier ist der Bote,« fuhr der Graf fort, – »sie hat es gewagt, mit Lebensgefahr hierher zu schwimmen, um mir die Nachricht zu bringen. Treten Sie vor, Master Slongh!«

Der Methodist war gezwungen, den Hintergrund zu verlassen, wo er es an Hetzereien gegen den Grafen nicht hatte fehlen lassen.

»Nach Ihren eigenen Erzählungen,« fuhr der Graf fort, »müssen Sie diese junge Indianerin kennen und wissen, daß sie zu unseren Freunden gehört.«

Der Methodist mußte dieß bestätigen, fügte aber hinzu, daß er nach der Trennung von ihr auf der Flucht nach der Hacienda Nichts weiter von ihr gesehen habe. Er wußte, daß das Mädchen die Schwester des Comanchen war, des Begleiters des Yankee, und hätte gern die Gelegenheit benutzt, sie nach diesem auszuforschen, aber der Graf ließ ihm keine Zeit dazu.

»Ihr seht, Kameraden,« sagte er, »daß ich die Wahrheit gesprochen. Aber es ist nöthig, daß ich einen schnellen Entschluß fasse. Seid Ihr einverstanden damit, daß Kreuzträger und ich – denn ich vermöchte ohne ihn nicht die Stelle zu finden – uns auf zwei Tage entfernen und Euch die Vertheidigung der Insel überlassen, die keine Schwierigkeit haben wird, da, wie ich aus derselben Quelle weiß, die Hälfte unserer Feinde unter ihren Häuptlingen morgen den Ort verläßt, um sich an die gleiche Stelle zu begeben, wie ich!«

»Wie wollen Sie fortkommen von hier?« frug der Pole.

»Zwei von Euch mögen uns in dem Kanoë im Schutz der Dunkelheit eine Strecke stromabwärts rudern und dann zurückkehren.«

Hawthorn stieß eine Verwünschung aus. »Daß wir Narren wären, um uns unnütz den Kugeln der rothen Hunde auszusetzen! Wenn Sie erst fort sind, mein Gräflein, würden Sie gewiß das Wiederkommen vergessen.«

Boulbon nahm sich mit aller Kraft zusammen, um ruhig zu bleiben. »Wenn ich ein Schurke wäre, wie Du« sagte er finster, »so könnte dies geschehen. Ich wende mich an bessere Männer und fordere ihre Antwort. – Lieutenant Morawski, sammeln Sie die Stimmen.«

Es folgte eine kurze und stürmische Berathung der Männer, während welcher der Graf sich mit seiner Gattin beschäftigte und diese zu beruhigen suchte über die Nothwendigkeit seines Entschlusses. Er zweifelte übrigens trotz der aufrührerischen Stimmung unter der Mehrzahl nicht, daß sie auch diesmal seinem Willen sich fügen würden.

Diese Annahme sollte ihn jedoch täuschen. Wahrscheinlich in Folge des Umstandes, daß Kreuzträger, obschon Bonifaz ihn auf seinem Posten abgelöst, nicht sogleich an dem Feuer erschienen war, sondern sich an dem entgegengesetzten Theil der Insel beschäftigte, hatte die Partei der Unzufriedenen die Oberhand, und als der Pole zu dem Grafen trat, mußte er ihm mit Achselzucken erklären, daß sich die Leute weigerten, ihn fortzulassen und den Kahn herzugeben.

Die Augen des Franzosen funkelten, als ihm dieser Entschluß verkündet wurde. Er machte sich heftig von den Armen seiner Gattin los und trat den Männern entgegen, die in einen Haufen zusammengedrängt sich noch stritten.

»Ich habe mich herabgelassen, Euch um Eure Zustimmung zu bitten,« sagte er hochmüthig, – »aber Ihr habt vergessen, daß Jeder von Euch mir blinden Gehorsam gelobt hat. Zum zweiten Mal sage ich Euch daher, – unser Kontrakt ist gelöst, meine Pflicht gegen Euch zu Ende! Behaltet den Kahn, es wird mich nicht hindern, meinen Entschluß auszuführen!«

»Nichts da!« brüllte der Pirat. »Kameraden, sollen wir es zugeben, daß wir von einem Aristokraten verrathen werden?«

»Nein! nein! er soll nicht fort ohne uns!«

»Ich will Den sehen, der mich aufzuhalten wagt. – Her zu mir, die ihrem Eide treu bleiben!«

Nur der Pole, der Deutsche Weidmann und drei Andere traten entschlossen an die Seite ihres Anführers.

»Euch, meine Braven,« sagte der Graf »bin ich gezwungen, die Sorge für meine Gattin zu überlassen. Ihr Leben und das meines alten Freundes sollen Euch Bürge sein, daß wir zurück bei Euch sein werden, ehe zum dritten Mal die Sonne aufgeht. – Die Scene hat schon zu lange gedauert, rufen Sie Kreuzträger, damit wir uns fertig machen.«

»Nicht von der Stelle ohne unsere Erlaubniß!« schrie der Pirat. – »Auf Kameraden, wir müssen uns der Person des Verräthers bemächtigen!«

Wilder Beifall folgte der Aufforderung – Waffen wurden drohend erhoben – – die wenigen treuen Anhänger des Grafen blickten besorgt auf diesen.

Boulbon trat noch einen Schritt vorwärts und streckte befehlend den Arm aus, während Suzanne sich zitternd an den andern hing.

»Die Waffen nieder, Männer! – wagt Ihr es, so mit mir zu sprechen?«

Hawthorn sah ihm frech in's Gesicht. »Unser Leben gilt so viel, wie das Ihre – Sie dürfen nicht fort!«

»Denk an San Francisco, Bursche!«

»Möge meine Seele zehn Mal verdammt sein, wenn ich Dir's nicht wett mache!« Er riß ein Pistol aus dem Gürtel und schlug es auf den Grafen an, der gänzlich unbewaffnet war.

»Schurke!«

Mit einem Schrei warf sich die Französin vor den geliebten Mann im selben Augenblick, als der Schuß knallte. Die Kugel hätte sie durchbohren müssen, wenn nicht zugleich eine feste Hand den Arm des Mörders in die Höhe geschlagen hätte. So piff die Kugel dicht über dem Kopf des Grafen in die Luft.

»Schämt Euch, Männer, daß Ihr auf die Worte eines Mörders hören konntet!« sagte die strenge Stimme Kreuzträger's, der zur rechten Zeit hinzukommend die That gehindert hatte. »Fort mit ihm, bindet ihn, wie ein wildes Thier, bis Monsieur über ihn bestimmt!«

Die schändliche That hatte wirklich dazu gedient, im Augenblick die Stimmung der Abenteurer zu ändern, und dieselben Männer, die noch kurz vorher den Verwünschungen und Aufreizungen des Mörders zugestimmt, nahmen jetzt keinen Anstand, der Aufforderung Kreuzträgers zuzustimmen und über den Piraten herzufallen, der fluchend und vergeblich tobend bald am Boden lag.

Als dies geschehen, standen sie wie über einem Streich ertappte Schulknaben vor ihrem Anführer der sich bis jetzt nur mit seiner von Schreck und Angst ohnmächtig gewordenen Gattin beschäftigt hatte. Die rauhen Männer waren behilflich, sie auf ihr Lager zurückzutragen, und zwanzig theilnehmende Fragen kreuzten sich, ob ihr auch wirklich von der Kugel Hawthorn's kein Leid widerfahren.

Erst als die Kranke unter den Händen der jungen Indianerin und des Avignoten, der eilig bei dem Schusse herbeigekommen war, sich wieder zu erholen begann, verließ sie der Graf und trat wieder in den Kreis der Männer.

»Mylord,« redete ihn der ehemalige Matrose an – »rechnen Sie uns nicht zu, was geschehen ist. Wenn Sie den Kerl hängen lassen wollen, will ich mit Vergnügen ihn an die erste Raanocke hinauf hissen. Wir sehen ein, daß es das Beste sein wird, Ihren Willen zu thun, und wenn Sie uns nochmals Ihr Wort geben wollen, uns nicht hier in der Patsche sitzen zu lassen, wo wir weder Steuerbord noch Backbord uns davon machen können, mögen Sie immerhin das Kanoë nehmen, und *Goddam!* ich selbst will Sie an's Ufer rudern, ohne mich um die Kugeln der rothen Schufte zu kümmern!«

Der Graf begriff, daß er nicht zögern durfte, von der bessern Aufwallung der Gemüther Gebrauch zu machen, wenn er die Herrschaft über sie wiedergewinnen wollte. Er hatte unterdeß einige Worte mit Kreuzträger gesprochen, der bereits beschäftigt war, ihre Büchsen sorgfältig in eine Hirschhaut zu schlagen.

»Ich danke Euch, Kameraden,« sagte der tapfere Franzose, »daß Ihr zur Einsicht gekommen, und schwöre Euch bei dem Leben meines fernen Sohnes, daß Ihr Euer Vertrauen nicht zu bereuen haben sollt. Wenn die Sonne zum dritten Mal aufgeht, bin ich wieder in Eurer Mitte, es müßte denn Tod oder Gefangenschaft mich hindern, das Wort eines Bourbon's zu halten. Bis dahin wird Lieutenant Morawski das Kommando führen, und Ihr mögt ihm gehorchen, wie mir selbst. Ich lasse ein Pfand in Eurer Mitte, das ich von Euch fordern werde. Der Weg, den ich antrete, ist zu unser Aller Glück, und die Gefahren und Drangsale, die Ihr jetzt besteht, sollen mit Millionen aufgewogen werden, und Euch für den Rest Eures Lebens glücklich machen.«

Einstimmiger Zuruf antwortete ihm. Master Slongh hatte es bei der Wendung der Dinge für vortheilhaft gehalten, seinen Kameraden die Andeutungen in's Ohr zu flüstern, die er von dem Yankee in der Sierra erhalten, und der Umstand, daß Comeo gekommen, bewies ihm, daß die Männer, mit welchen der Graf zusammentreffen wollte, wirklich die Genossen Jonathan Brown's waren. Durch das kühne Unternehmen des Grafen konnten sich jetzt die Aussichten auf das wirkliche Auffinden des Schatzes nur erhöhen.

Williams, der Matrose, frug, ob er das Kanoë bereit machen solle, aber der Graf lehnte es ab. Er erklärte, daß er nach reiflicher Ueberlegung es vorzöge, auf eine andere Art, als mit dem Kanoë die gefährliche Fahrt zu unternehmen, und keinen seiner Leute in Gefahr setzen wolle.

Die Weise, in welcher er an das Ufer gelangen wollte, zeigte sich bald, als die Männer jetzt zu der stromabwärts liegenden Spitze der Insel gingen. Kreuzträger hatte die Zeit benutzt, in welcher der Graf mit den Abenteurern verhandelte, um das einfache Hilfsmittel Windenblüthe's in etwas vervollkommneter Form nachzuahmen. Er hatte zwei hinreichend lange Stücken der von den Abenteurern zu ihrem Feuer gefällten Bäume durch Querhölzer der Art an einander gebunden, daß sie ein kleines Floß bildeten und für jeden der beiden kühnen Schwimmer einen sattelartigen Sitz abgaben, auf den sie sich niederbeugen und so bei der Vorüberfahrt in den Schatten der hohen Ufer leichter der Aufmerksamkeit der indianischen Schildwachen entgehen konnten, als dies in dem Kanoë möglich gewesen wäre, dessen Zurückrudern ohnehin nicht ohne Entdeckung geschehen konnte. Comeo sollte quer vor ihnen auf den Balken Platz finden und tiefer den Fluß hinab, wo die schnelle Strömung aufgehört und, wie sie wußte, keine Schildwachen der Apachen mehr standen, nach dem rechten Ufer schwimmen, während sie selbst auf dem linken landen und dann das einfache Fahrzeug seinem Schicksal überlassen wollten. Diese Anordnung war auf den Rath des Mädchens erfolgt.

Obschon der Weg auf dem linken Ufer stromaufwärts nach der Quelle des Flusses schwieriger zu machen war schon wegen der hier vom Gebirge her einmündenden Zuflüsse, war er doch – sobald man erst das zweite Lager der Indianer gegenüber der Insel glücklich umgangen hatte, von ungleich größerer Sicherheit, da auf der andern Seite am nächsten Tage die drei Häuptlinge nach den Quellen aufbrechen wollten und dabei leicht die Spuren des Vorgegangenen hätten entdecken können.

Es war jetzt mehr als eine Stunde verstrichen, seit die junge Indianerin sich auf der Insel befand, und selbst wenn die Rücksicht auf ihre Sicherheit nicht zur Eile gedrängt hätte, war es nöthig, noch vor Aufgang des Mondes die gefährlichen Stellen zu passiren und die Posten der Apachen zu umgehen. Drüben an den Ufern machte sich nichts Verdächtiges bemerkbar, was auf eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit schließen ließ. Der schwache Knall des Pistolenschusses konnte bei dem Brausen des Stromes schwerlich gehört worden sein.

Der Kreuzträger meldete jetzt dem Grafen, der an der Seite seiner Gattin kniete, daß Alles zu ihrer Abfahrt bereit sei. Trotz ihrer Schwäche hatte sich Suzanne in die Nähe der Stelle tragen lassen, wo diese erfolgen sollte. Es war, als ob eine Ahnung ihr sagte, daß sie in diesem Leben sich nicht mehr wiedersehen sollten, und leidenschaftlich weinend hing sie an seinem Halse, nachdem alle ihre Bitten, von dem Wagniß abzustehen und lieber das ganze Unternehmen der Aufsuchung der Goldhöhle aufzugeben, an seinem festen Entschluß gescheitert waren.

»Mein Wort und meine Ehre sind verpfändet« sagte er fast rauh, »und was ich thue, geschieht für unsern Sohn. Wenn wir unser Ziel erreicht haben, kehren wir zurück in die Civilisation und in ihrer Pflege wird Deine Gesundheit wiederkommen. Unser Kind soll nicht im Dunkel der Armuth sein Leben hinbringen, und das Gold, was ich zu erringen gehe, soll seinem Blute Geltung verschaffen und ihn den Stolzesten und Mächtigsten der alten Welt gleich stellen!«

Die Indianerin hatte bereits ihren Platz auf dem Floß eingenommen, wo man das Leder mit den Büchsen befestigt. Die Pulverhörner trugen der Graf und Kreuzträger in ihren Hüten, um sie vor jeder Feuchtigkeit zu schützen. Alle Männer drängten sich um die Beiden, ihnen die Hand zu schütteln und leise den besten Erfolg zu wünschen, bei dem sie so sehr betheiligt waren.

Der Graf hatte den alten Diener und Freund umarmt, der ihn durch drei Welttheile begleitet, und ihm nochmals seine Gemahlin auf das Dringendste empfohlen. Der leise Ruf des Kreuzträgers mahnte ihn zur Eile. Noch einmal drückte er das treue aufopfernde Wesen an's Herz, dem ein Ehrgeiz erst so spät Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen und sprang dann – als traue er der eigenen Kraft nicht mehr – hinunter zu dem Felsenufer.

Die Hand Morawski's hielt ihn auf.

»Pan,« sagte der Pole, – »Sie haben noch Nichts über das Schicksal des Elenden bestimmt, der Sie zu ermorden versuchte.«

»*Ventre saint-gris,*« erwiderte der Graf ungeduldig, »lassen Sie den Bösewicht in irgend einen Winkel der Insel werfen und dort liegen, bis ich zurückkehre. Und nun – Gott befohlen, Alle!«

Er trat auf das Floß und setzte sich auf den Balken.

»Vorwärts, Männer – los!«

Ein Stoß trieb das leichte Fahrzeug vom Ufer hinaus in den Fluß.

Als der Graf noch einmal zurückblickte, sah er zwischen die dunklen Männerfiguren eine Gestalt mit lichtem wehenden Gewand sich drängen.

»Aimé, halt ein! Du tödtest mich!«

Er sah sie sinken, aufgefangen von den Armen der Männer – wenn er auch gewollt hätte, es war zu spät – unaufhaltsam riß die Strömung sie fort und trug ihn seinem Geschick entgegen!

AN DEN QUELLEN DES BUENAVENTURA.

An der Entfernung, welche die Indianerin angegeben, öffnet sich ein kleines Thal in die Sierra de los Patos, welches die Quellen des Buenaventura enthält.

Das Thal war nach Osten zu offen, sonst geschützt gegen die Nordwinde der Rocky Mountains, und bot alle Lieblichkeit der Vegetation dieser Zone von Mexiko, die ungefähr der der Canarischen Inseln und des nördlichen Aegyptens entspricht.

Der üppige Wuchs des Ahuehuatl, einer Art Ceder, verkündete schon in der Nähe des Thals das Wasser. Von den mächtigen Aesten der Korkeiche, des Sumach- und der Paletuvierbäume schlangen sich in bunten Festons die Lianen, die Blumenkelche des Taturas mischten sich der purpurnen Frucht der wilden Cactus, dem Oleander, dem Duft des wilden Jasmin und des Gojavenbaumes, und von den spitzen Zweigen des Mezquito flötete der Cenzontle, die mexikanische Nachtigal, während die Chachalucas, die blaue Elster, über den rasigen Grund hüpfte, die Iquiana furchtsam von Stein zu Stein schoß und der Huaco und Choyero mit ihrem Schrei die Anwesenheit der grünen Schlange, seiner gehaßten Feindin, verkündete.

Ein stattlicher Venádo¹ nahte sich eben in kurzen spielenden Sprüngen der Quelle, wie ein Gourmand der Wildniß, der den kühlenden Trank recht am Ursprung genießen will, als er plötzlich zurückprallte, das Gehörn in den Nacken warf und mit langen Sätzen in der Richtung zurückgalopirte, aus der er gekommen.

Die Anwesenheit von Menschen an dem einsamen Ort hatte das edle Thier erschreckt.

In der That war die Quelle an diesem Abend – es war etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang – nicht einsam. Ein kleines Feuer erhob seinen Rauch an dem blumigen Ufer des kleinen Baches, den die in hundert muntern Gerinnen aus den Spalten und Rissen einer mächtigen Felswand sprudelnden Quellen am Fuße derselben bildeten, so den Ursprung des Flusses herstellend und den Namen der Quelle des Buenaventura führend, da es so viel bekannt, noch keinem menschlichen Wesen gelungen war, diese, wohl an 500 Fuß senkrecht hohe Felswand zu ersteigen, und damit einem weitem Ursprung des Gewässers nachzuforschen.

Die drei Personen, welche um das Feuer saßen, auf welchem an dem eisernen Ladestock ein Hirschviertel briet, während der übrige Theil des Thiers in seinem Fell zum Schutz gegen etwa umherstreifende hungrige Coyoten an einen Baumast hing, waren Eisenarm, der Toyah und Master Brown der Yankee.

Trotz der natürlichen Reize des Thales hatte der Anblick desselben doch auch etwas Düsteres, Melancholisches.

Dieser Eindruck wurde durch die an der einen Seite des breiten, das Thal schließenden und die Wässer hervorsprudelnden Felsens liegenden, offenbar noch aus der aztekischen Zeit herrührenden Ruinen eines Tempels hervorgebracht, während auf der andern Seite sich eine Anzahl von regelmäßig geformten Hügeln an der Thalwand erhob, den Hünengräbern ähnlich, wie solche in den nördlichen Ländern Europa's vorkommen.

¹Der mexikanische Hirsch.

Wir haben diesen Ruinen einige Worte zu widmen.

Die neuen Forschungen haben es außer Zweifel gestellt, daß lange vor der Entdeckung von Amerika, schon im ersten Jahrtausend unserer neuen Zeitrechnung und vielleicht schon vorher in verschiedenen Theilen des amerikanischen Continents Culturvölker lebten, deren Zustände und Bildungsstufe in vielen Beziehungen denen des alten Aegyptens nahe kamen. Namentlich ist es das ehemalige Reich der Tolteken, – später der Azteken – jetzt Mexiko, was mitunter gewaltige Reste und Zeugen dieser verschwundenen Cultur ausweist.

Oft in Mitten der wildesten Einöden, die für gewöhnlich nur der streifende Jaguar betritt, – denn selbst der eingeborne Indianer hält sich scheu davon entfernt und fürchtet die Geister längst vermoderter Geschlechter – trifft der Reisende oder der Jäger plötzlich auf die Trümmer ganzer untergegangener Städte, riesenhafter Tempel und Altäre, deren gewaltiges Steinwerk sich in pyramidalen Formen über einander thürmt und dem Zahn der Jahrhunderte getrotzt hat.

Ein solches Bauwerk, wahrscheinlich noch aus der Zeit der Tolteken herrührend, war die Ruine, welche sich an das eine Ende des Felsens lehnte. Alterthumskundige würden sofort an dem altarartigen etagenförmigen Bau die Reste eines der Teocalli's, der einem schrecklichen und blutigen Kultus geweihten Tempel erkannt haben, vielleicht gar dem furchtbaren Huißilopochtli geweiht, dem Tausende von Menschenleben jährlich geschlachtet wurden.

Noch waren in einzelnen Steinresten umher die Wohnungen der finstern Priester zu erkennen, welche einst auf dem blutigen Altar das kupferne Messer auf die wehrlose Brust ihrer Schlachtopfer geschwungen und die zuckenden Glieder zerstückelt hatten, um sie der schrecklichsten Bestimmung, dem Mahl ihrer eigenen Mitmenschen zu übergeben.

Und dasselbe finstre Geschlecht, das nach der geringsten Schätzung jährlich *zwanzigtausend* Menschen auf den Altären seiner Götter schlachtete, besaß die geordnetsten, wenn auch strengen Gesetze, pflegte Künste und Wissenschaften, in deren manchen es sich den spanischen Eroberern überlegen zeigte, und besaß Kenntnisse in Astronomie und Mathematik, die weit über die der Römer und Griechen hinaus gingen.

Von dem Allen wußten freilich die drei Männer, die jetzt in dieser Umgebung saßen, durchaus Nichts. Der Yankee berechnete höchstens, was ihm die riesigen Quadern einbringen könnten, wenn er sie auf dem Quai von New-Orleans oder Philadelphia lagern hätte und Eisenarm dachte nur an die Zubereitung seines Hirschviertels.

Nur der Indianer warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf die alten Ruinen, die sein Aberglaube mit den Schatten seiner Vorväter oder den bösen Geistern des dritten Himmels der alten aztekischen Religion bevölkerte.

Das Aussehen des jungen Comanchen hatte sich überhaupt auffallend verändert. Seine Wangen waren eingefallen, seine Augen tief eingesunken, von dunklen Rändern umgeben, und – wenn er aus dem starren Schauen, in das er gewöhnlich versank, erwachte, – von einem seltsamen unheimlichen Feuer belebt. Der Trapper hob oft während seiner Beschäftigung die seinen und warf einen besorgten bedauernden Blick auf den jungen Freund.

»Nun, Jaguar,« sagte er – »das Fleisch ist gar, und einige tüchtige Schnitte mit einem gesunden Schlaf werden hoffentlich Deinen Muskeln die alte Kraft wiedergeben, damit Du bei dem morgigen Kampf wacker bestehst. Ueberlaß den Grauen Bär nur mir und halte Dich an einen seiner Gefährten, damit nicht etwa gar Unheil aus der Geschichte entsteht.«

»Makotöh hat den Vater Wonodongah's getödtet,« sprach der junge Indianer – »er muß sterben von meiner Hand!«

»Caramba! ich zweifle auch keinen Augenblick, daß Du seiner Herr werden würdest, wie es schon einmal geschehen, wenn Du noch der Alte wärest. Aber diese Teufel von Apachen müssen Dir seit einem Monat einen ihrer Zauber angethan haben, denn Du bist nicht derselbe mehr, der Du früher warst, und wenn nicht das Wort eines Häuptlings auf dem Spiel stände – –

»Wort hin, Wort her!« brummte der Yankee. »Ich kalkulire, die ganze Geschichte ist eine Narrheit, und meines Vaters Sohn hat den Teufel keine Lust, für Nichts und wieder Nichts seine Haut zu Markte zu tragen. Ich denke, Meister Eisenarm, es heißt Euren Kontrakt schlecht gehalten, daß Ihr Euch in allerlei Patschen führt und nun gar noch von mir verlangt, daß ich mich um irgend eines vor Jahren scalpirten Heiden willen, bloß weil er der Vater des Burschen da ist, morgen mit einem Apachen herumschießen soll.«

Der Jäger lächelte verächtlich. »Wenn Euch die Courage dazu fehlt, Meister Schielaug,« meinte er – so könnt Ihr ja aus einem sichern Versteck zuschauen.«

»Gott verdamm! und zusehen, wie Ihr Zwei von Dreien todtgeschlagen werdet und ich dann das Nachsehen habe! Wo soll ich endlich zu meinem Schaden und dem verschriebenen Golde kommen, wenn Ihr mausetodt seid? Ihr hättet wenigstens erst Euren Kontrakt halten und mich an den Ort bringen sollen, den Freund José mir versprochen hat, dann hättet Ihr meiner wegen so viele Zweikämpfe ausfechten mögen, als Euch beliebt.«

Eisenarm zerschnitt sehr ruhig das Fleisch mit seinem Jagdmesser. »Und wer sagt Euch denn, Meister Schielaug, daß Ihr nicht an dem Orte seid?«

Der Yankee fuhr wie von einer Feder geschnellt in die Höhe, aber er hielt die Worte für einen schlechten Scherz und setzte sich sogleich wieder nieder.

»Dummes Zeug!« brummte er – »glaubt Ihr, daß ich mich nicht genug umgesehen in dem Thal? Aber es ist keine Spur von Goldsand selbst in dem Wasser, vielweniger ein Schatz, wie Ihr mir vorgefabelt. Selbst in dem alten Gemäuer da bin ich umhergekrochen und habe Alles durchstöbert!«

»Nehmet Euch in Acht,« sagte der Jäger – »der Jaguar dort könnte Euch wohl erzählen aus den Ueberlieferungen seiner Väter, daß Keiner, der des Goldes wegen zwischen jenen Mauern gewesen ist, wieder das Licht der Sonne erblickt hat!«

»Zum Henker,« knurrte der Yankee, der sich grauend umsah, denn das Thal begann sich bereits mit dunklen Schatten zu füllen, »was soll das heißen, Mann?«

»Ich bin kein Gelehrter, Señor,« meinte der Jäger, »und kenne wenig anders von der Geschichte dieses Landes, als was die Ueberlieferungen der Comanchen berichten und hin und wieder ein weißer Jäger erzählt hat, der besseren Unterricht in den Städten genossen, als ich. Aber was ich sagen will ist das. Vor alten Zeiten, ehe die Spanier von jenseits des Meeres in dieses Land kamen, hat es den Fürsten desselben niemals an Golde gefehlt, denn sie allein und wenige Priester kannten den Ort, wo es frei aus dem Schooße der Erde gequollen ist und noch heute in ungemessener Weise liegt, obschon Jahrhunderte lang aus diesem Brunnen geschöpft worden ist. – Jaguar,« unterbrach er seine Erzählung, – »Mann, was starrst Du so seltsam in's Feuer und hältst Dein Stück Fleisch in der Hand, ohne hineinzubeißen?«

»Hugh! – Es ist – ich dachte – –«

»Was dachtest Du?«

»Daß diese Flamme Nichts ist gegen den Glanz ihrer Augen! Ein armer Indianer hört die lockende Stimme des Geistes der Gewässer und die Wellen rauschen um ihren Leib, schlank wie die Ceder!«

Der Jäger schüttelte traurig den Kopf. »Die schlimmen Hexen, die diesen Ort bewohnen, verwirren Dein Gehirn, Jaguar! Wenn Du nicht ein Heide wärest, würde ich Dir rathen, ein Kreuz zu schlagen und drei Ave's zu sprechen. So kann ich Dir nur sagen, reiß Dich los von all' den Träumereien, und denk' an den Grauen Bären, der Deinen Vater erschlug, – das wird Dein Blut wieder gehörig kreisen machen!«

»Erzählt weiter, Master Eisenarm,« drängte der Yankee, der begierig näher zu ihm herandrückte.

»Ich denke,« fuhr der Jäger fort, ohne auf die Bitte zu achten, »wenn er den blutigen Schurken morgen erst zu Gesicht bekommt, wird all' die Hexerei schwinden, die ihn jetzt seit Wochen befangen hält, wie der Nebel die Sonne. Deshalb freue ich mich, daß der Tag endlich da ist, und es zu einem tüchtigen Gefecht kommen wird. Ich kenne den Jungen und weiß, daß er dann wieder der Alte sein wird! – Aber um Euch weiter zu erzählen, Meister Schielaug, die großen Kaziken dieses Landes sandten nach den Ueberlieferungen alle Jahre an einem bestimmten Tage hundert Slaven nach der Goldhöhle und sie mußten jeder seine Last dort aufnehmen und herausschaffen.«

»Hundert Mann, wißt Ihr, Eisenarm, was das macht?«

»Ich verstehe Euch nicht!«

»Hundert Mann – von denen jeder mindestens seine hundert Pfund Gold tragen kann – o Jupiter! – das sind zehntausend Pfund reines gediegenes Gold! Das wären mindestens fünf Millionen Dollars, und wenn ich bedenke, daß sie eben so leicht noch fünfzig Pfund mehr tragen konnten –«

»Zum Henker mit Eurem Gewäsch, Mensch,« unterbrach Eisenarm unwillig die Berechnung. »Was kümmert's mich, was die armen Schelme haben schleppen können, wenn sie ihr Leben dafür lassen mußten.«

»Ihr Leben?«

»*Caramba*, – viel Anderes hatten sie sicher nicht! Genug – die Träger des Goldes sind jedesmal, sobald sie ihre Last abgeliefert, von den Priestern auf jenen Steinen geschlachtet worden, damit sie Niemandem wiedererzählen könnten, wo die Goldhöhle sich befindet, und ihre Geister sind es, welche nach der Sage der Indianer dieses Thal bewohnen sollen, während ihre Gebeine unter den Hügeln ruhen, auf denen wir sitzen!«

Der Yankee sprang unwillkürlich nochmals auf und sah sich mit einem gewissen Grauen um. Dann nahm er seinen Rock, den er einige Schritte weiter niedergelegt hatte, auf und zog ihn an.

»Die Sonne ist unter,« sagte er wie seinen Schauer entschuldigend, »und es wird kühl hier. – Aber was redetet Ihr doch, Meister Eisenarm, wenn überhaupt die ganze Geschichte keine alte Weibermähr ist, daß die Slaven auf jenen Steinen geschlachtet worden wären, ein Schicksal, das sie für ihre Dummheit, sich nicht bei Zeiten mit dem Gold aus dem Staube zu machen, redlich verdient hätten!?«

Der Trapper nickte. »So sagte ich. Ihr könnt noch auf den Steinplatten die Blutrinnen eingehauen sehen, wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wollt, das Moos und die Flechten abzukratzen.«

Die Augen des Yankee funkelten. »Aber dann, Mann – was spricht Ihr da – dann wäre dies ja der Ort, wohin sie das Gold gebracht haben?«

»So scheint es!«

»Und – und – dann könnte das Goldlager – das unermessliche Lager, von dem zehntausend Pfund keinen Abbruch thun, unmöglich weit entfernt sein?« – –

Der Habsüchtige zitterte vor Begier bei diesen Worten.

Der Trapper hob die Hand und deutete auf den nächsten Baum, aus dessen Gipfel eben ein Vogel sein eigenthümliches Pfeifen hören ließ.

»Könnt Ihr hören?«

»Ich höre die Stimme,« sagte der Indianer, – »sie klingt wie der schmelzende Schlag des Cenzontle und tobt, wie der Wasserfall – ich höre sie Tag und Nacht in meinen Ohren und ihr Laut ist: Blut!«

»Zum Teufel mit dem Narren!« rief der Yankee – »muß sein Gewäsch das Gespräch ernster Männer unterbrechen? Was meintet Ihr mit dem Vogel, Freund Eisenarm?«

»Ich bin nie Euer Freund gewesen, Meister Schielaug,« entgegnete dieser, »sondern Euch nur durch unsern Kontrakt verbunden. Es ist der Choyero, wenn Ihr es wissen wollt!«

»Der Choyero?«

»Ja – und nicht einen Choyero, sondern ihrer zwanzig müßt Ihr schon in diesem Thale gehört haben, seit der Zeit, die wir hier sind!«

»Aber was kümmert mich der läppische Vogel, wenn –«

»Der Choyero hält sich nur da auf, wo die grüne Schlange, sein Todfeind, haust!«

»Ich habe des Gewürms genug umherhuschen sehen!«

»Und dort oben giebt es ihrer noch mehr,« sagte der Trapper, nach der Felswand deutend. »Ihr seid ein armseliger Gambusino, Meister Schielaug, wenn Ihr nicht wißt, daß die grüne Schlange die Anwesenheit des Goldes verkündet!«

»Heiliger Himmel – so wäre es wahr? Ihr betrügt mich nicht, – wir wären wirklich an dieser Stelle in der Nähe der Goldhöhle – in der Nähe *meines* Goldes –«

»Ihr könnt morgen schon, wenn der Kampf für uns günstig ausgefallen ist, Eure Hand darauf legen, vorausgesetzt, daß Ihr den Muth und die Kraft habt, den Weg, der noch zu machen ist, zurückzulegen.«

»Ich will mit dem Grauen Bär selber fechten, ich will ihm das Herz aus dem Leibe reißen,« schrie mit zitternder Gier der Elende, – »ich will allein gehen, wenn Ihr mir nur sagt, wo? wo?«

»Gott im Himmel, wie verächtlich doch die Sucht nach dem schlechten Metall einen Christenmenschen machen kann!« sagte den Kopf schüttelnd und sich von den Händen Jonathans befreiend der Trapper. – »Könnt Ihr fliegen, Mann? Seht dort hinauf die Felswand, deren Gipfel schon die Schatten der Nacht bedecken. Dort hinüber geht Euer Weg, und schwerlich würdet Ihr nur den zwanzigsten Theil zurücklegen können ohne unsere Hilfe.«

»Aber warum nicht jetzt, – warum nicht diese Nacht?«

»Aus zwei Gründen, Mann, obschon der eine allein hinreichend ist. Also, weil der Jaguar morgen früh seine Herausforderung an den Schurken von Gileno zu lösen hat und –«

»Er hatte kein Recht dazu, sein Leben ist mein!«

»Hol' Euch der Teufel, Ihr geldgieriger Schelm! Nun denn, Ihr vergeßt den zweiten Punkt unseres Kontrakts, und daß Ihr denselben über Eurem Drängen, an diesen Ort zu kommen, noch nicht einmal gehalten habt!«

»Welchen? welchen?«

»Daß Ihr Euch verpflichtet habt, uns beiden die Personen zu überliefern, welche José Marillos, den Gambusino, zu Paris am 4. December 1851 schändlicher Weise ermordet haben. Ich denke, das sind Eure eigenen Worte!«

»Ja – ja – aber ich habe sie Euch genannt! Diesen teuflischen Franzosen, der sich Graf Boulbon nennt und aus königlichem Blut sein will, während er wie ein gemeiner Dieb ehrliche Leute ihres Eigenthums beraubt, und den alten Schurken, seinen Diener, Bonifaz . . . «

»Unser Kontrakt, Mann, sagt, daß Ihr die Mörder uns zu überliefern habt!«

»Fluch über Euch! Wollt Ihr mich betrügen, jetzt, so nahe dem Ziel? Habe ich Euch nicht in sein Schlafgemach selbst geführt? Verdammt! warum wurde der Narr da weichherzig, warum stieß seine Hand nicht zu, als sie mit dem Messer über der nackten Brust des gräflichen Mörders schwebte?«

»Weil Graf *Raousset Boulbon* nicht der Mörder von José Marillos, dem Gambusino, war und Du so gut dies weißt, wie er selbst, Lügner!« sagte eine ernste feste Stimme aus dem Dunkel, und eine hohe Gestalt trat in den Lichtschein des Feuers; eine zweite folgte ihr.

»Höll' und Teufel! – er selbst – der Graf!« brüllte der Yankee, nach seiner Büchse greifend. »Tödtet ihn, schießt ihn über den Haufen!«

»Halt! – rühre Dich nicht, Mann!« rief der Kreuzträger, seinem Begleiter folgend, – »oder meine Kugel fährt Dir selbst durch Dein schuftiges Gehirn. – Eisenarm und Du, Rothhaut, hört ein Wort, und dann mögt Ihr thun, was Euch gefällt. Ich denke, Ihr kennt mich Beide und werdet wissen, daß ich von Euch Nichts verlangen werde, was gegen die Gerechtigkeit der Einöde verstößt.«

Der Trapper, der gleichfalls seine Büchse ergriffen und sich schußfertig gemacht hatte, ließ den Kolben auf die Erde fallen. »Er möge sprechen!« sagte er ernst.

Wonodongah war, ohne sich zu rühren, an dem Feuer sitzen geblieben. Zuweilen richtete er seine funkelnden schwarzen Augen mit einem drohenden Ausdruck auf die hohe ruhige Gestalt des Grafen, – dann wieder starrten sie in die dunkle Gluth des Feuers.

Der Franzose stand waffenlos, denn Kreuzträger trug seine Büchse über die Schulter gehangen, mit gekreuzten Armen ruhig und furchtlos vor den beiden Männern, die ihm den Tod geschworen.

»Ich bin hierher gekommen,« sagte er mit seiner klangvollen ernsten Stimme, »auf das Verlangen Ihres verstorbenen Freundes, des Gambusino José, nachdem ich Sie vergeblich zur bestimmten Stunde Ihres ersten Rendezvous vor der ehemaligen Kathedrale von San Francisco erwartet und seitdem mehrfach versucht habe, Sie zu sprechen. Ich will nicht ermitteln, was das bisher verhindert hat. Jetzt komme ich aus doppelten Gründen hierher, wo ich wußte, daß ich Sie treffen würde, zunächst, um Ihnen den letzten Gruß eines Freundes und sein Erbe zu bringen.«

Er öffnete das Jagdhemd und nahm ein an einer Schnur hängendes ledernes Säckchen und reichte es Kreuzträger, der es sofort öffnete und das Stück Haut hervorzog, von dem wir in der ersten Scene unseres Buches gesprochen haben.

»Bei der heiligen Jungfrau,« sagte der Trapper, »sieh her, Jaguar, es kann kein Zweifel sein, das ist der Totem Goldauges!«

»Er hat es mir gestohlen – es ist mein Eigenthum! Señor José gab es mir!« schrie der Yankee.

»Elender!« sprach der Graf stolz, »beflecke das Gedächtniß eines Unglücklichen nicht mit einer Lüge. José Marillos gab es mir als sein Vermächtniß für mich oder vielmehr für meinen Sohn, als er in meinem Hause und in meinem Arm starb, und ausdrücklich in der Absicht, es Deiner Habgier zu entziehen, die ihm gern sein Geheimniß entrissen hätte, obschon er Dich reichlich für Deine Dienste bezahlt hatte.«

»Lüge! Nichts als Lüge!« schrie Brown. »Erinnert Euch, daß ich Euch in San Francisco selbst die blutigen Kleider gezeigt habe, die der Aermste trug, als er auf die Veranlassung dieser Aristokraten ermordet wurde!«

»Es ist möglich, daß Sie den Rock des armen José gestohlen oder sich sonst verschafft haben,« fuhr der Graf fort, »als ich von Weib und Kind gerissen wurde, um von den Schergen des Usurpators, von dessen Soldaten der arme fremde Mexikaner im Straßenkampf auf den Barrikaden erschossen wurde, zum Kriegsgericht geschleppt ward, das mich zum Tode verurtheilte. Dies geschah, weil ich den armen Mann nicht hilflos in dem Winkel umkommen lassen wollte, in den er sich, mit der Kugel im Rückgrat, geschleppt hatte, sondern ihn unter Lebensgefahr mit meinem Diener Bonifaz und dem Knaben, meinem Sohn, in mein Haus trug, wo ich Alles aufbot, um ihn zu retten. Man nannte dies Verbrechen, das mir selbst sechs Kugeln eintragen konnte, wenn ich mich recht erinnere: Widerstand gegen die bewaffnete Macht, und nur ein Zufall, oder vielmehr eine alte Bekanntschaft half mir über die Füsilade; aber selbst die Hand des geschicktesten Arztes von Paris konnte den armen Burschen, den Gambusino, nicht retten, er mußte sterben unter seinen Händen bei der Operation.«

»Die Erzählung klingt seltsam, aber nicht unwahrscheinlich,« sagte der Trapper, auf den die Ruhe des Grafen großen Eindruck gemacht hatte, kopfschüttelnd. »Was meinst Du, Jaguar, hast Du Alles verstanden, was der Fremde sagte?«

Der Toyah fuhr bei der Anrede aus seinem Brüten empor. »Er mußte sterben – ja! so ist es! Wonodongah ist ein Häuptling und wird sein Wort halten!«

»Ich schwöre mit jedem Eide, den Ihr wollt, daß der Aristokrat lügt,« schrie Jonathan. »Er hat nicht den geringsten Beweis für das, was er sagt!«

»*Ventre saint-gris!*« sagte lachend der Graf, »ich sehe, daß es zuweilen doch gut ist, wenn man alte Rechnungen aufbewahrt. Ich glaube, ich habe da in meinem Taschenbuch noch die Quittung des Doktor Boisset über 20 Louisd'ors für die Operation, vollzogen an dem Mexikaner José und bezahlt von dem Grafen Raousset Boulbon zu Paris am 5. December und daneben liegt der Erlaubnißschein Sr. Excellenz des General Saint Arnaud, den Mann mit allem Pomp der Kirche begraben zu lassen, eine Ausgabe, die er mir vor seinem Tode im Würfelspiel gegen die Tasche da abgewonnen hatte. Hier sind die Papiere. Ich habe mein Wort gehalten – an Ihnen wird es sein, ob Sie das verpfändete Wort Ihres Freundes lösen wollen.«

Er nahm die erwähnten Papiere aus seiner Brusttasche und reichte sie dem Kanadier.

»Nein, Señor – ich kann nicht lesen; indeß, ich muß gestehen, ich fange an, Ihnen zu glauben.«

»Ich habe die Papiere unterwegs gelesen, Compañero,« mischte sich der Wegweiser ein, »und ich kann Ihnen sagen, daß darinnen steht, was dieser Herr so eben angedeutet hat!«

»Es ist Lüge, höllische Lüge, so wahr mir Gott helfe, ersonnen, um mich um mein Eigentum zu betrügen!« schrie nochmals der Yankee, mit der Hand in die tiefe Tasche seines Rockes fahrend. »Aber Jonathan Brown ist nicht der Mann, sich von einem verlaufenen Aristokraten berauben zu lassen! – Stirb Schurke!«

Der Amerikaner sprang einen Schritt vorwärts und riß ein Bowiemesser aus der Tasche, aber im nächsten Augenblick schon ließ er es fallen, stieß einen Schrei aus und fuhr mit der anderen Hand nach seiner Rechten. Ein kurzer schwarzer Streifen, nicht viel dicker wie eine Federpose, hing von dieser herab und ringelte und wand sich im Licht des Feuers.

»Heilige Jungfrau – die Federschlange!«

Der Wegweiser sprang auf den Unglücklichen zu, stieß mit dem Schaft der Büchse nach dem kleinen Reptil, daß es zu Boden fiel und setzte die dicke Sohle seines Stiefels darauf, es zu Brei zerquetschend.

Der ganze Vorgang hatte nur wenige Minuten in Anspruch genommen, Alle starrten entsetzt auf den Mann, selbst der Indianer hatte sich seiner Lethargie entrissen.

»Ich hoffe, Mensch, Ihr seid nicht gebissen?« frug bleich der alte Wegweiser.

»Legt die Hand auf den Stein, Mann,« befahl der Trapper. »Hinauf mit dem Aermel – und Dein Beil her, Jaguar, daß ich ihm den Arm am Gelenk abhaue!«

Jonathan sprang entsetzt zurück. »Seid Ihr verrückt geworden?« schrie er entsetzt, »oder wollt Ihr mich morden? – Ein einfältiger Schlangenbiß – gebt etwas von Eurem Wundkraut her und dann wollen wir weiter reden! Verdammt, daß dies auch dazwischen kommen mußte!«

»Mensch,« sagte der Kreuzträger mit furchtbarem Ernst, »wißt Ihr, was geschehen ist?«

»Zum Henker – was meint Ihr? denkt ihr mir einen Schrecken einzujagen?«

»Gott hat gerichtet, den Ihr meineidig so eben noch angerufen. Ihr seid von der schwarzen Culebrilla gebissen, der furchtbarsten und den Heiligen sei Dank, seltensten in Amerika, und in zehn Minuten seid Ihr todt.«

»Todt?« Der Unglückliche warf sich mit gellendem Aufschrei zurück. »Haut mir die Hand ab! haut mir die Hand ab! ich kann nicht sterben so nahe den Millionen! Eisenarm – Jaguar, zu Hilfe! zu Hilfe!«

Er warf sich auf die Knie und streckte jammernd die Hand nach seinen Gefährten aus, die bereits schwarz aufzuschwellen begann.

»Es ist zu spät!« sagte schauernd der Jäger, »kaum würde der Beilhieb Euch gerettet haben, wenn er ohne Zögern gekommen wäre, denn der Stich der Culebrilla ist unausbleiblicher Tod. Ich sah das Unheil ein einziges Mal seit den fünfundzwanzig Jahren, die ich die Wüste durchstreife.«

»Denkt an Euer Seelenheil, Mann,« sprach der Wegweiser, »bittet Gott und die Heiligen um Vergebung für Eure Sünden!«

Der Yankee wand sich auf seinen Knien, heulend vor Furcht und Schmerz. Er krümmte sich zu den Füßen des Grafen, der erstarrt über den schrecklichen Vorgang regungslos stand. »Erbarmen! Erbarmen! ich will Alles gestehen, daß ich gelogen habe! daß Sie José gepflegt in seiner letzten Stunde – Sie sollen die Hälfte haben von allem Gold, nur laßt mich nicht sterben – so nah! so nah! – Es muß ein Mittel geben – Millionen dafür! – Fluch, Fluch, wenn Ihr zögert! zu Hilfe! zu Hilfe!«

Schaum trat ihm vor den Mund – schwarz schwoll das Gesicht auf – die Augen traten blutdurchlaufen aus ihren Höhlen, während er sich am Boden wälzte.

Schauernd wandte der Franzose sich ab.

»Heilige Mutter Gottes, erbarme Dich seiner Seele!«

»Gold! Gold! Fluch über Euch, die Ihr mich hergelockt! Fluch, hundertfacher Fluch – wie es glüht – wie es blitzt! – höllisches Feuer . . . «

Seine Stimme wurde zum heisern Gebrüll – allmählig wurde es schwächer und schwächer – dann verstummte es ganz, und die Zuckungen des Körpers hörten auf – Jonathan Brown war todt! –

Der Wegweiser machte das Zeichen des Kreuzes. »Gott der Herr – dessen Hand wir so oft in der Einöde sehen – hat gerichtet. Mögen seine Sünden ihm vergeben werden.«

Es folgte eine lange Stille, die keiner der Männer unterbrechen mochte.

Endlich trat Eisenarm auf den Grafen zu und reichte ihm die Hand. »Verzeihen Sie, Señor, daß wir Ihnen Unrecht gethan. Der Mensch, dessen irdische Reste da vor uns liegen, hat uns getäuscht über Sie und das Ende unseres Freundes. Seien Sie willkommen und versichert, daß Ihnen Ihr Recht werden soll, und ich hoffe, daß der Jaguar hier darüber denkt, wie ich!«

»Die Offene Hand ist der Erbe des Goldauges! Das Recht des Aases zu unsern Füßen ist verfallen und das seine – so will es das Gesetz der rothen Männer. Er möge sein Eigenthum in Empfang nehmen – Wonodongah ist bereit, ihm den Weg dahin zu zeigen!«

Die Erklärung des Toyah schien dem Grafen nicht ganz angenehm, und er beeilte sich, die weitere Erörterung vor einem Zeugen abzubrechen, der bisher noch wenig von dem eigentlichen Geheimniß wissen konnte.

– »Wir sprechen nachher darüber und ich hoffe, Sie werden« mit mir zufrieden sein. Jetzt lassen Sie uns an Dringenderes denken und gewähren Sie uns einstweilen Ihre Gastfreundschaft, Señor Eisenarm; denn wir Beide haben heute einen weiten und beschwerlichen Weg gemacht, um zu Ihnen zu gelangen. Können wir Ihnen helfen, den Todten da zu begraben?«

Der Trapper sah höchst gleichgültig auf den Leichnam. »Wir wollen uns heute die Mühe sparen und ihn bei Seite tragen,« sagte er. »Es könnte möglich sein, daß morgen das Grab weiter sein muß!« – Er winkte dem Indianer, worauf sie den todten Körper anfaßten und nach den Ruinen trugen.

Kreuzträger setzte sich unterdeß ohne Weiteres an dem Feuer nieder und langte nach dem Hirschviertel, während der Graf noch immer schauernd die Ueberreste der kleinen Schlange betrachtete,

»Wie nannten Sie doch das Reptil, Freund?«

»Die schwarze Culebrilla oder Federschlange,« sagte kauend der Wegweiser – »man nennt sie so, weil sie nicht größer wird als die Pose einer Adler- oder Geierfeder. Dabei ist sie aber das giftigste Gewürm, was auf Gottes Erde kriecht.«

»Und Sie sitzen an einem Orte, wo dieses Geschöpf haust, wie wir eben gesehen, so ruhig da, als könnte nicht ein zweites Exemplar Ihnen im nächsten Augenblick ebenso den Garaus machen?«

Der Alte lachte. »Wenn das Sie allein hindert, Monsieur, mir bei diesem trefflichen Brautenstück Gesellschaft zu leisten, so können Sie es unbesorgt thun. Die Culebrilla duldet keine zweite auf mindestens drei Leguas in der Runde. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses

Gewürms und eine Gnade der Heiligen, daß man es immer nur selten und auch dann nur vereinzelt findet. Also setzen Sie sich ruhig und langen zu!

Der Trapper, der eben zurückkehrte, wiederholte die Einladung und beendete gleichfalls seine Mahlzeit, als sei die schreckliche Scene nicht eben vorgefallen. Nur der Toyah blieb stehen und nahm weder an dem Mahl noch an dem Gespräch Theil, indem er sich begnügte, sein dunkles Auge fest auf den Franzosen zu heften.

»Ich habe vorher nicht ohne Grund gesagt, Señor,« sprach dieser, »daß wir aus doppelter Ursach hierhergekommen sind. Die eine war meine persönliche Angelegenheit, die andere betrifft Sie Beide!«

»Uns?«

»Ja. Unser junger Freund hier beabsichtigt morgen früh mit einem der gefürchtetsten Häuptlinge der Apachen, dem »Grauen Bären« an dieser Stelle sich zu schlagen.«

Der Jäger sah ihn erstaunt an. »Wie können Sie dies wissen?«

»Von Windenblüthe, der eigenen Schwester des jungen Kriegers!«

»Von Comeo? – hörst Du, Jaguar, von Comeo! Und wo haben Sie dieselbe gesehn und gesprochen, Señor Conde? denn Sie müssen wissen, daß wir in ziemlicher Besorgniß um das unvorsichtige Kind waren und schon längst aufgebrochen wären nach den Dörfern der Apachen, um sie zu suchen und zu befreien, wenn der Mann, der so eben verschieden, nicht darauf bestanden hätte, Ihrer eignen Spur zu folgen, und wir dann eilen mußten, zur rechten Zeit hierher zu kommen und so das doppelte Wort an Goldauge und dem Gileno zu lösen.«

Der Graf erzählte ihm hierauf von dem unglücklichen Gefecht der Expedition mit den Apachen, ihrer Flucht nach der Insel und dem kühnen Unternehmen der jungen Indianerin.

»Das sieht ihr ähnlich, *par Dios!* das Kind ist so aufopfernd, daß es niemals an sich selbst denkt. Hast Du gehört, Jaguar, was sie gethan?«

Der Indianer begnügte sich, ein Zeichen der Bejahung zu geben.

»Sie sagte uns,« fuhr der Graf fort, »daß der Graue Bär, die Schlange und der Fliegende Pfeil Sie hier zu einem Kampf auf Tod und Leben treffen würden.«

»Alle Drei – *carrajo!* das hätte nicht besser kommen können! Hast Du gehört, Jaguar! wir werden sie alle Drei hier haben, um mit ihnen Abrechnung zu halten!«

Wiederum nickte der Indianer; sein Auge fing an, von einer edleren Gluth zu funkeln, als bisher.

»Noch mehr! die Ursach, weshalb das Mädchen sich so großer Gefahr aussetzte, ist, daß sie entdeckt hat, daß nicht ein ehrlicher Kampf, sondern ein bübischer Verrath gegen Sie beabsichtigt wird. Ein Trupp ihrer Krieger wird ihnen folgen und während des Kampfes über Sie herfallen, um Sie durch die Uebermacht zu ermorden!«

»Die Schurken! ich hätte niemals geglaubt, daß der Gileno, so grausam er ist, einer solchen Schlechtigkeit fähig wäre.«

»Wir haben nach des Mädchens Erzählung auch Ursach anzunehmen, daß er nicht darum weiß. Es scheint, daß es wider sein Wissen oder seinen Willen geschehen soll, und daß der Häuptling der Mescaleros den Streich ersann, um sich an Ihnen zu rächen.«

»Der Hund! schlechter als ein Hund! – aber es soll seine letzte Spitzbüberei sein, ich schwöre es!«

»Das Mädchen kam« fuhr der Graf fort, »um Kreuzträger hier zu bitten, Sie zu warnen oder Ihnen beizustehen, da sie selbst nicht so lange sich aus dem Lager der Apachen entfernen

konnte, ohne ein anderes uns Allen werthes Leben, den jungen Mann, der mit Ihnen focht, dem Verdacht und somit dem Tode preiszugeben. Da ich ohnehin Sie aufsuchen wollte, beschloß ich, die Sache selbst zu übernehmen, und Freund Kreuzträger wird Ihnen vielleicht sagen können, daß auch dies nicht ganz ohne Schwierigkeit war. Das junge Mädchen ist wieder bei ihren anderen Freunden, wenigstens sahen wir sie glücklich das Ufer erreichen, und ich freue mich, daß es uns gelungen ist, Sie zu treffen und zu warnen, damit Sie sich der Gefahr entziehen können.«

Eisenarm warf dem Sprecher einen raschen Blick unter seinen buschigen Brauen zu und störte mit dem Ladestock in den Kohlen des Feuers.

»Was meinst Du, Jaguar?« frug er.

Der junge Wilde beugte sich vor – sein eingefallenes Gesicht strahlte in dem Ausdruck eines stolzen hochherzigen Gefühls, während sein Auge sich mit einer gewissen Herausforderung auf die Züge des Franzosen heftete.

»Der Große Jaguar hat sein Wort verpfändet,« sagte er – »Wododongah ist ein junger Krieger, aber er ist ein Häuptling! – Er wird den Grauen Bären an dieser Stelle erwarten, wenn der Mond aufgeht!«

»Ich dachte es mir,« bemerkte der Trapper. »Ein Sioux oder ein Apache würden anders handeln, aber er gehört zu einer Nation, die das Herz auf der rechten Stelle trägt. Und ich will schlechter wie ein Plattfuß sein, Comanche, wenn ich nicht an Deiner Seite stehe, und die Schurken ihren eigenen Verrath verschlucken lasse!«

»Sie wären aber selbst im Fall eines ehrlichen Gefechts nur Zwei gegen Drei und es sind gefürchtete Krieger!«

»Desto besser für uns! es ist nicht das erste Mal, daß wir Zwei gegen eine ganze Bande von heulenden Apachen fechten.«

»Dann,« sagte der Graf, indem er seinen Hut abnahm und sich mit der ganzen Höflichkeit eines Cavaliers der alten Schule verbeugte, »erlauben Sie mir, daß der Oberst Graf Raousset Boulbon, Marquis von Tremblay, der Dritte in Ihrer Partie ist und den Kampf in Ihrer Kameradschaft ausficht, möge er auch ausfallen, wie Gott beliebt. Und ich will Ihnen sagen, daß um diese Ehre zu bitten meine Absicht war, auch wenn Sie bereits einen dritten Kämpfer gehabt hätten.«

»Das ist wacker gesprochen von Ihnen, Herr,« rief der Trapper, »und wir nehmen es dankbar an, da wir sehen, daß unser armer Freund José uns einen wackeren Erben gesandt hat. Sage ihm dasselbe, Jaguar, und möge der Teufel alle Verleumder und alle Verräther holen!«

»Zwei Häuptlinge werden neben einander kämpfen,« sagte kalt der Toyah. »Sie werden ihr Bestes thun.«

Der Trapper sah ihn erstaunt einige Augenblicke an, ohne die Kälte und Abneigung zu begreifen, die sein Zögling bewies. »Er hat nicht mit ihm das Mahl getheilt,« murmelte er – »unmöglich kann er doch noch Verdacht hegen! – Was meinen Sie, Señor Kreuzträger?« fuhr er laut zu diesem fort.

»Daß es eine Thorheit ist, die Sie alle Drei begehen wollen,« sagte der Alte. »Sie wissen, Señor Eisenarm, daß ich jede Ursache habe, dem Grauen Bär und dieser schurkischen Schlange Mann gegen Mann entgegenzutreten, und Sie um die Gelegenheit dazu beneide; aber es ist Narrheit, unter solchen Umständen und einen so ungleichen Kampf beginnen zu wollen, denn Sie sind hier auf allen Seiten von Feinden umringt. Der Trupp der Schlange ist nicht

der einzige, der auf die Gelegenheit wartet, über Sie herzufallen, und deshalb ist es keine Schande für tapfere Männer, eine bessere Zeit abzuwarten.«

»Wie meinen Sie das?«

»Auf dem Wege hierher,« fuhr der Wegweiser fort, »haben wir die unzweifelhaften Spuren gefunden, daß eine zweite Horde Indianer bereits auf dem linken Ufer des Stromes und in der Nähe des Thals umherstreift. Man wird Ihnen den Garaus machen noch diese Nacht, wenn Sie durchaus hier bleiben wollen.«

»Wo fanden Sie die Spuren der Apachen? Sind es die Krieger Makotöh's?«

»Ich muß gestehen,« bemerkte der Wegweiser – »ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es Meskalero's oder Gileno's gewesen sind. Wir fanden zahlreiche frische Spuren, etwa eine Stunde unterhalb dieses Thals, und der jüngste Rostreador hätte sehen können, daß sie erst von diesem Morgen herrührten.«

»Kamen sie von jenseits des Flusses?«

»Nein – sie haben sich dem Ufer genähert und sind dann wieder umgekehrt.«

»Haben Sie sonst Nichts bemerkt?«

»Nichts, als diesen Pfeil, den wir fanden. Es ist ein Pfeil zur Jagd.«

Der Trapper nahm die unbedeutende Waffe und untersuchte sie je länger, je aufmerksamer. Dann wandte er sich plötzlich zu seinem rothen Gefährten und reichte ihm den Pfeil.

»He, Jaguar,« sagte er – »sieh einmal das Ding da genau an, und sage mir, was Du daraus machst!«

Der Indianer nahm den Fund in die Hand, aber er hatte kaum die Augen darauf geheftet, als er den Ruf der Ueberraschung hören ließ.

»Hugh!«

»Ich dachte es mir! – Hören Sie, Señor Kreuzträger, es ist schade, daß Sie sich nicht noch genauer umgesehen. Dieser Pfeil kommt nicht aus dem Köcher eines Apachen.«

»Wirklich?«

»Es ist der Pfeil eines Comanchen, und zwar der eines der Matero's,« sagte der Toyah.

»Es mag sein, Du mußt das besser wissen, wie ich. Es ist schade, daß wir keine Gewißheit darüber erlangen können und es jetzt zu dunkel ist, um die Spur aufzusuchen. Ein Theil der Stämme war bei dem letzten Einfall der Rothhäute untbetheiligt, aber sie trennten sich bald wieder von den Apachen, denn die beiden Nationen thun so wenig gut zusammen, wie der Puma und der Wolf. Es ist möglich, daß der Pfeil noch von dem früheren Umherstreifen einer Bande dort liegen geblieben.«

»Aber ich sagte Ihnen, daß die Spuren frisch waren.«

»Mag sein, aber wer bürgt uns dafür, daß der Pfeil und sie zusammen gehören, sonst . . .«

»Was wollten Sie sagen!«

»Sonst hätten wir diese schurkischen Apachen in ihrer eigenen Schlinge fangen können.«

»Ich weiß nicht,« mischte sich etwas zaghaft der Franzose in das Gespräch der erfahrenen Wüstengänger – »aber vielleicht wäre es möglich, daß die Kleinigkeit nicht ohne Bedeutung wäre. Etwa fünfzig Schritt entfernt von der Stelle, wo unser Freund den Pfeil gefunden, lag ein todter Vogel, ein Falke. Er mußte an demselben Tage geschossen sein, so frisch war er noch. Kreuzträger achtete nicht weiter darauf, da er den Spuren der Mustangs nachging und voraus war.«

Der Trapper sah den Sprecher aufmerksam an. »Erinnern Sie sich vielleicht, Señor Conde, welcher Gattung der Falke angehörte?»

»Ich nahm ihn in die Hand und betrachtete ihn. Er war von der schwarzgrauen Art mit den rothen Schwanzfedern.«

»Und diese Federn?«

»Sie waren sämmtlich ausgerissen bis auf eine, die ich auszog und auf meinen Hut steckte. Hier ist sie!«

Er reichte seine Kopfbedeckung hin.

Der Trapper sprang mit einem Satz empor und schwenkte lustig die seine. »Hurrah! wir haben sie! – Jaguar, es sind Krieger von Deiner Nation, die einen Toyah sicher nicht im Stich lassen werden. Ich sehe die Sache vor mir so deutlich, als hätte ich ihre Spur vierundzwanzig Stunden lang verfolgt. Sie sind auf ihrem Jagdzug bis an die Sierra gestreift, um am Monte Buza Bären zu jagen, wie sie gern thun, und bis hierher gekommen. Sie können unmöglich weit entfernt sein und wenn wir Botschaft in ihr Lager senden könnten, würden sie sicher zur rechten Zeit hier sein, um jede Teufelei zu verhindern!«

Der Indianer, der jetzt lebhafteren Antheil an der Entdeckung zu nehmen schien, streckte den Arm nach der nördlichen Thalwand, derselben, an welcher die riesigen Grabhügel lagen. »Ein Comanche fürchtet nicht, sein Feuer anzuzünden. Von diesen Bergen wird man sie sehen.«

»Ich glaube es selbst, aber –«

»Nun?« frug ungeduldig der Graf, »warum benachrichtigen Sie Ihre Freunde nicht?«

»Es wird viele Stunden brauchen, sie aufzusuchen und herbeizuholen, und weder ich noch der Jaguar dürfen uns von diesem Platze entfernen.«

»Parbleu,« rief der Kreuzträger – »für was wäre denn Eustach Saville da? – Ich habe zwar nicht viel Ursache, Ihnen gefällig zu sein, weil Sie bei einer gewissen Gelegenheit einen Feind gegen mich beschützten, aber wenn es gilt, die hinterlistigen Teufel in ihrer eigenen Falle zu fangen, würde ich drei Nächte hindurch wandern, so gut auch ein Paar Stunden Schlaf jetzt meinen müden Gliedern thun müßten. Lassen Sie den Indianer dort mir ein Zeichen seines Stammes als Beglaubigung geben und sagen Sie mir, wo man am Besten diesen Höhenzug durchschneidet, und ich stehe Ihnen dafür, wenn die Comanchen innerhalb dreier Meilen von hier ihr Lager haben, will ich sie auffinden, noch ehe die Sonne aufgeht.«

Es folgte jetzt eine kurze Berathung, deren Resultat war, daß der alte Wegweiser eine oder zwei Stunden rasten sollte, um seine Kräfte wieder zu erfrischen und dann sich auf den Weg machen wollte, um die Bande der Comanchen-Jäger aufzusuchen. Wonodongah nahm den Totem seines Stammes, den er an einer Hirschsehne um den Hals trug, ab und händigte ihn als Wahrzeichen dem Boten ein, der ihn sorgfältig verwahrte. Dann übernahm Eisenarm den Posten der ersten Nachtwache, breitete seine Decke unter den Baum und empfahl dem Grafen und seinem Begleiter, darauf den Schlaf zu suchen. Der Indianer hatte dies bereits unter einem der Grabhügel gethan. Ehe eine Viertelstunde vergangen war, lagen Alle bis auf den treuen Wächter in tiefem Schlummer.

Zwei Stunden nachher weckte der Trapper Kreuzträger, besprach sich noch einmal kurz über die Aussichten, die sie hatten und geleitete dann den alten Wüstengenossen in die Berge.

Als er zurückkehrte, blieb er einen Augenblick vor seinem jungen Freunde stehen, ehe er auch diesen aufweckte, um nun seinerseits den Rest der Nachtwache zu übernehmen.

Der junge Indianer schien von einem wüsten Traum gequält, unter dessen Bildern er sich unruhig hin und her warf, während seine Brust in höchster Aufregung keuchte, seine Hand sich ballte. Einzelne Worte und Sätze entrangen sich seinem Munde und verkündeten den Gang seiner Gedanken.

»Bleib!« stöhnte der Träumende, »Dein Athem jagt Feuer durch meine Adern! – Er soll sterben – sterben! Diese Hand – und dann – Dein Leib – lösche das Licht nicht aus – nur einmal noch – Blut – Blut –«

»Wenn ich nicht wüßte, daß der Bursche niemals das Feuerwasser berührt hat und ich selbst auch seit Wochen keinen Schluck Rum gesehen habe, würde ich glauben, er sei trunken. Aber wahrscheinlich träumt er von dem Kampf mit dem Grauen Bär, der ihm bevorsteht und es ist besser, daß ich ihn wecke, obschon ich ihm gern noch eine Stunde Schlaf zur Stärkung seiner Muskeln gegönnt hätte!«

Er stieß den Schläfer an, der sogleich emporfuhr und nach seinem Tomahawk griff.

»Laß nur sein, Jaguar,« sagte lachend der Trapper, »es ist ein Freund, der Dich berührt hat. Wenn Du willst, magst Du jetzt nach der Verabredung die Wache übernehmen, aber Sorge dafür, daß wir zur rechten Zeit wach sind, damit die Schurken sehen, daß wir sie erwartet haben.«

»Mein weißer Bruder möge nicht sorgen,« erwiderte der Indianer, »Wonodongah hat das Ohr eines Bibers.«

»Ich weiß, ich weiß. Da wir aber gerade noch allein sind, möchte ich Dich noch Eins fragen. Dein Benehmen, Jaguar, gegen den Fremden gestern Abend war mir etwas auffallend. Was hast Du noch gegen ihn?«

»Die Offene Hand,« sagte der Toyah, der Frage ausweichend, »soll das Gold José's und seiner Gefährten nehmen. Ich schwöre es! Wenn der Häuptling der Toyah's unterliegen sollte im Kampf, wird Eisenarm ihn den Weg führen und ihm geben, wonach sein Herz verlangt.«

»Ja, ja, das versteht sich von selbst. Er ist der Erbe und keiner von uns denkt daran, es ihm streitig zu machen. Ich gebe es ihm zehn Mal lieber, als dem Lump, der uns belogen hat, obschon die Büchsen, die er uns in San Franzisko kaufte, wirklich nicht schlecht sind. Er muß die Kraft eines Büffels haben, wenn er das mit dem Bären gethan, was selbst seine Feinde von ihm berichten mußten und ich freue mich, ihn einmal am Werk zu sehen. Indeß, was ich eigentlich meinte . . . «

»Es ist Zeit, daß Eisenarm sich niederlegt,« unterbrach ihn der Indianer, »oder die Kraft seines Armes könnte der des Fremden nachstehen. – Mein weißer Freund kann mir später sagen, was er meint.«

Der Indianer ging zu dem Feuer, warf einige neue Zweige in die Kohlen und setzte sich daran nieder.

Bras-de-fer wußte, daß er jetzt zu keiner Unterhaltung weiter geneigt sein würde und streckte sich daher neben den Franzosen nieder. In wenigen Augenblicken schief er den Schlaf der Gerechten, unbekümmert darüber, daß in wenigen Stunden er einem Kampf auf Leben und Tod entgegen gehen sollte.

So vergingen wiederum zwei Stunden in tiefem Schweigen. Dann begann im Osten eine leichte Dämmerung das Nahen des Mondes und des Tages zu verkünden.

Jetzt erhob sich der Indianer und trat zu den Schläfern. Sein Auge ruhte lange auf der kräftigen Gestalt des Grafen, erst mit dem Ausdruck von Haß und Feindschaft, der allmählig in den einer tiefen Melancholie sich löste.

Endlich neigte er den Kopf horchend zur Seite, wie, als höre er ein fernes Geräusch und sogleich stieß er jeden der Schläfer an.

Eisenarm und der Graf waren im Nu auf ihren Füßen.

»Es ist Zeit,« sagte der Toyah, »ich höre die Hufe ihrer Pferde.«

»Dann, Señor Conde,« meinte der Trapper, »legen Sie sich nach unserer Verabredung dort weiter hin an den Hügel. Der Mond wird sogleich aufgehen und der Baum seinen Schatten an jene Stelle werfen. Decken Sie Ihren Hut so über das Gesicht, daß man es auch in der Nähe nicht erkennen kann, während Sie selbst Alles hören und sehen, was vorgeht, und werfen Sie die Decke über Ihre Kleidung, Ich freue mich auf das Gesicht, was der Bär machen wird, wenn er erfährt, daß der Mann unser Dritter ist, der ihn in der Hacienda del Cerro so tüchtig den Boden küssen ließ.«

Der Graf that, wie ihm gerathen war; als er sich niederlegte, vernahm selbst sein an das Belauschen der Wildniß nicht gewöhntes Ohr das Nahen von galopirenden Pferden.

Am östlichen Horizont, den man durch den Eingang des Thals sehen konnte, stieg die große Scheibe des Vollmonds eben mit mattem Licht empor, das bereits durch die Dämmerung des nahenden Tages gebrochen war.

In demselben Augenblick erschienen in diesem Eingang auf dem hellen Hintergrund die dunklen Gestalten von drei Reitern und naheten sich mit Windeseile. Wenige Momente darauf hielten sie in der Mitte des Thales an der Stelle, wo während der Nacht das Feuer gebrannt und sich jetzt noch ein leichter Rauch in die Morgenluft kräuselte.

Der Trapper und der Indianer, auf ihre Büchsen gelehnt, standen regungslos an ihrem Platz.

»Der dritte Vollmond ist aufgegangen,« sagte der Häuptling der Gileno's mit grimmiger Stimme. »Ma-ko-töh ist hier mit zwei Freunden, wie er versprochen und sucht die prahlende Elster der Comanchen.«

»Ma-ko-töh ist ein großer Krieger,« erwiderte der Toyah, jede Gegenbeleidigung verschmähend. »Wonodongah hat ihn erwartet und dankt ihm, daß er gekommen.«

»Ma-ko-töh,« fuhr der Apache fort, »hat zwei Freunde mitgebracht; seine Augen sehen nur ein Bleichgesicht bei seinem Feinde.«

»Es sollte keinen Unterschied machen, auch wenn es so wäre,« bemerkte seinerseits der Trapper. »Wir haben oft genug zwei gegen Euren halben Stamm gefochten! Aber die Augen des Grauen Bären scheinen alt zu werden, wenn er nicht bemerkt, daß dort noch ein Dritter liegt. Er schläft, weil er einen weiten Weg gemacht hat, um uns beizustehen, aber ich versichere Dich, Rothhaut, er wird tüchtig zur Stelle sein, wenn es so weit ist.«

Die Blicke der drei Häuptlinge wandten sich neugierig nach der bezeichneten Stelle, aber diese Regung wurde mit dem indianischen Stoicismus sofort wieder unterdrückt.

»Ich höre einen weißen Hund heulen,« sagte mit Hohn der Gileno. »Wir wollen sehen, ob sein Zahn seiner Kehle gleichkommen wird.«

»Nun, ich denke, Deine Nation kennt Bras-de-fer zur Genüge,« meinte der Trapper, »ohne daß er nöthig hat, viel zu prahlen. Es thut mir nur leid, daß ich diesmal nicht direkt mit Dir zu thun haben soll. Aber ich habe da mit Deinem Gefährten eine alte Rechnung abzuschließen, und bei Gott! das ist eben so viel werth!« Er wies auf den Meskalero, der ihm mit einem Blick

giftigen Hasses und tückischen Triumphes begegnete. »Ich würde ihn mir herausholen, und wenn er zu diesem Kampfe alle Krieger seines Stammes mit sich gebracht hätte!«

»Weiber schwatzen, Männer kämpfen!« sprach der Gileno, ohne die Andeutung zu beachten. Welche Bedingungen des Kampfes hat der junge Häuptling der Toyah vorzuschlagen?«

»Sie sind kurz, Gileno. Dieses Thal sei der Platz. Jeder Kämpfer mit den Waffen, die er führt, zu Fuß oder zu Pferde. Wenn die Sonne ihren ersten Strahl auf die Quellen wirft, möge der Kampf beginnen.«

»Gut, es sei! Die Scalpe des Jaguar und seiner Freunde werden in den Wigwams der Apachen hängen! – Kommt!«

Er wandte sein Pferd und ritt langsam ohne sich auch nur umzusehen, oder die geringste Vorsicht zu beobachten, zurück nach dem Eingang des Thals, gefolgt von den beiden andern Häuptlingen. In der Entfernung von etwa tausend Schritten sah man sie Halt machen und von den Pferden steigen.

Sogleich sprang der Graf vom Boden auf und gesellte sich zu seinen beiden Genossen. Eisenarm setzte ihn von den getroffenen Verabredungen in Kenntniß, denn die Verhandlung war in der Sprache der Apachen geführt worden und machte ihn darauf aufmerksam, daß die Gegner außer Büchse und Tomahawk auch ihre Lanzen hätten, mit denen sie sehr geschickt umzugehen wüßten.

Der Graf führte außer der Büchse seinen starken Hirschfänger, Eisenarm Büchse und Messer, der Toyah statt des letzteren den Tomahawk. Das Gewehr des Yankee und sein Messer beschloß man für den erwarteten Ueberfall der Bande aufzusparen und an den Ort zu bringen, an den man sich alsdann zur concentrirten Vertheidigung zurückziehen wollte.

Dies waren die Ruinen des aztekischen Tempels und der Trapper lachte vor sich hin, als er sich erinnerte, wie leicht sie hier den tückischen Plan vereiteln könnten, wenn ihnen nur vorher das Glück treu blieb. Dann aber wurde seine Stimmung ernster und er wandte sich zu seinen beiden Genossen.

»Es ist immer gut, Jaguar,« sagte er, »wenn man daran denkt, daß der Kampf Einen oder den Anderen von uns das Leben kosten kann, denn wir haben es mit berühmten Kriegern zu thun und der Gang einer Kugel ist nicht zu berechnen. Gott sei Dank, ich wüßte nicht, daß ich Etwas gethan habe, was hindern möchte, daß ich mit Deinem Vater, Toyah, und manchem, alten Freund dort oben wieder zusammentreffen kann, wenn der liebe Gott oder der große Geist, was am Ende Eins und dasselbe ist, die weißen und die rothen Männer in einen Himmel zuläßt. Verwandte und Blutsfreunde habe ich auch nicht, so viel ich weiß, und so macht mir nur Eins Sorge, der Gedanke an das arme Mädchen, Deine Schwester, und daß wir sie in so zweifelhafter Lage zurücklassen müssen.«

»Comeo!«

Der Ton, mit welchem der Indianer den Namen nannte, war der eines tiefen Gefühls.

»Wenn Sie mir versprechen wollen,« mischte sich der Graf ein, »daß Sie Ihrerseits im Fall mir etwas Menschliches begegnet, mein Testament als redlicher Mann ausführen wollen, verpfände ich Ihnen mein Ehrenwort, wenn ich glücklich davon komme, für das junge Mädchen zu sorgen, als wäre es meine eigene Tochter.«

»Wir danken Ihnen, Señor, und nehmen Ihr Anerbieten an.«

»Wie lange habe ich noch Zeit?«

»Eine volle Viertelstunde, Señor.«

»Das genügt.« Er setzte sich nieder und schrieb auf zwei Blätter seiner Schreibtafel einige Bestimmungen. Dann schloß er das Portefeuille und verbarg es unter einem Stein.

»Wenn ich falle,« sagte er – »so bringen Sie diese Brieftasche meiner Gattin und meinem alten Freunde und Diener Bonifaz, denn ich hoffe, Sie werden die Meinen dann aus ihrer gegenwärtigen Gefahr befreien. Mein Sohn ist der einzige Erbe, den ich habe, oder ich bin viel mehr hier nur sein Vertreter; denn Ihr Freund José hat ihn mit jener Gabe zu seinem wirklichen Erben eingesetzt. Sie werden von dem Schatze so viel nehmen, um meine Leute zu belohnen und seine Erziehung zu sichern bis die Zeit gekommen ist, die ich in jenem Papier bestimmt habe. Bonifaz ist ein Mann, dem Sie in jeder Beziehung vertrauen können.«

»Es soll geschehen. Jetzt – sehen Sie Ihre Waffen nach – denn dort wird gleich der erste Sonnenstrahl hervorbrechen und ich sehe die Schurken ihre Pferde besteigen.«

Der Graf nahm lächelnd seine Büchse in den Arm und stellte sich an den Ort, den er sich dazu ausersehen. In etwa zwanzig Schritten Entfernung von einander nahmen Eisenarm und der Jaguar ihren Platz, nachdem der Erstere seinem jungen Freunde die Hand gedrückt und ihn ermahnt hatte, ruhig und fest zu zielen.

Der Gebrauch bei diesen gar nicht seltenen indianischen Zweikämpfen oder Einzelgefechten verbietet es, gegen die sonstige gewöhnliche Kampfweise, einen Versteck oder eine Deckung zu suchen. Angriff und Vertheidigung müssen gleich offen und frei geschehen. Die Sekundanten wählen ebenso wie die eigentlichen Kämpfer ihren Gegner und dürfen sich nur an diesen halten, ohne ihren Freunden zu Hilfe zu kommen. Flucht oder Rückzug kommt nur selten vor, der Kampf endet gewöhnlich mit dem Tode eines oder des anderen der Gegner.

Der erste Sonnenstrahl leuchtete aus der Wüste herüber und traf die mächtige Felsenwand gleich der Memnonssäule. Auch der tönende Klang fehlte nicht – nur war es ein wilder gellender Ruf, dem der rasende Galop dreier Rosse folgte.

»Sie kommen – festgestanden, Freunde, und gut gezielt!«

In einer Linie kamen die drei Häuptlinge der Apachen im wüthenden Karriere heran, die Körper dicht auf die Mähne ihrer Rosse vorgebeugt, die lange Lanze vorgestreckt mit jener schwankenden vibrirenden Bewegung, welche die Spitze einen Zirkel beschreiben und sie doch im Augenblick des Stoßes die Größe eines Dollars nicht verfehlen läßt. Das Heranstürmen, die ganze Bewegung der wilden Krieger war so schnell, daß trotz der Vorbereitung darauf die drei Gefährten keinen Schuß anzubringen vermochten, denn es gilt für eine Schmach, das Pferd statt des Reiters zu treffen.

Der Toyah, an diese Kampfart der Wüste gewöhnt, warf sich im Moment, als ihn die Lanze treffen sollte, zu Boden und das Pferd sprang über ihn weg. Im nächsten Augenblick hatte er sich wieder erhoben, stieß den Kriegsruf seines Stammes aus und warf die Büchse an die Wange. Zugleich hatte der Gileno mit unglaublicher Gewandtheit sein Roß gewendet, die mit einem Riemen am Sattel befestigte Lanze fallen lassen und gleichfalls nach seinem Gewehr gegriffen. Die beiden Schüsse fielen fast im selben Moment, aber keine der Kugeln traf bei den heftigen Bewegungen, und Makotöh warf die Büchse fort, riß die nachschleppende Lanze vom Boden empor und spornte sein Pferd auf's Neue gegen seinen jungen Feind.

Eisenarm hatte sicher einen gleichen Angriff erwartet, aber nicht die Tücke des Meskalero dabei genug in Anschlag gebracht, und dies hätte beinahe sein Leben gekostet. Er parirte den Stoß der Lanze mit dem Lauf seiner Büchse, und bemerkte zu spät, daß dieser nur eine Finte gewesen war und der Häuptling neben dem Schaft seine Flinte in Bereitschaft hielt.

In dem Augenblick, wo Wis-con-Tah an seinem gefürchteten Gegner vorüberschoß, ließ auch er die Lanze fallen, warf sich zurück auf die Kruppe des Pferdes und feuerte rückwärts, ehe der Trapper seine Waffe erheben konnte, und dies in so großer Nähe, daß das Pulver seinem Gegner das Haar versengte.

Eben dieser Umstand war auch wahrscheinlich die alleinige Rettung Eisenarms. Die Kugel schrammte seinen Schädel, riß die Otterfell-Mütze von seinem Haupt und fuhr in den Stamm des nächsten Baumes, während der Pulverblitz und der Dampf seine Augen blendeten. Unter diesem Schutz war das Pferd des Meskalero bereits mindestens zweihundert Schritt entfernt und er jagte in großem Halbbogen um die Kämpfenden her, mit dem ganzen Körper an der entgegengesetzten Seite des Pferdes hängend, so daß höchstens die in die Mähne geklammerte Hand einen Zielpunkt geboten hätte.

Eisenarm, die Betäubung von sich schüttelnd, die ihm über die Schläfe rinnenden Blutstropfen nicht achtend und voll Erbitterung über den Streich, der ihm gespielt worden, folgte jetzt trotz der Entfernung im Anschlag allen Bewegungen des Reiters, ein neues Anstürmen erwartend. Aber der schlaue Häuptling wußte sehr wohl, daß er nur einmal seinen gefährlichen Gegner täuschen konnte. Die frühere Lection an seinem eigenen Nacken hatte ihn diese Büchse zur Genüge fürchten gelehrt, und nachdem er sich überzeugt, daß sein Angriff mißlungen, dachte er nicht daran, ihn zu wiederholen, sondern jagte – sobald er außer Schußweite war, sich wieder empor schwingend – mit gellendem Hohngeschrei davon und dem Ausgang des Thales zu.

Sehr verschieden war dagegen der Erfolg des Grafen.

Es war hell genug, daß der ansprengende Häuptling der Mimbreno's schon in einiger Entfernung die Gestalt und das Gesicht des gefürchteten Führers der weißen Abenteurer erkennen konnte, mit dem er bei dem Gefecht auf dem Rückzug der Apachen von der Hacienda und später wiederholt, wenn auch nicht im unmittelbaren Kampf zusammengetroffen war, und den er jetzt eingeschlossen auf der viele Leguas entfernten Insel des Stromes glauben mußte. Mit einem Ruf unverholnen Schreckens riß er mitten im Anspringen sein Pferd zurück, und dieses stieg grade vor dem Grafen in die Höhe, auf seine Hinterfesseln sinkend und mit den Vorderhufen die Luft schlagend. Der Franzose, ohne sich zu besinnen, ließ seine Büchse fallen, faßte die Hufe des Mustangs und stürzte Roß und Reiter kopfüber zurück.

Ein einziger Schrei antwortete der kecken und seltsamen That. Das Pferd wälzte sich einige Augenblicke am Boden, sprang dann auf und rannte davon, die am Sattel hängende Lanze seines Herrn hinter sich drein schleifend. Dieser aber blieb regungslos liegen, und als der Graf zu ihm sprang, den Hirschfänger in der Hand, starrte ihn das eine Auge des Gefallenen weit geöffnet mit schrecklichem Ausdruck aber bewegungslos an, – der Häuptling der Mimbreno's hatte bei dem Sturz das Genick gebrochen. –

Dies Alles war fast zugleich und in dem Zeitraum weniger Minuten vor sich gegangen. Als der Graf sich jetzt, von seinem eigenen Gegner befreit, nach seinen Gefährten wandte, sah er Eisenarm auf seine Büchse gestützt bereits einer neuen und höchst aufregenden Phase des Kampfes zuschauen.

Wir haben den Toyah in dem Augenblick verlassen, als er und sein Gegner vergeblich ihre Büchsen abgefeuert hatten und der Gileno sich eben anschickte, auf's Neue auf ihn einzudringen, während der Jaguar sich bereit hielt, ihm mit dem Tomahawk zu begegnen.

In diesem Augenblick rannte das wild gewordene Pferd Mechocans, des »Fliegenden Pfeil« an ihm vorüber. Mit der Schnelle des Gedankens änderte er sofort seine Absicht, steckte das Beil in seinen Gürtel und faßte den einfachen Lederstrick, welcher den Zaum des Thieres bildete. Im nächsten Augenblick hatte er sich auf seinen Rücken geschwungen, die Lanze aufgerafft, und sprengte in halber Volte seinem Feinde entgegen.

Vor den Blicken der beiden noch mit ihren nicht abgeschossenen Büchsen bewaffneten aber gezwungen unthätigen Zuschauer entwickelte sich nun ein Wettstreit an Reiterkünsten, wie der Graf sich nicht erinnerte, selbst in den Fantasia's der Araber in gleicher Gewandtheit und Kühnheit gesehen zu haben. Die beiden Reiter stürzten in wildem Anprall auf einander los, glitten zur Seite, wichen den Stößen ihrer Lanzen aus, indem sie sich auf die Kruppe ihrer Pferde zurückbeugten oder sich, nur mit Zehen und Hand sich noch anklammernd fast unter den Bauch der Mustangs warfen, – und übten hundert Künste, wie sie selbst die Manege eines Renz oder Dejean, oder die Kämpfe der wilden Reiter vom Don gegen die Tscherkessenhelden nicht zeigen, und zerstampften den Boden weit um mit den Hufen ihrer Rosse.

Bereits blutete der Toyah aus einer leichten Wunde am Schenkel und es konnte den sachkundigen Augen der beiden Zeugen nicht verborgen bleiben, daß sein Pferd weit weniger kraftvoll und lenksam war, als das starke und hohe Thier, das die mächtige Gestalt des Gileno trug. Der junge Comanche ward gegen das Ufer des Baches getrieben, und konnte nicht mehr ausweichen, als Makotöh, um mit einem Schlage der Sache ein Ende zu machen, mit der vollen Wucht seines Rosses und die Lanze mit starker Faust eingelegt, gerade auf ihn los sprengte. Ein Ruf ängstlicher Besorgniß entfuhr den Lippen des Trappers, – aber er hatte zu früh gebangt. Wonodongah hielt seinen Mustang an, warf sich zur Seite des Thiers und empfing mit der Spitze des Speers den Anstürmenden. Das scharfe Rohr traf die linke Seite des Häuptlings und drang durch den ganzen Körper unter der Schulter wieder heraus, an dem Leibe von dem gewaltigen Anprall abbrechend, der den Toyah und sein Pferd in das Wasser stürzte, wo der junge Held unter das schlagende Thier zu liegen kam, während das Pferd des Gileno am Ufer sich feststemmte. Im selben Moment auch sprang der furchtbare Reiter, während ein Strom von Blut aus seiner Seite stürzte und blutiger Schaum auf seine Lippen trat, mit einer Kraft, die der Zähigkeit und Wuth des sterbenden Thiers glich, dessen Namen er führte, aus dem Sattel, nahm den Tomahawk aus seinem Gürtel und schritt in das Wasser auf seinen gefallenen wehrlosen Feind zu, dem er den Fuß auf die Brust setzte. Die Faust schwang wild um das Haupt den im Sonnenlicht funkelnden Stahl, als die mächtige Gestalt hin und her zu wanken begann, und es hätte kaum erst der Kugel des Franzosen bedürft, die in demselben Augenblick, als vom Eingang des Thals her ein gellendes Geheul herüberschlug, ihm den Kopf zerschmetterte, um den halb erstickten und ertränkten Toyah zu retten.

Eisenarm war es, der selbst in diesem Augenblick seine Ruhe und Umsicht nicht verlor. Mit dem Rufe: »Nach der Ruine, Herr, so rasch Sie laufen können!« sprang er in das Wasser, riß unter dem Pferd und dem Körper seines sterbenden Feindes den Comanchen hervor und trug und schleifte ihn nach dem Eingang des Tempels, während mit gellendem Geheul wohl an dreißig Apachen unter der Anführung der »Schwarzen Schlange« auf ihren Mustangs heranstürmten.

Graf Boulbon hatte die Geistesgegenwart, die wilden Reiter mit dem Anschlag seiner Büchse zu bedrohen, obschon diese abgeschossen war, und so gelang es, den Toyah glücklich in

den Eingang des Tempels zu bringen, ehe die vordersten Reiter sie von demselben abzuschneiden vermochten. Gleich nachher waren alle Apachen um die beiden Todten versammelt und ihr Geschrei verkündete ihre Wuth und Erbitterung über den Verlust ihrer beiden tapfersten Krieger.

Wis-con-Tah hatte die wilde Schaar, die bei dem Knall der Schüsse herbeigekommen und welcher er daher auf seiner schmähhlichen Flucht schon am Eingang des Thals begegnet war, zwar bei dem wilden Ansturm geleitet, sich alsdann aber, als er dessen Zweck vereitelt sah, möglichst außer Schußweite gehalten, und befahl jetzt, den Leichnam Ma-ko-töh's zurückzubringen und die Pferde zusammen zu koppeln. Nachdem dies geschehen, ordnete er mit der Umsicht eines erfahrenen Kriegers den Angriff gegen die Ruinen, indem er nach indianischer Sitte mit einer geschickten Rede die Rachgier und Erbitterung der Bande auf das Höchste steigerte. Die Apachen rannten wie wahnsinnig umher, drohten mit den Waffen und Fäusten nach dem Versteck ihrer Gegner und verlangten ungestüm von ihrem vorsichtigen Führer zum Ansturm gegen die Ruinen geführt zu werden.

Aber der listige Häuptling der Meskaleros wußte sehr wohl, daß sich dort jetzt drei gefährliche Büchsen befanden, und wenn es auch nicht zu bezweifeln war, daß bei einem muthigen Angriff die drei Feinde unterliegen mußten, so wollte er doch so wenig Krieger als möglich dabei verlieren, um dann einen desto größeren Triumph zu feiern. Im Ganzen verursachte ihm der Fall des »Grauen Bären« wenig aufrichtiges Bedauern; denn dessen rohe Heftigkeit hatte zu oft seine schlausten Pläne durchkreuzt und ihn in Schatten gestellt. Jetzt war er unbezweifelt der bewährteste und einflußreichste Häuptling seiner ganzen Nation, namentlich wenn es ihm jetzt noch gelang, drei so gefürchtete Feinde wie Eisenarm, den Toyah und den berühmten Anführer der Weißen zu fangen oder zu tödten.

Auf der andern Seite durfte er die Erregung und Rachgier seiner Krieger nicht verrauchen lassen und mußte daher den Angriff schnell beginnen. Er suchte daher die Tapfersten aus, ließ sie nur ihre Messer und Tomahawks behalten und befahl ihnen, von den Seiten her unter Benutzung jeder Deckung gleich den Schlangen im Grase kriechend sich dem Eingang zu nähern, während die mit Flinten Bewaffneten von Baum zu Baum vordringend ein fortdauerndes Feuer auf die Oeffnungen und Alles, was sich zeigen möchte, unterhalten sollten, bis er das Zeichen zum Angriff geben würde.

Diesen Befehlen wurde alsbald Folge geleistet.

Wie Schlangen wanden sich die Apachen heran, während zehn Flinten fortwährend ihre Kugeln gegen den Eingang des Tempels sandten, in dessen dunkler Oeffnung die Angreifenden, als sie näher kamen, die Gestalt eines Mannes erblickten.

Endlich warf eine der zahlreichen Kugeln diese zu Boden und sogleich gab der Häuptling mit einem Ruf das Zeichen zum Angriff. In langen Sprüngen stürzten die Krieger mit geschwungenem Tomahawk unter wildem Geheul nach dem Tempel und drangen hinein, ohne einen Widerstand zu finden, ohne einer Kugel aus dem sicheren Rohr Eisenarms und seiner Begleiter zu begegnen; denn vergeblich gellte der Ruf durch den öden unheimlichen und nur spärlich beleuchteten Raum, – vergeblich wurden der Tomahawk und das Messer geschwungen, – der Tempel war leer bis auf die schwarze, jetzt von Kugeln zerrissene Leiche des Yankee.

Bei diesem Anblick erfaßte das Grauen des Aberglaubens die rohen Krieger, die weit durch die Einöde verbreiteten Sagen von den dämonenhaften unheimlichen Bewohnern des Ortes

kehrten zurück in ihre Erinnerung und überwältigten selbst den Muth des tapfersten Kriegers, und zitternd entflohen sie der schrecklichen Stätte und drängten hinaus in's Freie.

Aber hier erwartete sie ein neuer Schrecken.

Der Angriff auf die Ruinen hatte selbst die Aufmerksamkeit des schlaunen und vorsichtigen Häuptlings der Art in Anspruch genommen, daß er auf keinen anderen Gegenstand achtete, und als er jetzt zufällig sich nach dem Eingang des Thales zurückwandte, mit Erstaunen dort eine der seinen wohl zweifach überlegene Schaar von Reitern herangalopiren sah. Anfangs glaubte er, daß es der Rest seiner zur Belagerung der Insel zurückgelassenen Bande war, die, durch irgend ein Ereigniß veranlaßt, ihnen nachgefolgt sei, aber bald überzeugte ihn die wohlbekanntere Gestalt Kreuzträgers, der in der Mitte der herankommenden Schaar ritt und sie mit seinem Zuruf anfeuerte, und der Schlachtruf der alten Feinde seiner Nation, daß die Nahenden feindliche Indianer sein mußten.

Sein gellender Pfiff rief seine Krieger herbei und alle eilten Hals über Kopf nach ihren Pferden. Aber kaum der Hälfte gelang es, diese zu erreichen und sich hinauf zu schwingen, als die Schaar der Comanchen schon über sie herfiel.

Diesen voran sprengte ein junger Krieger mit der vollendeten Gewandtheit eines indianischen Reiters – und anerkannt sind die Comanchen die besten der Welt – und schwang seinen langen Rohrspeer. Eisenarm, der mit dem Jaguar und dem Grafen jetzt plötzlich auf der ersten Terrasse des Tempelbaues erschien, konnte bemerken, wie der junge Häuptling, denn ein solcher mußte er nach der Malerei seines Gesichts und den Federn auf seinem Haarbusch sein, sich sorgfältig vor dem alten Wegweiser hielt und jede Gefahr von ihm abzuwenden bemüht war.

Es folgte ein kurzes Gefecht, in welchem der schwache Widerstand der Apachen bald gebrochen wurde. Keiner entging dem rächenden Beil oder der Lanze, bis auf den Häuptling selbst, der offenbar vorzüglich beritten war und von Beginn des Gefechts an nur auf seine persönliche Rettung gedacht hatte.

Ihn hatten sich sowohl der junge Comanchenhäuptling als auch der alte Wegweiser hauptsächlich zum Ziel ihres Angriffs genommen. Da sie aber wiederholt durch das Gedränge der eigenen Reiter von ihm abkamen, gelang es Wis-con-Tah, ihnen mit seinem flüchtigen Renner in weitem Bogen den Vorsprung abzugewinnen, und, verächtlich die Hand gegen seine Feinde schüttelnd, setzte er über den Bach und jagte dem Eingang des Thales zu, sicher jetzt, dem Gemetzel zu entkommen.

In diesem Augenblick hob Eisenarm seine Büchse, warf sie an die Wange und feuerte.

Die Kugel traf das Pferd des Meskalero mitten in den Kopf – es that noch einen Sprung vorwärts und stürzte zusammen. Der Häuptling hatte sich im Augenblick rechtzeitig aus dem Sattel geschwungen und stand am Boden, die Büchse in der Hand – er war verloren!

So boshaft, hinterlistig und schlecht auch die »Schlange« war, in diesem Augenblick, wo er fühlte, daß seine Stunde gekommen, war der Apache ganz der indianische Krieger voll Todesverachtung und trotziger Herausforderung. Er stieß das Kriegsgeschrei seines Stammes aus und wandte sich kühn gegen seine Feinde.

Die nächsten derselben waren der junge Comanchenhäuptling und Kreuzträger. Sie sprengten Beide aus verschiedenen Richtungen gegen den Meskalero heran und schienen von gleichem Eifer beseelt, ihn zu tödten. Der Apache fühlte, daß er nur einen seiner Gegner tödten

könne und er schwankte einen Augenblick, welchen er wählen solle, dann hob er die Flinte und schlug auf Kreuzträger an, der kaum noch dreißig Schritte entfernt war.

Bei dieser Bewegung zerriß ein schneidender gellender Ruf die Luft:

»Père, garde toi!«

Der Wegweiser riß sein Pferd zurück bei dem Ton dieser Stimme, daß es auf seine Hacken sank, während er in der höchsten Bestürzung rings umsah, gleichgültig gegen die Gefahr, die ihn bedrohte.

So empfing er die Kugel des Apachen mitten auf der Brust und sank rücklings vom Pferde.

Ein Schrei des Schmerzes, des Entsetzens drang aus dem Munde des jungen Häuptlings, und im nächsten Augenblick begrub seine Hand mit so gewaltigem Schläge den Tomahawk in dem Haupte des Meskalero, daß die Schneide des Stahls bis auf die Kinnknochen drang.

Im Nu war der Comanche vom Pferde und warf sich neben Kreuzträger auf die Knie, mit den zärtlichsten Worten bemüht, ihn in's Leben zurückzurufen und sich anklagend, daß er schuld sei an seinem Tode.

– Das Gefecht war unterdeß zu Ende gegangen und nicht Einer der Apachen hatte Pardon erhalten. Ihre blutigen Leichen lagen auf dem Grunde umher und die wilden Krieger sammelten sich um ihren jugendlichen Führer, zu dem auch Eisenarm und seine beiden Gefährten getreten waren.

Der alte Mann lag noch immer ohne Bewußtsein, und schien zum Tode getroffen, obschon äußerlich keine Spur der Blutung zu sehen war. Endlich begann er sich zu regen und schlug in den Armen des jungen Kriegers die Augen auf.

»Was ist geschehen, Freunde?« murmelte er – »diese Stimme – ich hörte sie deutlich, und doch – es ist unmöglich!«

»Es war die Stimme Deines Sohnes!« sagte der junge Krieger mit tiefer Rührung – »Dein Ohr hat Dich nicht getäuscht, es ist Dein Robert, der zu Dir spricht! – Krieger einer großen und tapfern Nation, seht hier den Vater Dessen, dem Euer Mitleid das Leben gerettet, und der seinen todtgeglaubten Erzeuger in der Stunde verlieren soll, da Gott, der große Geist! Vater und Kind wieder zusammen geführt hat!«

Die unerwartete Entdeckung war zu viel für die erregten Nerven Kreuzträgers gewesen und er auf's Neue in Ohnmacht gesunken. Während dessen hatte Eisenarm das Nöthigste gethan, das Jagdhemd des alten Wüstengängers geöffnet und nach seiner Verletzung gesehen. Zu Aller Erstaunen fand sich keine andere, als eine rothe blutunterlaufene Quetschung mitten auf der Brust, und als die Hand die Kleider weiter beseitigte, fiel die abgeplattete Kugel ihr zwischen die Finger.

Das silberne Kreuz, das er so lange zum Schrecken seiner Feinde getragen, hatte ihm das Leben gerettet. An der starken Silberplatte hatte die Kugel nicht durchschlagen können und sie nur zusammengebogen und mit gewaltigem Schlag den Alten zu Boden geworfen.

Eisenarm sah voll Theilnahme auf den jungen Krieger.

»Wenn Du wirklich der Sohn dieses braven Mannes bist,« sagte er freundlich, »obschon wir nie gehört haben, daß er von dem furchtbaren Schicksal gerettet worden, was ihm jener erschlagene Satan dort bereitet hatte, so laß Deinen Vater bei seinem Erwachen das wahre Gesicht seines Kindes sehen. Gehe zum Bach und wasche die indianische Malerei ab, ehe er erwacht.«

Der junge Comanchen-Krieger erhob sich – jetzt im vollen Licht des Morgens konnte man erkennen, daß die Farbe seiner Haut zwar tiefgebräunt war, aber doch nicht der seiner wilden Gefährten glich.

»Woykas, der Sohn des Büffels,« sagte er mit einem Gemisch von indianischer Prahlerei und Gefühl, »hat das Herz eines Comanchen und seine Brüder haben ihn zu ihrem Führer gemacht. Aber das Auge eines Vaters ist noch nicht gewohnt, den Sohn in den Farben seiner neuen Brüder zu sehen.«

Er ging nach dem Bach und entfernte die grimmige Malerei, die sein Gesicht entstellte.

Er hatte kaum wieder den Platz neben dem Wegweiser eingenommen, und ihn gleichfalls mit dem frischen Wasser der Quelle begossen, als der alte Mann erwachte, und sein erster Blick auf das Gesicht seines todtgegläubten Kindes fiel.

»Robert, mein Sohn? ist es Dein Geist, oder bist Du es wirklich?«

Die Arme, die ihn umschlangen, bewiesen ihm die Wirklichkeit! – –

Selbst die Indianer, meist junge Männer, die unter der Leitung einiger erfahrenen älteren Krieger einen Jagdzug an die Ufer der Seen von ihrem weit entlegenen Gebiet her unternommen hatten und dann von ihrer Jagdlust bis an die Sierra verlockt worden waren, um dort die Spuren von Bären aufzusuchen, ehrten mit theilnehmendem Schweigen die ersten Augenblicke des Wiederfindens zwischen Vater und Sohn.

Robert Saville hatte seinen Vater bereits erkannt, als dieser gegen Morgen nach langem und mühseligem Umherirren auf den Lagerplatz der Comanchen gelangte. Die indianische Erziehung, die er unterdeß erhalten, und die namentlich den jungen Männern die Aeußerungen des Gefühls als weibisch verbietet, hatte ihn abgehalten, sich sofort zu erkennen zu geben, und als er erst vernommen, daß es galt, die apachischen Häuptlinge zu überfallen, die das Verderben seiner Familie mit so teuflischer Grausamkeit herbeigeführt hatten, beschloß er um so mehr, sich erst dann zu erkennen zu geben, wenn er zugleich als Rächer der Seinen sich zeigen konnte.

Das Schicksal des jungen Mannes war bald erklärt.

Der Leser wird sich erinnern, daß jener Akt des schändlichsten Verraths in der Nähe des Lago verde, also viel weiter südöstlich von den Hauptorten unserer Erzählung gespielt hatte. Während der Büffel, der den amerikanischen Kapitain davon trug, an den Ufern des Sees unter dem Messer des Offiziers verendete, hatte das andere Thier seine Richtung nach Osten genommen, zurück nach den Ufern des Rio del Norte. Mehrere Stunden hatte der Knabe trotz seiner Erschöpfung die furchtbare Qual ausgehalten, dann aber waren ihm die Sinne geschwunden.

Wie lange und wie weit das rasende Thier mit ihm gerannt, ist nie ermittelt worden. Als er endlich wieder zur Besinnung kam, befand er sich viele Tagereisen entfernt von den Ufern des Sees und wie er annehmen mußte, von der Todesstätte seiner Eltern und Freunde, in einem Dorfe der Comanchen jenseits des großen Flusses. Viele, viele Tage waren vergangen, seit umherstreifende Jäger dieses Volkes den Büffel verendet in der Wüste gefunden hatten und auf ihm den leblosen Knaben. Als sie an dem Unglücklichen noch unzweifelhafte Spuren des Lebens entdeckten, boten sie alsbald jede Mühe auf, den verglimmenden Funken wieder anzufachen, indem sie in dem auf so unerklärliche Weise zu ihnen Gekommenen ein Geschenk des Himmels erblickten, gemäß der zufälligen Prophezeihung eines ihrer Wahrsager, der dem Stamme einen besonderen Segen des großen Geistes auf diesem Jagdzug verheißen hatte.

Dieser Aberglaube, an welchem der Stamm noch immer festhielt, war dem unglücklichen Knaben zum großen Nutzen geworden. Die Jäger, die ihn gefunden, warteten des Bewußtlosen und dann Sinnverwirrten mit all' jener Rücksicht, welche die ihres Verstandes Beraubten stets unter den Indianern genießen, und brachten ihn nach dem Dorf ihres Stammes. Hier lag der Unglückliche lange in völliger Sinnenverwirrung, aus der endlich seine kräftige Natur ihn wieder zur geistigen und körperlichen Gesundheit zurückführte. Doch war – wie in Fällen geistiger Krankheiten nicht selten beobachtet wird – anfangs die Erinnerung an die früheren Verhältnisse und Ereignisse gänzlich ausgelöscht und Jahre gingen darüber hin, ehe sie nach und nach wieder in seiner Seele auftauchten und durch die Erzählung seiner Retter zum klaren Bewußtsein wurden.

Unterdeß war er von dem Stamm nach indianischem Brauch als Sohn adoptirt worden und hatte mit den Jünglingen die Erziehung eines Jägers und Kriegers erhalten, die ganz seiner ursprünglichen Natur und seinen Neigungen entsprach. Der Stamm gehörte zu den wandernden Völkerschaften und hatte bald nach seiner Genesung seinen Wohnsitz in die weiten Prairien auf der Texas-Seite des Rio del Norte verlegt. Robert Saville, der anfangs selbst seinen Namen vergessen, wurde fortwährend mit großer Vorliebe, ja Verehrung von den Matero's behandelt, die das zufällige Gelingen mehrerer kriegerischen Unternehmungen und die glücklichen Ergebnisse ihrer Jagdzüge der Anwesenheit des vom Großen Geiste ihnen geschenkten Sohnes zuschrieben. Ueberdies gewahrten seine Sprachkenntnisse im Tauschhandel mit den Weißen, und mancherlei in der Civilisation erlangte Fertigkeiten und Kenntnisse ihnen bedeutende Vortheile. So war es gekommen, daß er schon nach seinem ersten Kriegszug, in welchem der erste Häuptling des Stammes gefallen war, trotz seiner Jugend zum Nachfolger in dieser Würde gewählt wurde.

Erst seit etwa einem Jahre war der Stamm wieder auf seine alten Wohnstätten diesseits des Rio del Norte zurückgekehrt, und Robert, oder Woykas – der Sohn des Büffel – der sich sonst ganz in indianische Sitten und Weise eingelebt, hatte jetzt Gelegenheit genommen, einen längeren Jagdzug bis an die Ufer des Lago de Agua verde zu machen, um die Todesstätte seiner Eltern, die »Quelle der Engel« zu besuchen. Er hatte nie einen Zweifel gehegt, daß alle Mitglieder seiner Familie ein Opfer der teuflischen Bosheit des Meskalero und seiner Genossen geworden waren, und war in diesem Glauben vollends durch den Anblick der Grabhügel bestärkt worden, welche die Theilnahme des amerikanischen Kapitäns und der weißen Jäger über den Resten der Verschmachteteten aufgeworfen hatte, als sie Kreuzträger und die junge Frau aus ihrer fürchterlichen Lage erlösten.

Alles Uebrige ist bereits erwähnt.

Zur Fehde wie zur Jagd auf einem so weiten Zuge durch das Gebiet feindlicher Stämme gleich gerüstet, war den jungen Kriegern Nichts willkommener gewesen, als die Botschaft Kreuzträgers, und nach kurzer Berathung hatte die ganze Bande alsbald ihr Lager abgebrochen und sich auf den Weg gemacht, um die Apachen in dem Thale der Quellen zu überraschen.

Natürlich waren nach dem errungenen Siege jetzt Alle darüber einverstanden, denselben weiter zu verfolgen, und die zur Blokierung der Insel Zurückgebliebenen zu überfallen und zu vernichten.

Ueber diesen Punkt hielten, nachdem den Gefühlen und Erinnerungen des Wiederfindens ihr Recht geschehen, Kreuzträger, Eisenarm und der Graf mit dem jungen Häuptling und den

angesehensten Kriegern der Comanchen eine längere Berathung. Man wird sich erinnern, daß Kreuzträger und der Graf ihr Wort verpfändet hatten, bis zum zweiten Morgen zu den Belagerten auf der Insel zurückzukehren oder ihnen Beistand zu bringen. In Folge einer Unterredung mit dem Grafen übernahm es Kreuzträger, diese Verpflichtung zu erfüllen, während der Graf mit Eisenarm und Wonodongah in dem Thale zurückbleiben und erst am nächsten Tage nachfolgen wollte.

Die aufgefangenen Pferde der erschlagenen Apachen sollten dazu dienen, dem Grafen und seinen Leuten die auf dem Rückzug nach der Insel verlorenen Thiere zu ersetzen.

Diese Anordnungen hatte Graf Boulbon zum Verfolg seiner Zwecke und zur Bewahrung des Geheimnisses, das er jetzt theilte, für nöthig gehalten und durchgesetzt, während die Comanchen beschäftigt waren, die Leichen der Getödteten mit der des Yankee vereint in einem großen Grabe zu bestatten. Wonodongah trug bereits auf seinen Schultern den Fellschmuck Makotöhs und der junge Häuptling der Matero's hatte sich mit dem Totem des erschlagenen Meskalero geschmückt, obschon er verschmähte, seinen Scalp zu nehmen.

So war der Mittag und die Zeit herangekommen, welche man zum Aufbruch nach der Insel bestimmt hatte. Der Marsch sollte mit aller Vorsicht auf beiden Ufern des Buenaventura und der Ueberfall dann nach indianischer Liebhaberei vor Tagesanbruch erfolgen.

Das Zeichen zum Aufbruch wurde gegeben und der Trupp setzte sich alsbald in Bewegung. Graf Boulbon, der einen der erbeuteten Mustangs bestiegen hatte, ritt noch eine Strecke neben dem Wegweiser her, ihm allerlei Instruktionen gebend.

Das ganze sonst so ritterliche, freie und offene Wesen des Franzosen begann sich zu verändern. Er vermied es, sich über die Gründe näher auszusprechen, die ihn veranlaßten, mit Eisenarm und dem Toyah hier zurückzubleiben und er betonte sorgfältig den Befehl an seine Leute, auch nachdem die Apachen besiegt und verjagt wären, die Ufer des Flusses an der Insel nicht zu verlassen, sondern auf alle Fälle seine Rückkehr zu erwarten. Nur zuweilen unterbrach diese Bestimmungen der Ausdruck einer trüben Ahnung, und er sprach dann wiederholt von seinem Sohn im fernen Paris.

Endlich, an einer Biegung des zum Fluß anschwellenden Baches, wo sich der Zug der Comanchen-Krieger auf die beiden Ufer vertheilen und so den Weg fortsetzen wollte, hielt der Graf sein Pferd an.

»Leben Sie wohl, Monsieur Kreuzträger!« sagte er hastig – »wenn wir uns wiedersehen, hoffe ich, Ihnen zu beweisen, daß Sie sich keinem Undankbaren verpflichtet haben. Gott hat es mit Ihnen gut gemacht – sein Wille entscheide auch über meine Zukunft!«

Er drückte ihm die Hand, wendete sein Pferd und sprengte davon. Der Gedanke an Das, was ihn erwartete, hatte bereits so ganz seine Seele eingenommen, daß er selbst den Gruß an seine Gattin, an den treuen Freund seiner Jugend und an die wilden, unbändigen aber tapferen Gefährten vergaß, die den abenteuerlichen Zug mit ihm unternommen, der schon so viel Blut und Leiden gekostet hatte.

DAS GOLDTHAL.

Gold! – geheimnißvolles, unheimliches Metall – klingendes Wort, das in seinen vier Zeichen alles Dämonische der Menschennatur wachruft – wer hat dich denn eigentlich zum Herrn der Welt gemacht?

Wo kommst du her? – wie entstehst du? – warum bist du geschaffen?

Nutzloser, als das geringste Stück Eisen, bist du doch der irdische Gott; Tugend und Ehre wanken und brechen unter deinem Einfluß – der Mann wird zum Schurken um dich, das Weib verräth selbst ihre Liebe. Alles, Alles ist feil um dich, furchtbares, entsetzliches Metall! Jedes Verbrechen säugst du groß, jede erhabene Handlung maßest du dir an zu bezahlen.

Woher stammt denn deine geheimnißvolle Macht über die Völker der Erde? Ist es, seit Jason das goldene Vließ von Colchis holte oder der Donnerer seinen goldenen Regen in Danae's Schoos goß? Ist es das goldene Kalb, das ein verfluchtes Geschlecht als Fluch über die Erde breitete?

So lange die Geschichte denkt, regiert deine Macht, und je länger sie regiert, desto riesig-furchtbarer wächst sie!

Wurm der Menschheit, zweite Erbsünde, die das Herz tödtet, wie der Tod den Leib!

Gold! – Gold! – Gold!

Sei verflucht, schnödes, gelbes Metall, – verflucht! verflucht! – – –

Graf Boulbon, der ritterliche Graf, der Nachkomme Heinrichs IV. kam im vollen Lauf seines Mustangs zu der Stelle zurückgesprengt, wo Eisenarm und der Toyah saßen.

Wir haben in der Beschreibung der letzten Scenen wenig Gelegenheit und Ursache gehabt, von dem »Jaguar« zu sprechen. Obschon sein Totem es war, dessen Ueberbringung an die stammverwandten Jäger durch Kreuzträger diesem hauptsächlich die allgemeine Bereitwilligkeit sichern half, den Verrath der Apachen zu strafen und den Bedrohten beizustehen, hatte der Toyah nach dem Erscheinen der Hilfe doch wenig mit den Matero's verkehrt und sich wieder still in sich zurückgezogen. Vergeblich suchte der Trapper durch die Besprechung der Einzelheiten des Zweikampfes ihn anzureizen und auf seinen Sieg stolz zu machen, indem er ihm weitläufig auseinandersetzte, daß es nicht erst der Kugel des Grafen bedurft hatte, den Grauen Bär zu fällen. Dies that der ehrliche Trapper, weil es ihn noch immer bedünken wollte, als hege sein junger Freund einen gewissen Widerwillen gegen den tapferen Franzosen.

Aus diesem Grunde auch erörterte er jetzt nochmals die Ansprüche des Grafen auf die Theilnahme an dem Geheimniß und den Besitz der Schätze des Goldthals.

Der Toyah unterbrach ihn unwillig.

»Mein weißer Bruder verschwendet den Hauch seines Mundes,« sagte er. »Die Offene Hand möge alles Gold der Berge nehmen – Wonodongah bedarf seiner nicht.«

»Aber er muß den Eid leisten, den wir Drei einander geschworen haben, als uns der Zufall, oder vielmehr der Finger Gottes das Geheimniß entdecken ließ?«

Der Indianer lächelte mit einem gewissen Hohn. »Die weißen Männer lieben das Gold, – sie können nie dessen genug haben. Die Offene Hand wird keinem anderen menschlichen Ohr das Geheimniß des Goldthals offenbaren – Eisenarm möge dessen versichert sein.«

»Wohlan denn, so soll es geschehen. – Hier ist der Graf!«

Der Franzose parirte dicht vor den Beiden sein Pferd und sprang auf den Boden. Seine Stirn glühte, sein Auge begann zu funkeln.

»Nun, *amigos* – können wir aufbrechen? ich fürchte, es wird sonst spät.«

Der Trapper wies mit der Hand auf eine Stelle sich gegenüber.

»Zuvor, Señor Conde, haben wir Ihnen noch Einiges zu sagen.«

»Oh, Eisenarm, Sie und unser indianischer Freund, sollen gewiß mit mir zufrieden sein. Es ist natürlich nicht von den Kleinigkeiten die Rede, die Sie sich ausbedungen . . . «

»Sie mißverstehen uns, Señor,« sagte ernst der Trapper. »Jenes Gold gehört uns nicht mehr. Aber als wir Drei zurückkehrten von dieser Offenbarung Gottes oder des Teufels in der Wüste, die leicht auch die Augen des Besten verblendet, haben wir uns zu einem Eide verbunden, daß Jeder von uns unter gleicher Bedingung nur seinem Erben das Geheimniß des Weges und die Mittel der Auffindung mittheilen dürfte – bis daß mit Uebereinstimmung aller Drei der Placer einem der Mächtigen der Erde angeboten werden könnte!«

»Wie dem Kaiser Napoleon!« warf der Graf mit einer gewissen Bitterkeit ein.

»Wir beschlossen dies,« fuhr der Trapper ernst fort, »weil wir wußten, daß das Gold dem Einzelnen nur zum Verderben gereicht und daß es nur dann die wahre Bestimmung, die ihm Gott gegeben, erhält, wenn es einem ganzen großen Volke zu Gute kommt und in tausend Quellen des Lebens verrinnt. Da wir nun in unserem einsamen und abgeschlossenen Leben keinen Mächtigeren und Größeren kannten, als den Uncle Sam und den Kaiser Napoleon jenseits des großen Wassers, entschlossen wir uns, unsern Freund José zu diesem zu senden und unser Geheimniß ihm anzubieten, da Uncle Sam schlecht, habgierig und verrätherisch ist. Gott hat es nicht gewollt, daß unsere Absicht erfüllt werde; denn unser Bruder José ist auf seinem Wege verunglückt, und der Mann, der sich unseres Geheimnisses bemächtigen wollte und nun mit den verrätherischen Apachen in einem Grabe liegt, hat uns gesagt, daß der Kaiser Napoleon längst gestorben ist.«

»Dem ist so!«

»Nun waren wir bereit, dem unter uns beschlossenen Vertrage gemäß, dem Erben José's, unseres Freundes und Bruders, seinen und unseren Antheil an der großen Bonanza¹ zu überlassen, denn Gott der Herr hat an diesem Orte sich so absonderlich offenbart, daß, was ein Mensch brauchen kann, und sei es auch noch so viel, den Reichthum der Goldhöhle kaum zu schmälern vermag. Der Mann aber, den wir uns verpflichtet hielten, als den Erben José's anzuerkennen und welchem wir demgemäß seinen und unseren Antheil für sich gaben, hat sich als ein Lügner und Fälscher erwiesen. Gott hat ihm seinen Lohn gegeben und wir Beide wissen jetzt, daß Sie, Señor, ein Mann von hohen Eigenschaften und gewaltiger Kraft, der wahre Erbe José's sind.«

»Da Sie es wissen,« sagte der Graf mit einem ungeduldigen Blick nach dem Stande der Sonne, »so lassen Sie uns auch nicht länger zögern.«

»Hören Sie mich erst zu Ende, Señor, ehe auch Sie, wie ich fürchte, das Goldfieber ergreift, dem nur Wenige entgehen, die eine weiße Mutter geboren hat.

»Sie sind demnach der unbezweifelte Erbe José's, des Gambusino und zugleich des Lügners, dem wir unseren eigenen Antheil für die Aussicht, unseren Freund und Bruder zu rächen, verkauft haben. Aber Señor, wir haben schon in San Francisco und auch später durch den Mund unverdächtiger Zeugen, wie Kreuzträger, vernommen, daß Sie beabsichtigen, einen Schwarm jener hungrigen Diebe und Abenteurer, welche aus Golddurst die Einöden diesseits und jenseits der Rocky Mountains durchstreifen, den Schatz der Ynkas preiszugeben und ihn zur Goldhöhle zu führen, und wir fürchten, daß dadurch unser Gelübde, das José und ich bei der heiligen Jungfrau von Puebla und Wonodongah auf seinen Totem gethan, gebrochen

¹Bonanza: ein Goldlager zu offener Erde; Placer: der Ort, wo es in der Erde gefunden wird. Gewöhnlich wird der letztere Ausdruck für alle Goldlager gebraucht.

werde; denn es würde alsdann viel neues Elend, viel Haß, Mord und Hader in diesem Lande verbreitet werden, dessen Bewohnern es leider ohnehin nicht an schlimmen Eigenschaften fehlt.«

»Niemals – keiner von ihnen soll das Geheimniß erfahren! Sie sollen abgefunden werden, reichlich, mehr als sie verdienen, aber nicht Einer soll auch nur in die Nähe dieses Ortes kommen!«

»Das ist Ihre Sache, Señor Conde. So leisten Sie denn den Eid, den wir selbst geschworen.«

Der Graf zog den Hirschfänger, den er als Waffe trug, stieß die Klinge in den Rasen und leistete den Eid, den ihm der Trapper vorsagte, auf das Kreuz des Griffes.

Wiederholt blickte er ungeduldig auf die Felsenwand und den Stand der Sonne.

»Jaguar,« sagte der Jäger, »hast Du die Fackeln aus den Aesten der rothen Ceder bereit?«

Der Indianer wies auf fünf oder sechs Hölzer, die er zusammen gelegt hatte.

»Buen! Nimm zwei der Reata's¹ von den Pferden mit,« fuhr der Trapper fort, »denn wir sind lange nicht hier gewesen und es dürfte nöthig werden, an einer oder der anderen der gefährlichsten Stellen besondere Vorsicht zu üben, da der Señor Conde schwerlich an einen Weg gewöhnt ist, wie wir ihn zu machen haben. Unterliegen Sie dem Schwindel, Graf, oder vermögen Sie fest und ohne daß Ihr Blut stockt und einen Schatten vor die Augen treibt, viele hundert Fuß gerade unter sich den Abgrund zu sehen, in dem der geringste Fehltritt Sie zerschmettern würde?«

»Verlassen Sie sich darauf, ich werde können, was Sie gekonnt haben!«

»Nun, ich hoffe es und so laßt uns denn aufbrechen!«

Die beiden Wüstenjäger banden ihre Decken zusammen und befestigten sie auf dem Rücken, um in ihren Bewegungen nicht gehemmt zu sein. In ähnlicher Weise befestigten sie das Holz, das ihnen zu Fackeln dienen sollte. Dann legten sie ihre Waffen ab und verbargen sie in den Ruinen – der Indianer aber steckte das Bowiemesser in seinen Gürtel, mit welchem der Yankee den Grafen bedroht hatte. Auch diesem empfahl Eisenarm, sich von Allem zu befreien, was ihm bei dem Klettern hinderlich sein konnte und Boulbon fügte sich, das Praktische des Rathes einsehend und legte Büchse und Hirschfänger ab.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, betraten die Drei nochmals das Innere des Tempels. Der viereckige Raum war leer, aus den Fugen der riesigen Quadern tropfte Wasser und kein weiterer Ausgang war zu bemerken, bis Eisenarm in dem entferntesten und dunkelsten Winkel verschwand. Der Graf und Wonodongah folgten ihm auf dem Wege, den sie schon vorhin bei dem Eindringen der Apachen benutzt hatten und der in einer engen, im Dunkel fast unbemerkbaren aufwärts führenden Treppe von Steinblöcken bestand. Ein einziger Mann hätte hier mit leichter Mühe die ganze verrätherische Truppe aufhalten können, wenn ihre abergläubische Furcht sie nicht von selbst verjagt gehabt hätte.

Nach einigen Augenblicken waren alle Drei auf der ersten Terrasse, auf der sich ein ähnliches Stockwerk wie das eben erstiegene, nur von geringerem Umfang pyramidalisch erhob, ohne jedoch einen Eingang zu zeigen.

»Bis hierher, Señor Conde,« sagte der Trapper, »kennen Sie bereits den Weg und wir sannen gleichfalls, als der Zufall uns an diesen Ort geführt hatte und der Spürsinn José's durch ein kleines Stück Gold rege geworden, das er zwischen den Steinstufen der Treppe fand und das

¹Leinen um den Hals der Pferde.

vor Jahrhunderten dort verloren sein mag, wie wir weiter kämen. Erst seine Barreta¹, die wir oben finden werden und die er in die Fuge jenes Steines steckte, half uns weiter.« Er stemmte sich, als er dies sagte, mit aller Kraft gegen eine der Quadern, sie bewegte sich auf ihrem steinernen Zapfen und ließ den Eingang in einen Raum frei, ähnlich wie der untere.

Auch hier führte in dem Winkel eine rohe Treppe zu der zweiten Terrasse, auf welcher sich die letzte Pyramide, dicht an die Felsenwand lehrend, erhob. In die äußere Wand dieser Pyramide waren Stufen eingehauen, auf denen die drei Männer jetzt empor stiegen, bis sie auf der engen kaum für sie Raum bietenden obern Plattform standen.

Der Graf sah sich hier vergeblich nach einem weitem Wege um – dicht an ihnen empor stieg die durch die optische Täuschung anscheinend senkrechte ja überhangende Felswand zu schwindelnder Höhe empor, und in zahllosen Gerinnen sickerte an derselben zwischen den Mosen und Rankengewächsen, welche die Wand bedeckten, das Wasser der Quellen herab.

»Nun, Señor,« sagte lächelnd der Trapper, »vermögen Sie wohl Ihren Weg da hinauf zu finden?«

»Den Henker auch, – man müßte denn Flügel haben! Aber ich sehe wirklich nicht, wie wir hier weiter kommen sollen?«

»So dachten wir anfangs auch oder hatten vielmehr keine Ahnung, daß es überhaupt einen Weg da hinauf geben könnte, als die Neugier uns hier herauf geführt hatte, bis der Gambusino mit jenem Instinkt, den die Natur einmal in ihn gelegt, den Anfang des Pfades fand, und diesen dann so sicher verfolgte, wie ein Lastkarren den Weg durch die große Straße von Chihuahua. Blicken Sie her, Señor.«

Der Trapper schob eine dicke Ranke zur Seite, und es zeigte sich im Felsen eine Stufe eingehauen, der in der Entfernung von etwa zwei Fuß, etwas höher zur Seite eine zweite und sofort folgte. Kurze Stangen von jener Mischung des Kupfers aus den Gebirgen von Zacotollan und des Zinns aus den Gruben von Tasco, deren sich die alten Mexikaner statt des Eisens bedienten, waren in das Gestein als Handhaben eingelassen und trotz des von Rost und Moos überzogenen Zustandes meist noch brauchbar und von auffallender Festigkeit.

»Das ist ein halsbrecherischer Weg,« sagte schaudernd der Graf, »den kaum ein Seiltänzer betreten kann!«

»Dennoch, Señor Conde, ist er der einzige, der zu dem Goldthale führt, und Tausende haben ihn vor uns zurückgelegt, wenn die Sage nicht trügt, obschon gerade nicht zum Glück für sie.«

»Vorwärts denn!«

»Geh' voran, Jaguar, und zeige uns den Weg, und Sie, Señor, lehnen Sie sich nur dicht an die Felswand, und Sie werden finden, daß die Gefahr nicht so groß ist. Nur vermeiden Sie, unter sich zu blicken.«

Der Indianer hatte bereits seinen Weg begonnen – der Graf beeilte sich, ihm zu folgen und Eisenarm machte den Beschluß. Die größte Schwierigkeit bestand in der That in der Ersteigung der ersten fünfzig Fuß. Je höher sie kamen, desto mehr löste sich die bereits erwähnte optische Täuschung, welche von unten her die Felswand als senkrecht und unersteiglich erscheinen ließ. Die Steinmassen traten allerdings in noch immer schroffer Abdachung zurück, aber sie waren für einen entschlossenen und gewandten Mann mit Hilfe der eingehauenen Stufen und der metallenen Handgriffe doch zu erklimmen, und der Graf, der oft genug in

¹Der eiserne oder eisenbeschlagene Stab der Goldsucher.

den Pyrenäen den Bären, in den savoyischen Alpen das Bergschaaf verfolgt hatte, vermochte nach einiger Uebung ganze Strecken weit zu steigen, ohne die Handhaben zu benutzen, deren Zweck ihm der Trapper durch die schaurige Erzählung erläuterte, welche er am Abend zuvor dem Yankee gegeben.

Die größte Gefahr bestand an den Stellen der Gerinne, die den seltsamen Pfad schlüpfrig machten, und hier war die größte Vorsicht und ein festes Anklammern an die Stäbe und kupfernen Ringe nöthig, die in die Steine vor vielen Jahrhunderten eingelassen waren. Zwei Mal war der Graf trotz aller Kraft und Vorsicht in Gefahr zu straucheln, und nur der feste Griff in einen der Ringe, das andere Mal die unterstützende Hand des Trappers retteten ihn vor einem Fall in die Tiefe.

So waren sie etwa zwei Stunden gestiegen, als nach der Meinung des Grafen ihnen ein unübersteigliches Hinderniß entgegentrat. Es war dies ein aus der Bergwand hervortretender mächtiger Felsblock, der in die Luft hinausragend ihnen etwa sechs bis sieben Ellen hoch geradezu den Weg versperrte und der Glätte der Wände halber auch auf der Bergseite nicht zu umgehen war.

»Es muß hier früher eine besondere Vorrichtung bestanden haben, um auf den Block zu kommen,« bemerkte der Trapper, als sie einige Minuten sich ausruhten, »aber wahrscheinlich sind die dazu benutzten Seile oder Hölzer längst von Zeit und Witterung verfault und wir müssen uns eben so helfen wie damals, als wir mit José zum ersten Mal hier waren. Aber was ist das für ein Gekreisch, Rothhaut, über unsern Köpfen?«

Alle Drei horchten aufmerksam – es klang wiederholt wie der heisere Ton von Vögeln.

»*Caramba*« – meinte der Trapper – »wir werden besser sehen, was es bedeutet, wenn wir erst oben sind. Steige auf meine Schultern, Jaguar, und wirf den Strick um jene Steinspitze.«

Der Comanche schwang sich mit der Leichtigkeit eines an körperliche Uebungen gewöhnten Mannes auf die Schulter des Jägers und warf von hier aus die Schlinge der zusammengeknüpften Reatas über die vorspringende Spitze. Nachdem er die Haltbarkeit geprüft, schwang er sich mit leichter Anstrengung auf die Felsplatte.

Sein »Hugh!« verkündete sogleich, daß ein besonderer Gegenstand seine Aufmerksamkeit fesselte.

»Nun, Señor Conde,« sagte der Trapper, »ist die Reihe an Ihnen, folgen Sie dem Jaguar, der Strick hält fest.«

Der Graf nahm die gebotene Hilfe an und schwang sich auf die Schulter des Riesen und von dort auf die Höhe des Felsens. Es war ihm auffallend, daß der Indianer dabei vermied, ihm zum Beistand die Hand zu reichen, aber der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihn den Umstand rasch vergessen.

Die Plattform war ziemlich eben und maß etwa acht Schritt im Geviert. In einer muldenartigen Vertiefung dicht am Abhang befand sich ein seltsamer aus Zweigen, Aesten und Laub wohl vier Fuß hoch zusammengetragener Bau, der sich bei näherer Ansicht als ein riesiges Vogelnest erwies. Knochen von Thieren, Gazellen, jungen Rehen, und anderen Arten lagen auf dem ganzen Plateau verstreut, und als der Graf neugierig zu dem Nest trat, aus welchem jenes widrige Geschrei erklang, glotzten ihn die großen Augen von drei halbnackten nur mit braunen und grauen Haaren bedeckten jungen Vögeln, an deren hagerem Leib der Kopf der größte Theil schien, aus einer dichten Lage von Schmutz und Federn an und ein widriger Gestank drang ihm aus den bissig auf und nieder schnappenden großen Schnäbeln entgegen.

»*Carrajo!*« rief ziemlich erschrocken der Trapper, der sich unterdeß gleichfalls auf den Block geschwungen – »das ist in der That eine schöne Geschichte! Es ist das Nest eines Condors, Jaguar, der sich hier niedergelassen, seit wir die Wand nicht bestiegen haben, und das ist jetzt beinahe zwei Jahr, und ich wette, daß wenigstens die eine der Bestien nicht weit entfernt ist.«

Der Indianer untersuchte das Nest. »Mein weißer Bruder kann hier die frischen Reste einer wilden Ziege sehen,« bemerkte er. »Der Condor hat sie gestern Mittag in sein Nest getragen.«

»Richtig – wir sahen ihn kreisen, als wir unsere Schritte dem Thale der Quelle zuwandten, aber ich hatte keine Ahnung davon, daß er auf dieser Felswand und gerade mitten auf unserm Wege sein Nest aufgeschlagen haben winde.«

»Lassen Sie uns die Jungen tödten und unsern Weg fortsetzen,« sagte der Graf.

»Bah – das geht so leicht nicht. – Tödten müssen wir sie freilich, aber nicht ohne die Alte. Sie kennen die Gewohnheiten dieser Thiere nicht, Señor Conde, und haben sie wahrscheinlich noch nie in der Nähe gesehen. Ich wette Hundert gegen Eins, daß das Weibchen, das gewöhnlich sich in der Nähe hält, während der Condor oft zwei, drei Tage weite Ausflüge unternimmt, uns bereits im Auge hat, das auf eine fabelhafte Entfernung reicht. Sobald wir wieder auf dem Wege sind, würde es uns anfallen, und obschon von hier aus dieser Weg weit besser ist als der frühere, würde es ihm ein Leichtes sein, uns mit seinen gewaltigen Flügeln von der Bergwand herunterzufegen, wie einen Haufen Spreu, da wir keine Büchsen bei uns haben, um uns zu vertheidigen. Was also geschehen soll, muß hier geschehen, wo wir wenigstens Raum haben, uns zu wehren.«

Es folgte hierauf eine kurze Berathung zwischen dem Trapper und dem Indianer über die zu ergreifenden Maßregeln.

Als bald befestigten Beide ihre Messer mittelst der Leinen möglichst stark an die längsten Cedernäste, die sie zum Dienst als Fackeln mit sich genommen. Einen davon erhielt der Graf mit der Anweisung, sich an die Felswand zu stellen, diesen Rückhalt in keinem Fall zu verlassen und von hier aus sich etwaiger Angriffe des Vogels zu erwehren. Die zweite gleiche Waffe behielt der Trapper, Wonodongah aber legte einen dritten Ast für sich bereit.

Als dies geschehen, schlug der Trapper Feuer, zündete einiges trocken Moos an und warf den Zunder in das Nest.

Die Wirkung ließ bei den Bestandtheilen desselben nicht lange auf sich warten. Die Masse der Haare und Federn fing alsbald Feuer, die dürren Reiser loderten auf, in ein Paar Minuten stand das ganze Nest in vollen Flammen und eine dicke Rauchsäule wirbelte hoch empor in den blauen Aether. Sobald das Nest in Feuer stand, schob der Indianer die Spitze seines Stockes in die Gluth.

Das Gekreisch der jungen Vögel, die sich zuerst von der Hitze, dann von den Flammen angegriffen fühlten, war laut und schrillend, und es dauerte eine Weile, bis es nach und nach verstummte.

In diesem Augenblick stieß der Trapper den Grafen an und deutete auf einen im Aether schwebenden schwarzen Punkt, der mit unglaublicher Schnelle näher kam und sich vergrößerte.

»Es ist das Condorweibchen, Señor,« sagte er hastig »jetzt gilt es, kaltes Blut zu haben.«

Der dunkle Punkt wuchs und wuchs in der Luft, dann hörte der Graf ein gewaltiges Rauschen, das näher und näher kam, wie das Brausen des Sturmwindes, und im nächsten Augenblick stürzte sich der Condor auf das brennende Nest.

Der Anblick war in der That furchtbar und erschütterte selbst die Nerven eines so unerschrockenen Mannes, wie der Graf war. Der Vogel maß mit seinen ausgebreiteten Flügeln von einer Spitze zur anderen gewiß zehn volle Fuß, seine Krallen waren so stark, daß ihr Griff selbst einen Büffel hätte zu Boden werfen können, und seine großen runden Augen schienen förmlich zu leuchten. Mit so gewaltigem Flügelschlag, daß die beiden Männer an der Felswand dem Luftdruck kaum widerstehen konnten, umkreiste er das brennende Nest, schlug mit den Flügeln und den Krallen hinein, um das Feuer zu löschen und stieß dabei so wilde schrille Töne aus, daß den Hörern das Herz erbebte.

Wonodongah hatte sich glatt auf den Boden geworfen und hielt das Ende seiner Fackel noch immer in die Gluth. Endlich sank diese nach der Verzehrung des leichten Brennstoffes in sich selbst zusammen, der Rauch wurde lichter und der gewaltige Vogel, der zugleich zur Erkenntniß kommen mochte, daß seine Brut todt und verloren, bekam die beiden Männer zu Gesicht,

Das Gekreisch des Schmerzes und der Angst verwandelte sich in ein solches der Wuth, und er schoß mit einem neuen Schwunge seiner Flügel auf sie zu.

Aber seine Bewegungen waren keineswegs mehr sicher und leicht. Die Schläge in das Feuer hatten ihm die gewaltigen Schwungfedern verbrannt und er vermochte kaum noch sich in der Luft zu halten.

»Zu Boden, Señor, zu Boden!« schrie der Trapper, während er sich selbst zur Seite warf und mit der messerbewehrten Stange nach dem Condor stieß. Der Graf hatte kaum noch Zeit, platt auf die Steine zu fallen, als der Vogel an ihm vorüberschoß – der furchtbare Schlag des Flügels hätte ihn sonst in den Abgrund geschleudert.

Diesen Moment hatte der Indianer benutzt. Aufspringend stieß er die brennende Fackel in den Schweif des Condors, dessen Federn sofort versengt empor flammten.

Als der Condor an der Bergwand emporstreifen wollte, vermochte er seinen mächtigen Körper nicht mehr zu regieren und taumelte nieder auf das Felsplateau.

Hier lag der Vogel einige Augenblicke mit weit ausgebreiteten Flügeln, seine Gegner mit den großen Augen anstarrend und mit dem mächtigen Schnabel auf und nieder hauend, ehe er sie angriff. Diese kurze Frist benutzten der Jaguar und der Trapper, um die glimmenden Reste des Nestes auf ihn zu schleudern und dem Grafen zuzurufen, sich nur aus dem Bereich seines Flügelschlages zu halten.

Dann erfolgte der Kampf.

Das Plateau war, wie wir oben beschrieben haben, so eng, daß trotz aller Gewandtheit die drei Männer kaum der Wuth ihres gewaltigen Feindes entgehen konnten. Der Indianer griff ihn mit seinem Feuerbrand von vorn an, weil in dieser Richtung der Condor nur mit Schnabel und Klauenhieben sich wehren konnte, während Eisenarm und seinem Beispiel folgend der Graf mit ihren langen Stöcken versuchten, die Sehnen der Flügel zu durchhaum.

Endlich gelang es dem Trapper mit einem kräftigem Hieb, bei dem er freilich gleichfalls einen Schlag bekam, der ihn zu Boden warf, dem Condor den rechten Flügel zu lähmen. Das Ungethüm, das sich nun nicht mehr nach allen Seiten zu wehren vermochte, und von den Fackelschlägen des Jaguar erblindete, versuchte noch immer wüthende Hiebe auszuthellen, aber die jetzt mit größerer Sicherheit erfolgenden Messerstiche in Hals und Körper erlahmten allmählig seine Kraft und nach einer Viertelstunde lag es todt neben dem verbrannten Nest.

»*Santa virgen purissima!*« stöhnte Eisenarm, den Schweiß von seiner Stirn trocknend, »ich wüßte kaum, was seit langer Zeit mich so außer Athem gebracht hat! Die Bestie hat ein zäheres Leben, wie ein Armadyll, das man doch stückweise zerschneiden kann, ehe es stirbt. Nun, Señor, lassen Sie uns Etwas ruhen, ehe wir den Weg fortsetzen, denn die ungewohnte Arbeit wird Sie erschöpft haben!«

Wonodongah wies auf den Stand der Sonne.

»Unser Weg ist weit und das Gestirn des Tages wird in zwei Stunden sein Antlitz hinter den Bergen verstecken,« sagte er.

»Ich denke auch, es ist das Beste, wir brechen sogleich auf,« drängte der Graf.

»*Carrajo!* wenn Ihr's so eilig habt, meineten denn! ich hoffe nur, das Condormännchen jagt noch fünfzig Meilen entfernt und wird uns nicht belästigen. Hier, Jaguar, ist Dein Messer zurück, ich werde die Fackeln tragen, und nun vorwärts.«

Der kleine Zug brach alsbald in der früheren Ordnung wieder auf und setzte seinen Weg fort.

Dieser war von hier aus, wie der Trapper schon vorhin bemerkt hatte, weit weniger beschwerlich und glich weit mehr einem wenn auch engen und steilen doch ohne andere Hilfe ersteigbaren Fußpfad. Der Graf bemerkte dabei, daß das Gestein der Felswand jetzt einen ganz porösen Charakter annahm, der das Durchsickern des in höheren Regionen gesammelten Wassers erklärlich machte.

So waren sie wohl noch anderthalb Stunden gestiegen, als der Indianer Halt machte.

»Der Geist der gelben Gewässer ist uns nahe,« sagte er feierlich – »es ist Zeit, daß wir ihn anrufen, ehe wir sein Gebiet betreten.«

Der Trapper zuckte die Achseln. »Es ist ein armer Heide,« bemerkte er zu dem Franzosen, »und von dem Aberglauben seines Volkes nicht abzubringen. So mache denn Deinen Hokus-pokus, Jaguar, und laß uns dann weitergehen.«

Der Indianer schlug sein Hemd zurück, so daß er bis an die Hüften ganz unbekleidet stand. Dann bewegte er die Arme nach allen vier Himmelsgegenden in seltsamer Weise und murmelte allerlei Beschwörungen, während er Moos und Gräser aus den Felsspalten abriß und sie nach allen Seiten verstreute. Zuletzt kniete er nieder und schlug drei Mal mit der Stirn auf den Boden.

Boulbon hatte den Arm des Trappers gefaßt, sein Gesicht glühte fieberhaft, seine Hände zitterten.

»So ist es denn wahr,« stammelte er – »wir sind an der Goldhöhle oder dem Goldthal, wie Sie es nennen?«

Fassen Sie sich, Señor,« flüsterte ernst der Jäger – »und lassen Sie die Rothhaut nicht sehen, daß ein tapferer weißer Mann seine Kraft und Ruhe verliert bei dem Anblick des schnöden Metalls. In fünf Minuten werden Sie sehen, daß José, unser verstorbener Freund, Sie nicht getäuscht hat.«

Der Indianer hatte sich erhoben. »Es ist Zeit« – sagte er – »der Geist der gelben Gewässer erwartet uns – aber er hat nur Zweien den Eintritt gestattet!«

»Thorheit, Jaguar,« meinte der Trapper, »wir sind Christen und kümmern uns wenig um Deine Geister. Geh' voran!«

»Vorwärts, vorwärts!« drängte der Graf.

»Es sei – alles Andere komme über Euer Haupt!«

Der Indianer schritt vorwärts unter feierlichem Schweigen, die beiden Anderen folgten ihm.

Sie stiegen etwa noch zwanzig Schritt in die Höhe, dann wandten sie sich, dem Führer folgend, um einen Bruch der Felswand und standen auf ihrer Höhe.

»Sieh her, Fremdling,« sagte der Comanche mit tiefer Stimme und den Arm ausstreckend, »erblicke den Gott der weißen Männer und nimm ihn!«

Vor ihnen lag das Goldthal! – – –

Der Graf stand und schaute sprachlos in den tiefen Grund, der zu seinen Füßen sich breitete – seine Augen schienen mit den starren Blicken aus den Höhlen zu quellen, die Adern seiner Schläfe begannen wie Stränge aufzuschwellen.

Dann plötzlich sank er auf beide Knie, breitete die Arme aus, und das einzige Wort, was seine Lippen zu stammeln vermochten, war: »Gold! Gold!«

Die letzten Strahlen der Sonne glühten auf dem Thal und hüllten es in einen dämonischen Glanz! –

Als der Graf endlich im Stande war, mit seinen Blicken die Einzelheiten zu umfassen, sah er Folgendes.

Vor den drei Wanderern breitete sich ein muldenartiges, etwa fünfzig oder sechszig Schritte breites und etwa doppelt so langes Thal aus, von schroffen Seitenwänden aus demselben porösen Gestein begränzt, das, wie der Franzose bemerkt hatte, den oberen Theil der Felswand oder gleichsam ihre Krone bildete.

Den Hintergrund dieses Thals oder Kessels schloß eine Felsenmauer aus festerem Gestein von noch größerer Höhe und Schroffheit, als die, welche sie erstiegen. Sie schien zu einem mächtigen Bergzug zu gehören und gänzlich unersteigbar.

Am Fuß dieser Wand öffnete sich ein großer höhlenartiger Spalt. Aus vielen anderen kleineren Spalten und Löchern in der Breite der Bergwand drang ein schmutziges Wasser, das sich in vielen Gerinnen und Tümpeln weiter durch das Thal spülte bis zu der Gegenwand, auf welcher der Graf mit seinen Begleitern stand, hier sich sammelte und ohne sichtbaren Abfluß blieb. Man begriff sogleich, daß es hier durch die poröse Steinwand weitersickerte, um dann auf der anderen Seite an der Felswand in klaren Strähnen niederzurinnen und am Fuße die Quellen des Flusses zu bilden.

Zahllose ältere Gerinne und Tümpel bedeckten den Boden des seltsamen Thals, jetzt ausgetrocknet oder vielmehr gefüllt von einem glänzenden Sand und Gestein.

Dieser Sand, dieses Gestein war – *Gold!*

Je näher der mächtigen Bergwand, an deren Fuß sich die Höhle – offenbar das frühere Bett des Wasserstromes aus dem höher liegenden Gebirge – öffnete, desto reichlicher war die Ablagerung des Goldes.

In dem Strahle der scheidenden Sonne schien das ganze Thal ein Blitz gelben Feuers. Ueberall brach sich das Licht an den scharfen Ecken des massiven Gold-Ueberzuges, mit welchem Boden und Gestein bedeckt waren. Die Ablagerung des goldhaltigen Wassers seit Jahrtausenden, wahrscheinlich schon seit der letzten gewaltigen Erdrevolution, war so massenhaft, daß die einzelnen Körner zu Klumpen herangewachsen waren und offenbar das Wasser mehrfach aus seinen Gerinnen verdrängt hatten. So waren die alten Tümpel und Rinnen jetzt

statt mit Wasser, mit gediegenen Goldstufen gefüllt. Man wird wissen, daß dies Metall nur in gediegener Form, nicht mit anderen Metallen vermischt, zu Tage kommt. Auch das Wasserbecken, in welchem sich zu den Füßen der Schauenden die trübe Fluth sammelte, ehe sie durch das gleich einem seinen Sieb die schwere Metallmasse zurückhaltende Gestein drang, war bereits mit einem Wall von Gold ringsum krustirt.

Auf diesen ungeheuren Massen des edlen Metalls reflektirten die Strahlen des Tagesgestirns mit einem Glanz, den das Auge kaum ertragen konnte.

Dennoch waren die Wunder des Ortes damit keinesweges erschöpft.

Ein Strahl dieser scheidenden Sonne schien sich jetzt in das Innere der ungeheuren mit ewigem Schnee und Eis auf ihrem Gipfel bedeckten Bergmasse zu bohren, in jene Höhle, die der Graf vorhin bemerkt hatte, und sofort in ihr eine neue Sonne hervorzurufen.

Diese ganze Höhle, das frühere Strombett, war von oben bis unten mit gediegenem Golde inkrustirt.

Gleich den Stalaktitenhöhlen ragten von der Decke, aus den Seiten, aus dem Boden Spitzen und Auswüchse von den seltsamsten, wunderlichsten Formen, Säulen und Klumpen, Blöcke und Rauten.

Aber alle diese Gestalten, diese Spitzen und Säulen, diese Klumpen und Rauten waren *Gold – gediegenes Gold!*

Der Anblick in dem Flammenschein der versinkenden Sonne war für ein Menschenauge unerträglich.

Der Graf bedeckte das seine mit der Hand und wollte sich, als die Schatten jetzt langsam und langsam heraufwuchsen und die wunderbare Erscheinung in Nacht hüllten, den Abhang hinab stürzen, gleichsam als fürchte er, daß dieser Glanz ihm für immer entschwände und er ihn festhalten müsse.

Die starke Faust Eisenarms hielt ihn zurück.

»Bleiben Sie, Señor, fassen Sie sich und sein Sie ein Mann, oder das Goldfieber wird Sie auf immer Ihres Verstandes berauben!«

»Lassen Sie mich – ich muß hinunter – ich muß meine Hand darauf legen, ich muß *fühlen*, um zu glauben, daß es kein Traum ist!«

»Dann folgen Sie dem Jaguar, Sie sehen, daß er seinen Weg kennt!«

In der That stieg der Indianer auf breiten, in das Gestein gehauenen Stufen bereits hinab auf den Grund des Thales.

Der Franzose folgte ihm mit den Sprüngen eines Tigers, gleich als dürfe er nicht gestatten, daß jener zuerst die Sohle des Thales betrete und von *seinem* Eigenthum Besitz nehmen.

Mit trübem Kopfschütteln stieg der Wüstenjäger hinterdrein. – Als der Graf auf den Boden des Thals gekommen, warf er sich mit dem ganzen Körper auf den nächsten Goldhaufen und griff wie wahnwitzig mit den Händen umher. Dann sprang er auf, eilte zu einer zweiten Stelle und befühlte eben so die Klumpen und Stücke, ja er füllte seine Taschen mit solchen, die er in der nächsten Minute wieder fortwarf, um andere einzustecken, oder er versuchte mit der Kraft seiner Hände, Spitzen und Blöcke abzubrechen, um zu prüfen, ob auch wirklich das Innere von gleichem werthvollen Gehalt sei.

Der Indianer stand bei dieser seltsamen und selbst widerwärtigen Scene in der Mitte des Thals mit gekreuzten Armen und schaute mit dem Ausdruck von Hohn und Verachtung auf das Treiben des Weißen.

»Ich sagte es im Voraus,« sprach mit betäubtem Ton der Trapper, »das Goldfieber würde ihn ergreifen! Gott im Himmel, wie kann ein Mann sich doch so für ein Ding vergessen, das in der Einöde noch nicht einmal einen Trunk Wasser oder einen Bissen Nahrung werth ist! Blick hin, Jaguar, und freue Dich, daß der große Geist uns Beide vernünftiger geschaffen hat!«

Die Dunkelheit war unterdeß rasch auch über das auf der Höhe gelegene Thal gesunken und nur noch das Licht der aufblitzenden Sterne funkelte auf dem Goldlager.

Der Graf taumelte noch immer von einem der Haufen zum andern – er befand sich jetzt am Eingang der tief dunklen Höhle und genoß mit dem Sinne des Tastens und Fühlens die ungeheuren Schätze, die er nicht mehr sehen konnte. Endlich schien ihm einzufallen, daß seine Begleiter mit dem Material zu Fackeln versehen waren. Er rief Eisenarm und verlangte im Tone des Befehls, daß sie alsbald eine solche anzünden sollten.

Der Jäger that schweigend, wie verlangt worden. Er zündete die Fackel an und trug sie zu dem Grafen an den Eingang der Höhle, aus der in dem rothen Schein blitzende, unheimliche Reflexe brachen.

»Señor,« sagte er theilnehmend, »ich bitte Sie nochmals, lassen Sie sich nicht von diesem Gefühl beherrschen und hinreißen, kommen Sie zu sich selbst und überlegen Sie mit uns, was am Besten zu thun ist. Sie haben seit diesem Mittag Nichts genossen. Wir haben eine Kürbisflasche mit frischem Wasser bei uns, denn dieses hier ist trüb und schlammig, und etwas am Feuer gedörrtes Hirschfleisch. Nehmen Sie einen Trunk und einen Bissen, das wird Sie erfrischen.«

»Ich kann nicht essen – ich kann nicht trinken!«

»Es ist das Fieber, was Sie daran hindert. Aber, *carrajo!* Seien Sie ein Mann! Erinnern Sie sich, daß wir versprochen haben, morgen auf der Insel mit Ihren Gefährten und den Comanchen zusammen zu treffen. Zu dem Ende müssen wir mit Sonnenaufgang aufbrechen. Wir haben einen schwierigen Weg die Felswand hinab zurückzulegen und einige Stunden Schlaf werden uns Allen wohl thun,«

»Nein! nein! – laßt mich!«

»Erinnern Sie sich, Señor! ich meine es redlich. Ihre Gattin, wie Sie selbst sagten, ist von Gefahren umringt und erwartet Ihren Beistand.«

»Mein Weib – mein Sohn! – Aber Kreuzträger wird sie schützen!«

»Ich hoffe es – wir werden sie bereits befreit finden und die Schurken von Apachen gebührend gezüchtigt. Aber bedenken Sie, daß, wenn Sie morgen nicht zu den Ihren zurückkehren, Ihre Leute aufbrechen könnten, um Sie hier aufzusuchen. Und dies, Señor – ich erinnere Sie an Ihren Schwur – würde unser gemeinsames Geheimniß gefährden.

Der Graf fuhr wie aus einem Traum empor, seine blutunterlaufenen Augen starrten wild und unheimlich auf den Sprecher.

»Was sprichst Du da, Mensch?« rief er zornig. »Unser Geheimniß theilen? Nimmermehr! es wissen ohnehin schon mehr, als gut ist, darum! Niemals! – wir müssen fort, hin zu ihnen! Sie haben Recht, Eisenarm, wir wollen uns mit Gold beladen, um sie fortzuschicken – aber hierher? in mein Eigenthum? – niemals! niemals!« Er blickte forschend umher und dann versuchte er mit seinen Händen einen Klumpen Gold aus den Wänden zu reißen, der Schweiß trat von der vergeblichen Anstrengung auf seine Stirn.

»Warum quälen Sie sich, Señor,« sagte traurig der Jäger. »Dort hinter Ihnen lehnt ja noch die Barreta José's, die er vor zwei Jahren hier zurückließ. Aber es liegen genug lose Stücken

Goldes da vorn, wenn Sie morgen einen kleinen Theil dieser Schätze mit sich nehmen wollen.«

Der Graf faßte eilig nach dem starken Eisenstabe, den er bisher nicht gesehen. »Nein, nein!« sagte er, »laßt Alles liegen, ich selbst will es bestimmen, es darf Nichts —« er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er einen wüsten Gedanken verscheuchen. — »Sie haben Recht, Eisenarm, dieses Gold verwirrt und kehrt mir das Herz in der Brust um. Es blitzt vor meinen Augen, es dringt wie eine Woge in mein Gehirn — ich kann nicht widerstehen. Aber sehen Sie hier —« und er brach mit einem gewaltigen Schlage der Barreta wohl ein 60 bis 70 Pfund schweres Stück des Metalls von der Decke nieder — »dies und mehr sollen die Männer haben, die mit mir Arbeit und Mühe getheilt und keiner meiner Freunde soll vergessen sein. Kommen Sie geschwind, ehe mich der Taumel wieder erfaßt!«

Er schritt dem Trapper hastig voran aus der Höhle, Eisenarm hob den Goldklumpen auf und folgte ihm.

So kamen sie zu der Stelle, wo der Indianer saß. Der Graf befestigte die Fackel zwischen dem glänzenden Gestein, dann nahm er einen Trunk Wasser aus der Flasche Eisenarms, warf eine Menge Goldstufen zu einem Haufen und half sie hastig in die mitgebrachten Decken schnüren. Er sprach dabei fortwährend und wie ein Mann, der das Fieber hat, entwarf Pläne über die Bewahrung und Ausbeutung der riesigen Bonanza und bestimmte dazwischen, mit welchen Reichthümern er alle Diejenigen überschütten wollte, welche treu zu ihm gehalten.

Jedes Wort bewies, daß die Aufregung seines Innern noch immer nicht beruhigt sei.

Endlich wurde er still, stützte das Haupt in die Hand und schien in tiefes Nachdenken verloren.

Diese Ermattung schien der Trapper erwartet zu haben. Er winkte dem Indianer, gleich ihm zu thun und ihren Begleiter sich selbst zu überlassen, und streckte sich lang auf den Boden, den Kopf auf den Goldblock gestützt, den die Barreta von der Stelle gelöst, an der er vielleicht durch Jahrtausende gewachsen.

Wenige Augenblicke darauf verkündete der ruhige kräftige Zug seines Athems, daß er fest entschlafen war.

Der Toyah folgte anscheinend seinem Beispiel, streckte sich auf den Boden nieder und blieb bewegungslos.

Eine tiefe Stille lag über dieser Stätte unermeßlicher Schätze. Nur das leise Geräusch der grünen Schlangen, die von dem Schein der Fackel gelockt und erschreckt in zahlreichen Exemplaren umherschlüpfen, und der pfeifende Ruf des Choyero unterbrach diese Ruhe.

Der Graf sah noch immer auf derselben Stelle, in derselben Haltung.

Plötzlich fuhr er empor — sein Gesicht glühte dunkel, wie nicht zu überwältigender Andrang des Blutes. Die Fackel war fast niedergebrannt; der Graf ergriff ein frisches Holz, zündete es an und ging dann mit leisem unhörbarem Schritt an den Schläfern vorüber, zurück nach dem Ende des Thales.

Vor der Goldhöhle blieb er stehen, sein Auge tauchte in ihre Tiefen, soweit der Strahl der Fackel reichte. Er hielt sie weit hinein und folgte ihrem Schein.

Ueberall Gold — Gold — Gold, das in phantastischen Schatten und Lichtern ihn anblitzte, ihm zu winken, ihn wie mit tausend Teufelsfratzen anzugrinsen schien.

Die Fackel und der Mann verloren sich in den Tiefen der Höhle, sie tauchten auf und nieder, wie die Windungen des Gewölbes es mit sich brachten — dann verschwanden sie ganz. — Erst

nach einer langen Zeit kamen sie wieder zum Vorschein – der Träger mit schleppendem, schwerem, unsicherm Gang und bald erbleichendem, bald dunkel sich röthendem Gesicht. Der brennende Cedernspahn zitterte in seiner Hand – er klemmte ihn zwischen das goldene Gestein und ließ sich erschöpft niederfallen auf einen anderen Block.

»Unermeßlich! – unermeßlich! – und *mein – mein!*«

Er blieb in tiefer Verzückung sitzen – nur zuweilen streckte er die Hände aus, an den Wänden umhertastend, sich überzeugend, daß dies Alles Wirklichkeit.

Wilde, riesige Träume durchflogen seine Seele – dunkle, gigantische Schatten der Zukunft rauschten um sein Haupt.

Was vermochte er zu thun – oder besser, was war es, das er nicht zu thun vermochte mit diesen Schätzen in seinem Besitz, mit diesem Reichthum, nicht im Verbrauch jährlicher winziger Millionen, sondern mit der ganzen, ganzen Wucht dieses unermeßlichen Schatzes?!

Völker lassen sich kaufen wie Menschen! Revolutionen lassen sich machen durch Gold – Throne sind für Millionen oder Milliarden zu haben und selbst der Segen der Kirche ist für Peterspfennige feil!

Frankreich unter einem neuen Zweige der Bourbonen – eine Kriegsmacht, wie sie kein anderes Volk der Erde schaffen und bezahlen kann – eine Krone für seinen Sohn – – Paris, das wunderbare, verführerische Paris zu seinen Füßen – alle Gewalt, alle Schönheit, aller Genuß, alle Ehre, aller Glanz der Erde in diesem Golde und *er* – sein einziger Herr! – –

Eine Hand legte sich schwer auf seine Schulter. – Der Graf fuhr empor – Wonodongah, der Toyah, stand vor ihm.

Die Fackel war tief heruntergebrannt und warf riesige flackernde Schatten aus den Gestalten des Indianers und des Grafen an die goldenen Wände.

»Wonodongah?« sagte der Graf – »was ist geschehen, daß Du mich störst?«

»Der Große Geist hat dies Land zuerst seinen rothen Kindern gegeben,« sprach der Indianer eintönig. »Das Gold, was aus den Bergen und Flüssen gewachsen ist, gehörte den Kindern des Landes. Wonodongah ist ein Häuptling – ein Krieger hat nur ein Wort. Der Jaguar hat all' dies rothe Gold einem Weißen versprochen – er hat sein Wort gehalten! Ist das Langmesser, das über das salzige Wasser gekommen, mit dem, was er hier sieht, zufrieden?«

»Es ist tausendfach mehr, als ich je geträumt, und mein Dank soll Euch Alle –«

Der Indianer winkte ungeduldig mit der Hand.

»Die weißen Männer haben eine rasche Zunge. Ein Häuptling ist gekommen, die »Offene Hand« zu fragen, ob er sein Wort gelöst?«

»Du hast es, Jaguar, Du und Eisenarm, wie zwei Ehrenmänner!«

»Und die »Offene Hand« weiß jetzt, daß sie der Herr dieses Thales ist mit Allem, was darin ist?«

»Ihr habt es mir gegeben, und ich habe es dankbar angenommen. Ja, ich bin der Herr dieser unermeßlichen Schätze, reicher wie ein König, und Könige sollen zu meinen Füßen sein, so Gott mir das Leben erhält!«

»Wohl! – Die »Offene Hand« ist ein berühmter Krieger. Du wirst darum kämpfen. Du wirst sterben auf Deinem Eigenthum.«

»Sterben – ich? jetzt? – im Besitz von Milliarden? Du bist toll, Rothhaut, oder es ist Dein Scherz!«

Der Indianer hatte ruhig das Bowiemesser aus seinem Gürtel gezogen – die andere Hand hielt ein weißes Spitzentuch.

»Wonodongah hat es geschworen!« sagte er langsam – »Dieses Tuch muß in das Herzblut des weißen Kriegers getaucht sein, ehe ihre Arme mich umfassen! Du mußt sterben!«

Der Graf wich zurück und griff nach der Barreta.

»Fort von hier, Wahnwitziger, oder ich zerschmettere Deinen Schädel!«

Der Indianer trat auf ihn zu – der Graf hob die schwere Eisenstange wie ein leichtes Rohr und schwang sie zum gewaltigen Schläge. – Plötzlich wich das Blut aus seinen Wangen – das Auge blickte starr – Arm und Eisen blieben in der Luft – keine Muskel rührte sich mehr in dem lebenskräftigen Körper – –

Der Krampf, der schon einmal – in San Fernando – ihn gefaßt, hielt auf's Neue seine Glieder gebannt –

Der Toyah stieß ihm das breite Messer in's Herz – ohne Zucken, ohne Laut fiel die mächtige Gestalt des Bourbon nieder auf sein Gold! – – –

Als der Trapper aus einem langen und schweren Schlaf erwachte, – er erinnerte sich nicht, seit Jahren einen solchen gethan zu haben! – fielen die Strahlen der Morgensonne bereits auf das Thal.

Eisenarm rieb sich die Augen, sprang empor und sah sich nach seinen beiden Gefährten um, keiner von ihnen war zu sehen. Er rief Wonodongah – aber nur das Echo der Felsenwände antwortete ihm.

Als er sich näher umblickte, bemerkte er, daß die Decke des Indianers, in die man am Abend vorher einen Theil des zur Mitnahme bestimmten Goldes geknotet hatte, fehlte. Dies brachte ihn anfangs auf die Idee, daß die Beiden sich voraus auf den Weg gemacht und ihn in seinem Schlafe nicht hatten stören wollen.

Nach einigem Nachdenken aber gab er diese Meinung auf und ging, sie zu suchen.

Da das Thal leicht zu übersehen und leer war, nahm er natürlich seinen Weg zur Höhle, deren Inneres noch im Dunkel lag, da die Sonnenstrahlen hierhin noch nicht reichten. Er blieb am Eingang stehen und rief, – aber auch hier war das Echo seine einzige Antwort. Da erfaßte ihn die Angst, daß seine Gefährten versucht haben könnten, ohne ihn in die unerforschten Tiefen der Höhle einzudringen, und dabei verunglückt waren. Er verwünschte das Gold, das rings um ihn her aufgethürmt war, und lief zurück, um den Rest der Fackel zu holen.

Im Nu war er wieder da – in einem Augenblick war die Fackel angezündet und er stürzte in die Höhle – Das Haar auf seinem Haupte sträubte sich – der starke, unerschrockene Mann mußte sich an diese Wände von Gold lehnen; – vor ihm, lang ausgestreckt, die Augen groß geöffnet, lag auf diesen Blöcken von Gold die mächtige Gestalt des Grafen, starr und todt, und in der breiten Brust das Bowiemesser des Yankee – des Indianers.

Der ehrliche Trapper glaubte erst seinen Augen nicht trauen zu dürfen – dann, als er sich überzeugt, daß es Wirklichkeit, warf er sich nieder neben den Körper, und versuchte, ihn in's Leben zurückzurufen.

Aber das Blut, das aus der Todeswunde in langem Strom auf dies Gold sich ergossen, war längst getrocknet, der Leichnam steif und kalt – das Leben seit Stunden entflohen!

Vergebens rief er wieder nach dem Indianer, vergebens durchforschte er die Höhle bis in ihren tiefsten Schlund – nirgends, nirgends ein Leben außer den grünen Schlangen, die um seine Füße huschten, und den Vampyren, die der Schein seiner Fackel aus ihrem Morgenschlaf weckte.

So kehrte er endlich zurück, setzte sich nieder draußen vor der Höhle und bedeckte sein ehrlich Gesicht mit den breiten schwieligen Händen. Dicke, schwere Thränen machten sich zwischen den Fingern Bahn und rannen nieder auf das unselige Metall! –

Nach einer Stunde etwa erhob er sich. Er hatte sich überzeugt, daß der Indianer, den er für den Mörder halten mußte, nicht mehr in dem Goldthal sein konnte; darauf wies auch das Fehlen seiner Decke. Lange hatte er darüber nachgesonnen, was er mit dem Todten machen sollte, – aber es fehlten ihm alle Mittel, in dem felsigen metalldurchwachsenen Boden demselben ein Grab zu graben, und so beschloß er, ihn zu lassen, wo sein trauriges und geheimnißvolles Schicksal ihn ereilt!

Er erinnerte sich, daß der Graf seine Briefftasche im Thal unter einem Stein des Gemäuers verborgen und nicht wieder zu sich gesteckt hatte. So begnügte er sich, nur einen Wappenring von dem Finger des Todten zu ziehen, um ihn als Wahrzeichen den Seinen zu überbringen.

Nachdem Eisenarm ein Paternoster und das Ave für die Seele des Todten gesprochen und das Kreuz über den Leichnam geschlagen, bereitete er sich vor, die unheimliche Stätte zu verlassen. Indem er sich der letzten Worte des Todten erinnerte, beschloß er seinen – wenn auch mehr im Fieber der Rede angedeuteten – Willen zu erfüllen und belud sich mit der Goldlast, die der Graf ihn für die Zurückgebliebenen in die Decke hatte zusammen packen lassen. Dann stieg er die Wand hinauf zur Höhe des Gesteins, warf noch einen verächtlichen und trauernden Blick zurück auf den im Sonnenlicht funkelnden und blitzenden Grund, und bog um den Fels, der ihn seinem Auge entzog.

Rüstig stieg er an der Bergwand hinab, nur auf seinen Weg schauend, in tiefes Nachdenken versunken. Die Formation des Gesteins, das je tiefer er kam, desto mehr wieder sich mit üppigen Kletterpflanzen und Büschen belaubte, gestattete ihm zwar den Blick über die Tiefe, aber nicht auf den gefährlichen Weg, den er zu machen hatte.

So war er fast bis zu dem Plateau gekommen, auf dem sie den gefährlichen Kampf mit dem Weibchen des Condors bestanden, als er plötzlich lauschend stehen blieb.

Die Töne eines seltsamen in drei oder vier Noten sich auf und nieder bewegenden Gesanges schlugen an sein Ohr. Er wußte, von wem sie kamen, er hatte oft genug diese traurigen Töne in früheren Jahren gehört – es war die Todtenklage der Toyah's.

Einige Augenblicke blieb er stehen, um zu überlegen, wie er handeln solle – dann siegte die alte Liebe zu dem jungen Krieger und er schritt rasch vorwärts.

Noch einige Minuten, und das Plateau des Felsvorsprungs lag vor ihm.

Auf dem äußersten Rand, dort, wo noch die verkohlten Ueberreste das Nest des riesigen Vogels bezeichneten, saß der junge Indianer, die Beine über den Abgrund hängend, den mit den Kriegsmalereien seines Stammes bedeckten Leib hin- und herwiegend nach dem Takt seines traurigen Gesanges. Auf seinem Rücken hing das Bündel mit der schweren Goldstufe.

Der Jäger trat auf den Vorsprung.

»Wonodongah!«

Der Indianer antwortete nicht, er fuhr fort in seinem Gesang.

»Wonodongah – es ist ein Freund, der Dich ruft!«

Der Indianer lachte in seltsamer, erschreckender Weise. Damit unterbrach er seinen Gesang. »Das Ohr des Jaguar ist geschlossen – es hat nur Raum für die süßen Töne der weißen Nachtigall! Wonodongah ist ein Häuptling – er giebt den weißen Männern sein Gold und nimmt ihr Herzblut!«

»Mensch – Freund – was ist mit Dir? – Stehe auf und komm' zu mir! Was geschehen, ist traurig genug, aber ich hoffe, Du wirst Antwort darüber geben können. Der Fremde hat Dich gereizt – er schlug Dich in seiner Aufregung . . . «

Er war bei den Worten vorgetreten.

Der Toyah wandte sich zornig um. »Was willst Du? Bleib zurück! Siehst Du nicht, daß ein Häuptling auf sein Roß wartet, um zu seinem Weibe zu reiten?«

»Jaguar – um der heiligen Jungfrau willen, was ist mit Dir geschehen? Du redest irre – komm zu Dir, Freund!«

»Die rothen Männer,« sagte der Indianer, »kaufen ihre Weiber. Sie geben Pferde und Decken dafür! Wonodongah ist ein Häuptling – er hat sein Hochzeitslager gekauft, die Braut ist sein! Siehst Du das Roß – es kommt!«

Er wies nach dem Aether, in dem ein schwarzer Punkt sich wiegte.

Der Trapper achtete nicht darauf, er wäre gern dem Irrredenden näher getreten, aber er fürchtete, daß jede ungestüme Bewegung den Freund in den Abgrund stürzen könnte und suchte ihn daher mit Worten zu beruhigen.

»Häuptling – ich beschwöre Dich – komm zu Dir! Komm hierher! denke daran, daß ich wie Dein Vater bin, daß wir so lange Jahre wie Brüder zusammen die Einöde durchzogen. Wende Deine Augen hierher auf einen Freund!«

»Meine Augen? meine Augen? sie sehen sie – den Leib schlank wie die Gazelle, die durch die Prairie jagt – Flammen tanzen vor ihnen – ihr Athem ist Wollust – ihre Arme sind Schlangen, die mich drücken an diese Brust – ein Weib – ein Weib! – die Nacht ist mein! – wo ist das Pferd eines Kriegers, daß es gleich dem Sturmwind ihn zu ihr trägt!«

Und wie der Sturmwind rauschte es heran mit gewaltigem Flügelschlag – entsetzt prallte der Trapper zurück zur Bergwand.

»Heiliger Gott! der Condor! – rette Dich!«

Der Indianer war emporgesprungen, sein Gesicht glühte in wahnsinniger Begeisterung – er breitete die Arme aus.

Erschreckt von dem Anblick der menschlichen Gestalt strich der riesige Vogel, der, eine Ziege in seinen mächtigen Klauen, heimkehrte zu seinem Nest, zu seinem Weibchen, seinen Jungen, zwei Mal wie suchend an der Stelle vorüber; sein gewaltiger Flügelschlag fegte daher wie eine Windsbraut, seine großen Augen glühten, seine Krallen öffneten sich und ließen die Beute fallen, wie um neue zu suchen. – –

Zum dritten Mal strich er vorüber – näher – näher – dicht an dem Felsblock hin –

»Mein Pferd!«

Der Trapper, zur Bildsäule erstarrt, sah, wie der Indianer hinausprang in die Luft, wie seine Arme den Hals des Riesenvogels erfaßten – umklammerten – ein Kreischen – ein Schrei – eine formlose Masse wankte und schlug durch die Luft.

Vor seinen Augen versanken der Mann und der Condor. – – –

Eisenarm hat Niemandem erzählt, wie er den gefährlichen schwierigen Weg an der Felswand hinab zu dem Aztekentempel und dem Grunde des Thales gekommen war, denn er konnte sich später dessen selbst nicht erinnern.

Er fand die Klarheit seines Geistes erst wieder, als er neben dem Körper seines Freundes kniete.

Der Condor war fort – seine Schwingen hatten ihn längst nach dem furchtbaren Sturz davon getragen – sie hatten ihn, und damit auch den wahnsinnigen Reiter, der sich an seinen Hals geworfen, zwar nicht im Fluge zu tragen vermocht, aber doch die Gewalt des furchtbaren Sturzes aufgehalten und Beide zur Erde nieder getragen, von wo der erschreckte Vogel sich nach kurzer Betäubung wieder aufgeschwungen.

Aber er hatte eine schreckliche Spur des Kampfes, der in der Luft stattgefunden, an seinem Reiter zurückgelassen.

Als Eisenarm den Körper seines Freundes unweit der Stelle fand, an der am Morgen vorher der Kampf stattgefunden, zweifelte er nicht, einen zerschmetterten Leichnam zu sehen. Zwei Ströme Blut kamen von der Stirn des Indianers und waren zur dicken Masse geronnen. Kreuzträger sah mit Entsetzen, als er das Haupt seines Freundes in die Höhe hob, daß zwei blutige Augenhöhlen ihm begegneten statt des dunklen, ernsten Auges des jungen Häuptlings.

Die Schnäbelhiebe des Condors hatten ihn auf immer von dem Lichte getrennt.

Ein leises Aechzen verkündete zugleich dem Trapper, daß noch Leben in der hingestreckten Gestalt war. Er hob sie auf, er fühlte dabei, daß die Glieder ungebrochen, nur von dem Fall gequetscht, von den Krallen des Vogels blutig gerissen waren, und trug sie nach dem Ufer des Baches. Dort kühlte er zunächst die brennenden Augenwunden, wusch dem Unglücklichen das Gesicht und verband ihn mit dem duftigen Oregano, das jeder Jäger und Trapper bei sich führt.

Der Toyah hatte, auch nachdem er zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt, die Bemühungen des Freundes schweigend geduldet. Erst nachdem Eisenarm ihn an den Stamm der Eiche gesetzt hatte und fortfuhr, mit dem frischen Wasser seine Augen zu kühlen, legte der Unglückliche die Hand auf seinen Arm.

»Die Augen eines Häuptlings werden das Angesicht eines Freundes nicht mehr sehen,« sagte er leise, »sie haben zu viel geschaut, was seinen Geist verwirrt hat. Der Manitouh¹ der rothen Männer hat ihn dafür gestraft.«

»Ich verstehe Dich nicht, Jaguar, ich weiß nur, daß ein doppeltes Unheil geschehen, was mir das Herz in der Brust umkehrt. Deine Sinne müssen verwirrt gewesen sein, armer Freund, als Du den Fremden erschlugst und Dich von dem Felsen stürzttest.«

»Wonodongah ist ein Häuptling! Ein Toyah hat niemals sein Wort gebrochen. Es ist Nacht vor seinen Augen, aber die schlimmere Nacht ist von seinem Geiste gewichen. Ein Vogel hat sein Lied in mein Ohr gesungen, aber es war das Zischen der Schlange. Will Eisenarm die letzten Wünsche eines Freundes erfüllen?«

»Mein Leben gehört Dir, Jaguar – ich habe außer Dir und Comeo Niemand auf der Welt.«

»Eisenarm irrt sich,« sagte der Comanche, sich halb emporrichtend. »Es lebt ein Wesen, dem seine Pflicht gehört.«

»Was meinst Du, Toyah?«

»Den Erben des Goldthals.«

¹Der »Große Geist« – Gott der Indianer.

»Möge der Fluch eines armen aber redlichen Mannes auf ihm ruhen,« rief erregt der Trapper. »Ich will Nichts mehr hören von diesem höllischen Ort.«

Der Indianer faßte seine Hand.

»Still!« sagte er mit gebietendem Ton. »Ein Tapferer ist gestorben von der Hand eines Häuptlings, aber der Jaguar der Comanchen und sein weißer Bruder haben gelobt, das Erbe dem Knaben zu bewahren. Er ist fortan unser Sohn. Wonodongah fühlt, daß der Große Geist zur Strafe seiner Fehler ihm noch nicht gestattet, einzugehen in die Jagdgründe der Geister seiner Väter. Er wird diese Quelle nicht verlassen, und das Erbe des Knaben über dem großen Wasser bewachen, bis dieser selbst kommt, es zu holen. Eisenarm wird für einen Freund sorgen.«

»Niemals, niemals will ich Dich verlassen, und Comeo . . . «

»Eisenarm,« fuhr der Blinde fort, wird mit der Sonne aufbrechen und zu den Freunden des Erschlagenen gehen. Er wird ihnen den Willen des Todten verkünden und ihnen Gold bringen. Der Jaguar wird die Windenblüthe nicht wiedersehen; sie mag mit den Materos oder ihren weißen Freunden gehen. Eisenarm wird ihnen Gold geben, daß sie die Schwester eines Häuptlings beschützen, aber Niemand außer uns soll um das Geheimniß des Todten wissen.«

»Wohl, Jaguar,« sagte nach einem kurzen Bedenken der Trapper, – »ich werde Deinen Willen erfüllen, sobald Deine Wunden geheilt sind.«

Der Indianer schüttelte den verbundenen Kopf. »Eisenarm wird mit der sinkenden Sonne gehen,« sagte er. »Er wird einen Blinden an diesem Wasser lassen und die Nahrung ihm zur Seite legen. Wenn der Große Geist seine Seele zu sich nehmen will, ist es gut, daß er allein stirbt. Wenn er ihn erhalten will, wird Eisenarm ihn nach zehn Sonnen geheilt finden.«

»Du redest im Fieber, Jaguar. Ich sollte Dich hilflos hier zehn Tage verlassen?«

»Eisenarm hat noch nicht Alles gehört, was ein Freund von ihm verlangt.« Er faßte mühsam mit der zerschlagenen Hand in seinen Gürtel und zog ein leichtes Spitzentuch hervor, das von Blut überzogen war.

»Eisenarm erinnert sich der Herrin der Hacienda del Cerro?«

»Wie sollte ich nicht!«

»Es ist gut. Er wird von den Freunden der »Offenen Hand« zu der Feuerblume gehen und ihr sagen, daß Wonodongah ihn sendet. Ein Häuptling hält seinen Schwur. Dies Tuch ist gefärbt mit dem Blut zweier Krieger – der Manitouh hat das Gold und die Weiber geschaffen, um die Herzen der Tapferen zu versuchen!«

»Jaguar – verstehe ich Dich? – Die Señora . . . «

»Die bösen Geister der Wüste blicken aus dem Gold und den Weiberaugen. Mein Bruder ist weise, daß er beiden nicht traut. Der Große Geist hat die innern Augen eines Häuptlings geöffnet, indem er seine äußeren schloß. Will Eisenarm seinem Freunde geloben, zu thun, wie er von ihm bittet?«

»Ich gelobe es!«

»Gut! – Ein Krieger wünscht mit dem Manitouh zu reden. Sein Freund möge nach den Pferden der Apachen sehen, denn sein Weg ist weit.«

Der Indianer lehnte das Haupt zurück an den Stamm und schwieg. Kein Zucken, des Gesichts, keine Bewegung der Glieder verkündete die folternden Schmerzen, die er litt.

Eine Weile stand der Trapper betrübt und stumm vor ihm; – dann entfernte er sich, um die Vorbereitungen zur Erfüllung der ihm heiligen Wünsche zu treffen.

Der blinde Wächter des Schatzes der Ynka's und der Bourbonen – der besiegten Königsgeschlechter der alten und der neuen Welt! – blieb allein mit seinen Schmerzen und seinem rothen Gott!

DAS ANDREASKREUZ.

Wir führen den Leser zu der Insel im Buenaventura zurück, die der Graf und Kreuzträger zwei Tage vorher verlassen.

Die beiden Tage waren mit dem gewöhnlichen plänkelnden Kugelwechsel zwischen den Abenteurern in ihrer geschützten Stellung und den Apachen vergangen, zu einem ernstlichen Angriff war es nicht gekommen. Auf der Insel wußte man natürlich nicht, ob es dem Grafen und Kreuzträger gelungen, das Ufer glücklich zu erreichen, aber man schloß wenigstens, daß sie nicht in die Hände der Feinde gefallen waren, weil diese sicher sonst ihren Fang mit großem triumphirenden Lärmen gefeiert haben würden.

Jetzt jedoch begannen die Abenteurer ängstlich die Stunden zu zählen und mit verdoppelter Aufmerksamkeit ihre Wachen zu halten. Die Lebensmittel reichten selbst bei der knappsten Einrichtung kaum noch für einen Tag, die Entscheidung auf die eine oder andere Weise mußte kommen.

Es war in der dritten Nacht – unter dem Schutz derselben mußten der Graf und Eisenarm, oder wenigstens Einer von ihnen erscheinen, wenn sie nicht todt oder gefangen waren. Es war die Nacht, die der Graf mit seinen Begleitern im Goldthal zubrachte.

Lieutenant Morawski hatte die Posten an den Ufern aufgestellt und sie eben nochmals revirdirt. Jeder derselben war mit zwei Männern besetzt, die alle zwei Stunden abgelöst wurden. An der dem Strom abgekehrten Spitze, von welcher drei Abende vorher Kreuzträger und der Graf ihr kühnes Unternehmen begonnen, fand er Master Slongh und den Matrosen William, und empfahl ihnen die höchste Aufmerksamkeit.

Hier saß auch, die Arme auf den Rücken geschnürt, die Füße gleichfalls geknebelt, der Däne, mit dem Rücken gegen ein Felsstück gelehnt.

»Möge Eure Seele verdammt sein bis in die unterste Hölle!« fluchte der Bösewicht auf eine Ermahnung des Polen, sich ruhig zu verhalten, da der Zustand der Gräfin sich während der Tage verschlimmert hatte und die rauhen Männer mit ihrer Angst um den Gatten aufrichtiges Mitleid hegten. »Hätte meine Kugel sie getroffen, so wäre ihr das Alles erspart worden! Ein Thor müßte er sein, wenn er zu den Narren, die ihn gehen ließen und dem kranken Weibsbild zurückkehren würde. Sie haben ihre Haut in Sicherheit gebracht und lassen uns hier im besten Falle verhungern, wie die Ratten in einem leeren Schiff.«

»Euch kann es gleich sein, Mann, welchen Tod Ihr sterbt,« sagte der Pole unwillig; »denn wenn der Graf zurückkehrt, ist der Strick Euch sicher und verdient habt Ihr ihn gewiß zehnfach in Eurem ruchlosen Leben.«

Der Däne schlug ein rohes Lachen auf. »So glaubt Ihr wirklich daran?«

»Graf Boulbon hat sein Ehrenwort verpfändet, zurückzukehren.«

»Und wenn er nicht kommt?«

»Dann mögt Ihr Euch hängen lassen, wo Ihr wollt.«

»*Damned!* es gilt. An den Beinen mögt Ihr mich aufknüpfen, wenn ich nicht Recht habe. Aber bis dahin, Lieutenant, laßt mir wenigstens die Stricke daran lösen, denn die Schufte haben mich zusammengeschnürt, daß das Blut nicht durch die Adern kann!«

Der Pole hieß Slongh die Bande an den Füßen des Gefangenen etwas lockern, wenn er das Versprechen geben wolle, sich ruhig zu verhalten, und ging dann weiter.

Slongh machte sich an den zähen Lianenranken zu thun, mit welchen der Seeräuber gefesselt war. Es war das erste Mal, daß die Reihe ihn getroffen, bei diesem zu wachen und er hatte absichtlich vermieden, ihm nahe zu kommen, um jeden Verdacht zu beseitigen. Jetzt jedoch hatte er die günstigste Gelegenheit zu einer Verständigung.

»Der Teufel hole Euch, Ihr plärrender Schurke,« murmelte der Seeräuber – »ist das die Freundschaft, auf die ich zählen kann?«

»Still, Mann,« sagte der Methodist in spanischer Sprache, von der er wußte, daß sie sein Gefährte auf dem Posten nicht verstand – »was hätte es genützt, wenn ich mich mit Euch in Verlegenheit gebracht hätte? Die Amalekiter haben die Gewalt über uns, aber der Herr verläßt die Seinen nicht in der Gefahr. Glaubt Ihr, daß wir mit dem Kanoë unbemerkt an den Apachen vorbeikommen könnten?«

»Den Teufel, das ist eine Idee!«

»Ich glaube so wenig als Ihr, daß der Graf und Kreuzträger solche Narren sein werden, hierher zurückzukommen. Es wird also unsern Männern Nichts übrig bleiben, als den Versuch zu machen, sich durchzuschlagen oder auf dem Wasser zu fliehen. Zum Gelingen ist da wenig Aussicht und wir werden sicher unsern Scalp dabei lassen müssen.«

»Das ist so gewiß, wie Ihr ein Bursche seid, der wenig Lust hat zum Märtyrer, trotz alles Predigens und Psalmensingens.«

»Der Herr möge mich bewahren davor! Es ist genug, daß ich einmal nahe daran war. Nun denke ich, daß Einer oder Zwei sich eben so gut und noch bequemer aus dem Staube machen könnten, als unser würdiger General, wenn sie das Kanoë dazu benutzen wollten.«

»Und Ihr meint, wir Beide könnten das thun?«

»Ihr seht, Kapitain, daß ich Euch aufrichtig ergeben bin. Aber Ihr müßt bedenken, daß ich Euch zu Liebe ein armer Mann geworden bin.«

»Meinetwegen?«

»Nun ja – bloß aus Freundschaft für Euch habe ich mich diesem thörichten Unternehmen angeschlossen, da Ihr durchaus nicht nach Guaymas zurückkehren wolltet und da ich nun weiß –«

»Was?«

»Je nun, daß Ihr in Eurem Gürtel eingenäht noch Euer Handgeld von San Francisco und Guaymas her bei Euch führt –«

»Wer zum Teufel hat Dir das verrathen, Schuft?«

Der Methodist verdrehte die Augen. »Die Heiligen haben mich mit einem feinen Gefühl in den Fingern gesegnet. Ich sollte meinen, Ihr hättet gesehen, daß ich nicht ungeschickt mit den Karten und Würfeln umzugehen verstehe. Also – wenn Ihr versprecht, mit mir zu theilen, Kapitain, so will ich's wagen, Euch zu meinem Begleiter bei dem Entwischen zu machen.«

»Gut – Ihr sollt Euern Antheil haben. Aber wann soll es geschehen?«

»Noch während unserer Wache – sogleich! Morgen wäre es zu spät und wir würden nicht mehr die Gelegenheit dazu finden. Das Kanoë liegt keine fünf Schritte von hier.«

»Aber der englische Tölpel dort?«

»Das ist es eben, Kapitain. Ich habe versucht, ihn auszuhorchen, aber der Kerl ist zu dumm und zu ehrlich, und würde sich weigern und uns verrathen.«

»Also . . . «

»Also – er muß unschädlich gemacht werden, damit er uns nicht hindern kann.«

Der Pirat lachte höhnisch. »So – Freund Slongh! Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht die wahre Ursache ist, weshalb Ihr mich an der Flucht Antheil nehmen laßt. Ihr wißt, daß Ihr nicht fertig mit der Theerjacke werden könnt und wollt, daß ich ihr den Hals zuschnüre.«

»Nein, Kapitain – Ihr sollt Euch nur auf ihn werfen im rechten Augenblick, das Andere will ich schon selbst besorgen.«

»Aber dazu müßt Ihr mir auch die Hände losbinden.«

»Es ist nicht nöthig, Kapitain,« meinte schmeichelnd der Methodist. »Es könnte durch einen unglücklichen Zufall bemerkt werden und das Ganze stören. Ihr braucht ihn bloß nieder zu werfen, ehe er von seiner Flinte Gebrauch machen kann – das Weitere ist meine Sache!« –

»Aber –«

»Es muß sein, Kapitain! – So – Eure Füße sind frei! Setzt Euch näher zu uns und paßt auf, wenn ich sage: es ist Zeit!«

»Hört, Master Slongh,« sagte der Matrose, indem er sich umdrehte – »ich sollte denken, es wäre besser, Ihr hieltet hier Ausguck, statt mit dem Piraten da Euer Garn zu spinnen. Der Kerl verdient seinen Hanf und es soll mich freuen, ihn baumeln zu sehen.«

»Ein Sünder, der Buße thut, ist dem Herrn mehr werth, als zehn Gerechte!« näselte der Methodist. »Warum sollte ich nicht den Versuch machen, ihn zu bekehren aus seiner Finsterniß, darinnen er schlimmer ist, als die Heiden und die Apachen! Warum sollten wir nicht die Leiden seines Leibes mildern, da doch bald seine Seele brennen wird im höllischen Feuer? Setzt Euch dorthin, Kapitain, damit Ihr wenigstens den Trost einer gottseligen Unterhaltung anhört.«

Der Pirat rollte sich eine lästerliche Verwünschung murmelnd in die Nähe des Matrosen, der ärgerlich fortrückte. »Der Henker hole Euer Geplär, Bursche – glaubt Ihr wirklich, daß ein schuftiger Pirat vor Eurem Singsang seine Segel umholen und auf einen anderen Strich legen werde?«

»Der Herr hat auch die Schlimmsten erleuchtet,« meinte der Methodist, indem er dem Piraten einen Wink gab. »Ueberdies ist Kapitain Hawthorn von Eurem eigenen Gewerbe.«

»Den Teufel ist er,« gab der Matrose zur Antwort. »Nehmt Euch in Acht, Bursche, daß ich Euch nicht 'ne volle Ladung in Euern Spiegel gebe für die Beleidigung. Eine britische Theerjacke segelt niemals unter Piratenflagge, auch wenn sie einmal auf einer Abtrift von ihrem rechtmäßigen Bord ist.«

»Nun laßt's gut sein, Master William. Das Beste wäre freilich, wir sähen erst die blaue See in der Bai von San Francisco wieder vor uns statt dieses schmutzigen Gewässers. Ihr würdet auch lieber ein Tau oder eine Kanne Grogk in der Hand haben statt der Büchse da, die nicht einmal eine von den besten ist.«

Der Methodist hatte während des Gesprächs sein langes Messer aus der Tasche genommen, damit nach der amerikanischen Sitte an einem Zweige geschnitzelt und es dann neben sich in den Boden gesteckt. Jetzt nahm er dem Matrosen die Büchse aus der Hand, wie um

sie zu untersuchen, klappte den Hahn auf und entfernte dabei unbemerkt im Dunkel das Zündhütchen.

Der Pirat hatte sich im Rücken des Matrosen, der unbekümmert auf einem Steine saß und nach dem Fluß hinaus schaute, auf ein Knie erhoben, bereit, sich auf ihn zu werfen.

»Sagt, William,« fuhr Slongh fort, »wie denkt Ihr über das Versprechen unseres Generals und Kreuzträgers? ich fürchte, es ist nicht viel darauf zu rechnen.«

»Ich habe nie viel von den Franzosen gehalten,« meinte der Matrose, »sie drehen nach jedem Kompaßstrich, und nur die Yankee's, wie Ihr, sind noch schlechter und unzuverlässiger. Aber dennoch wollt ich mein ganzes Prisengeld dafür verwetten, daß uns der Admiral nicht im Stich läßt, da er sein Wort drauf gegeben und ein tapferer Bursche ist er, das mag selbst ein Britte eingestehen, ohne sich zu nahe zu treten.«

»Glaubt Ihr? – Nun, heute sollt' er kommen,« sagte der Methodist spöttisch, indem er die Büchse auf seine andere Seite legte und Hawthorn mit der Hand winkte. »Mitternacht ist längst vorüber, und ich denke, es ist . . . «

Er konnte das verhängnißvolle Wort nicht aussprechen – der Matrose, der so eben noch den Führer vertheidigt, faßte mit einer raschen Bewegung seinen Arm.

»Seht dorthin, Mann,« flüsterte er, »was bedeutet das?«

Der Methodist ließ bestürzt die Hand von dem Griff des Messers, den er bereits gefaßt hatte und sah nach der Seite, wohin der Engländer deutete.

Der Pirat, der sich erhoben, taumelte an den Felsen zurück, an dem er vorhin gelegen – seine Augen starrten gleichfalls nach der Stelle hin.

Ein lichter Streif, eine Art hellerer Nebel kam über das Wasser dem Strom entgegen rasch daher – erst formlos – dann gleich einer Gestalt – deutlicher und deutlicher und dennoch körperlos, wie das Bild einer Laternamagica oder ein lichter Schatten – –

Ein bleiches strenges Gesicht – ein ernstes Auge, das starr im Vorüberziehen auf sie gerichtet war –

Der Nebel – das Licht – ging an ihnen vorbei nach der Mitte der Insel – man wußte nicht, woher – wohin – ob Wirklichkeit, ob Täuschung –

»*Damned!*« murmelte endlich der Matrose, »ich will mich kielholen lassen – wenn das nicht der Graf war!«

»Mensch – sprecht – –«

Der Methodist saß mit bleichem Gesicht da – seine Zähne klapperten.

»Die Wunder des Herrn sind groß! – ist er wirklich zurückgekehrt?«

Ein Schrei klang von der Mitte der Insel her, durchdringend – schneidend!

Gleich darauf scholl der Ruf um Hilfe von einer Männerstimme – die Abenteurer fuhren von ihrem harten Lager empor und sammelten sich an der Stelle, von welcher der Schrei gekommen, – es war die Zweighütte der kranken Frau.

Der Matrose Jack hatte sein Gewehr ergriffen und war aufgesprungen. Als er sich umwandte, sah er den Piraten an der Klippe lehnen, die Augen weit aufgerissen, das Haar gesträubt.

»Was thust Du da, Kerl?« rief der Engländer – »wer hat Dir die Erlaubniß gegeben, aufzustehen? Nieder auf's Verdeck, oder ich schlage Dir den Schädel ein. – Geht nach dem Lager, Slongh, und seht, was der Lärmen bedeutet. – Mensch – Ihr fürchtet Euch doch nicht?«

Der Methodist zitterte an allen Gliedern. »Der Graf, sein Geist . . . « stammelte er.

»Unsinn, Mann, es giebt keine Gespenster, mit Ausnahme des Klabautermannes¹ und des fliegenden Holländers. Eine Sternschnuppe war's oder eine indianische Teufelei – Verdammt – was ist das?«

Ein Schuß krachte in einiger Entfernung drüben am rechten Ufer des Stroms – ein zweiter auf dem linken, – ein gellendes Furio, als wären hundert Teufel losgelassen! – Dann Schuß auf Schuß!

»Hurrah! Männer hierher! – Wo ist das Boot? Der Graf ist über den Apachen – wir müssen ihm zu Hilfe eilen!«

Der Pole Morawski sprang mit der Schnelligkeit und der Kraft eines Jünglings zum Ufer herunter – andere der Abenteurer, die Büchse in der Hand, folgten ihm.

»Die Ruder, William,« befahl der Lieutenant, »sechs Mann in's Boot und dann so rasch als möglich zurück!

– Wir wollen der armen Frau wenigstens eine Leichenfeier bereiten helfen im Blute der Rothhäute!«

Schuß auf Schuß krachte drüben und mischte sich in das Hurrah der Abenteurer und das Todesgeheul der überfallenen Apachen. – – –

Als Slongh, der keinerlei Beruf gefühlt, sich den Uebersetzenden anzuschließen, jetzt nach der Mitte der Insel zu dem Lager schlich, hörte er von der Zweighütte her ein tiefes Schluchzen.

Es war der alte Avignote, der neben der Leiche seiner Herrin kniete; – ein plötzlicher Herzkrampf hatte ihrem Leiden und Bangen ein Ende gemacht! –

Die Gatten waren vereint!

Die aufgehende Sonne zeigte die völlige Niederlage und Vernichtung der Apachen. Wenige nur waren den Kugeln und den Tomahawks ihrer Feinde bei dem plötzlichen Ueberfall entgangen und hatten sich in die Einöde oder die Sierra flüchten können.

Die Belagerten auf der Insel waren befreit und bereits auf dem linken Ufer, während Kreuzträger mit den Comanchen auf dem rechten die Ankunft des Grafen und der beiden Jäger erwartete.

Der alte Wegweiser halte bei dem Ueberfall sorgfältig darüber gewacht, daß dem Lord und seinen Begleitern kein Leid geschehe. Da derselbe sich an dem Kampfe nicht betheiligte hatte, glaubte der Wegweiser sich nicht einmal berechtigt, ihn bis zur Ankunft des Grafen zurückzuhalten, und bot ihm an, ihn und seine Diener durch einige der Comanchen sicher bis in die Nähe der nächsten mexikanischen Mission geleiten zu lassen.

Trotz des Sieges und der Befreiung aus ihrer gefährlichen Lage herrschte doch unter den Abenteurern eine ernste Stimmung und sie erwarteten mit einer gewissen Spannung die Ankunft des Grafen, der sie zu den lang versprochenen Goldlagern führen sollte. Ihre ernste Stimmung war durch den Tod der Gräfin, die so treulich all' ihre Anstrengungen und Gefahren getheilt hatte, und durch die seltsamen und verworrenen Erzählungen Slongh's und des Matrosen von der Erscheinung des Grafen hervorgerufen. Die Leute steckten die Köpfe

¹Ein bekanntes Schiffsgespent.

zusammen, beriethen sich über ihre nächsten Schritte und fürchteten offenbar neues Unheil. Die Mittheilungen Kreuzträgers waren nicht genügend, die Ursachen zu erklären, warum der Graf nicht mit den Comanchen zu ihrer Befreiung zurückgekommen und es herrschte offenbar ein gewisses Mißtrauen gegen diese, was machte, daß beide Parteien auf je einem der Ufer sich abgesondert von einander und nur einen geringen Verkehr unterhielten, obschon in einiger Entfernung oberhalb der Insel eine Furth das Passiren des Stromes für Reiter leicht gestattete.

Lord Drysdale hatte bereits beschlossen, das Anerbieten Kreuzträgers und seines Sohnes anzunehmen und traf seine Vorbereitungen, noch am Nachmittage aufzubrechen, um jedem Zusammentreffen mit dem Grafen auszuweichen, als der Methodist plötzlich vor dem Zelt erschien, das dem Engländer und seinen Begleitern zum Aufenthalt gedient, und ihn zu sprechen verlangte. Er führte ihn eine Strecke abseits, und mit Erstaunen sah der junge Preuße, der sich noch immer in seiner Gesellschaft befand und gleichfalls mit Ungeduld die Rückkehr des Grafen erwartete, daß der Lord mit großer Erregung die Mittheilung des Methodisten anhörte und in eine lebhaftere Verhandlung mit ihm gerieth.

Als er endlich – während Slongh in dem Kanoë zur Insel ruderte – zu dem Zelt zurückkehrte, war das Gesicht des Engländers bleich und entstellt, aber in dem festgeschlossenen Mund und dem drohenden Blick sprach sich ein finsterer Entschluß aus. Er bat den Offizier, Kreuzträger zu benachrichtigen, daß er beschlossen habe, bis zum Abzug der Comanchen zu bleiben und sie nach dem Rio del Norte zu begleiten, wo er leicht Gelegenheit finden könnte, Mexiko und einen der östlichen Häfen zu erreichen.

Der Tag und der Abend verging, ohne daß der Graf zurückkehrte. Bonifaz, der unter dem Beistande einiger der Abenteurer auf der Insel unter der Korkeiche ein Grab gegraben, war herüber gekommen, um mit Kreuzträger und dem Preußen von seinem Herrn zu sprechen und diesen zu erwarten, da er es für Pflicht hielt, ihm zuerst die traurige Botschaft zu überbringen. Obschon er die Erzählungen Slongh's als eine alberne Erfindung und eine Eingebung seiner Furcht zurückgewiesen, war sein Wesen doch sichtlich schwer gedrückt und trübe. Auch der junge Preuße konnte eine ernste Stimmung nicht verbergen und seine Blicke weilten oft lange und unentschlossen auf der jungen Indianerin, die mit ihnen am Feuer saß.

Die Todte auf der Insel, die arme kleine Schauspielerin mit dem treuen und aufopfernden Herzen, lag allein neben dem Grabe, das sich am nächsten Morgen über ihr schließen sollte. Von beiden Ufern leuchteten die Feuer der rothen und weißen Männer, und mit ungestümem Rauschen brach sich der Strom an den Klippen.

Jetzt erklang ein leiser Pfiff unter den Felsen des rechten Ufers unterhalb der Insel, und alsbald stiegen zwei dunkle Gestalten die Bank hinab, die eine hoch und stattlich, die andere an der Erde in seltsamer Weise sich hinschiebend.

»Hier, Mylord – hier herunter!« flüsterte die Stimme Slongh's.

Der Lord sprang hinab, dann nahm er seinen verkrüppelten Diener in die Arme und hob ihn in das Kanoë. Der Malaye ergriff das zweite Ruder und mit der vollen Kraft seiner Arme trieb er das leichte Fahrzeug gegen den Strom. Nach wenigen Minuten landeten sie an der Spitze der Insel. Der Methodist befestigte den Kahn, dann half er dem Krüppel an's Ufer.

»Haben Sie die Stricke, Mylord?« flüsterte er.

»Sie sind fest und gut. Verlaßt Euch darauf.«

»Dann folgen Sie mir mit aller Vorsicht und Stille – er ist verteufelt mißtrauisch.«

Slongh ging voran bis an die Klippen der Westseite des kleinen Eilands – dort hustete er.

Sogleich hörte man im Dunkel sich etwas regen, ein mürrischer Fluch wurde laut und die Stimme Hawthorns, des Piraten, nannte den Namen des Methodisten.

»Es ist Alles sicher, Kapitain,« sagte dieser. »Kommt nur hervor aus Eurem Versteck, das Kanoë ist da und in einer halben Stunde sind wir Beide in Sicherheit.«

»Der Teufel hole Euch, Schurke,« murrte der Pirat, der mühsam aus einer Menge Buschwerk und Gräsern sich hervorarbeitete, die das Loch bedeckt hielten, in das er sich mit Hilfe des Methodisten versteckt hatte, als in der Nacht vorher der Kampf mit den Apachen entbrannt war und die Abenteurer ihren unbekanntes Bundesgenossen zu Hilfe eilten, ohne sich um ihn zu bekümmern. – »Warum habt Ihr mir nicht wenigstens die Hände frei gemacht, daß ich mich vor diesen verdammten Dornen schützen konnte? – Mich den ganzen Tag in dem Loch da liegen zu lassen ist ein schlechtes Freundschaftsstück. Schneidet sogleich den Strick durch, damit ich endlich meine Arme brauchen kann!«

»Gleich, gleich, Kapitain,« sagte der Verräther, »Ihr müßt Euch noch einen Augenblick gedulden, denn ich habe das Messer im Kanoë gelassen. Ich mußte mich auf alle Fälle sichern – jetzt aber glauben die Narren, Ihr habt die Gelegenheit vorgezogen, in's Wasser zu springen, statt auf die Schlinge zu warten, und so sind wir ganz sicher. Die Apachen sind erschlagen durch Kreuzträger und eine Bande Comanchen, oder verjagt, unsere Leute lagern alle auf dem linken Ufer, der Graf, mit dessen Spuk unsere eigene Einbildung uns erschreckt hat, kommt erst morgen zurück, und wenn wir uns mit dem Strom eine halbe Stunde lang den Fluß hinunter treiben lassen, sind wir unsere freien Herren und aller Gefahr ledig, – es müßte denn sein, daß . . . «

»Was meint Ihr?«

»Je nun, daß Ihr noch einmal auf Euren schlimmsten Feind, den Engländer, stoßen würdet. Aber kommt hierher, Kapitain – hier ist das Kanoë!«

»Der Teufel gesegne Dir die Erinnerung!« fluchte der Pirat. »Nenne den Namen noch einmal, und ich schlage Dich zu Boden, wie einen tollen Hund!«

»Wenn Ihr je die Gelegenheit dazu bekommt!« lachte boshaft der Methodist. »Auf ihn!«

Der Seeräuber stieß einen gräßlichen Fluch aus und wollte vorwärts springen, denn er fühlte seine Beine fest umklammert – aber im nächsten Augenblick waren diese unter ihm weg und er zu Boden gerissen. Ein Knie setzte sich schwer auf seine Brust und eine starke Hand preßte ihm einen Knebel in den Mund, während seine Füße auf's Neue mit festen Banden umschlungen wurden.

»Mörder!« zischte eine Stimme über ihm, während der Elende selbst in dem Dunkel ein bleiches Gesicht und funkelnde Augen über sich erkennen konnte. »Mörder, denk' an das chinesische Meer und bereite Dich auf Dein Schicksal!«

Der Pirat kannte diese Stimme – sein Haar sträubte sich bei ihrem Klang – seine Augen schienen vor Entsetzen aus ihren Höhlen zu quellen. Vergebens versuchte er Widerstand und riß wie rasend an seinen Banden – fester und fester schlangen sie sich um seine Glieder, ihn zu einer hilflosen Masse machend, und der Knebel zwischen seinen Zähnen erstickte den Schrei der Wuth, den Ruf um Hilfe.

Der Lord hatte sich erhoben – er streckte die Hand nach dem Sternenhimmel empor, als danke er dem Rächer da oben, daß er das furchtbare Amt endlich in seine Hände gegeben.

Mahadrö, der Krüppel, kniete an der Seite des Gefesselten und murmelte Gebete.

»Ich sagte es Euch ja, Freund Hawthorn,« bemerkte spottend der Methodist, »daß Ihr gerettet wäret, wenn Ihr nicht etwa das Unglück hättet, auf Seine Herrlichkeit zu stoßen. Aus alter Freundschaft soll es mir auf eine Hand voll Gebete für die Rettung Eurer armen Seele aus dem höllischen Pfuhle nicht ankommen, und ich weiß, das wird Euch ein Trost sein, wenn Ihr jetzt hinüber müßt!«

»Still!« befahl der Lord. »Sie versicherten mich, daß der Ort, wo dieser Mann sich heute versteckt gehalten, ihn sicher vor Entdeckung schützen würde?«

»Gewiß, Mylord!«

»Hier sind die zweihundert Pfund, die Sie dafür verlangten, ihn in meine Hände zu liefern, und fünfzig darüber, damit Sie thun, was ich befehle.«

Der Methodist steckte die Banknoten ein, aber er konnte sich eines Zitterns dabei nicht erwehren. »Ich danke, Mylord – er hat den Tod sicher verdient, und eine Kugel durch die Schläfe, oder eine Schlinge um den Hals . . . «

Der Engländer lachte, – es war ein kurzes, kaltes, teuflisches Lachen.

»Was wissen Sie davon, was ich mit diesem Manne abzumachen habe!« sagte er rauh. – »Glauben Sie, daß ich drei Jahre ihm gefolgt bin durch Meere und Länder, um mit ihm die kurze Abrechnung einer Kugel zu halten? – Fassen Sie an . . . «

»Aber – Mylord – was wollen Sie thun?«

»Gehorchen Sie!« sagte der Lord streng. »Sie haben Ihren Lohn erhalten. Nehmen Sie seinen Kopf, indeß ich die Füße nehme, und lassen Sie uns ihn in das Versteck zurückbringen!«

Der Methodist, dem es kalt über den Leib rieselte bei dem unbekanntem Schicksal, welches das Opfer seines spekulativen Verraths erwartete, gehorchte. So trugen die beiden Männer den hilflosen Körper zu der Felshöhlung zurück, in der er früher sich verborgen, und warfen ihn gleich einem leblosen Klumpen da hinein. Der Lord selbst half auf's Neue, ihn mit Zweigen, Steinen und Gestrüpp bedecken, bis selbst das hellste Tageslicht keine Spur mehr von ihm zeigen konnte.

Dann wandte sich der ehemalige Missionair zu seinem verkrüppelten Begleiter.

»Mahadrö,« sagte er langsam und schwer, »ich versprach Dir einst, Deine Treue zu lohnen und Deine Leiden zu vergüten. Ich will es thun, indem ich Dir den Beweis meines höchsten Vertrauens gebe. Bewache diesen Mann, bis ich sein Leben von Dir fordere!«

»Du sollst nicht tödten, spricht der Herr! Die Rache ist mein!« sprach feierlich der Krüppel.

»Blut für Blut! Leben für Leben! ich habe geschworen, das Schwert seiner Hand zu sein! Gehorche!«

Er winkte ungeduldig dem Methodisten nach dem Kahn und hieß ihn einsteigen.

Mit festen Ruderschlägen trieb er das Fahrzeug nach dem jenseitigen Ufer; – ohne daß er ein Wort zu sprechen wagte, sprang Slongh an's Land und eilte davon, als wäre der Rächer auf seinen eigenen Fersen.

Der Lord kehrte zu dem Lager der Comanchen zurück und warf sich am Eingang seines Zeltes auf die Decke nieder, die sein Lager bildete, das Auge in jene unermesslichen Tiefen des Himmels tauchend, aus denen Myriaden von Welten ihm blitzten und leuchteten.

Seine Welt war öde und leer – *sein* Stern längst versunken!

In tiefem Sinnen fand ihn noch der Morgen!

Es war eine Stunde nach Sonnenaufgang, als umher schwärmende Reiter der Comanchen verkündeten, daß am Ufer des Flusses von Süden her ein Mann auf einem Mustang sich näherte, ein zweites Pferd am Zügel führend.

Bald erkannten Kreuzträger und der Lord den Trapper. Zum Erstaunen Aller kam er allein.

Man umringte ihn, als er herangekommen, Bonifaz und der Preuße bedrängten ihn voll Besorgniß mit Fragen nach dem Grafen.

Die Miene Eisenarms war ernst und undurchdringlich. Er begnügte sich damit, sich zu Kreuzträger zu wenden und ihn zu fragen:

»Wo ist Señor Bonifazio, der Begleiter des Conde? ich habe eine Botschaft für ihn.«

»Hier, Mann – ich bin es! Wo ist mein theurer Herr? Es ist ihm doch kein Unheil begegnet?«

»Der Graf,« sagte einfach der Trapper, »ist todt. Gottes Wille, der in der Einöde, wie in den Städten regiert, hat seinem Wege ein Ende gemacht. Nehmet dies Zeichen zum Beweise der Wahrheit meiner Aussage.«

Er reichte ihm den Siegelring mit dem Wappen der Lilien und dem schrägen Balken.

Der Schlag war so unerwartet, so furchtbar, nachdem Kreuzträger mit den Comanchen die Nachricht gebracht hatte, wie Alle glücklich den gefährlichen Kampf bestanden, daß im ersten Augenblick Niemand ein Wort zu sagen wußte. Der alte Avignote bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in tiefes Schluchzen aus.

Obschon der Lord keine Ursache hatte, für das Schicksal des Franzosen ein Interesse zu zeigen, veranlaßte ihn doch die Achtung, die ein entschlossener und tapferer Mann selbst dem gleichen Feinde zollt, sofort einzuschreiten.

»Master Eisenarm,« sagte er – »ich habe Ihren Charakter kennen und achten gelernt und zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit Ihrer traurigen Nachricht. Aber wenn auch die Gattin des unglücklichen Mannes ihm im Tode vorangegangen ist, so hat Graf Boulbon doch zahlreiche Freunde hier zurückgelassen, die Rechenschaft über die Art und Weise seines Todes von Ihnen verlangen müssen, da Sie und der Indianer, Ihr Freund, den wir gleichfalls hier nicht sehen, die Personen sind, in deren Gesellschaft Kreuzträger den Grafen gesund und kräftig zurückgelassen hat.«

»Wir haben den Todten nicht zu uns gerufen, Mylord,« sagte ruhig der Trapper, »er ist aus eigenem Antriebe gekommen und in gleicher Weise geblieben, als er hierher zurückkehren und seine Freunde befreien konnte. Niemand hat demnach ein Recht, mich für sein Schicksal verantwortlich zu machen. Dennoch bin ich bereit, dem Manne, den er selbst bestimmt hat, die näheren Umstände mitzuthemen, so weit ein Eid mich nicht bindet. Señor Bonifazio, ich wünsche mit Ihnen allein zu sprechen, während ich zugleich Señor Kreuzträger bitte, diese beiden Pferde in Obhut zu nehmen, und Niemandem zu gestatten, sie zu berühren.«

Die ruhige feste Weise Eisenarms unterdrückte jedes Mißtrauen – Bonifaz willigte sofort ein und ging ihm voran nach einer kleinen Anhöhe, einige hundert Schritte von dem Lager entfernt, wo Niemand ihre Unterredung vernehmen und man jeden sich Nähernden sehen konnte.

Hier setzten sich Beide nieder und der Trapper zog aus seiner Jagdtasche das Portefeuille, in welchem der Graf kurz vor dem Kampf seine letzten Bestimmungen für den Fall seines Todes nieder geschrieben hatte, und reichte es dem Avignoten.

»Ich kann nicht lesen, Fremder,« sagte er einfach, »und weiß nur, daß der Conde mir empfohlen hat, im Fall seines Todes Euch dies zu geben. Wenn Ihr es gelesen, und es vielleicht sich nöthig erweist, mögt Ihr mir davon mittheilen, was Euch gut dünkt.«

Bonifaz öffnete das Portefeuille und fand darin zwei beschriebene Blätter.

Das erste war eine Art Testament und lautete:

»Dies für den Fall meines Todes! Ich Horace Aimé, Graf Raousset Boulbon setze zum Erben all' meiner Habe diesseits und jenseits des Meeres ein meine Frau Suzanne Clement und unsern Sohn Louis, Grafen von Boulbon. Ich bestimme, daß derselbe im Waffendienst Frankreichs erzogen wird, und soll gedachter Louis Graf Boulbon, sobald er das 23. Jahr

vollendet hat, hier in Mexiko an Ort und Stelle das von mir ihm hinterlassene Erbe in Empfang nehmen und nach Ehr und Gewissen und zum Besten Frankreichs damit verfahren. Zu Vormündern dieses meines Sohnes ernenne ich den Grafen Edgar Ney, meinen Freund und Begleiter Bonifaz Cornoche und den Trapper Leblanc genannt Eisenarm. Möge Gott meine Erben und ihre Vormünder in Seinen allmächtigen Schutz nehmen und sie meiner in Liebe und Nachsicht gedenken lassen.«

Der Avignote las seinem Gefährten dieß Testament wörtlich vor.

»Es ist sehr freundlich von einem so vornehmen Herrn,« sagte der Jäger, »eines armen Mannes wie ich bin, zu gedenken und ihn also zu ehren. Lesen Sie das andere Blatt, Señor Bonifazio, ich hoffe, es steht etwas Näheres darin, wie ich mich zu verhalten habe.«

Das zweite Blatt war an Bonifaz selbst gerichtet und lautete also:

»Meinem alten Freunde und Begleiter durch's Leben, Bonifaz Cornoche Gruß und Dank! Nicht besser weiß ich Dir zu lohnen, als indem ich Dich zum Freund und Wächter meines Sohnes bestelle. Der Trapper Eisenarm, ein wackerer Mann, wird Dich mit dem Umstand bekannt machen, so weit es nöthig und zulässig, daß meinem Sohn ein reiches Erbe in diesem Lande zusteht. Gott hat nicht gewollt, daß ich es hebe, so möge denn mein Sohn es thun unter Eurem Beistand, jedoch nicht eher, als in dem Jahr, in welchem er 24 Jahr alt wird, also von heute ab in dreizehn Jahren. Du sollst, wenn Du am Leben, ihn selbst nach der Sonora begleiten und magst allen Anweisungen Eisenarms und seines indianischen Freundes folgen. Laß meinen Sohn des Namens sich würdig zeigen, den er trägt und möge Gott Dir alle Liebe und Treue lohnen.

Aimé Boulbon.«

Der Avignote vergoß heiße Thränen, als er diese Zeilen seines geliebten Herrn und Freundes gleich den andern dem Trapper vorlas, der sie aufmerksam anhörte. Dann folgte eine lange Unterredung zwischen den beiden Männern und die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie zu ihren Freunden zurückkehrten.

Sie waren nach reiflicher Ueberlegung zu dem Entschluß gekommen, wenn auch nicht das Geheimniß der Todesart des Grafen und des Goldthals, – von dem Eisenarm dem Avignoten auch nur so viel mittheilte, als der Eid der drei Blutbrüder ihm gestattete, – so doch die letzten Bestimmungen des Grafen den vertrauten Freunden mitzutheilen, und mit ihnen zu berathen, in welcher Weise die Abenteurer abgefunden werden sollten.

Der Lord, Kreuzträger und sein Sohn, der junge Offizier und Windenblüthe wurden deshalb zusammenberufen, und Eisenarm öffnete vor den Blicken der Staunenden die Last, welche der Mustang, den er mit sich geführt, getragen hatte. Die beiden Decken enthielten die Goldstufen, welche der Graf in dem Thale zur Mitnahme bestimmt hatte, und den Block, den der Indianer getragen. Es konnten an Gewicht nach der oberflächlichen Schätzung an zweihundert Pfund gediegenes Gold sein.

»Freunde,« sagte der Avignote, »ich habe die Pflicht, Ihnen zu sagen, daß mein Gebieter, der Graf, bei der Aufsuchung einer Bonanza verunglückt ist und den Tod gefunden hat. Eisenarm hat mir die überzeugenden Beweise dafür und den letzten Willen meines unglücklichen Herren überbracht – den wackeren Mann trifft keine Schuld, und indem ich ihm hier vor Ihnen die Hand reiche, ist es die eines Freundes, der ihm dankt für die Treue und Redlichkeit, die er bewiesen. Mögen Gott und die Heiligen der unsterblichen Seele meines unglücklichen Herrn gnädig sein und seinem Leibe an unbekanntem Ort und fern von der Seite seiner Gattin die ewige Ruhe schenken bis zum Tage der Auferstehung. Was der Graf an jenem Ort an Gold gefunden, hat dieser Mann hierher gebracht, es soll zu gleichen Theilen zwischen seinem Sohn und Erben und den Männern dort jenseits des Flusses getheilt werden, die ihm zu seinem Unternehmen gefolgt waren. Mögen Sie uns nun Rath geben, wie dies am Besten zu machen ist, ohne den Dämon des Neides und der Habsucht wach zu rufen und vielleicht noch mehr Blut zu vergießen, als um dies Gold schon geflossen ist.«

Die Berathung war lang und voll verschiedener Meinungen, bis Lord Drysdale endlich folgenden Vorschlag machte.

»Ihr Wunsch, Señor Eisenarm und Señor Bonifazio scheint es,« sagte er – »jene Männer sobald als möglich dahin zurückzusenden, woher sie gekommen, um jeden Zwiespalt mit ihnen zu vermeiden. Ich besitze in meinem Portefeuille Wechsel auf Guaymas und San Francisco im Betrage von fünf- bis sechstausend Pfund Sterling. Nun mögen Sie selbst den Theil des Goldes schätzen, der auf den Antheil jener Männer kommt, und ich bin bereit, zu diesem Betrage ihnen die Wechsel auszuhändigen nach Abzug des Antheils Meister Kreuzträgers und meines jungen Freundes hier. Indem dies als ein Vermächtniß des Grafen an Jene gilt, brauchen sie Nichts von dem Vorhandensein dieses Goldes zu wissen und werden genöthigt sein, zur Versilberung der Papiere und zur Theilung der Summe alsbald nach dem Westen aufzubrechen. Da ich mich entschlossen habe, mit Meister Kreuzträger und seinen neuen Freunden, den Comanchen, nach dem Rio del Norte zu gehen und über Mexiko und Veracruz nach England zurückzukehren, schlage ich Ihnen vor, Master Bonifaz, uns zu begleiten, statt sich der Gefahr auszusetzen, um das Erbe des jungen Grafen auf dem Wege nach der westlichen Küste, vielleicht von Ihren alten Gefährten selbst, beraubt zu werden. In Chihuahua oder Monterey werden wir leicht Gelegenheit finden, unser Gold in neue Wechsel auf Mexiko oder Europa umzusetzen und so der Beschwerde weiterer Mitführung enthoben sein. Sir Arnold Kleist ist bereit, nachdem der Tod des Grafen seine Verpflichtung gelöst, mit mir zu gehen, und so bliebe denn nur die Frage, was Sie, Señor Eisenarm, zu thun gedenken.«

»Mylord,« sagte der Trapper – »ich passe nicht in die Städte – mein Leben gehört der Einöde. Außerdem habe ich in ihr eine heilige Pflicht zu erfüllen. Was Sie vorschlagen, obschon ich nicht recht verstehe, was ein Wechsel ist, scheint mir gerecht und zweckmäßig. Wenn der Graf und Sie auch Gegner im Leben waren, so wird er es Ihnen doch im Tode danken.«

Nach einigen weiteren Erörterungen wurde der Vorschlag des Lords als der zweckmäßigste Ausweg angenommen und das Gold getheilt. Mit Hilfe einer leicht improvisirten Waage wurde der Antheil der Abenteurer nach dem Gewicht von Büchsenkugeln auf etwas über neunzig Pfund geschätzt und Lord Drysdale gab dafür Anweisungen auf fünftausend Pfund Sterling. Das Gold wurde aufs Neue sorgsam für den Transport verpackt und unter die Aufsicht Kreuzträgers gestellt. Bonifaz übernahm den Auftrag, die Gesellschaft der Goldsucher auf der andern Seite des Stromes, die schon wiederholt Zeichen der Ungeduld und Erwartung gegeben, von dem Tode des Grafen in Kenntniß zu sehen und Lieutenant Morawski die Wechsel zur Erhebung und gerechten Vertheilung des Betrages auszuhändigen. Falkenherz und ein Theil der Comanchen begleiteten ihn zu Pferde durch die Furth oberhalb der Insel, während die anderen unter Kreuzträgers Leitung die Vorbereitungen zum Aufbruch trafen.

Bei alle diesen Verhandlungen und Vorgängen hatte der Trapper es sorgfältig und mit einer gewissen Beklommenheit in seinem ehrlichen Gemüth vermieden, des Indianers, seines jungen Freundes zu erwähnen, obschon die Augen des jungen Mädchens oft fragend und voll Besorgniß auf ihn gerichtet waren. Jetzt aber fühlte er, daß er der traurigen Pflicht nicht länger ausweichen durfte.

Die Indianerin war zu ihm getreten und hatte sanft die Hand auf seinen Arm gelegt, während Lieutenant von Kleist nicht weit entfernt von ihr stand.

»Mein weißer Vater,« sagte das Mädchen mit ihrer sanften Stimme, »hat Schmerz in die Ohren seiner Freunde geflüstert. Vielleicht bringt er Freude für Windenblüthe, indem er ihr erzählt, daß der Jaguar seiner Schwester gedenkt und ihr erlaubt, wieder sein Wildpret zu bereiten.«

»Der Jaguar,« erwiderte der Trapper traurig, »gedenkt Comeo's, seiner Schwester, aber der Große Geist hat gewollt, daß er sie niemals wiedersehen soll.«

»So ist er todt?«

»Ich habe gesagt, Kind, daß er Deiner gedenkt. Er will, daß Du zu dem Volke der Comanchen zurückkehrst, sie werden der Tochter eines Toyah und der Schwester eines Häuptlings die Aufnahme nicht versagen. Es ist nicht die wenigst schwerste meiner Pflichten, Mädchen, daß auch ich mich von Dir trennen soll und nicht mehr Dich beschützen kann.«

Warme Thränen rollten über das kindliche Gesicht der Indianerin. »Darf Eisenarm einer Schwester nicht Näheres sagen über das Schicksal ihres einzigen Bruders?«

»Es ist unnütz, Kind, und würde Dir nur größere Schmerzen bereiten. Genug – der Große Geist hat es gewollt, daß sein Geist umnachtet war und daß ihm großes Unglück widerfahren. Er wird entscheiden, ob der Jaguar jagen soll mit den Geistern seiner Väter, oder noch länger wandern auf dieser Erde. Der Schatten, der die Seele eines tapferen Kriegers verhüllt, ist gebüßt. Auf alle Fälle ist ihm ein treuer Freund geblieben, der für ihn sorgen wird wie ein Bruder. Und auch Du, Comeo, sollst nicht zu kurz kommen, so lange ich eine Büchse führen kann. Ich will mit Kreuzträger sprechen, und durch die Händler alle Jahre einen Pack guter Felle für Deinen Unterhalt zu dem Stamme der Comanchen senden, der Dich als Tochter angenommen hat.«

Das Mädchen fuhr fort, still zu weinen, ohne daß sie es, mit dem leidenden Gehorsam einer Indianerin, wagte, dem Willen ihres Bruders und ihres alten Freundes zu widersprechen. Dieser stand in tiefem und schmerzlichem Sinnen auf seine Büchse gelehnt, als der Preuße ihn anredete.

Das Gespräch zwischen Eisenarm und der Indianerin war in der Mundart der Comanchen geführt worden, also von dem Offizier nicht verstanden worden. Aber die Thränen seiner treuen Pflegerin und Lebensretterin hatten deutlich genug gesprochen, um seine Theilnahme zu erregen.

»Señor Eisenarm,« sagte er entschlossen, »Comeo hat in der Höhle aus Dankbarkeit für den kleinen Dienst, den ich ihr erwiesen, Sie und ihren Bruder verlassen. Ohne ihre Pflege und Aufopferung lebte ich wahrscheinlich nicht mehr. Ich habe also ein Recht zu fragen, warum weint Comeo, und wo ist der »Jaguar«, ihr Bruder?«

Der Trapper zögerte mit der Antwort; als er aber den Blick voll Anhänglichkeit und Vertrauen bemerkte, den das Mädchen bei der Frage des Offiziers auf diesen heftete, entschloß er sich zu antworten.

»Wonodongah,« sagte er, »ist todt für seine Schwester und seine Freunde – er wird Keinen wiedersehen, auch wenn er lebt. Comeo ist eine Waise, sie wird zu ihrem Volke zurückkehren und in seinen Dörfern leben!«

»Nein, bei Gott,« rief der Offizier, »dies soll ihr Loos nicht sein! Ich habe selbst keine Heimath und Nichts als meine Arme und das kleine Erbe meines edlen Anführers, aber hier, Mädchen, biete ich Dir ein ehrliches Herz und frage Dich, willst Du als mein Weib mir folgen und mir helfen, uns Beiden eine neue Heimath zu gründen, sei es, wo es Gott gefällt!?«

Das Mädchen sank an ihm nieder. »O Herr,« sagte sie, »ich bin ja nur eine Indianerin und meine Haut ist roth!«

»Und wäre sie schwarz wie die Nacht, so wärest Du doch ein Engel des Lichts an Liebe und Herzengüte. Ich liebe Dich nicht aus Dankbarkeit, sondern um Deiner selbst willen, und wenn dieser ehrliche und wackere Mann derjenige ist, der die Stelle Deines Bruders vertritt, so sage ich ihm, Arnold von Kleist begehrt die Indianerin Comeo zu seinem Weibe, und der erste Priester, dem wir begegnen, soll diese Ehe einsegnen, indem er die Braut zugleich durch die Taufe in die große christliche Gemeinschaft aufnimmt, der sie durch ihre Ueberzeugung bereits angehört.«

Die Indianerin schluchzte aus tiefem Herzen, indem sie die Hand ihres jungen Freundes mit Küssen bedeckte. Der Trapper reichte ihm die seine.

»Señor,« sagte er, »ich habe selbst erfahren, daß Sie ein tapferer und wackerer Mann sind, und so geben Sie mir Ihr Wort, das Kind stets gut und freundlich behandeln zu wollen, und nehmen Sie sie hin – obschon ich früher es anders dachte.«

Er preßte ihm fest die Hand, dann wandte er sich und ging zu dem Wegweiser. –

Weiter hinauf am Ufer über der Insel konnte man die Vorgänge auf der andern Seite des Flusses leicht beobachten. Man sah, wie die Abenteurer den Avignoten und seine Begleiter umdrängten und eine lebhaftere Verhandlung stattfand. Anfangs schienen sie den so unerwarteten Tod ihres Führers kaum glauben zu wollen, erst nachdem Bonifaz ihnen den – wenigstens dem Polen wohlbekannten – Siegelring des Todten zeigte, überzeugten sie sich mehr davon.

Die bedeutende Summe, die ihnen mit der Nachricht überwiesen und in die Hände Morawski's niedergelegt wurde, regte auf's Neue alle die schlechten und gehässigen Leidenschaften der Habgier und des Eigennutzes in den Meisten auf, und hätten sie irgend einen Anhalt für ihr Mißtrauen auffinden oder einen Fingerzeig für ihre eigenen Nachforschungen nach Gold gewinnen können, würden sie sicher dieselben fortgesetzt haben. Vielleicht war es ein Glück,

daß der Avignote von den Comanchenkriegern begleitet worden und sie nicht mehr im Besitz des Kanoës oder einer hinreichenden Anzahl von Pferden waren. Ihre nächste Sorge erschien jetzt, ob auch die übergebenen Anweisungen gültig und zu realisiren waren. Dies zu erfahren, blieb freilich nur eine Möglichkeit, und nach mancherlei Streit und Zank beschloß man, da Keiner dem Andern trauen wollte, so eilig als möglich nach dem Westen aufzubrechen und sich nicht eher zu trennen, als bis die Papiere versilbert wären und sie sich in den Betrag theilen könnten.

Im Stillen beschloß natürlich fast Jeder, dann allein in diese Gegend zurückzukehren, um weitere Nachforschungen nach dem geheimnißvollen Schatze anzustellen, von dem der Graf ihnen versichert hatte, daß er nicht mehr fern sein könne.

Nachdem Bonifaz von seinen bisherigen Gefährten Abschied genommen, eine Sache, die nicht viel Zeit oder auf beiden Seiten viel Leidwesen verursachte, kehrte er mit Falkenherz und den Comanchen nach dem andern Ufer zurück.

Die Sucht der Abenteurer, in Besitz ihres Geldes zu kommen, war so mächtig, daß schon im Lauf der nächsten Stunde man sie ihren Lagerplatz verlassen und eilig nach Westen ziehen sah. Sie hatten sich nicht einmal Zeit genommen, die Beerdigung der Gattin ihres tapfern Anführers, die so treu alle Leiden und Anstrengungen mit ihnen getheilt, abzuwarten.

Diese heilige Pflicht hatte Bonifaz noch zu erfüllen, ehe sie von dieser Stätte der Trauer Abschied nehmen konnten.

Mit Hilfe des Kreuzträgers und des Trappers wurde mit den Tomahawks ein rohes Kreuz gezimmert, das die letzte Ruhestätte der jungen Frau bezeichnen sollte. Als dies vollendet, holte man das Kanoë in der Strömung herauf, um nach der Insel überzusehen. Die sämtlichen Weißen, Windenblüthe, in deren sanftem Gesicht der Ausdruck unbeschreiblichen Glückes mit dem schmerzlichen Andenken an den verlorenen Bruder wechselte – und Falkenherz fuhren nach der Insel über, um der Todten den letzten Dienst auf Erden zu erweisen.

Von Allen hatte sie zwar nur der Avignote näher gekannt und geliebt, aber seine Erzählung ihrer Liebe und Aufopferung rührte selbst die Herzen der Fremden tief, und Kreuzträger gedachte dabei der verlorenen Tochter.

Die Männer waren zwar erstaunt, auf der Insel dem Krüppel zu begegnen, den sie seit dem Morgen nicht gesehen, aber in dem kleinen Zelt des Lords gewöhnt hatten, doch sie enthielten sich der Fragen nach jener Gewöhnung der Prairie, die Jeden unbehindert seinen eigenen Geschäften nachgehen läßt.

Windenblüthe hatte am Ufer in den Büschen von wildem Oleander und Myrthe Blumen und Zweige gepflückt und zu Kränzen gewunden, mit denen sie jetzt die Todte schmückte. Bonifaz hüllte dieselbe in eine Decke, und so senkten die Männer sie in das einsame Grab, von dem Wasser umrauscht, das ihr Grüße brachte von dem Ort, wo unbestattet unter den unseligen Schätzen, die sein Ehrgeiz erstrebt, der Mann ruhte, dem sie in treuer, so lange unbelohnter Aufopferung ihr ganzes Leben gewidmet hatte und aus der Heimath über das Weltmeer bis zu ihrem Grabe gefolgt war.

Als die Erde sich über der armen Frau geschlossen hatte und ein Hügel sich über ihr wölbte, pflanzte Bonifaz das Kreuz darauf und Alle knieten am Grabe nieder, ein andächtig Gebet zu sprechen.

Auch auf den Lord – obschon er die Verstorbene im Leben wohl kaum gesehen, – schien die einfache Feier einen tiefen Eindruck gemacht zu haben.

Er blieb stumm und finster, als das Gefühl des Schmerzes sich jetzt bei Allen in Worte löste, und man Anstalten traf, nach dem Ufer zurückzukehren.

Eisenarm, der Preuße und Windenblüthe waren die Ersten, die Falkenherz über den Strom setzte, um mit dem Kanoë zurückkehrend, dann die Andern zu holen.

Während sie auf der Insel warteten, zeigte sich der Malaye sehr unruhig und schien wiederholt mit einem der Männer sprechen zu wollen, aber ein finsterer Blick seines Gebieters schloß ihm den Mund. Kreuzträger, der weniger von dem Vorhergegangenen berührt, ruhiger beobachtete, bemerkte, daß der Engländer unruhig umherging und mit einem Entschluß zu kämpfen schien.

Endlich kam Falkenherz mit dem Boot zurück, und der Wegweiser erinnerte seine Gefährten daran, daß es Zeit sei, aufzubrechen.

Bonifaz machte zum letzten Mal das Zeichen des Kreuzes über die letzte Ruhestätte seiner Gebieterin und stieg mit dem Wegweiser in das Kanoë.

Lord Drysdale jedoch machte keine Anstalten, ihnen zu folgen.

»Mylord,« sagte der Avignote, – »kommen Sie, es ist Zeit, wenn wir vor Einbruch der Nacht noch eine Strecke Weges zurücklegen wollen.«

»Einen Augenblick, Sir. Ich habe eine Bitte an Sie. Während Sie Alles zu sofortigem Aufbruch bereiten und Lieutenant von Kleist auch unsere wenigen Sachen in Ordnung bringt, habe ich noch ein Geschäft an diesem Ort zu verrichten. Es wird nicht lange in Anspruch nehmen und vielleicht erweist uns dieser junge Häuptling, Ihr Sohn, oder einer seiner Krieger den Dienst, uns mit dem Kanoë abzuholen.«

Bonifaz sah den Lord erstaunt an, Kreuzträger jedoch begann die Wahrheit zu ahnen.

»Mylord,« sagte er – – »es ist besser, wenn die Menschen Gott die Rache überlassen. Seine Hand weiß Jeden zu finden. Bedenken Sie, daß Sie ein Christ sind und – wie man mir sagte – selbst ein Priester waren.«

Die schlanke Gestalt des Engländers richtete sich hoch empor, sein blaues Auge strahlte ein unheimliches Feuer.

»Wenn Sie den Christen suchen – so sprechen Sie zu Dem da!« er wies auf den Malayen. »Sein Gott ist der meine geworden – der Gott der Rache! Haben Sie an Vergebung gedacht, als Ihr Weib und Kind sich in den Banden der Apachen wanden? – und doch war es nur der Tod, der ihnen an's Herz griff, und Sie haben nicht gesehen, was die Augen Henry Norfords schauen mußten vom sinkenden Decke der Dschonke. Gehen Sie, Mann, gedenken Sie, wie oft Ihre Kugel und Ihr Messer das Herz eines Apachen durchbohrt, und sprechen Sie nicht zu Dem, der Maria Roncamp leiden und sterben sah, von Schonung. Drei Jahre habe ich ihn auf Meer und Land gesucht – vor Ihren eigenen Augen habe ich den höchsten Schimpf eines Mannes um ihn erlitten – jetzt ist er *mein*, und seine Stunde ist gekommen!«

Der gebietende Wink seines Armes wies hinüber nach dem Ufer – der alte Mann senkte sein Haupt und gab einen Wink, – das Boot stieß ab.

Der Lord von Drysdale wandte sich zu seinem Diener.

»Es ist Zeit, Mahadrö, komm!«

Er ging ihm voran nach dem Felsenversteck, in dem sie den Körper des Piraten verborgen hatten. Seine Hand riß mit fieberhafter Hast das Gestrüpp und die Zweige fort, die ihn bedeckten.

Die Augen des Piraten standen weit offen, blutunterlaufen, und starrten ihn an mit einem Gemisch von Wuth und Furcht. Eine Minute wohl begegneten die Augen des Engländers diesem Blick, dann faßte er den schweren, regungslos zusammengeschnürten Körper und trug ihn wie den eines Kindes bis in die Mitte der Insel, wo er ihn zu Boden warf.

Der Pirat machte eine wahnsinnige Anstrengung, die Bande zu zerreißen, das Blut tropfte an seinen Gelenken herab, wie er vergeblich sie in den Stricken wand.

Der Engländer sah ihm, die Arme über die Brust gekreuzt zu und lachte, während der Krüppel an seiner Seite die Hände flehend gefaltet zu ihm empor sah, als wolle er um Barmherzigkeit bitten.

»Nimm den Knebel aus seinem Munde!« befahl der Lord.

Zitternd gehorchte der Malaye.

Der von dem Tuch befreite Bösewicht stieß ein Gebrüll aus so laut und gräßlich, daß man es über das Rauschen des Wassers hinweg weit auf dem Ufer drüben hörte, wo die Männer sich flüsternd zusammendrängten.

»*Squale rouge* – Rother Hay – Hawthorn!« begann der Lord mit tiefer Stimme – »meine Zeit ist gekommen. Der Gott, den ich angerufen, der Gott der Rache hat endlich Mitleid mit meinem Eide gehabt und Dich in meine Hand gegeben, wo Niemand steht zwischen mir und Dir. Bereite Dich zum Tode – denn Du mußt sterben!«

»Schurke! Mörder!« schrie der Pirat. – »Ich hasse Dich! Nimm mein Blut und sei verflucht!«

»Ich will Dein Blut nicht, Rother Hay!« fuhr der Lord fort, »ich würde meine Hand beflecken, wollte ich sie in das Blut eines Scheusals, wie Du bist, tauchen. Gedenk' an die Nacht im Chinesischen Meer in der Kajüte des »Satan«, gedenk' an Marie Roncamp und bereite Dich zu sterben!«

»Ungeheuer – was willst Du thun? – Nimm Deine Büchse – tödte mich! Zu Hilfe! Mörder!« Sein wahnwitziges Geschrei erfüllte die Luft.

Der Lord achtete nicht darauf – er sah sich um nach den Mitteln der schrecklichen entsetzlichen Strafe, die er ihm bestimmt. Die Augen des Piraten folgten mit Entsetzen den seinen – die Haare auf seinem Scheitel begannen sich zu sträuben.

Es standen etwas weiter nach der Spitze der Insel hin in der Entfernung von etwa sechs Schritt von einander zwei junge schlanke Bäume einer Cedernart, die ein zähes biegsames Holz hat, dasselbe, welches die Indianer häufig zum Schnitzen ihrer Bogen verwenden. Die jungen Stämme waren gleich hoch, etwa zwanzig Fuß, so daß über das Felsenufer der Insel hinweg ihre Spitzen auf beiden Seiten des Flusses zu sehen waren.

Auf diese Bäume richtete der Lord seine Augen – er schien sie schon vorher, während der Beerdigung der jungen Frau, deren raschen Tod durch seinen Mordversuch der Pirat ja auch verschuldet hatte, ausgesucht zu haben.

»Die Bola, Mahadrö!«

Der Krüppel holte zitternd unter seinem weiten Gewande die furchtbare Waffe der Indianer, den Lederstrick mit den Eisenkugeln am Ende hervor.

»O Sahib, Sahib! laß ihn nicht sterben in seinen Sünden!«

Wiederum lachte der Lord – es klang so unheimlich, so furchtbar, daß der Pirat zusammenschauerte und zu zittern begann wie ein Kind.

»Wenn Dir um das Seelenheil dieses Mannes bangt, so höre ihn Beichte und gieb ihm die Absolution!«

Der Krüppel schien den bitteren Hohn nicht zu verstehen oder nicht auf ihn zu achten. Er schob sich an die Seite des Gefangenen, zog die abgegriffene Bibel aus seiner Tasche und begann die Psalmen, sein Lieblingsgebet, laut zu lesen.

Der Pirat antwortete ihm mit einem gräulichen Fluch – seine Augen folgten wie gebannt den schrecklichen Vorbereitungen des Lord.

Dieser hatte das Ende der Bola gefaßt und warf sie mit der sichern Hand, die er sich bei seinem Aufenthalt unter den Apachen erworben, nach dem Gipfel des einen Baumes, den er mit den fest umschlingenden Kugeln niederzog und an einem schweren Steine befestigte.

Der Seeräuber glaubte, er solle am Halse an dem Baume aufgehängt werden und brüllte Flüche und Verwünschungen. Zu seinem Entsetzen sah er, wie der Lord die Bola von dem Baume löste und die Kugeln in gleicher Weise nach dem Gipfel des zweiten Baumes schleuderte.

Das wüthende Geschrei des Mörders verstummte, der Schrecken schnürte ihm die Kehle zusammen und trieb die Augen aus ihren Höhlen.

Der Lord band die Krone beider Bäume mit einer dünnen aber festen Reata zusammen, so daß sie etwa drei Fuß weit von einander blieben.

Dann trat er zu dem Gefesselten.

»Bist Du zu Ende, Mahadrö?«

»O Sahib – üb' Erbarmen!«

Der Lord wandte sich ohne Antwort an den Liegenden. »Die Zeit, den Eid zu halten, den ich nach jener Nacht am Bord der Diomedé schwor, ist da! Rother Hay, der schottische Wolf ist über Dir! Bist Du bereit?«

»Erbarmen! Barmherzigkeit!« winselte der Zitternde, dem aller Muth und Trotz über dem Entsetzen vor dem unbekanntem Schicksal geschwunden war, das ihn bedrohte.

»Ich will meine Verbrechen bereuen – ich will beten – tödten Sie mich! Tödten Sie mich wie einen Menschen – nur das nicht! Erbarmen! Erbarmen!«

»Hast Du Erbarmen gehabt mit Maria, der Unschuldigen? Hast Du Barmherzigkeit geübt an ihrem Leib? – Auswurf der Hölle – kehre zurück zu dem Ort, der Dich geboren!«

Er beugte sich nieder zu ihm und schleifte ihn nach der Stelle, wo die Gipfel der Bäume zum Boden gebeugt waren.

Der Malaye wollte sich ihm in den Weg werfen, seine Knie umfassen, ein Fußstoß schleuderte ihn weit zurück. Das Geheul des Mörders glich dem heiseren Gebrüll des Tigers in seinem Todeskampf. Der Lord warf ihn auf das Gesicht und setzte das Knie auf den konvulsivisch sich bäumenden Leib. Hierauf befestigte er die festen Lederstricke, die er an die niedergebogenen Stämme band, auf jeder Seite fest an die Handgelenke und die Knöchel des gefesselten Piraten.

Dies Alles war das Werk weniger Minuten. Dann nahm der furchtbare Rächer die Reata, welche die beiden Wipfel zusammen und am Boden hielt, ballte die Mitte zum Knoten zusammen und stieß ihn zwischen die Zähne seines Opfers.

»Halt fest, Rother Hay! Du hältst Dein Leben! Gedenk an Maria und sei verflucht!«

Ein Schnitt des Messers trennte die alten Bande, die bisher seine Füße und seine Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt hatten. Die Beine, die Arme streckten sich im Kreuz nach den Bäumen, an die sie gefesselt waren – kein Fluch, kein Schmerzensruf, kein Laut entfuhr

dem Munde des Gemarterten, seine Zähne, seine Kinnbacken hielten krampfhaft den Strick fest, der um eine Steinkante geschlungen ihn und die Wipfel am Boden hielt.

»Komm!«

Der Krüppel vermochte sich nicht zu bewegen – seine Lippen murmelten Gebete – der Lord hob ihn auf und trug ihn hinunter zum Ufer.

Dort lag das Kanoë – Falkenherz und ein Comanche saßen darin mit den Rudern. Die beiden Krieger der Wüste waren bleich unter der rothen und gebräunten Haut, wenn auch nicht so todtenbleich wie der Lord, in dessen Antlitz allein die unheimlich starren Augen noch Leben zeigten.

Der Engländer hob den Malayen in den Kahn und setzte sich neben ihn.

»Fort!«

Von der Strömung weit hinab getrieben, landete wohl an hundert Schritt unterhalb der Insel das Fahrzeug; die Indianer stiegen an's Land und halfen dem Malayen an's Ufer.

Der Lord blieb zurück. Ein schwerer Fußtritt durchbrach den leichten Boden des Fahrzeugs – dann stieß er es hinaus in den Strom und sprang das Ufer hinauf. –

Die Comanchen sahen in ihren Sätteln, die weißen Männer standen an ihren Pferden, alle ernst und stumm, Como weinte an der Schulter ihres Gatten, als der Lord mit seinen Begleitern zu ihnen trat.

Auf der Insel drüben war Alles still – kein Laut außer dem Rauschen des Wassers!

Der Lord half seinem Diener selbst auf den kissenartigen Sitz, den man für ihn auf ein Pferd geschnallt, und sprang in den Sattel.

»Vorwärts, Freunde, zu einem neuen Leben!«

Er spornte sein Pferd den Anderen voran. In diesem Augenblick zerriß ein gellender entsetzlicher Schrei von drüben her die Luft.

Unwillkürlich schauten die Reiter zurück.

Entsetzliches Bild!

Drüben auf der kleinen, jetzt unzugänglichen Felseninsel schwankten zwei schlanke junge Cedern hin und her, und zwischen ihren Wipfeln – furchtbarer Anblick – streckten sich die Glieder des Dänen im lebendigen zuckenden Andreaskreuz und Schrei auf Schrei, von entsetzlicher Todesqual ausgestoßen, gellte herüber!

Im Galop entflohen die Reiter dem schrecklichen Ruf.

Erst nach einer Viertelstunde, als keine Spur des Flusses mehr zu sehen, hielt der Trapper seinen Mustang an – Alle folgten seinem Beispiel.

»Freunde,« sagte Eisenarm, »es muß geschieden sein, mein Weg geht nach einer anderen Richtung, als der Eure. Señor Bonifazio, ich habe noch einige Worte mit Ihnen zu sprechen.«

Der Avignote lenkte sogleich sein Pferd an die Seite des Jägers.

»Spätestens in neun Tagen,« sagte dieser, »werde ich wieder an den Quellen des Buenaventura und bei Wonodongah sein. Gott allein weiß, ob ich ihn noch am Leben finde. Ist es der Fall, so werden wir Beide das Geheimniß des Thals bewachen, sonst ich allein, bis die Zeit gekommen. Sie werden über dem Erben bis zu der Zeit wachen, die der Todte bestimmt hat; jeder erfülle seine Pflicht.«

»Wenn Gott mir das Leben giebt,« erwiderte der Avignote, »werde ich ihn selbst hierher begleiten. Aber, Señor Eisenarm, ich kann ihn nicht in die Wüste führen. Sie müssen uns einen andern Ort, nicht bei den Indianern, sondern auf christlichem Gebiet bestimmen, wo wir uns treffen können.«

»Ich habe gleichfalls daran gedacht,« sagte der Trapper. »Nun wohl, es sei! aber ich bin unbekannt in den Städten und weiß wenig von ihrer Lage und ihren Entfernungen. Doch habe ich oft von einem wunderthätigen Heiligthum sprechen hören, das in der prächtigsten Kirche stehen soll, die Menschenhände Gott gebaut haben. Unsere weißen Jäger und Reisende schwören dabei und es heißt: Das Kreuz von Puebla!«

»Ich habe gehört davon!«

»*Muy bien!* Wenn der Weg dahin zu erfragen ist, so soll es geschehen. In dreizehn Jahren also von heute, am Tage der Geburt der heiligen Jungfrau, werden Sie vor diesem Kreuze mich mein Gebet verrichtend finden, wenn ich noch am Leben bin.«

»Und wenn ein Unglück Sie treffen sollte, was Gott verhüte, Meister Eisenarm, welche Hoffnung hat der Erbe dann, da nur Sie das Geheimniß kennen?«

»Dann,« sagte der Jäger feierlich, »dann hat Gott gewollt, daß das Geheimniß der Goldhöhle mit den drei Männern stirbt, denen er es gezeigt hat! Leben Sie wohl, Señor Bonifazio und mögen die Heiligen mit Ihnen sein!«

Er wandte sein Pferd, reichte Kreuzträger und dem Preußen die Hand, verneigte sich kurz vor dem Engländer und wandte sich dann zu Comeo, die er auf die Stirn küßte, während sie ihn weinend umfing.

»Es muß sein, Kind,« sagte er herzlich, »Gott und die Heiligen mögen mit Dir sein und dieser Mann Dein Leben glücklich machen. Hast Du noch einen Wunsch, so sage ihn schnell.«

Sie flüsterte weinend einige Worte in sein Ohr.

»Es soll geschehen, es ist Christenpflicht. Lebe wohl! und Ihr, Señor, denkt an Puebla!«

Er wandte sein Pferd und galopirte den Weg zurück, den sie gekommen.

Als die Reisenden sich endlich anschickten, weiter zu ziehen, vernahmen sie hinter sich, in der Ferne, den schwachen Schall eines Büchschusses.

Alle wußten, wen er erlöst! — — —

Jahre sind seitdem vergangen und in Strömen ist das Blut in dem unglücklichen Lande geflossen.

Im Dom von *Puebla* finden wir vielleicht einige von den Gestalten wieder, die der Leser durch dies Buch begleitet hat, wenn in der Darstellung der gewaltigen Ereignisse, die wir mitgelebt, die Zeit seiner Fortsetzung gekommen ist! — — —